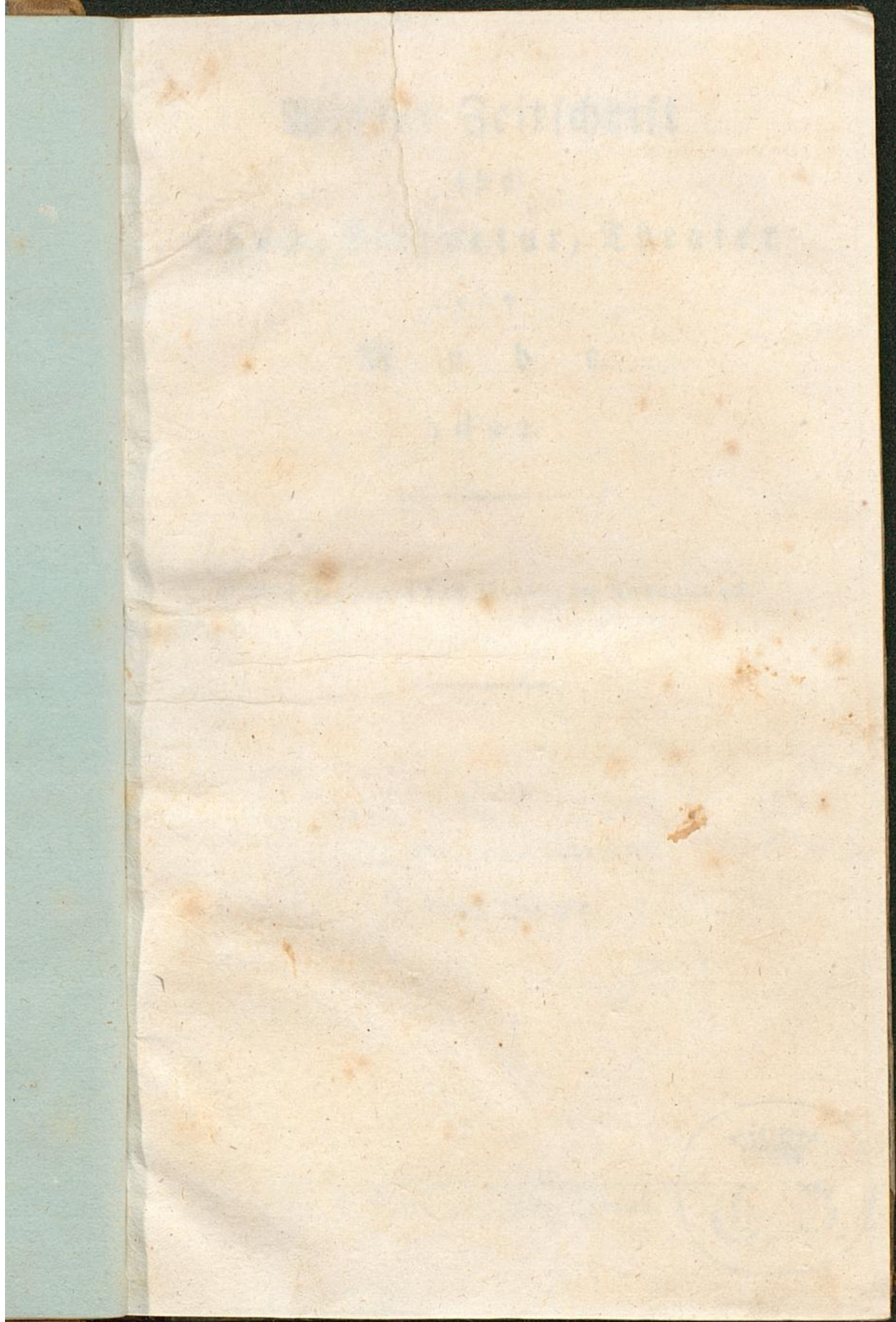
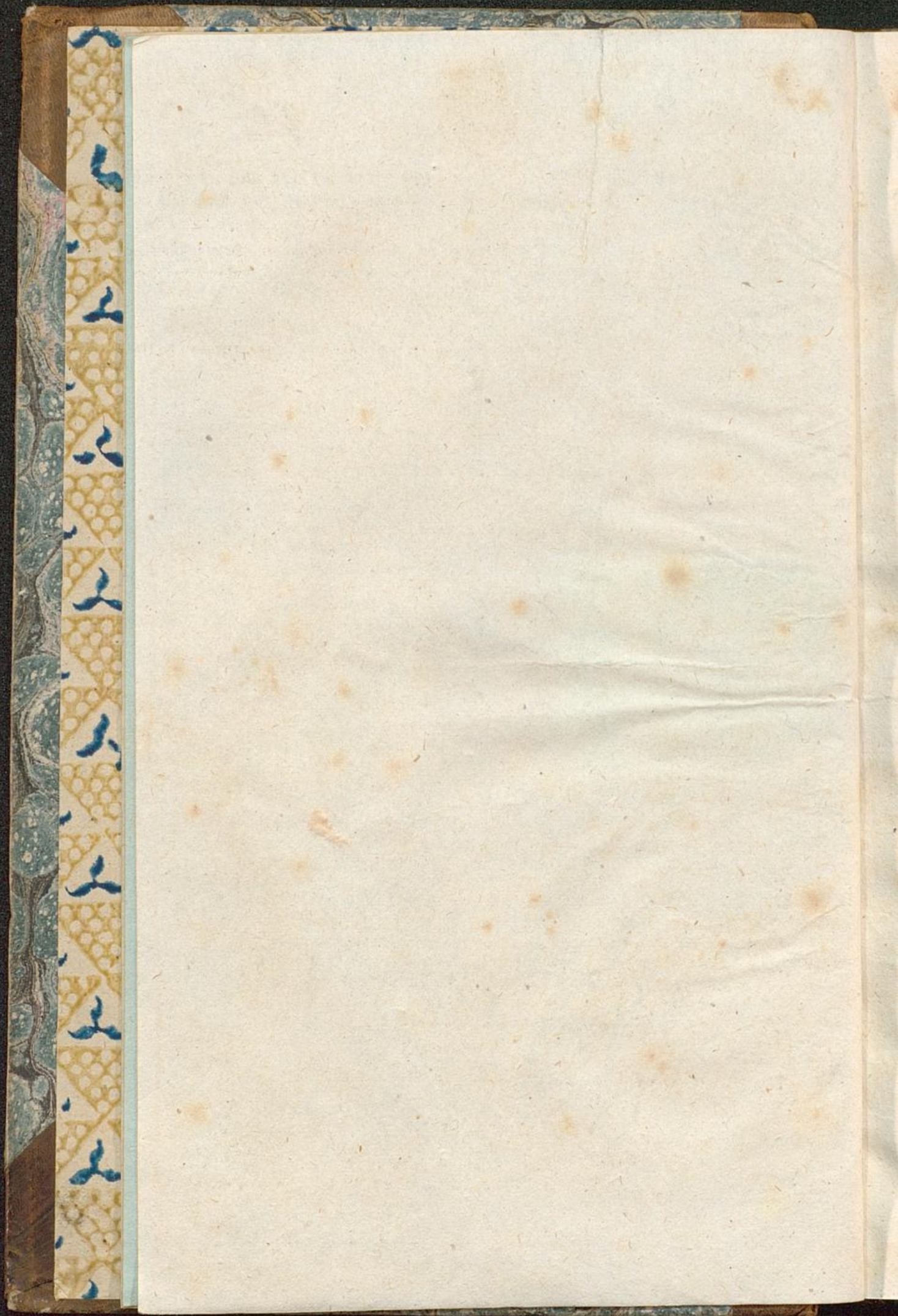


Mit 13 Modekupfern
1 Kupfertafel u.
2 Blatt Noten





Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.
1822.

Erstes Quartal des siebenten Jahrgangs.

Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Rara

za

8582



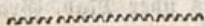
Inhaltsverzeichnis

des ersten Quartals des siebenten Jahrgangs

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.



Anzeigen der, auf den hiesigen Bühnen neu aufgeführten,
Theaterstücke.

Johann Bernot, ein Drama nach dem Französischen des Victor, von Freyherrn von Biedenfeld. 7.

Bemire und Ugor. Nach dem Französischen. Musik von Ludwig Spohr. 23. 73.

Faust, Trauerspiel von Klingemann. 30.

Das Jahr 1822, oder: die drey Schuster, lokale Posse. Von A. Bäuerle. 32.

Joconde, ein Ballet, von Hrn. Armand Vestris. 40.

Die Zigeunerinn von Derncleucht, ein Melodram nach Walthar Scott. Von Freyherrn von Biedenfeld. 46.

Der Leuchtthurm, Trauerspiel von Houwald. 69. 81.

Magandola, oder: Die Wunderperle, ein indisches Märchen. Musik von Hrn. J. Ritter von Seyfried. 95.

Die Männer denken, die Frauen lenken, ein Lustspiel von Lemberg. 114.

Der bucklige Liebhaber, ein Lustspiel nach dem Französischen des Scribe und Melleville, frey bearbeitet von Castelli. 120. 204.

Die reisenden Komödianten, komische Oper. 147.

Riafing, pantomimisches Ballet von Hrn. Titus. 162.

Die Sühnung, ein Drama von F. C. von Houwald. 196.

Die Reise nach Dieppe, ein Lustspiel nach dem Französischen, von Hrn. von Kurländer. 201.

Das Fräulein vom See, Oper nach dem Italienischen, Musik von Rossini. 210.

Die Scharfenecker, ritterliches Familien-Gemälde, von F. K. Waidmann. 230.

- Der Botaniker, Lustspiel nach dem Französischen, von Hrn. Sonnleithner. 239.
 Das Donauwelschen (erster Theil), romantisch komisches Volksmärchen mit Gesang,
 von Hrn. Carl Fr. Hensler. 255.
 Der goldene Schlüssel, oder: Der bombardirte Harlekin, Pantomime. 264.
 Die Hussiten vor Raumburg, Schauspiel von Kozebue. 278.
 Der Freyschütze (unter der persönlichen Orchesterführung des Confectors). 279.
 Margaretha, Königin von Catania, Ballet von Hrn. Taglioni. 302.
 Alexis, Singspiel, von Dalayrac. 303.
 Das Leben ein Traum, ein Drama nach dem Spanischen des Calderon, von C. A.
 West. 311. 316.

Musikalische Notizen.

- Der Vortrag der Reicha'schen Harmonie-Quintette. 88.
 Concert der Mlle. Vlahetka. 89.
 Die zwey ersten Concerte des Hrn. Bernhard Romberg. 90.
 Das dritte Concert des Hrn. Kapellmeister Romberg. 122.
 Spohr's großes Fortepiano-Quintett in C-moll. 122.
 Dramatisches Concert und einiges über Mad. Grassini. 287.
 Concert des Hrn. Jos. Böhm. 293.
 Musikalisch-declamatorische Akademie der Mlle. Antonie Oster. 294.
 Concert des Hrn. Aloys Rhanff. 295.
 Concert des Hrn. Carl Maria von Weber. 295.

Correspondenz-Nachrichten.

- Aus Dresden. 5. 38. 221. 262.
 » Schlesien. 15.
 » München. 68. 171. 223. 229.
 » Berlin. 87. 246. 270.
 » Neapel. 161. 170. 209. 285. 300. 310.
 » Pesth. 179. 286. 300.
 » Venedig. 209. 219.
 » Florenz. 209.
 » Mailand. 210.
 » Padova. 219.
 » Rom. 221.
 » Paris. 276.

Mannigfaltiges.

- Kunsnachrichten aus Schlesien. 15.
 Einiges über Lord Byron. 44.
 Über Sternwarten im Allgemeinen und über die k. k. Sternwarte in Wien insbeson-
 dere. 49.
 Skizzen aus Paris, von G. L. P. Sievers. 54. 68. 79. 106. 113. 119. 127. 135. 144.
 155. 176. 186. 194.

Zur Geschichte der Schuhe, von Georg von Gaal. 241. 249.

Cosmologische Betrachtungen über den Merkur, von J. J. Littrow. 257.

Blick auf Schubert's Lieder, von Fried. von Hentfl. 289.

Die neue Kettenbrücke über den Fluß Tweed in England, von Carl Mayer. 297.

Vom Russe. 299.

Über Alterthümer.

Puzzoli. 131.

Wien im zwölften Jahrhunderte. 225. 233.

Der Avernus See und seine nächsten Umgebungen. 305.

Biographische Notizen.

Aus Nelson's Leben. 141. 149.

Romantische Dichtungen, Erzählungen, Märchen, Novellen und Anekdoten.

Das Kästchen aus Paris, von Auguste Pinau. 2. 9. 17.

Adrienne de Sergy, eine wahre Anekdote, von G. L. P. Sievers. 25.

Die weiblichen Arbeiten, von Louise Brachmann. 33. 41.

Der Derwisch und die Erscheinung, zwey Märchen aus dem Orient. 57. 65.

Schicksal und Beruf, Erzählung von Amalie Schoppe, geb. Weisser. 75. 83. 91. 99.
109. 115. 123.

Die Fahrt nach der Normandie, eine Erzählung von L. M. Fouqué. 157. 165. 173.
181. 189. 197. 205. 213.

Das Bekenntniß, von Louise Brachmann. 265. 273. 281.

Edwin. 314.

Gedichte, Lieder, Romanzen, Legenden, Sonnette.

An Austria zum 1. Jänner 1822. 1.

Zeit bringt Rosen, von J. G. Meinert. 2.

Das grüne Blatt, von Saphine. 14.

An Julien, Sonnette aus dem Portugiesischen des Luis de Camoens, von Gottlieb von Leon. 22.

Wie wohlgethan Maria die Gottesmutter war. Nach einer altdeutschen Dichtung des
dreyzehnten Jahrhunderts, von Julius Max Schottky. 29.

An ein junges Paar, am Morgen nach der Hochzeit, von Helmine. 46.

Trost an Thorwaldsen, über den Einsturz seiner Werkstätte in Rom, von Therese von
Artner. 95.

Auf einem Maskenballe, von Louise Brachmann. 161.

Unverhofft kommt oft, von Friedrich Treitschke. 169.

Allemannisches Lied. Die Vergänglichkeit, von Gottlieb von Leon. 186.

Die blinde Waife. 228.

Allemannische Lieder, von Gottlieb von Leon. 284.

Die beyden Engel des Correggio, von Joh. Langer. 313.

Der Weise, von Jos. Moshammer. 316.

Charaden.

Charaden von Carl August Glaser. 103. 113. 119. 126. 135. 238. 269. 292.

Kupfer.

Dreizehn Kupfer, Wiener Moden darstellend.

Die neue Kettenbrücke über den Fluß Tweed in England als außerordentliche Beylage.

Musik.

Dorothea's Lied aus dem Trauerspiete: Der Leuchttthurm, von Freyherrn von Houwald. Musik von J. S. von Mosel.

Lied von Clotilde. In Musik gesetzt von Carl Maria von Weber.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 1. Jänner 1822.

I

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

U n A u s t r i a .

Zum 1. Jänner 1822.

Ein ernster Hymnus rauscht aus offner Pforte
Des neuen Jahrs; es preisen Millionen
Den Ewigen, daß ob der Erde Thronen
Er waltete mit seinem Friedensworte:
Es wirken Geist und Kraft am rechten Orte,
Und Glorie umwallt die heil'gen Kronen,
Und des geweihten Bundes Nationen
Vertrauen — jede dem gesalbten Horte.

Vor allen Austria! gen Himmel steigen
Empor aus deinen Auen Jubellieder;
Vor allen Austria! zu Dir hernieder
Die vollen Strahlen höchster Huld sich neigen:
Gesetz und Sitte gilt; die Vorberreiser
Der Künste blüh'n; in Frieden herrscht dein Kaiser.

P.

Zeit bringt Rosen.

Die Erde liegt von Nebelnacht umflossen,
 Und heulend zieh'n aus ihrer Höhlen Raß
 Die Stürm' in Kampf auf schwarzen Flügelrossen;
 Der Winter baut sich seinen Eispallast:
 Er hat den Strom in flücht'gem Lauf erfaßt,
 Und mit demant'nem Band den Borden angeschlossen;
 Die Berge starren, wie aus ehr'nem Schnee gegossen,
 Gebogen seufzt die Waldung seiner Last.

Verzag' an Wechsel nicht! Die Stunden eilen,
 Und wandeln bald den ungefügen Streit
 In milden Hauch, dem sich die Wolken theilen,
 Und Berg und Thal, blau überwölbt, erneut.
 Wie wogt der Strom, von Fesselzwang befreyt!
 Wie tönt es von Gesang durch grüner Wälder Säulen!
 Der Winter wich und wich der Sonne gold'nen Pfeilen,
 Und Rosen bringt, eh' du gehofft, die Zeit.

J. G. Meinert.

Das Kästchen aus Paris.

Von Auguste Pinau.

Der Zufall ist oft nur ein eesure Diener der Vorsehung.

„Nun, wie weit bist du mit dem Amerikaner?“ flüsterte im Tone der höchsten Neugierde Gräfinn Lichtenau ihrer reizenden Tochter Glynse zu, die eben das weiche Lager später als gewöhnlich verlassend, vor ihren Anziehspiegel trat, ihn zu befragen, ob dreytägiges Schwärmen und Tanzen den Feueraugen nichts von ihrem Glanze, den Wangen nichts von ihrer Frische geraubt. „Du warst gestern bey unserer Rückkehr so schläfrig,“ fuhr die besorgte Mutter fort, „und ich so übel gelaunt, daß ich an keine entscheidende Frage denken konnte; während des Fahrens hinderte mich die Gegenwart der Generalinn, das Weib ist, von früher Jugend an, zu meiner Qual geschaffen, immer durchkreuzt sie meine Wege. Gestern hatte ich schon eine hübsche Summe gewonnen, da übergibt die Präsidentinn ihr Spiel an Sie und ich verliere einen Kober um den andern, mein ganzer Gewinnst geht an sie über. Pour comble de chagrin biethet sie mir zwey Plätze in ihrem Wagen an, was will ich thun? ich habe leider keine eigene Equipage mehr, die übrigen Plätze sind eingetheilt, ich muß eine volle Stunde neben dem fatalen Weibe sitzen, und mich noch dankbar bezeigen, und kann nicht einmahl erfahren, ob du, mein Kind, bessere Geschäfte gemacht.“ — „Ich glaube allerdings,“ entgegnete lächelnd Glynse, „so aufmerksam war Swelling noch nie auf jeden meiner Winke und Wünsche wie gestern, so bedeutend sprach er noch nie; freylich lag in seinen Reden Manches, was mir panischen Schrecken einjagte, und meine heimliche Freude über seine von Stunde zu Stunde sich mehrende Gluth verbitterte. So hatte ich nähmlich mit Vergnügen bemerkt, daß er jeden meiner Schritte während der Françoise mit seinen Blicken verfolgte; als ich sie geendet,

legte er sanft den Shawl, welchen er mir aufbewahrt, um meine Schultern, führte mich nach einer stillern Ecke des Salon, wo er sich an meiner Seite niederließ; aber nachdem er mir eine Menge der artigsten Sachen vorgezeigt, fragte er mich plötzlich: ob ich wohl im Stande wäre, einem Tanze, der mir allgemeine Bewunderung erwerbe, und überhaupt den Ergötzlichkeiten der großen Welt bisweilen zu entsagen, wenn ein Freund (er sprach das Wort mit so sanftem Tone, daß ich ihn wohl verstand, oder ein Mann, dem ich eine noch schönere Ehrenstelle einräumte, es von mir heischte? Ich antwortete wie natürlich bejahend, aber im Innern erbebte ich, daß er wohl einen Versuch machen könne, den Ernst meines Ausspruchs zu prüfen; er lenkte dann das Gespräch auf seine Begriffe von der Liebe und Ehe, aber in der That, ich hätte einem Manne, der bisher so flüchtig um die Damen tändelte, keine so abstrakten Forderungen von Einfachheit, Treue und häuslichem Leben zugetraut. „Das sind Vorurtheile,“ erwiderte die Gräfinn, „die er unter den Quäcker-Gemeinden, deren es in Amerika viele gibt, eingesogen hat, oder vielleicht auch nur vorschützt, um etwas Sonderbares zu sagen, denn das Sonderbare ist heut zu Tage das Steckenpferd der Herren von feinem Ton. Er wird jene Sentiments, die wohl zur Gründung einer Kolonie taugen, in unserm längstgebildeten Europa wieder abstreifen, und nur das von dorthier gebrachte Gold behalten, dessen Mitbesitzerinn du werden sollst; doch gesetzt auch, es bliebe noch etwas von jenen Kolonial-Grundsätzen zurück, und dein Ghemann wäre keiner der liebenswürdigsten, was bleibt denn einem Mädchen deines Ranges anders übrig, als sich einen legitimen Schutzherrn zu suchen, wenn sie mit Ansehen in der Welt erscheinen will?“

„Amen schönen guten Morgen, meine gnädige Gräfinn und Kontesse! wollen sie seh'n eppes rares?“ Mit diesen Worten unterbrach eine israelitische Stimme vor der Thüre die vertraulichen Mittheilungen von Mutter und Tochter. „Seyd ihr es, Aron?“ rief die Gräfinn, „ihr kommt dießmahl vergebens, für eure Waaren fehlt mir jezt das Geld.“

„Werden Sie nicht brauchen Geld, bin ich nicht gekommen zu verkaufen, sondern nur aus alter Bekanntschaft zu zeigen schöne Waare.“ — Die Damen konnten einer Kleinen Neugierde nicht widerstehn, und ließen Aron hereintreten. Es war kein Trödeljude, wie sie zu Hunderten im Lande herum schwärmen, sondern ein Galanteriehändler, und zog er gleich zuweilen von Stadt zu Stadt, so both er doch seinen Vorrath nur in den elegantesten Häusern feil. Geschäftig setzte er jezt seinen Kasten hin, und fing an seine Schätze auszukramen. Doch gleichgültig schlüpfte er über das meiste hinweg, bis endlich die Reihe an ein niedliches Kästchen kam. „Betrachten Sie wohl, gnädige Kontesse, diese Arbeit!“ rief er mit wichtiger Miene, direkte aus Paris, na was sagen Sie dazu?“ Die Damen bewunderten das Kästchen; es war aus Perlmutter und Goldverzierungen schön zusammengesetzt, auf dem Deckel erblickte man ein herrliches Blumenstück von echter Mosaik. „Haben Sie jezt gesehn Schönes,“ begann Aron, „werden Sie jezt seh'n noch Schöneres.“ Er öffnete hierauf den Deckel, und nun stellten sich den Blicken der Damen die üblichen Attribute des weiblichen Fleißes (die Spindel versteht sich ausgenommen) aus allerhand kostbaren Materialien verfertigt dar. „Allerliebste,“ rief Gylse, „obwohl sie nicht an die schönen Sachen dachte, welche eine Kunst-

geübte Hand damit hervorzaubern konnte, nur wie herrlich sich ihre weißen Händchen bey Handhabung der zierlichen Instrumente ausnehmen würden. Aron unterbrach die Ausrufungen abermahls mit den Worten: „Haben Sie Gefallen gefunden an des, werd' ich Ihnen zeigen, was wird seyn noch mehr nach Ihrem Geschmack.“

Somit hob er den Einsatz in die Höhe; und da lag zwischen Sammtkistchen wohl verpackt eine Schnur echter Perlen, von reinstem Glanze, bedeutender Größe, und gerade lang genug einen schön geformten Damenhals gefällig zu umschließen. Elyse probirte sie vor dem Spiegel, fand, daß sie ihr vortreflich ständen, und versuchte, ob es nicht der Schönheit gelänge, dieses liebliche Puststück um wohlfeilen Preis oder gar auf Credit zu erhalten; aber Aron war in dieser Hinsicht zu sehr Hebräer, er versicherte, daß er das Kästchen und dessen Inhalt den Damen bloß gezeigt, damit sie es in der eleganten Welt anempfehlen und dadurch zu sicherer Abnahme für den geforderten Preis verhelfen möchten. „Und doch wette ich,“ sprach Elyse lächelnd zu der Mutter, „daß es in meinen Händen bleibt.“ „Swelling“ fuhr sie jetzt in französischer Sprache fort, „soll es mir kaufen. Hören Sie nur, Mama, wie ich das anfangen will, und worauf ich meine Hoffnung gründe! Gestern kam die Rede auf die Weihnachtsfeyer; ich sagte, daß ich noch immer gewohnt sey, an jenem Abend beschenkt zu werden. Ich bemerkte gleich, daß der Baron mir mit geschärfter Aufmerksamkeit zuhörte. Schnell fragte er mich, ob es auch Nichtverwandten erlaubt sey, zu der Christbescherung beizutragen? Ich erwiderte: wenn sie zu den Freunden sich zählten und mit Geschmack zu wählen verständen. Das Beste, meinte er, könnten freylich nicht alle von sich behaupten, doch sey die bloße Erlaubniß schon eine Auffoderung für jede Einbildungskraft, das bestmögliche zu ersinnen; denn — setzte er mit einem fast zärtlichen Blicke hinzu, gäbe es wohl ein schöneres Fest für die Spender selbst, als so reizenden Kindern Freude zu machen? — Nun wissen Sie Mama, Weihnachten ist nicht mehr fern, kaum noch vier Wochen; ich wette, er sinnt jetzt auf ein Geschenk für mich. Ich will seinem Nachdenken zu Hülfe kommen. Nach Tische wird er uns besuchen, Aron muß seine Waaren, vor allen aber das Kästchen herbringen, für das weitere werde ich sorgen.“ „Wie aber?“ bemerkte die Gräfin, „wenn er das Kästchen ohne die Perlen kaufte?“ „O dafür ist mir nicht bange!“ entgegnete Elyse. „Swelling übt die Freygebigkeit zu sehr, um hier zu knickern. Überdieß liebt er die Perlen ungemein, er sagte lezt hin: für Mädchen gebe es keinen passenderen Schmuck als diesen, das Symbol jungfräulicher Tugenden. Wenn er nur sieht, daß auch ich Gefallen daran finde, so ergreift er sicher mit Freuden die Gelegenheit, seinen und meinen Geschmack vereint zu befriedigen. Dabey läßt sich voraussehen, daß er in Folge dessen mit entscheidenden Anträgen nicht zögern wird, denn einem Mädchen meines Standes darf wohl nur ein Freyer so reiche Gaben anbieten; er hat sich also dadurch förmlich verpflichtet.“ Die Gräfin nickte beyfällig zu den logischen Talenten ihrer Tochter, in der sie ihre eigene Genialität erkannte, und Aron, der seinen Kram unterdeß mit scheinbarer Gleichgültigkeit zusammengepackt hatte, ward auf den Nachmittag bestellt, da, wie die Damen versicherten, ein reicher Liebhaber von derley Waaren gegenwärtig seyn würde; damit es aber nicht ausfähe, als hege man eigennützige Absichten,

so möchte Aron weder von seinem Morgenbesuche, noch von der Bestellung gegen jenen Herrn etwas erwähnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende November.

Dieser Monath war für uns besonders reich an musikalischen Genüssen. Der treffliche und berühmte Klarinettspieler, Hr. Kapellmeister Hermstedt aus Sondershausen, verweilte einige Wochen hier und gab uns mehrmahls Gelegenheit, sein seltenes Talent zu bewundern. Sein Vortrag hat etwas ungemein Großartiges, alles ist von dem tiefsten Gefühl durchglüht und mit der kühnsten Kraft und Sicherheit ausgeführt. Seine Höhe sowohl als seine Tiefe sind von seltenem Umfang, sein Ton ist von tadelloser Reinheit; sein grandioses Spiel ist am geeignetsten für große Räume, in engern Sälen wünschte man wohl bisweilen die Kraft seines Tones etwas gemildert und die Weichheit und Lieblichkeit mehr benutzt, deren die Klarinette fähig ist, doch läßt sich diese nicht mit jenem großen Styl vereinigen, und die ungeheuern Schwierigkeiten, welche dieser Künstler überwindet, sind nur durch solche Kraft besiegbar. Am 23. Nov. gab er eine große musikalische Akademie im Hôtel de Pologne. Sie wurde würdig eröffnet durch Beethoven's geniale Ouverture zum Egmont, die von der königl. Kapelle vortrefflich ausgeführt wurde. Hierauf folgte ein Klarinettkonzert vom Kapellmeister Spohr für seinen Freund Hermstedt komponirt; da Spohr sich jetzt gleichfalls hier befindet, so hatten wir die Freude, daß er es selbst dirigirte. Das Adagio und Rondo waren besonders ausgezeichnet schön und entzückten alle Zuhörer. Mlle. Willmann sang hierauf eine große Scene und Arie von Rossini aus der Oper „Adelheid von Burgund,“ recht brav, das eifrige Studium dieser Sängerin ist sehr lobenswerth, wäre nur ihre Stimme wohl lautender und ihr Vortrag weniger manierirt. Die Ouverture aus der Oper: Blaubart, von Gretry, eröffnete mit ihren märchenhaften Klängen den zweiten Theil. Mlle. Willmann sang Variationen über: „O dolce Concocto,“ da es hierbey mehr gilt, eine seltene Höhe und Bravour zu zeigen, so war diese Künstlerin hier ganz in ihrem Fach und der lauteste Beyfall lohnte ihr. Variationen für die Klarinette, komponirt von Spohr und vorgetragen von Hermstedt, beschloßen dies schöne Konzert.

Die liebliche Oper: *l'Inganno felice*, wurde bald darauf mit Feuer und Lust ausgeführt. Zuletzt spielte K. M. Hermstedt Adagio und Variationen von Cberwein; er überwindet auch in dieser Gattung von Kompositionen jede Schwierigkeit auf das meisterhafteste, doch ist sein Spiel mehr für den hohen, ernsten Styl passend, als für die leichte Grazie. Im Anfang des Nov. gab unser braver Kammermusikus Kummer Konzert, worin außer seinem trefflichen Fagottspiel besonders sein kleiner Sohn gefiel durch sein sehr ausgezeichnetes Pianofortenspiel; es ist eine Freude, diesen holden Knaben Piecen, wie: „la Promenade sur Mer“ von Kengel, so sicher und geschmackvoll vortragen zu hören. Eine Ouverture mit Begleitung von acht Waldhörnern, von Kummer komponirt, gefiel auch, nur der Gesang konnte bey diesem Konzert gar nicht erfreuen, Mad. Ungelmann und Hr. Mayer sollten selbst fühlen, daß sie gar keine Konzertsänger sind.

Am 30. Nov. war das zweyte der großen Konzerte der königl. Kapelle. Der Saal war wieder so überfüllt, daß die Hitze fast unerträglich wurde; wenn wird man endlich einsehen, daß ein Konzertsaal, der verhältnismäßig für Dresden ziemlich klein ist, doch durchaus Luftzüge haben sollte. Den Anfang der Akademie machte eine große Symphonie von Mozart, die wir mit Freuden nach langer Zeit einmahl wieder hörten. Unser Cantù sang dann die liebliche Romanze: „Saper bramate,“ aus dem *Barbiere di Siviglia* von Morlachi, mit herrlichsten Vortrag, nur wurde er zu langsam akkompagnirt und wir vermiften hierbey schmerzlich, daß Konzertmeister Polledro diese Akademien nicht dirigirt. Kapellmeister C. M. von Weber spielte ein höchst geniales Konzertstück für's Fortepiano von eigener Komposi-

tion. Es ist sehr vorthailhaft, wenn Künstler jetzt von den allzubekannten Konzertformen abgehen und solche Tonstücke mehr wie Dichtungen oder dramatische Scenen behandeln. Dies war hier auf meisterhafte Weise geschehen, es fing mit einem Larghetto affettuoso an, worin besonders eine Stelle, wo alle Bogensinstrumente von einem schwellenden Tremulando erbeben, während die Blasinstrumente in langsamen gehaltenen Noten rührend ertönten und das Piano phantastische Figuren kühn in das Tongewebe schlang, von ergreifender Wirkung war, dieß Larghetto ging in ein Allegro passionato über, tiefzerrissner Schmerz glühender Leidenschaft durchströmte wild und mächtig diese Klänge, nicht lange wäre solche Erschütterung zu ertragen gewesen; da ertönte feyerlich und lieblich zugleich ein herrlicher Marsch, dessen klarer Wohlklang die dunkeln geisterhaften Tongebilde zu verschleichen schien; ein Rondo gioioso schloß sich hier an, worin die kühnsten unerhörtesten Schwierigkeiten von dem Meister bestiegt wurden, es hätte eigentlich wohl passender: capriccioso geheissen, doch es konnte auch als fecker Muthwille der stolzen Siegeslust gedeutet werden. Im zweyten Theil hörten wir die sinnige Ouverture von Spohr zum Faust. Hierauf sang unser Benincasa eine allerliebste Aria buffa von Saffaroli, Kapellmeister Hermsstedt spielte ein Potpourri von Spohr ausnehmend schön, den lieblichsten Vortrag mit seltener Kraft vereinend. Ein sehr gefälliges Duetto militare von Generali, vortrefflich gesungen von Cantù und Benincasa, machte den Beschluß dieser schönen Akademie.

Bei der italienischen Oper wurde: la Repressaglia zum ersten Mal gegeben und wiederholt, die Musik ist vom Freyherrn v. Pöschl. Sie ist sehr angenehm, passend zu den Worten und mit jener lieblichen Leichtigkeit geschrieben, die bey einem deutschen Meister, der sich mehr zum ernsten Styl neigt, doppelt zu bewundern ist. Effektiv ist diese Musik nicht, sie wird sich keinen rauschenden Beyfall erwerben, aber gewiß immer gern gehört werden, besonders wo sie so ausgezeichnet brav vorgetragen wird wie hier. Sigr. Cantù übertraf sich selbst in der Rolle des jungen verkleideten Königs von Pohlen; er fand hier volle Gelegenheit, den süßen Wohlklang und Umfang und die reizende Diegsamkeit seiner Stimme zu zeigen. Seine Arien: „Dolce speranza“ und: „Ammiro, o buona gente“ wurden mit jubelndem Beyfall aufgenommen, er spielte die ganze Rolle mit eben so edelm Anstand als feinem Scherz, und seine schlaffe, hohe Gestalt nahm sich in dieser pohlnischen Tracht sehr vorthailhaft aus. Benincasa glänzte in der Rolle des Lowinsky. Der Meister befolgte die neue Mode, die Bravourarie der Prima Donna zum Schluß zu nehmen, dieß ist aber eine wahre Aufopferung der Künstlerin; so brav unsere Sandrini sie auch sang, so gibt es doch stets zu viele, die alsdann ungeduldig fortreissen, als daß die Andern, welche Kunst besser zu würdigen wissen, nicht durch das Geräusch der Gehenden höchst unangenehm gestört werden sollten. Die ganze Mode ist nicht zu billigen. Der Text dieser Oper ist ausgezeichnet hübsch, ganz dem französischen Lustspiel: la Revanche nachgebildet.

Bei der deutschen Ode gefiel: Sulistan, oder der Hulla von Samarkand, ganz ausgezeichnet, es wurde mit ungemeiner Eleganz und Pracht gegeben, alle Mitspielenden waren jedes ganz auf seinem Platz.

Im Schauspiel gab der jüngere Devrient aus Braunschweig mehrere Gastrollen, die Meinungen über ihn sind sehr getheilt.

Die Waife aus Genf erregte allgemeine Theilnahme und wurde so vortrefflich gespielt, daß sie selbst den strengern Kunstrichtern gefiel. Über das kleine Stück: das Feuer im Walde, wurde dagegen der Stab völlig gebrochen, selten hat etwas so allgemein mißfallen *).

Da die vereinenden Erinnerungsfeste eine schöne Sitte der jetzigen Zeit sind, so muß ich hier eines recht sinnig und herzlich gefeyerten solchen Festes gedenken, welches von den Wittenberger akademischen Komilitonen aus den Jahren von 1790 bis 1795 hier am 10. Nov. begangen wurde. Das heiterste Herbstwetter begünstigte die frohe Feyer, in dem freundlichen Saal des großen Gartens versammelten sich über dreißig

*) Gerade so ist es diesem Feuer im Walde vor einigen Jahren auch hier in Wien ergangen, als es auf einem der Vorstadt-Theater zum ersten Mal gegeben wurde.
D. Red.

wackere Männer, die zu jener Zeit dort studierten, zu einem Mittagsmahl, welches durch mannigfaltige, zu dieser Feyer gedichtete schöne Lieder gewürzt wurde. Edle und hohe Staatsmänner nahmen an dem Feste Theil, welches durch Wohlthätigkeit geheiligt wurde und sich nun jährlich wiederholen soll.

Schauspiel.

Theater an d. Wien, den 20. d. M. zum ersten Mal: Johann Bernot. Drama in drey Aufzügen, nach dem Französischen des Viktor, vom Freyherrn von Biedenkfeld. Zu Paris wurde dieses Stück auf dem Theater de l'Ambigu-Comique, im J. 1819 zuerst aufgeführt, unter dem Titel: Calas, Melodrame en trois Actes etc. Der Verfasser sagt in seinem Vorwort (Nota genannt): „Jedermann kennt die Geschichte des unglücklichen Calas — Voltaire hat die Vertheidigung seiner Hinterlassenen übernommen; mehr bedurfte es wohl nicht, um diesen Prozeß berühmt zu machen.“ — Der Vorfall ereignete sich im J. 1761 zu Toulouse, und einige Zeit nachdem der berühmte Schriftsteller die Unschuld der Familie dargethan hatte, wurde die Begebenheit in einem Drama dargestellt, das von Weisse übersezt, noch in dem vorletzten Decennium des vergangenen Jahrhunderts auch auf den Bühnen Deutschlands oft gesehen ward. Hr. Viktor mußte sehr um einen Stoff verlegen seyn, da er diese alte Historie wieder hervorgesucht hat. Denn was er sonst zu Ende seiner Note sagt, ist kein hinreichender Bewegungsgrund um diesen Gegenstand aufs neue zu dramatisiren. Das Hauptmotiv der Verfolgung und des Unglücks jener Familie ist, im civilisirten Europa, den jezigen Zeiten, fremd, und die Begebenheit hat in dramatischer Gestalt kein anderes Interesse, als das feyerliche Zeremoniel und die schauerlichen Zurüstungen der Gerichts- und Kriminalscenen gewöhnlicher Weise zu gewähren pflegen. In der Bearbeitung mußte nun die Handlung durch andere Motive bestimmt werden, sie ist aber in der That durch gar keine Motive recht eigentlich begründet. Wir hören allerley, womit wir nicht zu Stande kommen können, wissen weder recht, was diesem jungen Menschen fehlt, der sich zu Ende des ersten Akts im Gartenhaus erschließt, noch was er will, und was die andern von ihm wollen, und der erste Akt, der dem Bearbeiter ohne Zweifel die meiste Mühe verursacht hat, weil er den Gang der Begebenheiten auf seine eigne Weise ordnen mußte, ist ein wahres Chaos. Er hat sich indessen so gut geholfen, wie er konnte, hier ein Ereigniß benützt, das ihm noch frisch im Andenken war, dann einen Theaterkoup aus einem andern, unlängst oft und gern gesehenen Drama bestens angebracht; denn in dem Original stürzte der Vater nicht mit der Pistole aus dem Pavillon, und nieder auf die Erde, inmitten der Herbeggeeilten, so wie in der Weise von Genf, sondern auf das Geschrey: un homme assassiné! eilt er erst hinein, und kehrt schauernd zurück mit den Worten: Ah! mon fils n'est plus! die Mutter sinkt in Ohnmacht. Es wird dort auch kein Pistolenschuß gehört. Das Alles macht indessen einen sehr brillanten Aktschluß, wie sich denken läßt, und der thut diesem ersten Theile wirklich Noth. Im zweyten geht die Sache ihren ursprünglichen Gang, das große Verhör macht ein volles Theater, und bringt äußeres Leben, aber kein inneres hervor. Die letzte Scene des dritten Akts ist ohne Zweifel sehr lebendig, hier ist für einen glänzenden Theater-Effekt gesorgt. Bernot beschuldigt, seinen eigenen Sohn umgebracht zu haben, wurde fortgeführt zum Tode; seine Unschuld, der Haß und die Verleumdung seiner Feinde, so wie die Übereilung seiner Richter werden offenbar, und er selbst, der Abänderung des tragischen Ausgangs in einen glücklichen gemäß, zurück gebracht, um dem Leben und der Freyheit wieder geschenkt zu werden. Im Französischen schließt die Handlung mit den Worten: Le crime est consommé! L'innocent expire! — Il va recevoir la couronne.... Dadurch gewinnt die Handlung wenigstens Einheit und Wahrheit. Dessen ungeachtet hat das gerichtliche Verfahren auch nicht die geringste. Mag der wirkliche Prozeß immerhin mit einer solchen ungeheuren Inkonsequenz geführt worden seyn, auf der Bühne wollen wir doch einen Scheingrund haben, wenn nicht mehr, wie das sich so ereignen konnte. Das Stück befriedigte indessen auch so wie es hier gesehen wurde, und kann, wenn gleich unter die gewöhnlichen Dramen dieser Art, doch nicht unter die mißlungenen gerechnet werden.

Die Darstellung war im Allgemeinen etwas matt. Das Stück bewegt sich ohnehin sehr feyerlich. Im Einzelnen verdient besonders Hr. De m m e r in der Rolle des Eduard alles Lob. Er gab sie ohne Überspannung mit großem Effekt. Auch Hr. P a l m e r hatte dieß Mahl den rechten Ton für den tragischen Charakter dieses Stück. Mad. K u p f e r gab zu ihrem zweyten Gastspiel die Rolle der Madam Bernot. Ihr Ton ist etwas kalt, aber sie spricht gut, und sprach in dieser Rolle richtig. Ihr Benehmen war natürlich. Der Ausdruck des Schmerzes mahlt sich in den Gesichtszügen etwas herb, allein es ist doch Ausdruck d. a. Warum der Bearbeiter die Leidende im dritten Akt mit einem Anflug von Wahnsinn aus der Ohnmacht erwachen läßt, ist wohl nur aus dem guten Willen, der Schauspielerinn einen Abgang zu bereiten, der jedoch nur angedeutet wird, zu erklären. Die Absicht aber wird vereitelt. Hr. K o t t behauptete als Capitoul (erste Magistratsperson) die gehörige Würde des Charakters. Sein erstes Eintreten war zu rasch und ritterlich. Die Gestalt begünstigt ihn in solchen Rollen.

A n k ü n d i g u n g.

Die gebildete Lesewelt, die dieser Zeitschrift ihre Theilnahme schenkt, wird hie mit zur Vorausbezahlung auf den beginnenden siebenten Jahrgang desselben geziemend eingeladen.

Der Herausgeber ist sich bewußt, unter mancherley Hindernissen seinem Blatte bisher keine Art von Sorgfalt schuldig geblieben zu seyn und es von Jahr zu Jahr vervollkommnet zu haben. Er sieht mit Freuden sein Streben anerkannt, und darf hoffen, sich des ihm geschenkten Vertrauens immer würdiger zu machen. Diese Hoffnung gründet sich insbesondere auf die wachsende Anzahl von Beiträgen, wodurch ausgezeichnete deutsche Männer von ganz Deutschland, denen er hiemit öffentlich dankt, sich bemühet haben, die Leser der Wiener Zeitschrift, deren Plan im Wesentlichen unverändert bleibt, gleich zu unterhalten und zu belehren.

Die Bedingungen für die Abnehmer der Wiener Zeitschrift bleiben unverändert, wie sie unter dem Titel angeführt sind. Man bemerkt hier nur noch folgendes:

Dieser Abnehmer, welche ihre Exemplare von Wien aus mit hartem Wachs und dem Amtssiegel geschlossen, zu erhalten wünschen, zahlen halbjährig 2 fl. W. W. Für die Absendung am Tage der jedesmahligen Erscheinung sind halbjährig 5 fl. W. W. nebst obigen Beträgen zu entrichten. Außerdem wird die Zeitschrift an den gewöhnlichen Posttagen wöchentlich zwey Mahl versendet.

Sollten willkührliche Bertheurungen eintreten, so ersucht der Herausgeber ihm, oder der k. k. obersten Hofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition, sogleich Anzeige davon zu machen, um Abhülfe leisten zu können.

Die Trennung des Textes und der Kupfer, und die vereinzelte Verabfolgung derselben findet nur hier in Wien und im Wege des Buchhandels Statt. Mit der Post kann nur die Versendung des Textes und der Kupfer gemeinschaftlich erfolgen.

Das Honorar ist auf fünf Dukaten in Gold für den Druckbogen festgesetzt, und dem Belieben der Schriftsteller überlassen, dasselbe gleich nach dem Abdruck, oder nach halbjähriger Berechnung einzufordern.

Im Wege des Buchhandels wird die Zeitschrift gleich andern literarischen Journalen in monatlichen Heften, mit einem Umschlag versehen, sowohl mit als ohne Kupfer, um die angelegten Pränumerationspreise vom Jahre 1822 an in Kommission von Hrn. Carl Gerold allhier zu haben seyn, und man ersucht die löblichen Buchhandlungen Deutschlands und des österreichischen Kaiserstaates, sich an denselben mit ihren Bestellungen zu wenden.

Der Herausgeber.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 3. Jänner 1822.

2

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu folgenden Preisen: um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Kästchen aus Paris.

Von Auguste Pinau.

(Fortsetzung.)

Der schlaue Jude dankte den beyden Gönnerinnen für die gütige Berücksichtigung seines Vortheils, versicherte, er werde ihrer Delikatesse nicht im mindesten entgegen handeln, und entfernte sich; aber Elise schwelgte im seligen Vorgefühl, das zierliche Kästchen als Vorbothe eines bündigen Ehekontrakts auf ihrem Puktsische zu sehen.

Der sogenannte Amerikaner, Baron Swelling, war keineswegs ein Produkt der neuen Welt, wie es dieser Beynahme vermuthen läßt, sondern in der alten, und zwar in Deutschland geboren, auch daselbst halb aufgewachsen; allein Kriegsverheerungen und mancherley Unglücksfälle hatten seinen Vater um das frühere Besitzthum gebracht. Die anlockenden Beschreibungen des nordamerikanischen Freystaates spiegelten demselben einen baldigen Ersatz vor; in Verbindung mit mehreren Auswanderern segelte er mit seinem einzigen Sohne nach jenen Ländern, ließ sich an den Ufern des Delaware nieder, und war in der That so glücklich, durch eine zweyte Heirath mit einer reichen Pflanzers-Witwe seinem Geschicke eine sehr günstige Wendung zu geben; aber in des kleinen Alberts Herzen hatten die frühern glücklichen Tage in der Heimath eine so lebhafteste Spur und bleibende Vorliebe für dieselbe zurückgelassen, daß er, als nach Jahren Stiefmutter und Vater starben und er ihr einziger Erbe ward, seine Pflanzungen verkaufte und mit der gelösten ansehnlichen Summe in das nun eben wieder besreyte und im Freudenfeuer der schönsten Hoffnungen strahlende Vaterland zurückkehrte. Seine persönliche Liebenswürdigkeit und der ihm eigene lebensfrohe Sinn ließen ihn schon überall freundliche Aufnahme finden, die Freygebigkeit aber, mit der er sich bey einigen Gelegenheiten bewies, und die nicht verhehlte Absicht, sich hier anzustedeln, trugen noch mehr dazu bey. Die Fama kennt gewöhnlich nur eine Rechnungsart: das multiplizieren; so sprach man denn auch von

Schäken, die er mitgebracht, von Ländereyen, die er ankaufen wollte. Anfangs ärgerten, endlich belustigten ihn diese Gerüchte, denn sie beförderten seinen vertrauteren Zutritt bey den angesehensten Familien, welches ihm Gelegenheit gab, manchen bedeutenden Mann, manche reizende Dame näher kennen zu lernen; vorsichtig wollte er hier prüfen, um den gehaltvollsten sich zum Freund, die beste und liebenswürdigste als Gattinn zu erwählen. Ein schöner Vorsatz, wenn nur die beyden Irrlichter auf der Bahn des Lebens, Eitelkeit und Sinnenreiz, ihm nicht zuweilen eine falsche Richtung gäben! Auch Swelling sah sich von allen Seiten so geschmeichelt, daß er zuletzt selbst nicht wußte, ob es seiner Persönlichkeit oder seinem Reichthume gelte, und fand zu viele allerliebste weibliche Geschöpfe, um einer Einzigem alle Übrigen aufopfern zu können.

Gräfinn Leuchtenau, gleichfalls aufmerksam gemacht durch den Ruf des reichen Ankömmlings, hatte eine nicht fern gelegene Stadt, welche ihr sonst als Aufenthalt diente, mit jener vertauscht, worin Swelling sich aufhielt, bloß in der Hoffnung, es werde der schönen Elise, die schon unzählige Europäer an ihren Siegeswagen gespannt, gelingen, den unstätten Sinn des Amerikaners zu fesseln. Sie wünschte dieß um so sehnlicher, als die früheren Anbether, vielleicht eingeschreckt durch den Denkpruch: die Ehe sey der Liebe Grab, stets am Rande desselben umgekehrt. Da diese Unheil bringende Warnung einmahl ohne allen Grund vorhanden ist, so tröstete die Gräfinn sich mit der Hoffnung, sie werde zum mindesten noch nicht jenseits des Oceans bekannt seyn; denn daß in den Kolonien recht ordentliche Heirathen geschlossen wurden, das wußte sie aus den Zeitungen. Ihre ersten Versuche blieben ohne großen Erfolg, doch jezt nahte der Winter mit seinen Freuden. Ein französischer Autor sagt ganz wahr: en été tout nous sépare, en hiver tout nous unit. Was Nachtigallengesang, Zephyrluft und Mondenschein nicht bewirkt, nämlich Swellings Gefühle zärtlicher zu stimmen, gelang der Tanzmusik und dem Kerzenglanz. Elise strahlte hier wirklich in ihrem Elemente, und immer merklicher ward der Sieg, den sie über ihre Nebenbuhlerinnen davon trug. Vorzüglich entscheidend wirkte ein Fest bey einem reichen Gutsbesitzer, von dem wir sie zu Anfang dieser Novelle zurückgekehrt fanden.

Swelling ermangelte nicht, sich Tags darauf versprochener Maßen einzufinden, besorglich forschend, ob keine Erkältung den Nachhall der genossenen Freuden unfreundlich gestört, wie es bey zart organisirten Damen öfters der Fall ist. Aber dem Himmel sey Dank! nein. Sie blühte so frisch, sie lächelte so vergnügt, als begehre sie auf der Welt nichts mehr, und doch, unsere Leser wissen bereits, welche Wünsche ihr auf dem Herzen lagen. Poch, poch, ging es endlich an der Thüre, und siehe da, Aron erschien abermahls so fremd, als beträte er diese Schwelle zum ersten Mahle, und Elise spielte die ganze Bewunderungsscene von diesem Morgen wieder; besonders gelungen war der Seufzer zu nennen, mit dem sie die Perlen in das Kästchen zurücklegte, daselbe an Aron zurückgab, mit der Bemerkung: daß, wenn sie eine reiche Dame wäre, dieß geschmackvolle Geräth auf ihrem Puktsche prangen müßte. Doch entging ihr nicht, daß Swelling, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, freudig auffah, dem Juden etwas versthohlen zuflüsterte, und mühsam verbarg sie ihr Entzücken über das Gelingen ihres wohlangelegten Plans.

Sie hatte sich nicht geirrt, Gutmüthigkeit und ritterliche Galanterie allein machten es Swellingen zum Vergnügen, das, wie er glaubte, zartfünnig unterdrückte Verlangen der schönen Elise nach einem für ihre Einkünfte zu kostbaren Zierrath befriedigen zu können, und sein Wohlgefallen an ihr rieth ihm gleichfalls, durch diesen etwas bedeutungsvollen Beweis von Huldigung, seiner Unentschlossenheit ein Ende zu machen. Ohne Zögern suchte er Aron auf, zahlte die ihm sehr mäsig scheinende Summe von vierhundert Thalern, und eilte nicht ohne Herzklopfen mit dem Ankauf nach Hause. Mit mancherley Gedanken beschäftigt, drehte der hoffnungsvolle Käufer das künftige Weihnachtsgeschenk und seinen Inhalt von allen Seiten um, und fand, daß im Verhältniß mit dem, was er in Paris selbst, wo er eine kurze Zeit gewesen, für ähnliche Waaren zahlen sah, die geforderte Summe noch viel zu gering sey. Unmöglich kam das Alles neu aus dem Kaufladen, und doch sah es noch ganz ungebraucht aus. Zufällig drückte er jetzt an den innern Rand des Deckels, das sammtüberzogene Bretchen legte sich plötzlich herab, ein entseigelter Brief fiel in seine Hand, und entblößte ein Medaillon mit einem weiblichen Bildniß, daß in des Deckels Tiefe fest eingepaßt war. Der Ausdruck von Sanftmuth und Güte in dem noch jugendlichen Gesichte und die unvermuthete Entdeckung gaben demselben ein ganz besonderes Interesse; mit der lebhaftesten Neugierde ergriff er daher das Blatt und las folgendes:

Meine theure Pauline!

Dieses Briefchen bringt nicht allein dir, auch der Welt, den Abschiedsgruß deiner Franziska, die in letzterer ein zu hohes Glück besessen, um nach dessen Verlust, ihr gehaltloses Getümmel ertragen zu können. Seitdem mein edler Gatte mit der Todeswunde in der Brust, von der fürchterlichen Kälte erstarrt, zu meinen Füßen lag, und sein Auge unter den fruchtlosen Bemühungen ihn zu retten brach, ist auch mein Herz gebrochen, es kann sich bey den Anblick fröhlicher Menschen des tiefsten Schmerzens nicht erwehren. Darum flüchte ich in jene stillen Mauern, die meine Kindheit schirmend umgaben; ich bereue nicht sie verlassen zu haben, denn was ich auch gelitten, die Erinnerung an meines Mannes heiße Liebe und deine treue Anhänglichkeit, bereichert meine Seele. Doch soll ihr wieder Ruhe werden, so ist es nur in diesem gottgeweihten Orte, wo ich den verklärten Geistern meiner Lieben näher bin; dort will ich Ergebung in den Willen der Vorsehung lernen, und vielleicht wenn die Zeit ihre oft bewährte Vinderungskraft auch an meinem Gemüthe übt, wird die Sorge für die Klosterzöglinge meiner Fortdauer noch einigen Werth geben. Möchte es mir gelingen ein dir ähnliches Wesen unter ihnen zu finden, und eine zweyte Pauline daraus zu bilden! Die Trennung von dir kostet mich viel, aber glaube mir, es mußte so seyn! Du hast mit beyspielloser Gefälligkeit dich um meinetwillen allen Freuden entzogen, zu denen deine Jugend, deine Vorzüge, dein heiterer Sinn dich berechtigten, ich darf dieses Opfer nicht länger annehmen. Bald wäre es noch schlimmer geworden, früh oder spät muß dein schönes Gefühl sich für einen edlen Mann entscheiden, du wirst alle Seligkeit empfinden, die ich gekannt und nun für dieses ganze Erdenleben entbehren muß. Aus Schonung für die Freundin verbärgest du mir dann was dich entzückt, unsere persönliche Zuneigung bliebe

zwar noch immer, aber das Wohlbehagen im gegenseitigen Umgange, das nur bey Zwanglosigkeit und vertraulichen Mittheilungen bestehen kann, hörte auf, und die wärmste Freundschaft ginge in ein gezwungenes drückendes Bündniß über. Nein, dahin soll es nie kommen, daß ich ein Geschöpf, welches ich stets so Schwesterlich geliebt, beneiden sollte, von jenem Standpunkt aus sieht man mit ruhiger Entfagung auf alles, was die Erde biethen kann, zurück. Nimm jetzt mein Vermächtniß an dich! In dem Schranke, zu welchem du den Schlüssel hast, findest du ein Kästchen, das wie alles, was darin enthalten, ein Geschenk meines Mannes war. Wem möchte ich die schimmernden Gaben des theuren Mannes gönnen, als dir? — Sie mögen dir Segen bringen! Meinen lieblosen Verwandten bleibt mein geringes väterliches Erbe, diese Heiligthümer soll ihr eitler Hang nicht entweihn. Nur auf deiner schuldlosen Brust soll dieser Perlen reiner Glanz sich wiegen. Ich kenne dich zu gut, um nicht zu wissen, daß mein Bild dir das willkommenste Andenken seyn wird. Es gehörte einst dem Geliebten, und möge jetzt von der Freundin eben so treu bewahrt werden. Nun lebe wohl! Laß den Gedanken, daß ich meiner Beruhigung entgegen gehe, deine Trauer um mich mildern. Ist es dem Sterblichen verliehen, den Willen der Vorsehung durch ihr Flehn zu lenken, so werden die Früchte meines Gebeths dich in lachenden Bildern durch das Leben geleiten und alle trübenden Ereignisse daraus entfernen, die das meine in Nacht verwandelt.

Franziska Dorfeld.

Jetzt war es um Swellings Freude über den trefflichen Kauf gethan. Er wußte nun, daß alle die schönen Sachen eine ganz andere Bestimmung gehabt, als von den profanen Händen eines Juden feil gebothen zu werden. Unmöglich konnte er der in dem Briefe so hoch gepriesenen Erbin den Leichtsin zu trauen, es veräußert zu haben, auch widersprach dieser Vermuthung die Beybehaltung des Bildes und des Zettels; aller Wahrscheinlichkeit nach war es entwendet worden, aber wie? und wo? — Das Datum des Schreibens zeigte eine kurz verflossene Zeit an. Swelling, der vor Begierde brannte, das muthmaßlich gestohlene Gut an seine Behörde zurück zu liefern, zögerte nicht einen Augenblick, den Juden aufzusuchen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Wir wollen auch gar nicht abläugnen, daß der Anseh'n eines kleinen Abentheurers der ganzen Begebenheit einen neuen Reiz gab, und seinen Erstattungsseifer spornte. Nicht ohne einigen Verdacht auf Aron selbst, hohlte er diesen aus, aber der Jude schwor bey allen Ervätern, daß er das Kästchen auf ehrliche, wenn gleich wohlfeilere Weise, als er aus Kaufmännischer Schlaueit vorgegeben, an sich gebracht; auch sey die Versicherung, daß es aus Paris stamme, schwerlich eine Lüge, indem er solches von einem gemeinen Soldaten des aus Frankreich kürzlich zurückgekehrten Regimentes erhandelt, und dieser es wahrscheinlich dort erbeutet. Nun könne selbst die allerchristlichste Gewissenhaftigkeit ihm den Ankauf nicht verargen, da er überdies so bescheiden als möglich Vortheil daraus gezogen. Das ließ sich in der That nicht läugnen, allein Swelling war zu sehr überzeugt, das in Rede stehende Kleinod, es möchte nun stammen woher es wolle, sey in Deutschland entwendet worden, und hätte er auch die rechtmäßige Besitzerinn bis jenseits des Rheins auffuchen müssen, er war dazu entschlossen. Zu großer Erleichterung seiner Mühe fand der Kriegsmann sich bald auf, und gestand schon bey den

ersten verfänglichen Fragen, das Regiment habe auf dem Marsche in M... Kashtag gehalten; dort sey den Abend vor dem Ausbruche in einem Hause Feuer ausgekommen, weshalb er mit vielen Andern in das brennende Zimmer geeilt, um zu löschen; das schöne Kästchen habe dort so anlockend auf einem Tische gestanden, daß er der Versuchung es zu sich zu stecken um so weniger widerstehen können, als er überzeugt gewesen, im Unterlassungsfalle würde es ein anderer thun. Das Haus und die Eigenthümer wußte er nicht zu bezeichnen, aber Swelling bedurfte dessen nicht, ohne Zweifel war die Polizey-Behörde zu M... von dem Diebstahl unterrichtet, und keiner fremden Vermittlung recht trauend, beschloß er selbst dahin zu reisen, um der Überbringer des ohne Zweifel schmerzlich Vermißten zu seyn. Es überfiel ihn allerdings eine kleine Wehmuth, daß er das Elisen bestimmte Geschenk ihr wieder entziehen mußte, aber von der Zueignung wußte sie nichts, und bis Weihnachten ließ sich noch mancher geschmackvolle Ersatz auffinden; ja die kurze Trennung diente vielleicht nur dazu, einander unentbehrlicher zu werden, und war die Vorbereitung zu einer dauernden Vereinigung.

Seine bevorstehende Abwesenheit mit wichtigen Geschäften entschuldigend, beurlaubte er sich bey Elisen; das Geheimnißvolle und Zärtliche in seinem Benehmen ließ sie auf feyerliche, ihren Wünschen entsprechende Anstalten schließen, daher, wenn gleich scheinbar betrübt, doch im Innern völlig sorglos, konnte sie den Abschied des Freundes leicht ertragen. Zwey Tagereisen war es nur bis M... aber die Ungeduld, sein Geschäft bald abzuthun, Neugierde mitunter, ob sein Geschick ihn mit Franziska oder Paulinen bekannt machen würde, endlich ein wenig rückwärtsstrebende Sehnsucht nach der so eben verlassenen Freundin, ließen ihm die Zeit ziemlich lang vorkommen. Es mußte bey dem Allen ein eigener hülfreicher Genius über Swellings gegenwärtiger Angelegenheit schweben, denn er kam auch dießmahl seinen Erkundigungen entgegen. Als unser Reisende nämlich zu M... anlangte, mit dem Vorsatze erst recht auszuruhen, und den folgenden Morgen seine Anfragen zu beginnen, traf es sich, daß sein Tischnachbar bey der Abendtafel einen andern Gast halb laut fragte, ob denn die Familie Wartenbach noch keine Spur von dem gestohlenen Kästchen habe? Jener verneinte, setzte aber hinzu, es könne gar nicht fehlen, da sie eine bedeutende Summe für die Wiedererstattung versprochen hätte. Swelling mußte lächeln, und da er selbst auf keine Belohnung Anspruch machte, vielmehr den guten Leuten gern alle Kosten ersparen wollte, erkundigte er sich jetzt ganz höflich um die Wohnung der eben genannten Familie, an die er einen Auftrag habe. Man ertheilte ihm eben so artig Bescheid, und statt also den andern Morgen einen mittelbaren Weg einzuschlagen, begab er sich geradezu nach dem bezeichneten Orte. Ein Dienstmädchen begegnete ihm auf der Treppe, und als er zu verstehen gab, er bringe ein verlorne Gut zurück, eilte sie sogleich ihn anzumelden. Swelling harrete indeß im Borgemach, doch schon nach einer Minute flog aus dem anstoßenden Kabinete eine junge Dame in leichter Morgenkleidung, mit dem Ausrufe: „Bringen Sie das Kästchen?“ auf ihn zu, blieb aber in höchster Bestürzung und bis unter die Locken erröthend stehn, als sie genauer ihn betrachtete. Sie mochte wohl einen armen Teufel, den der zu hoffende Gewinnst hertrieb, oder irgend einen Abgesandten des Gerichts erwartet haben, und schämte sich jetzt

vor einem jungen blühenden Manne von feinstem Anstande, nach dem neuesten Schnitte gekleidet, so ohne alle Komplimente und im leichten Anzug zu erscheinen, obwohl nicht zu läugnen war, daß ihr das Morgenkleid recht niedlich stand.

(Der Schluß folgt.)

Das grüne Blatt.

Wohl ist sie bang und schaurig
Die graue Winterszeit;
Die Bäume stehen traurig,
Die früher mich erfreut;
Es steigt aus eisger Hülle
Kein Blümchen mehr hervor,
Zur bunten Farbenfülle
Verschlossen ist das Thor!

So rief ich meine Klage
Mit hoffnungslosem Sinn,
Denn lang ist es zum Tage
Des neuen Frühlings hin.
Bringt er auch schöne Lieder
Und Blumen viel zurück,
Kehrt doch nicht alles wieder,
Fehlt mir der Liebe Glück.

Da fand ich still verborgen
Ein duftend grünes Blatt;
Das für die bangsten Sorgen
Des Trostes Kräfte hat.
Aus fernem schönen Lande
Geheim mir zugesandt,
Ist's durch der Liebe Bande
Dem Frühlings stets verwandt.

Und zaubert jene Düfte
Heilbringend um mich her,
Als hing, ein Spiel der Lüfte,
Es noch am Stamme schwer.
Vor rauhem Hauch beschirmt,
Grünt es auch ewig hier,
Wie es dort draußen stürmet,
Mein Frühlings ist in mir.

Wohl mir, wenn einst gesenket
Das Haupt mit Schnee sich deckt,
Erinn'ring mich besenket,
Verschwund'ne Freuden weckt.
Wenn nichts mehr übrig bliebe
Auch von des Frühlings Pracht:
Das grüne Blatt der Liebe
Erhell't des Winters Nacht.

Erbin.

Kunstnachrichten aus Schlesien.

Bereits auf der diesjährigen Kunstausstellung zu Breslau sahen wir einen Probedruck vom Brustbilde des jetzigen Papstes, gezeichnet nach dem Leben von Karl Hermann und gestochen von Amster, einem Schweizer. Allgemeine Theilnahme und Freude erregte schon damals dieser Stich, die auch in einer Beurtheilung der Ausstellung ausgesprochen wurden, welche im Kunstblatt zum Morgenblatt Nr. 60 für das Jahr 1821 stand. Schon früher, Kunstblatt Nr. 80 des Jahres 1820 (S. 318), wo von den Kupferstichen und Zeichnungen Amsters überhaupt die Rede war, wurde dieses Blatt mit Ruhm erwähnt. Die ähnliche, treue, lebendige Zeichnung ist von dem Kupferstecher, der schon ein bedeutender unserer Zeit ist, und in seiner einfachen, aber desto tiefern und ergreifendern Art an die alten trefflichen Meister, an einen Albrecht Dürer, Lukas von Leiden, Aldegraf, Bierix erinnert, trefflich wieder gegeben, und das ganze Bild tritt, mit zarter und weicher Nadel gestochen, dennoch kraftvoll und wie ein Bildwerk sich rundend, hervor; denn neben der Reinheit der Züge zeigt sich auch wieder ihre größte Schärfe und Bestimmtheit. Von diesem Blatte sind nur 150 Abdrücke vor der Schrift gemacht worden und zwar so, daß die Buchstaben des päpstlichen Namens schon leicht eingerißt darunter stehen, als sichere Zeichen, daß es erste, vor der völlig ausgeführten Schrift gemachte, Abdrücke sind, da man die sonst gewöhnlichen Abdrücke vor der Schrift auch noch leicht in der spätesten Zeit wiederholen lassen kann, wenn man die Schrift beim Abdrucke mit einem Blatte Papier überdeckt. Diese Abdrücke werden daher in der Folge eine große Seltenheit für Sammlungen werden, da dieser schöne Stich den Kupferstichfreunden und Sammlern immer wünschenswerth seyn muß, und der Preis von 2 Thlr. 16 Gr. ist daher höchst billig dafür angefezt. Der Preis eines Blattes nach der Schrift ist 2 Thlr. *)

Unser Landsmann, der Maler Joseph Kabe, zum Lehrer der Zeichenkunst an der Hochschule zu Bonn ernannt, hatte die Erlaubniß erhalten, zwei Jahre lang in Italien zu bleiben und dort einige ihm von der Akademie der Künste zu Berlin aufgetragene Arbeiten zu vollenden. Er hat sich länger in Florenz, Rom und Neapel aufgehalten und als erste Frucht seiner dortigen Arbeiten, die in sein Vaterland gekommen, nannte das Verzeichniß der Kunstausstellung zu Berlin im Jahre 1820 eine Nachbildung der Aldobrandinischen Hochzeit. Das bereits erwähnte Kunstblatt Nr. 65 des Jahres 1821 sagte von ihm in einer Nachricht: „Kabe hat in der letzten Woche seines hiesigen Aufenthalts eine lebensgroße Madonna mit dem Kinde, in einer Glorie auf Wolken sitzend, gemahlt, und durch die Schnelligkeit der Ausführung seine Geschicklichkeit bewiesen. Dieses Bild ist für eine Kirche in Schlesien bestimmt.“ Der Papst hat diese Gemälde selbst eingeweiht, und es ist schon vor mehreren Wochen an dem Ort seiner Bestimmung, Warthau im Löwenbergischen, angekommen, und mit Feyerlichkeiten aufgestellt worden. Er ist bereits auch selbst seit einigen Wochen in Breslau eingetroffen, und wird hier bleiben, da er seine Anstellung in Bonn aufgegeben hat. Von seinen andern Arbeiten nächstens.

Fräulein Julie Mihes, die sich noch fortdauernd in Wien aufhält, hat auch für dieses Jahr, im May, eine königliche Unterstützung von 150 Thlr. durch die Gnade Sr. Excellenz des Hrn. Freiherrn von Altenstein, Minister des öffentlichen Unterrichts, erhalten. Ein kleines, liebliches Madonnenbildchen, in Euphorischer Art, welches die Mutter Gottes in hellem Farblicht der Sonne stehend, das göttliche Kind auf ihrem Arm haltend, vorstellt, ist von ihr nach Breslau gesendet und dort schnell verkauft worden, so daß es nur wenige gesehen haben. Indessen hat sie bereits auch ein größeres altd deutsches Bild vollendet, welches zur Ausstellung in Wien bestimmt ist, dann die Taufe Christi nach Perugino, von dem nächstens die Rede seyn wird, und in Arbeit hat sie

*) Se. Heiligkeit der Papst hat erlaubt, daß ihm der Stich hat zugeeignet werden dürfen. Einzelne Stücke wird man am Besten von der Mar'schen Buchhandlung in Breslau beziehen, eine beträchtliche Anzahl werden Wiener Kunsthandlungen am sichersten vom H. Maler Hermann zu Oppeln kommen lassen.

noch ein kleines Bild, welches ungefähr zur Weihnachtszeit in Breslau eintreffen wird. Die zweite Lieferung der Dreyfaltigkeit Dürer's, in Steindruck, welche wieder ganz vortreffliche Gestalten enthält und worin auch ein Überblick des ganzen Bildes sich findet, erschien schon um Ostern dieses Jahres; die dritte Lieferung ist zwar vollendet, aber die dazu gehörige Beschreibung ist noch immer verzögert worden. Bey dem großen Fleiße der Künstlerin, der schon aus dieser Anzahl von Bildern (wozu noch ein in Wien verkauftes Gemälde kommt) hervorgeht, bey ihrem beständigen Fortschreiten, werden die Kunstausstellungen Breslau's wohl noch manches Erfreuliche und Schöne von ihr in der Folge zeigen. Je allgemeiner anerkannt vorzüglich sie als Nachbildnerin der schwierigsten Gemälde ist, um so mehr wäre zu wünschen, daß ihr Wiener Aufenthalt von schlesischen Kunstfreunden durch bedeutende Bestellungen auf Kopien der dort so reichen Gemäldeschätze benützt würde, da es uns ja in Breslau noch immer so sehr an solchen Gemälden fehlt, wonach unsere jüngern Künstler hier arbeiten und woran sie ihre Kräfte prüfen können. So sollte die dargebothene Gelegenheit, tüchtige Nachbildungen zu erhalten, nicht unbenutzt vorübergehen, und es wäre dieß wohl besonders auch ein Vorwurf für die Thätigkeit der Kunst-Sektion in der schlesischen Gesellschaft, um so etwas Sicheres und Tüchtiges für die folgenden Kunstausstellungen vorzubereiten, und andere Künstler durch tüchtige Vorbilder zu erfreuen. Wie sehr solche Bilder zur Nachahmung gesucht und benützt werden, geht aus den mehrfachen Kopien hervor, welche schon nach der Madonna mit dem Kinde von Tizian gemacht worden sind, welche Julie Mihes für einen Afzian-Verein maßte.

Der Mahler Kösel, welcher im Herbst seine Vaterstadt Breslau wieder auf einige Monathe besuchte, hat der schlesischen vaterländischen Gesellschaft zwey treffliche Blätter von seiner Arbeit geschenkt. Das eine Bild zeigt das Nikolaithor, vor seiner gänzlichen Zerstörung, noch mit den Thürmen und Umgebungen, das andere die Dom- und Kreuz-Kirche, mit dem hintern Theil der Sandkirche und dem zur Bibliothek gehörigen Garten im Vordergrund, gesehen aus dem innern Fenster der eine Treppe hoch im Bibliothekgebäude befindlichen Gemäldesammlung. Beyde sind bestimmt, durch Steindruck vervielfältigt zu werden, die Urstücke selbst aber werden die Ausstellung im Juny 1822 zieren.

Das Panorama des Arna von Siegert ist, seitdem es Breslau verlassen hat, zuerst in Leipzig gezeigt worden, wo es mit größtem Beyfall aufgenommen worden ist und bedeutenden Besuch, den es auf alle Weise verdient, gefunden hat. Es ist jetzt nach Berlin gebracht worden.

Wir fordern noch zulezt die schlesischen Künstler freundlich auf, zu der Kunstausstellung 1822 jetzt immer wacker rüstig zu seyn, damit sie recht reich und erfreulich ausfalle. Dieser Wunsch geht nicht bloß an die, welche einheimisch sind, sondern auch besonders an die Auswärtigen. Vor dem 15. May muß alles in Breslau seyn.

K o n z e r t.

Sonntags den 6. dieß wird Hr. Kapellmeister Bernhard Romberg im großen Saale des k. k. Universitäts-Gebäudes in der Bäckerstraße ein großes Vokal- und Instrumental-Konzert geben. Die anerkannte Virtuosität dieses großen Meisters auf dem Violoncelle, die schwerlich je erreicht, noch weniger übertroffen werden dürfte, läßt uns mit Grund hoffen, das hiesige kunstliebende Publikum werde das Unternehmen desselben nach Verdienst unterstützen wollen. Wir sind ersucht, hiermit öffentlich zu erklären, daß Hr. Romberg in keinem der hiesigen Theater sich außerdem noch hören lassen werde.

M o d e n b i l d I.

Kleid von faconirtem Atlas mit schwarzen Blonden garnirt, und um den Hals ein dergleichen Blond-Füchsen. Die Haare sind mit Dünntuchbändern gewickelt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

lau eintreffen wird,
 welche wieder gänz
 igen Bildes sich fin
 ist zwar vollendet,
 n. Bey dem großen
 (wozu noch ein in
 digen Fortschreiten,
 euliche und Schöne
 als Nachbildnerinn
 ihr Wiener Aufents
 auf Kopien der dort
 noch immer so sehr
 arbeiten und woran
 eit, tüchtige Nach
 ieß wohl besonders
 ssischen Gesellschaft,
 ungen vorzubereit
 sehr solche Bilder
 hen Kopien hervor,
 worden sind, welche

 u wieder auf einige
 wey treffliche Blät
 , vor seiner gänz
 idere die Dom- und
 iblethek gehörigen
 ie Treppe hoch im
 nmt, durch Stein
 usstellung im Juny

 blau verlassen hat,
 ommen worden ist
 en hat. Es ist jetzt

 , zu der Kunstaus
 ich und erfreulich
 sind, sondern auch
 es in Breslau

 berg im großen
 zes Vokal- und In
 Meisters auf dem
 erden dürfte, läßt
 das Unternehmen
 ermit öffentlich zu
 erdem noch hören

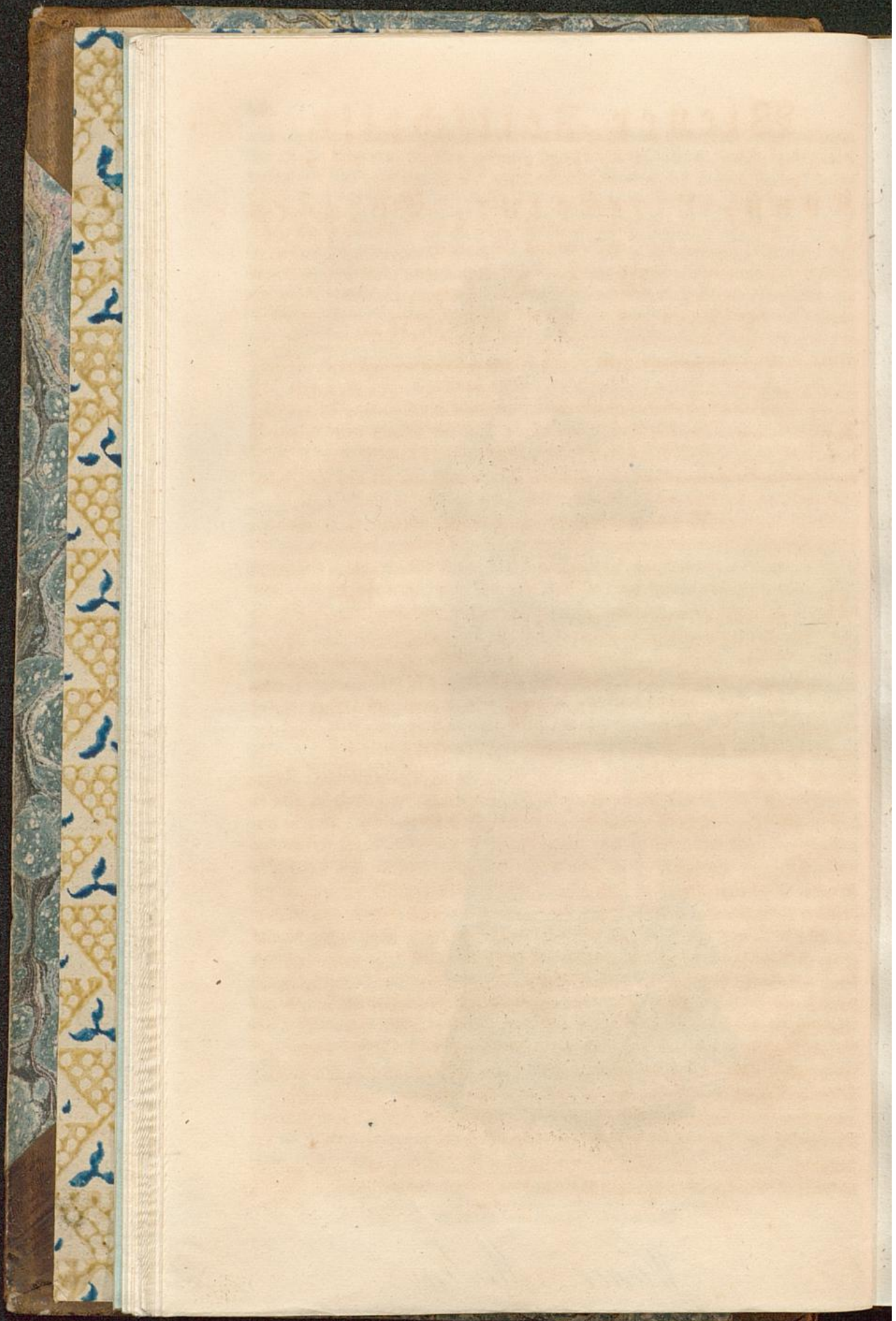
 um den Hals ein
 gewickelt.



Wiener Moden.

I.

2.
1822



Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 5. Jänner 1822.

3

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbe und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Kästchen aus Paris.

Von Auguste Pinau.

(Schluß.)

„Um Vergebung,“ stammelte sie, „ich glaubte —“ „Nun sehe ich denn nicht aus wie ein ehrlicher Mann?“ entgegnete Swelling, der über die unerwartet liebliche Erscheinung, in welcher er sogleich Paulinen vermutete, selbst verlegen war, und seine Legitimation vergaß. „Das wohl,“ versetzte sie, „aber ich dachte, es wäre — der Überbringer.“ — „Ganz recht, meine Gnädige,“ fiel Swelling ein, „wenn mich auch bloß der Zufall hergeleitet, so bin ich nichts desto weniger so glücklich, Ihren Wunsch zu erfüllen;“ und hiemit zog er das Packet hervor, es dem Fräulein überreichend. Helle Thränen stürzten, als sie das Verlorene erblickte, aus ihren Augen, sie öffnete es hastig, und ohne nach den schönen Sachen zu sehn, riß sie bloß das heimliche Behältniß auf, und als sie Bild und Brief richtig darin fand, küßte sie beydes unter heftigem Schluchzen; es war nicht Schmerz, sondern die lebhafteste Freude, welche sie bewegte, doch mochte eine wehmüthige Erinnerung an die geliebte Freundin auch ihren Theil beytragen. In diesem Sturm von Gefühlen achtete sie auf den Fremden gar nicht, das nachlässig aufgesteckte braune Haar fiel zerstreut herab, das leicht umgeknüpfte Tuch sank tiefer von dem schön geformten Nacken, sie bemerkte es nicht, Swelling war gar nicht für sie da. Ihm ging es indeß wie dem unsichtbaren Kundschafter, er gab auf jede Miene sorgfältig Acht, und keine Regung von seiner Seite störte die Begeisterung der jungen Dame. Endlich besann sich diese auf die Pflicht der Erkenntlichkeit, die sie dem gefälligen Überbringer schuldig und ihm auch wirklich mit den herzlichsten, in der That recht rührenden Worten auszudrücken bemüht war. „Entschuldigen Sie gütigst,“ sagte sie im bittenden Tone, „meine unartige Hast, aber dieses Wiedergefundene ist mir um der Geberinn willen unendlich theuer.“ „Und doch,“ sprach Swelling, „untersuchten Sie noch nicht, ob alles richtig sey?“ „Ich zweifle nicht,“ erwiederte Pauline, „ich sah

nur nach dem, was den größten Werth für mich hat, das übrige sind Andenken mit fremder Beymischung; dieß hier," auf das Bild deutend, „ist sie selbst, und das" — hier legte sie das Briefchen wieder dazu, „sind ihre Worte." „Der gegenwärtige Augenblick," sprach Swelling, „überzeugte mich schon hinlänglich von der Stärke Ihrer Freundschaft, mein Fräulein, wenn auch der Inhalt jenes Briefes Sie mir nicht verrathen hätte," und da Pauline hier erröthete, vermuthlich in Erinnerung der ihr daselbst ertheilten Lobsprüche, so begann er seiner Neugierde das Wort zu reden, indem nur sie allein ihn in den Stand gesetzt, die Entwendung zu muthmaßen. Es war natürlich, daß man ihn fragte, wo und wie das geschehen. Er erzählte nun mit einigen Modifikationen den Hergang der Sache. Pauline ergoß sich in neuen Dankfagungen über den edlen Eifer, der eine Reise bey so ungünstiger Jahreszeit nicht gescheut. Swelling hingegen versicherte: der Anblick einer reinen, ungekünstelten Freude sey schon an sich ein so köstlicher, und leider jetzt so seltener Genuß, daß er eben so wohl einer Reise werth wäre, als irgend ein prächtiges Gebilde der Natur oder Kunst, und wenn die Freude sich auf so gefühlvolle Weise in so reizenden Zügen mahle, dann übertrefse sie alles Sehenswerthe. Er wollte eben in seinen Vergleichen noch bilderreicher werden, aber die Belobte wandte sich in höchster Verlegenheit nach der Kabinetsthüre, aus der abermahls eine Dame, nur viel älter, auch bedächtiger, als die erste, herausschritt, und die Pauline mit den Worten: „hier kömmt meine Mutter," begrüßte. Swelling mußte sich nennen, und es ergab sich, daß die Frau von Wartenbach seine Ältern recht gut gekannt; übrigens war es ihm lieb, daß man hier von seiner Rückkunft aus Amerika und der Millionairenschaft noch nichts wußte, und bloß alte Freundschaft für die Ältern und neue Dankbarkeit gegen den Sohn die Beweggründe freundlicher Aufnahme waren. Am Ende kam noch der alte Wartenbach dazu, ein recht biederer Geschäftsmann, und das Gespräch wurde so lebhaft, daß er für den Mittag zusagen mußte. Indes hatte Pauline sich entfernt, um die versäumte Toilette nachzuhohlen, und Swelling erfuhr in ihrer Abwesenheit umständlich, was es mit dem Kästchen und der unglücklichen Freundin für eine frühere Bewandniß habe.

Jene Franziska, so erzählten Wartenbachs, eignete sich schon im Kloster, wo sie erzogen wurde, einen Hang zur Stille an; bey ihrer Rückkehr in das Älternhaus wurde sie eben nicht liebevoll behandelt, für des Vaters stolze Plane war sie nicht schön genug, für der Stiefmutter Ränke zu brav; sie sah ein Vermögen, das eigentlich von ihrer seligen Mutter herrührte, von jener eitlen Frau verschwenden, und sich selbst das Nöthigste entziehen. Da schloß sie sich mit aller Liebe, deren ihr fühlendes Herz fähig war, an Pauline, welche, damahls noch ein bloßes Kind, mit ihren Ältern in demselben Hause wohnte. Sie trug viel zu der Kleinen Ausbildung bey, die ihr mit grenzenloser Anhänglichkeit vergalt. Endlich lernte Franziska ihren nachherigen Mann kennen, der Offizier in B...schen Diensten und ein sehr edler Mann war, dennoch hinderte ihre Familie die Verbindung auf alle mögliche Art, bis der Vater starb, und der treue Dorfheld seiner Geliebten ein Glück gewähren durfte, das leider nur von allzu kurzer Dauer war. Er blieb in dem Feldzuge gegen Rußland, wohin die liebende Frau ihm gefolgt war. Sobald Pauline

diese Nachricht vernahm, lud sie ihre Freundin zu sich, aber weder die vereinten Bemühungen der Familie Wartenbachs, noch Paulinens zärtlichste Sorge konnten ihren Gram verschreiben. Unter einem scheinbaren Vorwande verreiste sie nach einigen Monden, um nie zurück zu kehren. Ohne Zweifel hatte der allgemeine Jubel über die hergestellte Völkerruhe die traurigen Gefühle in ihrer Brust noch mehr geschärft. Paulinens Schmerz, als sie später den Brief erhielt, war unbeschreiblich, sie konnte sich lange nicht entschließen, das Vermächtniß ihrer Freundin zu betrachten, doch als sie es endlich unter vielen Thränen that, da wollte sie sich auch nicht wieder davon trennen, Stundenlang saß sie oft vor dem Bilde. Das war denn auch eines Abends geschehn, als ihr Vater, der in einem andern, ziemlich entlegenen Zimmer schon zur Ruhe sich gelegt, plötzlich erkrankte. Pauline wird eilends gerufen; in der Angst läßt sie das Kästchen stehen, der kleine Bologneser aber, der auf dem Tische lag, stößt an das Licht, daß es den Fenstervorhängen zu nahe kömmt, die schnell in hellen Flammen stehen; niemand wird es gewahr, da Alle um den Kranken beschäftigt sind, bis das Geschrey der von der Gasse Herausueilenden die Bewohner davon unterrichtet. Bald ist das Feuer zwar gelöscht, allein die Angst um den Vater läßt Paulinen auf das theure Andenken vergessen, bis jener sich endlich bessert. Nun geht es an ein Suchen, doch leider Alles ist vergebens, der unbekante Thäter war entflohn. Der Vater hatte auf Paulinens Bitten dem Entwender, wer er immer sey, Erlassung aller Strafe kund gemacht, wenn nur das Kästchen mit dem Kleinod zurückerstattet würde, doch alles Forschen, alle Vorkehrungen waren bis auf den heutigen Tag umsonst. — Pauline, die bald in geordneterem, doch keineswegs gesuchten Anzuge wieder erschien, trug freundlich ihr Scherflein bey; die Verkettung der Begebenheiten, welche unsern Reisenden schnell in die Verhältnisse des Hauses eingeweiht, hoben das Fremdartige auf, und da es unter gebildeten Personen ohnedieß nie an Stoff zur Unterhaltung fehlt, so wird sich niemand wundern, daß er erst um zehn Uhr Abends ein Haus verließ, das er um zehn Uhr des Morgens betrat.

Man hatte ihn gefragt, wie lange er in dieser Stadt verweilen würde, und da es sonderbar gewesen wäre, einen nicht unbedeutenden Ort zu verlassen, ohne seine Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, so bestimmte er wenigstens einen Termin von etlichen Tagen, worauf abermahls eine Einladung erfolgte, alle Stunden der Muße, und vorzüglich den Mittag, im Kreise seiner neuen Bekannten zuzubringen.

Man sollte nun glauben, der Reisende, da er mehrere Nächte hindurch schlecht geschlafen, müßte die herrlichste Ruhe genossen haben, aber keineswegs, und weil bekanntlich nichts so sehr zum Nachdenken geeignet ist, als eine schlaflose Nacht, so geschah es, daß gar viele Gedanken in seinem Kopfe sich durchkreuzten, wie es die Erscheinungen des verflossenen Tages mit sich brachten, — und Pauline war und blieb die Hauptfigur. Er sah sie noch mahls aus dem Kabinet hervortreten, freudige Bewegung in allen Zügen; hierauf die holde Verlegenheit, ferner die Thränen, die nicht nur ihrem Gesichte, auch ihrer Seele neue Reize liehen, endlich das bezaubernde Lächeln; er hörte den süßen Ton ihrer Stimme, die Begeisterung, mit der sie von ihrer Freundin sprach; auch gefiel es ihm, daß sie die gemüthlichen Gegenstände

der Erinnerung den schimmernden vorgezogen. Wer für wahre Freundschaft so vielen Sinn hat, schloß er richtig, muß auch die Liebe reiner und dauernder empfinden können. Es fiel ihm noch gar manches ein, was sie im Laufe des Tages gesagt hatte, und rechnete er noch dazu, wie sehr Franziska in dem Abschiedsschreiben sie anrühmte, so hätte ihm kaum ein halbjähriger Umgang genauere Kenntniß des Mädchens verschafft. Gegen Morgen erst sank er in Schlummer, aber der schelmische Traumgott, der immer Wirklichkeit und Möglichkeit verwechselt, oft auch die Schranken von dieser überspringt, brachte so wunderbare Bilder hervor, daß er bey dem Erwachen eine Anwandlung von Reue fühlte, aus Dienstfeier eine für seine Ruhe und seine Treue so gefährliche Reise unternommen zu haben. Mit jedem Tage verminderten sich seine guten Vorsätze. Gegen die Ausfälle der Koketterie war er durch Erfahrung schon ziemlich gewaffnet, doch gegen diesen anspruchlosen Liebreiz wußte er keinen Widerstand. Jetzt ward es ihm erst klar, warum er bisher so flatterhaft gewesen, weil, ihm selbst unbewußt, solch ein Ideal seinem Herzen vorgeschwebt hatte. Aber die Liebe macht gerade die Kühnsten recht verzagt, und da er überdies nur auf wenige Tage sich mit Geld und andern Nothwendigkeiten versehen hatte, so blieb es immer gerathen, wenigstens auf kurze Zeit in seine bisherige Heimath zurückzukehren, um dann auf länger, vielleicht auf sehr lange wiederzukommen. Pauline war auch bey dem Abschiede so bestürzt, so weich, mit einem Worte, wie ein schüchterner Liebhaber es nur immer wünschen kann, um Muth und Hoffnungen daraus zu schöpfen.

Dießmahl kam ihm die Reise schneller vor, denn liebliche Erinnerungen halfen ihm die Zeit verkürzen. Wer ihm begegnete, mußte ihn beynähe für einen Dichter halten, der an einer Geisteserschöpfung laborirte, so träumend saß er da in einer Wagenecke hingelehnt, mit empor gerichtetem Auge, und ein seliges Lächeln spielte um den Mund. Erst als er über das Steinpflaster seines bisherigen Aufenthaltes rollte, bey Elisens Wohnung vorüber kam, und aus den hell erleuchteten Fenstern schloß, daß eben Gesellschaft da seyn müsse, fiel ihm gleichfalls ein, wie viele angenehme Stunden er in Elisens Nähe verlebt, zu welchen Erwartungen sein Benehmen sie berechtigt, und daß Klugheit und Anstand es erforderten, sie nicht so plötzlich und unvorbereitet zu verlassen. Noch beschäftigte ihn am andern Morgen der Gedanke, wie dieser in seinem Herzen nun einmahl nothwendig bedingte Rückzug am delikatesten einzuleiten sey, als Aaron hereintrat. Neugier und Gewinnsucht trieben ihn her; denn er hatte Swellings Ankunft bereits erfahren, und als dieser nun mit kurzen Worten berichtete, wie das Entwendete wieder an seine Behörde gelangt sey, fiel er sogleich ein: „Werden Sie mir ablaufen was anderes, gnädiger Herr? Werden Sie mir doch nicht mißgönnen den Verdienst vom Weihnachtsgeschenke. Weil ich bin gewesen ein guter Bekannter von der gnädigen Gräfinn, wie sie noch hat gelebt in Saus und Braus, und so will ich auch bedienen mit meinen Waaren die schöne Tochter.“ „Ihr kennt also die Gräfinn so genau?“ fragte Swelling hastig und gespannt. „Sie ist ja, wie ich höre, durch Unglücksfälle um ihr großes Vermögen gekommen?“ „Gott bewahre! durch die pure Generosität! Hat sie doch gemacht ein prächtiges Haus, hat sie gehabt viele Liebhaber, hat sie mir viel abgekauft und auch verschafft viele Kundleute, der gnädige Herr werden mich schon verstehn.“

„O vollkommen!“ rief Swelling spöttlich, „und ohne Zweifel denkt sie auch jetzt so freundschaftlich und will euch noch immer Kunden verschaffen? Das ist brav von ihr! wie konntet ihr sonst wissen, daß ich ein Weihnachtsgeschenk für die Tochter suche?“ „Nein,“ rief Aron, „das ist gewesen der Einfall von der schönen Komtesse selber; hat sie zwar gesprochen französisch, daß ich's nicht sollte verstehn, aber wie werd ich nicht? Sind doch gekommen die Sprachmeister zu Tausenden, daß man konnte lernen umsonst.“

„Nun seyd getrost, lieber Aron, für dießmahl kann ich zwar eure Waaren nicht brauchen, doch verspreche ich, euch künftig recht viel abzukaufen; und wegen der Gräfinn Elise seyd außer Sorgen, ich habe schon einen passenden Ersatz für sie in Bereitschaft.“ Es fiel ihm nicht schwer, dem Juden noch Manches zu entlocken, was ihm zu wissen oblag, und dieser empfahl sich wieder, durch das Versprechen über die fehlgeschlagene Erwartung beruhigt; Swelling aber verschob seine Abreise, lief bey Künstlern und Kaufleuten umher, war auch ungemein artig gegen Elise, daß wohl niemand, und am wenigsten sie selbst an der Stärke seiner Leidenschaft zweifeln konnte. Auf einmahl war er aber auch verschwunden, und hinterließ Elisen nur die schriftliche Versicherung, sie werde am Weihnachtsabend wieder Nachricht von ihm haben.

Wohin er seinen Weg genommen, wird jeder leicht errathen. Der Empfang entsprach so sehr dem frühern Abschied, daß er für die selbstauferlegte Prüfungszeit sich reich entschädigt fühlte. Wirklich hatte der junge Mann auf Paulinens unbefangenes Herz eben so lebhaft gewirkt, als sie auf ihn, und was an Kenntniß seines Charakters ihr noch abging, ersetzte bald sein inniges Bestreben, ihre Zuneigung und das Wohlwollen der Ältern zu gewinnen.

Wie einem Menschen, der einst die schönste weibliche Rolle in einem dramatischen Meisterwerke durch eine routinirte Schauspielerinn geben sah, und geglaubt hatte, es sey recht gut und lobenswerth, der Irrthum dann erst klar wird, wenn er später dieselbe Aufgabe von einer anderen gelöst sieht, die ganz das ist, wie sie der Dichter sich gedacht, so erging es unserm Swelling. Elise hatte das liebenswürdige und liebende Mädchen artig genug gespielt, der Neuling ließ sich täuschen, bis er Paulinen fand, und nun ganz deutlich erkannte, daß jenes nur ein Blendwerk gewesen, und alle Kunst in diesem Falle der Natur stets weichen müsse. Auch erfuhr er jetzt zum Überfluß: Gräfinn Lichtenau sey eben die Stiefmutter jener unglücklichen Franziska und Elise, obgleich in denen Zeiten, als Wartenbachs im Hause wohnten, noch sehr jung, schon ein vielversprechendes Ebenbild ihrer Mutter gewesen. Hocherfreut, dieser Circe entflohen zu seyn, schloß er sich desto eifriger an seine Retterinn, und schon nach wenigen Wochen sprach er mit zärtlichem Ausdruck zu Paulinen: „Sie hatten einst demjenigen, der Ihnen Franziska's Geschenk zurückbrächte, eine Belohnung zugedacht; damahls mußte ich bescheiden seyn, darf ich jetzt die Forderung selbst bestimmen?“ — Paulinens holdes Erröthen verrieth hier deutlich, daß sie ihn verstanden hatte, und gern bewilligte sie, was er begehrte. Ermuthigt fuhr Swelling fort: „Könnte ich der Mann seyn, dessen Franziska in dem Briefe erwähnte, so schwöre ich treue Liebe bis in den Tod, wie Dorfeld sie gegen Ihre Freundin bewies, und der Segen dieser edlen Seele möge dann auf unserer Verbindung ruhen.“ Schüchtern in sich selbst geschmieget, gab sie ihm einen Wink, die Entscheidung von den Ältern zu erwarten.

Elise, die Swellings Abwesenheit einem Güterkauf zugeschrieben, hatte

indefß am Weihnachtsabend richtig ein Packet erhalten, es rasch geöffnet, doch schon an dem Deckelgemälde erkannt, daß hier ein Tausch vorgefallen sey. Nicht in Mosaik, sondern nur emaillirt sah man hier einen prächtigen Hortensienstrauch, hinter dem ein listiger Dämon mit einem Schmetterlingsnetz zu lauschen schien. Es mochte auf den goldberänderten Zwiefalter abgesehen seyn, der in den Lüften schwebte; dieser nahm aber seine Richtung vom Strauche weg, nach dem schönen, so eben aufgeblühten weißen Röschen zu, das seitwärts an einem Stocke prangte. Ein freundlicher Liebesgott saß nahebey. Um den Rand des Bildchens zog sich folgende Devise:

Un papillon parfois est aussi connaisseur:
Des beautés qu'il admire il choisit la meilleure,
Et la ruse friponne en vain le veut surprendre,
Au charme de l'innocence il va lui-même se rendre.

Überrascht stand Elise, doch hoffend noch, Sie könne selbst vielleicht unter dem Röschen gemeint seyn, öffnet sie jetzt den Deckel. In Fläschchen und Päckchen lagen hier feine Parfums, Waschwasser, Handteig, nervenstärkende Essenzen, wie die Überschriften bewiesen; von all den Wohlgerüchen umduftet, sprach ein in zierlichen Lettern abgefaßtes Briefchen sie um Lesung an. Er hoffe, schrieb Swelling, sie werde sich jenes Gesprächs, die Christiübersetzung anlangend, noch erinnern. Da ihm nun ihr Wohlgefallen an einem Artikel aus Aarons Waarenlager bekannt sey, und er gleichwohl nicht wagen dürfe, ihr Zartgefühl mit einem so kostbaren Geschenk in Verlegenheit zu setzen, auch wenn der Zufall nicht damit ein seltsames Spiel getrieben hätte, wie der Jude leicht bezeugen könne; so hätte er wenigstens etwas Ähnliches ausgesucht, das seiner Anspruchslosigkeit wegen, von ihr ohne Bedenken angenommen werden könne, und sogar dem Puktsch einer so eleganten Dame viel angemessener sey, als jenes Arbeitskästchen. Deshalb ersuche er sie, dieser kleinen Gabe einen Platz darauf nicht zu mißgönnen. — Leichenblaß und zitternd vor Ärger, konnte Elise lange kein Wort hervorbringen. Endlich berathschlagten sich Mutter und Tochter; Aarons Aussagen und vorläufige Nachrichten aus M... verschafften ihnen bald die nöthige Auflösung des Räthsels, doch bevor das neue Ehepaar in der Stadt anlangte, hatte die Gräfinn mit Elise sie verlassen. Ob Letztere von den lieblich duftenden Gaben Gebrauch machte, weiß man nicht; wenigstens will niemand das ominöse Kästchen auf ihrem Puktsch gesehen haben.

U n J u l i e n .

Sonette aus dem Portugiesischen des Luis de Camoens.

28. Son. Estasse a Primavera traslatando etc.

Vom Frühling find' ich lieblich mich umfangen
In Eurem Anblick, züchtigholde Frau!
Weil, Rose, Lillie, wie frisch im Thau,
Blüht Euch im Aug', auf Stirne, Mund und Wangen.

Was die Natur allmögend heyt zur Schau,
Seh' ich voll Schmelz auf Eurem Antlitz prangen;
Was lebt auf Berg und Feld, in Bach und Au,
Erregt Ihr zart zu minnigem Verlangen.

Doch, wenn Ihr streng verwehrt, daß, wer Euch minnt
Nie pflücken soll die Frucht so holder Blüthe:
Dann strahlt umsonst im Aug' Euch Huld und Güte.

Wenn er durch Liebreiz Liebe nicht gewinnt,
Dann weh' in Eurem Dienste dem Verlorenen!
Er liebet, statt der Rose, nur die Dornen.

30. Son. Està o lascivo, et doce Passarinho etc.

Ein leckres Vöglein, traut und unbetrogen,
Das mit dem Schnabel nett und zierlich sich
In Ordnung stets sein bunt Gefieder strich,
War stötend ich von Zweig auf Zweig geflogen.

Grausamer Jäger, der mich schlau beschlich!
Abseits kamst du so still heran gezogen:
Sogleich erzielte mich dein Pfeil und Bogen,
Gethan war es, ach, um mein Nest und . . . mich!

Ich, der so frey in stolzem Übermuth
In diesem Hain, den mir mein Loos bescheeret,
Herum sich trieb, bin . . . tödtlich nun versehret!

Vor dir glaubt' ich mich, loser Schütz', in Huth!
Ich flog, und pfliff mein Liedchen ohne Sorgen:
Du, Böswicht, warst in Julchen's Aug' verborgen!

13. Son. Num jardim adornada da verdura etc.

Einst lud die Freude mich in ihren Garten ein.
Der Frühling wies sich bunt auf allen Blumenstücken;
Es traten, sich voll Lust im Grünen zu erquicken,
Die Göttinnen der Lieb' und Jagd in ihren Hain.

Ich sah mit Lilien ihr Haar Dianen schmücken,
Und Venus ihre Brust mit Rosen, zart und rein;
Doch überglänzten rings die Blumen, groß und klein,
Die Weischen, hold und schön, und reizten: sie zu pflücken.

Da frug das Paar Cupid, der ihm zur Seite stand,
Wesh' eine Blum' er sich aus drey der liebsten Stören
Zum Preis der Zärtlichkeit und Schönheit auserkoren?

Schnell sprach das kluge Kind mit lächelnd süßem Mund:
Vor Ros' und Lilie erfor ich mir die Weile;
Strahlt nicht in Julchen's Aug' sie mir zum Wohl' und Heile?

40. Son. Alegres campos, verdes arvoredos etc.

Muntre Felder, lieblichgrüne Haine,
Wässer, wie Krystallen frisch und rein,
Wies' und Wald in eurem Widerschein,
Quellend über hohe Klippenraine!

Wald'ge Berge, rauhe Felsensteine,
Die im wirrem Bund mich herb umdräun,
Wißt ihr mich des Kammers zu befrey'n?
O so macht, daß nicht dieß Auge weine!

Fröhlich seht ihr mich, wie sonst, nicht mehr;
Jetzt läßt euer holdes Grün, ihr Auen!
Dein Geräusch, o Quell! mich freudenteer:

Meinen Gram nur kann ich euch vertrauen,
Nur was heiß in Thränen schwillt den Blick:
Ach, die Sehnsucht nach entschwundnem Glück!

Gottlieb v. Leon.

Schauspiel.

Am 20. und 25. Dec. sahen wir zum ersten und zweyten Mahle im k. k. Hoftheater
nächst dem Kärnthnerthore: Zémire und Azor. Nach dem Französischen. Musik von
Ludwig Spohr.

Das Talent des Tonsetzers berechtigt allerdings zu schönen Erwartungen, die aber, wie es scheint, nur dann in vollem Maß befriedigt werden, wenn er sich in der Sphäre der Instrumental-Komposition bewegt. Er hat dieses Mahl außerdem ein zweyfaches Wagestück unternommen. Die Wahl des längst bekannten und verbrauchten Stoffes kann nicht vorthailhaft genannt werden. Die Handlung hat weder Leben noch Interesse; es mangelt ihr der tiefe Ernst, wie die heitere Komik, die Situationen sind unwirksam und die Charaktere sehr gewöhnlich. Durch die Bearbeitung hat sie eben auch nicht viel gewonnen, und es ist keine glückliche Abänderung des Originals, daß Zemire am Ende des jetzigen ersten Aufzugs, sonst des zweyten, um ein Ensemblestück zu erhalten, mit des Vaters Segen das Haus verläßt, aus welchem sie vorher entflo. Die sichtbare Verwandlung des Azor war früher auch effektvoller, als die jetzige Erscheinung der Fee, der wir übrigens ein schönes Melodram verdanken. Was nun die Musik betrifft, so war G r e t r y's Komposition zwar veraltet, doch den Freunden der Tonkunst immer noch ein werthgeschätztes Werk. In Ansehung des strengen Sazes, des harmonischen Baues, hat es der neuere Tonsetzer mit seinem Vorgänger glücklich aufgenommen; in dem melodischen Theil blieb G r e t r y Sieger. Der gemüthliche, kindliche Charakter, der die Fabel bezeichnet, der sie allein noch einiger Massen anziehend macht, und die der französische Komponist so richtig aufgefaßt, so trefflich übertragen hat, ist durch das Ernste, Förmliche in S p o h r's Musik nicht gut ersetzt; das Charakteristische der Personen hat oft sogar dadurch gelitten. So ist Zemire zum Beyspiel im Gesang der wohlgelungenen Kavatine: „Rose, wie bist du so schön!“ u. s. w. ein einfach unbefangenes Wesen; in der letzten Arie am Ende des zweyten Akts erhebt sie sich zur glänzenden Bravour einer Prima Donna. Ähnliche Fälle kommen öfter vor. Nichts desto weniger herrscht eine gewisse Monotonie in der Komposition, woran das Stück selbst und der gleichförmige, schleppende Gang der Handlung zum Theil mit Schuld seyn mögen. Azors Arie in C-dur, die Hr. K o s n e r mit Kraft und Ausdruck vortrug, will an den bestimmten Ort so wenig passen, wie das bey der zweyten Vorstellung weg gelassene Lied des Ali, der überhaupt in dieser Bearbeitung eine sehr mißlungene Erscheinung ist. Auch die große Arie Zemirens war das zweyte Mahl bedeutend abgekürzt, was so, wie die übrigen Abkürzungen, einen bessern Erfolg bewirkte. Nichts desto weniger unter die bedeutenderen neuen Kompositionen läßt sich diese immer rechnen; mehrere Gesangstücke, nämlich das Terzett der drey Schwestern, die schon erwähnte Kavatine, die Spiegel-Szene, sind trefflich ausgeführt, und des Beyfalls würdig, den sie an andern Orten, namentlich in Frankfurt, Leipzig, Hamburg u. s. w. in vollerm Maß als hier, bereits erhielten. Sehr gefällig und lebendig ist auch das Duett der beyden Schwestern im zweyten Akt. Das Quartett am Schluß der Oper hat harmonischen Werth, begünstigt aber den Effekt des Ganzen nicht. Daß Maria von W e b e r's gewaltiger F r e y s c h ü z diesem Tonwerk voranging, hatte auf den schwachen Eindruck, den es machte, sicher einen nicht geringen Einfluß. Die neue Direktion wollte ihr Versprechen, so schnell als möglich eine Neuigkeit von einem vaterländischen Tonsetzer darzubieten, in Erfüllung bringen, und die Wahl war ohne Zweifel schwieriger als der übereilte Ausspruch eines leidenschaftlichen Tadels, der bey der ersten Aufführung selbst den Muth der Sänger lähmen mußte; obgleich die Unbefangenen und die Freunde echter Tonkunst sich mit allem Ernst bemühten, die Oper nach ihrem wahren Werth, gerecht zu würdigen. Die Wiederholung wurde indessen freundlicher aufgenommen; auch herrschte auf der Scene größere Sicherheit und Regsamkeit.

Die Ausschmückung zeigte sich reich und geschmackvoll; das einzige Schlußtableau hätte in früherer Zeit hingereicht, ein wankendes Werk zu stützen und den Beyfall der Zuhörer durch die Augen zu gewinnen. Die Verwaltung gab durch diese Ausstattung den ersten Beweis, daß sie mit Fleiß darauf bedacht ist, der deutschen Oper ihr volles Recht widerfahren zu lassen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 8. Jänner 1822.

4

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Adrienne de Sergy.

Eine wahre Anekdote.

Von G. L. P. Sievers.

Nicht allein in der physischen, auch in der moralischen Welt, macht sich ein einziger großer Gegensatz bemerkbar: neben dem abscheulichsten Laster blüht die gottähnlichste Tugend, und die Spuren des kalten reflektirenden Egoismus werden von den Großthaten des fühlenden Gemüths verwischt.

Selbst in der wichtigsten Periode des französischen gesellschaftlichen Lebens unter Ludwig XIV., treten Individuen auf, in deren Leben es wahrhaft romantische Momente gibt. Wer kennt nicht die Liebe der Mademoiselle de Montpensier zu dem Grafen Lauzun? Diese Prinzessin, geboren und erzogen an einem Hofe, wo die Gefühle des Herzens vor dem Begehren der Sinnlichkeit verschwanden, diese Prinzessin leistet Verzicht auf die Majestät ihrer Geburt, und schenkt sich und ihr ganzes ungeheures Vermögen einem einfachen Edelmann, ja, behält sich nichts vor, als das beglückende Gefühl, nun gänzlich von ihrem Geliebten abzuhängen und ihm mehr gegeben zu haben, als irgend ein Monarch einem seiner Unterthanen.

Weniger bekannt ist das Leben und das eben so interessante, als tragische Ende der schönen Marquise Adrienne de Sergy. Ein Muster der Schönheit, Liebenswürdigkeit und Anmuth, begeisterte sie, am Ende der Regierung Ludwig XIV., alle Dichter und Künstler dieser glänzendsten Zeitepoche in der Geschichte Frankreichs. Chaulieu, Lafare, Fontenelle und St. Aulaire besangen ihren Geist und ihre Reize; die berühmtesten Maler und Bildhauer wählten ihre Formen zu Vorbildern ihrer Werke. Insbesondere besaß die Marquise Arme von idealischer Schönheit. Der berühmte Girardon flehte sie um die Erlaubniß, wie um die theuerste Gunstbezeugung, an, diese Arme zum Modelle für seine Nymphen in den Bädern des Apollo wählen zu dürfen. Noch lange nach dem Tode der Marquise sagte

man sprichwörtlich, wenn von schönen Frauenarmen die Rede war: Sie hat Arme, wie die Marquifinn von Sergy.

Mit allen Reizen des Geistes und des Körpers ausgestattet, war die schöne Adrienne ein Gegenstand der öffentlichen Neugierde geworden. Im Herausgehen aus der Messe der Minimes, welche zu jener Zeit die Modemesse war, oder bey ihren Spaziergängen auf der Place-Royale, damahls dem Sammelplaze der vornehmen Welt von Paris, versperrte ihr stets eine Schar Neugieriger den Weg, welche in Haufen herbeyströmten, um sich an dem Anblicke der bezaubernden Frau zu weiden. Das Gedränge war oft so groß, daß die Marquise gezwungen ward, sich hinwegzubeegeben. Im Schauspielhause stieg der Enthusiasmus noch höher. Erschien sie etwa nach Anfang des Stücks, so mußten nicht selten, vom Gejauchze des allgemeinen Entzückens unterbrochen, Baron und die Champmêlé für viele Minuten schweigen, ja die Musiker der großen Oper kamen nicht selten aus Takt und Ton heraus.

Unter der Menge von Männern, welche die reizende Marquifinn im Stillen anbetheten, gab es einen Jüngling, dem die Ungleichheit des Standes und der Glücksgüter untersagte, selbst durch Blicke die Leidenschaft zu erkennen zu geben, welche ihn verzehrte.

Dieser Jüngling empfahl sich eben so sehr durch seine Talente, als durch die körperlichen Vorzüge, mit welchen ihn die Natur ausgestattet hatte. Er hieß Saint-Elme, war einer der ausgezeichnetsten Wundärzte der damahligen Zeit, und besaß besonders eine seltene Geschicklichkeit im Aderlassen. Keine Modedame wäre zu bewegen gewesen, ihren Arm oder ihren Fuß einem andern Chirurgo als dem schönen Aderlasser (beau saignair*) (so hieß St.-Elme in der großen Welt) Preis zu geben.

Das Aderlassen war damahls eine Modekur in Frankreich, wie es späterhin das Klystier geworden ist: wenn heut zu Tage keine Dame gesund zu seyn glaubt, ohne jährlich zwölfmahl die Spritze angelegt zu haben, so war der Schnäpper unter Ludwig XIV. eine Bedingung, ohne welche kein Wohlbefinden existiren konnte. War der Zufall, oder das wenige Zutrauen, welches die Marquise in die Wirkung des Aderlassens setzte, Schuld daran, sie allein hatte von allen vornehmen Damen, welche jedes Jahr zweymahl dem jungen St.-Elme ihren Arm darreichten, die Geschicklichkeit desselben noch nicht auf die Probe gesetzt. Ohne geradezu verbrecherische Wünsche gegen die Gesundheit einer ihm so theuren Person in seinem Busen zu nähren, konnte sich Saint-Elme nicht enthalten, an das hartnäckige Wohlbefinden der Marquise mit einem gewissen unwillkürlichen Ärger zu denken.

*) Dieser Calembourg (saigneur und seigneur) beweist, daß die Sucht, durch Ähnlichkeit der Aussprache den Sinn eines Wortes mit dem eines andern zu vertauschen, welche besonders im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts durch den bekannten Marquis de Bièvres in Frankreich zu einer eigentlichen Kunst ausgebildet war, und sogar das Glück des Theaters des Variétés machte, wo besonders Brünet und späterhin Potier durch eine seltene Meisterschaft in der Calembourg-Macherey glänzten, sich schon aus dem Zeitalter Ludwig XIV. herschreibt. Jetzt hat diese Spielerey ihre Endschafte erreicht; selbst in den Gesellschaften des Bürgerstandes wird ein Calembourg für das Zeichen eines schlechten Tons genommen.

Nachdem lange Zeit sein einziges Glück darin bestanden hatte, die reizende Adrienne dann und wann an öffentlichen Orten zu sehen, zeigte sich ihm, im Augenblicke, wo er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, sich derselben je unmittelbar zu nähern, der Zufall plötzlich günstiger, als er geahnt hatte. An das Bett einer alten Kranken Herzoginn gerufen, deren Hauschirurg er war, fand er beim Eintreten in ihr Zimmer eine hohe, schlanke, weibliche Gestalt, welche ihm den Rücken zuwendete. Er tritt näher, ergreift den Arm der Herzoginn, und blickt der Dame ins Gesicht. Wer schildert sein Entzücken? Es ist die Marquise von Sergy! Die Freude macht ihn fast ohnmächtig. Kaum im Stande, die Erzählung von der Krankheitsgeschichte der Herzoginn aufmerksam anzuhören und das Recept des Arztes mit Bewußtseyn zu lesen, sieht und hört er nur die schöne Adrienne. Endlich sucht er sich zu fassen, um der Herzoginn die Ader zu schlagen. Die Operation gelingt über Erwarten, denn die Gegenwart der Marquise begeistert ihn. Aber wer schildert die Gefühle des jungen Mannes, als jetzt die reizende Adrienne den Handschuh auszieht, ihm den entblößten Arm darreicht und ihn fragt, ob sie schwer zur Ader zu lassen seyn würde? Das Übermaß seines Glücks droht ihn zu tödten. Er ergreift den Arm der Marquise, seine Hände beben, er stammelt einige unzusammenhängende Worte. Die Marquise bemerkt den Eindruck, welchen sie auf den schönen Wundarzt macht, erröthet und schlägt die Augen nieder. Saint-Elme, von der Furcht gepeinigt, bey längerem Bleiben den Zustand seines Herzens immer deutlicher zu verrathen, läßt den Arm der Marquise fahren, verbeugt sich, und stürzt bewußtlos aus dem Zimmer.

Wenige Tage darauf wird in der großen Oper ein neues Schäferspiel von Lamotte aufgeführt. Eine dunkle Ahnung sagt Saint-Elmen, die Marquise von Sergy werde der Vorstellung beywohnen. Er geht ins Theater. Voll banger Erwartung sucht er in jeder anwesenden Dame die angebethete Adrienne; vergebens, sie ist nicht zugegen. Schon hat er alle Hoffnung aufgegeben, den Gegenstand seiner Liebe von Angesicht zu Angesicht zu erblicken, da öffnet sich ihm gegenüber eine Loge; das Schlagen seines Herzens täuscht ihn nicht; es ist die Marquise von Sergy. Ihre Blicke irren im Schauspielhause herum, sie scheinen jemanden zu suchen. Da wird sie Saint-Elmen gewahr, und geräth in sichtbare Verwirrung. Saint-Elme kann seine Augen nicht von ihr abwenden; mit welchem entzückenden Gefühle bemerkt er, daß auch sie häufig zu ihm herüberblickt! Nach geendigter Vorstellung stürzt er hinunter, und sucht sich hinter die Lakaien der Marquise zu verbergen. Sie erscheint, steigt in den Wagen; ihre Blicke fallen auf Saint-Elmen; sie lächelt in holder Verwirrung und der Wagen rollt fort.

Das Glück schien Saint-Elmen begünstigen zu wollen. Ein Paar Tage darauf befand er sich mit einigen seiner Freunde im Garten der Tuileries, wo sich damahls die schöne Welt um das große Bassin herum auf Stühle zu setzen pflegte. Seine Freunde ließen die berühmtesten Schönheiten der damahligen Zeit die Musterung passiren; Saint-Elme ertheilte, wie sich von selbst versteht, der Marquise von Sergy die Palme, ja die glühende Beredsamkeit, mit welcher er die Reize derselben zu schildern wußte, vermochte am Ende auch die übrigen jungen Leute, der Meinung ihres Freundes beyzutreten. Auf einmahl hört er dicht hinter sich in einem Kreise von Da-

men den Namen der Marquise aussprechen. Er sieht sich um; sie ist es selbst! Im nämlichen Augenblicke tritt ein Herr hinzu, biethet ihr den Arm und führt sie hinweg. Im Fortgehen wirft sie einen Blick auf Saint-Elmen; es war ihr kein Wort von seiner und seiner Freunde Unterredung entgangen.

Jetzt verstrichen mehrere Monathe, ohne daß es unserm jungen Manne gelingen wollte, die Marquise an irgend einem öffentlichen Orte ansichtig zu werden. Sie war auf's Land gereist.

Bey ihrer Zurückkunft erstaunte jedermann über die Frische ihrer Wangen, über die Fülle ihres Körpers. Ihr Arzt allein konnte nicht umhin über diese gar zu blühende Gesundheit eine große Besorgniß zu bezeigen. Er meinte, ein solches Übermaß von Wohlseyn könnte der Vorläufer einer schweren Krankheit werden. Auch sämmtliche Damen ihrer Bekanntschaft, die es für unverträglich mit dem Tone der großen Welt hielten, wenn eine Frau von Stande eben so rothe Wangen habe, als die Mädchen auf dem Lande, stimmten in die Meinung des Doktors ein. So ward beschlossen, die Marquise solle zur Ader lassen. Man schickte zu Saint-Elmen.

Die Marquise, welche den jungen Mann nicht aus dem Gedächtnisse verloren hatte, war heimlich froh darüber, daß sie bey dieser Gelegenheit seine nähere Bekanntschaft machen könne, ohne sich weder vor ihm selbst, noch vor der Welt bloßzustellen.

St.-Elme erscheint; er ist in sichtbarer Bewegung; fast versagen ihm seine Füße den Dienst. Die Marquise bemerkt die Verwirrung des jungen Mannes; ihn zu beruhigen, ladet sie ihn ein, sich neben sie zu setzen und beginnt dann mit jener ungezwungenen Anmuth, welche sie über ihre geringsten Handlungen zu verbreiten wußte, ein gleichgültiges Gespräch. St.-Elme sitzt da, im Anschauen der reizenden Frau versunken; sein Athem stockt, er scheint wie verklärt. Der Marquise entgeht die ungewöhnliche Wallung des jungen Wundarztes nicht, sie ist für einen Augenblick entschlossen, das Aderlassen auszusetzen. Aber sie fürchtet ihn durch ihr Mißtrauen zu kränken, oder ihm vielleicht gar im Publikum zu schaden; muthig hält sie ihm den Arm hin. Beym Berühren desselben überfällt St.-Elme ein Schauder; doch faßt er sich. Die Vorbereitungen zur Operation sind gemacht; er ergreift die Lanzette, schlägt, taumelt todtenbleich zurück auf ein Sopha und ruft in der fürchterlichsten Verzweiflung aus: „Gerechter Gott, ich habe die Arterie getroffen; sie muß sterben.“ Die Frauen der Marquise stürzen herbey, und suchen das Blut zu stillen; ein Bedienter bemächtigt sich St. Elme's, der sich eben mit derselben Lanzette eine Pulsader öffnen will.

Die Marquise ermannt sich, und sucht dem unglücklichen Jünglinge Worte des Trostes zuzusprechen; zum Scheine glaubt sie nicht an die Gefahr, in welcher sie schwebt. Dann verlangt sie, einen Augenblick allein zu seyn, um ihren letzten Willen niederzuschreiben. Als dieß geschehen, muß ihr St.-Elme wieder vorgeführt werden. Sich in tödtlicher Verzweiflung herbenschleppend, sinkt er vor dem Bette der Marquise nieder. Diese redet ihn folgender Massen an: „Junger Mann, sammeln Sie Ihre Kräfte, und hören Sie mich. Im Augenblicke, wo ich das Leben verlasse, verursacht der Jammer, in welchem ich Sie zurücklasse, mein bitterstes Leiden. Ich biethe Ihnen keine Verzeihung an, denn Sie haben sich keines Vergehens gegen mich schuldig gemacht. Aber

die Welt wird keine so menschliche Nachsicht mit Ihrem Unglücke haben. So habe ich es für Pflicht gehalten, der Ungerechtigkeit derselben in Voraus zu begegnen und Sie unabhängig von der öffentlichen Meinung zu machen. Ich beschwöre Sie, die jährliche Rente von sechstausend Franken anzunehmen, welche ich Ihnen in meinem Testamente ausseze. Versprechen Sie mir, sich der Verzweiflung nicht zu überlassen, sondern —" Weiter kann sie nicht sprechen; sie hatte ihre schöne Seele ausgehaucht.

Bergebens würde man sich unterfangen, den Zustand St. = Elme's zu schildern. Monathe verfloßen, ehe er sich selbst, dem Leben und der Welt wiedergegeben ward. Dann that er das Gelübde, den Rest seines traurigen Daseyns der leidenden Menschheit zu widmen. Er blieb demselben getreu, denn fortan sah man ihn nur in den Hütten der Armen. So ehrte er bis zu seinem Tode das Andenken derjenigen, welche sein Schlachtopfer und seine Wohlthäterinn zugleich gewesen war.

Wie wohlgetan Maria, die Gottesmutter, war.

Nach einer altdeutschen Dichtung des XIII. Jahrhunderts.

Von Julius Max Schottky.

Sie war der Jungfrau'n Schönste,
 Gar weiß und fein und blank,
 Zu kurz nicht, sondern mäßig lang.
 Ihr zarter Leib blieb Tadel's bar,
 Von Makeln frey wohl ganz und gar.
 Gelb und goldfarben war ihr Haar,
 Der Zopf geflochten jeder Zeit,
 Sehr lang mit vieler Zierlichkeit.
 Die Augenbraunen schmal und braun,
 Die Stirn wie Elfenbein zu schau'n,
 Die Augen wie der Kerzen Licht
 So glänzend hell, und wahrlich nicht
 Zu groß, noch auch zu klein,
 Gar gleich dem Edelstein,
 Der Saphyr ist genannt,
 Und leuchtender noch als Jochant *).
 Das Augenweiß wie Milch so rein,
 Gab mehr als Glas den lichten Schein,
 Die Nase grad von schöner Art,
 Der jeder Fehl genommen ward.
 Ihr Mund stand gar so wonniglich
 Und anzuschauen minniglich.
 Die Lippen rosenroth und schmal
 Ohn jedes Tadel's kleinstes Mahl,
 Erhoben und sich völlig gleich;
 Die Zäh'n an großer Schönheit reich:
 Weiß, grade und sehr rein,
 Gen sie that Schnee selbst dunkel seyn.
 Die Wangen standen Lilgen gleich,
 Doch waren sie auch beyde reich

*) Jaspis.

Schaucht mit rother Rosen Schein,
 So daß die zarten Wängelein
 Wohl gleichen einem Lil'genbeet,
 Das man mit Rosen übersäet.
 Ihr Kinn ein überfeines Rund,
 Dem nie der Tadel wurde kund,
 Und mitten drin ein Grübelein,
 Das nimmer mochte schöner seyn,
 Dem Antlitz stets zur großen Zier.
 Die Keh! von höchster Weise schier,
 Der Hals gar voll, doch immer schlank
 Nicht kurz und auch nicht allzu lang,
 Solch schöner Leib und der so rein,
 Ward nur bey Christus noch allein
 Gesehen einst, des lichter Schein
 Auch glänzte wie Maria rein.
 Es waren zierlich ihre Händ'
 Und außerdem gar wohl behend'
 Zu jedem Werke stets fürwahr,
 Das ihrer Würde ziemend war.
 Die Finger lang und füglich schmal,
 Die Nägel rein, schön überall;
 Gar stattlich war ihr Gehen,
 Und mild ihr Augen: Sehen.
 Jedwed' Geberde, jeder Schritt
 Erzeigte sich in zücht'ger Sitt',
 Daß Alle, die ihr Leben sahen,
 Die sich der Keinen konnten nahen,
 Gestanden: ihrer Tugend gleich
 Sey nur das Thun im Himmelreich!

(S. Docen's Miscellaneen II. 73.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 30. December: Faust. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Klingemann.

Hr. Melchior, vom ständischen Theater in Pesth, trat zum ersten Mal als Gast in der Hauptrolle auf.

Es ist nicht leicht und kann nur einer sehr glücklich begabten Individualität gelingen, in den ersten beyden Akten dieses Trauerspiels zu befriedigen. Zuerst spricht sich die Grundstimmung und das Verhältniß des betrogenen und verfolgten Faust zu wenig aus, es zeigt sich hier kein fester Standpunkt und keine Klarheit, der Schauspieler kann auch bey großer Sicherheit sich oft nicht in den rechten Ton gleich finden. Im zweyten Akt wird eine sehr mühsame Deklamation erfordert, und der Verfasser selbst sah sich genöthigt, anzumerken, daß die Reden in der ersten Scene von einem guten Deklamator gesprochen werden müssen. Der Vortrag, deutlicher zu reden, muß hier lyrisch seyn, bald im höchsten Aufschwung sich erheben, bald in die Tiefe senken, und immerfort die ganze Tonleiter der Deklamation auf und nieder schweben, um den lästigen, und in monotoner Farbe gehaltenen Bilderschwall, wie den mächtig widerstrebenden Sylbentanz zu bekämpfen. Dazu gehört ein biegsames, umfangreiches und klangvolles Organ, große Sicherheit im Akzentuiren, Phantasie und metrisches Gehör. Er muß aber auch

den Grundton des Charakters mit diesem Vortrag zu verschmelzen wissen, und dabei stößt er obendrein auf Verse, wie folgende:

Teufel der Teufel! vollende das Wort!
Glühend vergelte den Troß ich dir dort;

oder wie die vorhergehenden:

Fluch und Verderben! Wer stürmt hernieder?
Ungezügelter, was willst du schon wieder? —

Wer Deklamation versteht, sollte dem Schauspieler solche Aufgaben ersparen.

Hr. Melchior, wie man aus dem Eingang dieser Bemerkungen leicht vermuthen kann, befriedigte in diesem Theile der Darstellung wenig; es herrschte zu viele Monotonie und etwas Oberflächlichkeit; den verständigen, theaterfesten Schauspieler konnte man dessen ungeachtet nicht verkennen. Desto besser gelang diesem Gastspieler der Ausdruck der höchsten Leidenschaft und der wildesten Verzweiflung. Er kennt die Grenzen seines Organs und weiß den Mangel der extensiven Kraft durch Verwendung der intensiven glücklich zu ersetzen. Noch mehr, der Darsteller des Faust zeigte dieß wohl, daß er den oft vermisten und zum entschiedenen Beyfall unumgänglich nöthigen Vorzug besitze, die Leistung immerfort zu steigern, und auf halb oder weniger Gelungenes das mehr Gelungene folgen zu lassen. Von Kleinigkeiten soll man sich in solchen Fällen nicht verweilen, auch gibt die Beurtheilung im Allgemeinen eine mehr befriedigende Ansicht, als kleinliche Zergliederung des Einzelnen, überhaupt ist jenes nicht die leichteste Methode der Kritik; über einen Schauspieler aber, dessen Mängel und Vorzüge ungefähr in gleichem Verhältnisse stehen, oder an welchem letztere weder im Glanze hoher Genialität leuchten, noch die ersteren allzu scharf in's Auge fallen, nach einer einzigen Darstellung, und noch dazu eines so widerspenstigen Charakters, ein erschöpfendes Urtheil fällen zu wollen, das wird mit glücklichem Erfolg wohl niemand unternehmen wollen, der die Kunst versteht.

Am folgenden Abend sahen wir den Gastspieler als Wilhelm Tell. Dieser einfache, großartige Charakter muß von vorn herein durch eine imposante Ruhe angedeutet werden; man erwartet den Ausdruck eines tiefen Gemüths in Ton und Wesen einer ländlichen, oft an Rauheit streifenden Natur. Zugleich aber soll die Darstellung zur Höhe der Dichtung sich erheben, dem hohen Charakter dieses herrlichen Werks entsprechend, in welchem der wahre Patriotismus, echter Freiheitsinn im Bunde mit der Treue gegen den angestammten Fürsten, waltet. Das ist die Aufgabe. Einzelnes wird Vielen gelingen, denn die Diktion ist rein und vollendet, die Gedanken und Empfindungen entwickeln sich in fortschreitendem Zusammenhang, und der höchste Schwung der Begeisterung spiegelt sich in sonnenheller Klarheit. Der Ton klang Anfangs etwas prästios und das charakteristische Gemälde war zu flach gehalten, oder mit andern Worten, um die vorigen Andeutungen hier wieder aufzufassen, nicht imposant genug. Es bestätigte sich auch, was bey der ersten Darstellung dem Beschauenden nicht entgangen war, daß in ruhigeren Stimmungen eine gewisse Monotonie herrscht, die in der Scene, wo Tell seine Befreyung aus der Gewalt des Tyrannen schildert, durch den fast unbeweglich ausgestreckten Arm, als einzige mimische Bezeichnung des Redevortrags, dieß wohl noch vermehrt wurde. In der Hauptscene hingegen, von der verweigerten Huldigung des Hutés an bis zum Apfelschuß und vorzüglich nach errungenem Siege, zeigte sich ein reges Leben, durch treffliche Momente voll Wahrheit und Kunstinn ausgezeichnet. Wenn auch der Ausdruck einige Mahl zu sehr in den weinerlichen Rührton überging, so muß man doch gestehen, daß die Weichheit und Biegsamkeit des Organs in der Höhe diesen Ausdruck sehr begünstigt. Für die gelungenste Stelle dieser ganzen Scene erklären wir die Entwicklung des Affekts, mit der die Worte an den Bogt gesprochen wurden, auf dessen wiederholte Frage, wozu der versteckte Pfeil bestimmt gewesen. Diese Worte lassen sich wohl auf verschiedene Weise anders, aber schwerlich richtiger und besser sagen. Im Ganzen dieser Darstellung bemerkten wir, wie auch das erste Mahl, daß man von diesem Schauspieler immer lobenswerthe Leistungen im Ein-

73.)

nf Aufsügen,
Mahl als Gast
dualität gelin-
erst spricht sich
auf zu wenig
auspieler kann
t. Im zweyten
selbst sah sich
en Deklamator
e: lyrisch seyn,
immerfort die
stigen, und in
enden Sylben-
gvolles Organ,
uß aber auch

zeln erwarten darf, wenn es ihm auch seltener gelingen sollte, ein Ganzes auszuführen.

Die Rolle des Arnold von Melchthal (Hr. W a l s e r) ist zu bedeutend, als daß man einige Bemerkungen unterlassen könnte, wenn gleich die Manier der Deklamations- und Geberdensprache, die sie betreffen, unverbesserlich scheint. Wohin aber soll diese Unnatur der Nachahmungsfucht, diese Ruckungen und Zuckungen in Vortrag und Bewegungen einen angehenden Schauspieler, der Anfangs Hoffnungen erregte, endlich führen? Solche deklamatorische Kataraktenstöße ohne Sinn und Bedeutung, in einzelnen Reden, begleitet von leeren, regellosen Theatergesten, können wohl müßige Hände einen Augenblick in Bewegung setzen, oder ein Bravo erhaschen, das eigentlich dem Dichter gilt, und worin der Spender oft sich selbst noch mehr gefällt, einen bleibenden Eindruck zurück lassen wird diese Darstellungsweise nie.

Leopoldstädter Theater. Das neue Jahr wurde hier mit einem Gratulationsstück angefangen, das den Titel führt: Das Jahr 1822, oder: Die drey Schuster. Lokale Posse in drey Akten, von A. B ä u e r l e.

Der Titel eines Stücks ist im Ganzen eine ziemlich gleichgültige Sache, dieser Vortheil kommt dem hier genannten ganz zu Statten, und es macht keinen Unterschied, daß man die Jahreszahl 1822 eben so gut mit einer anderen verwechseln kann. Die charakteristischen Züge des hinter Gratulationskomplimenten versteckten Eigennuzes sind mit wirksamer Komik verwebt. Der ernsthafte Theil dieser Posse ist, wie es die Bezeichnung zu erfordern scheint, untergeordnet; der untergeordnete aber, nämlich die lustigen Ereignisse im Kreise der Schusterfamilie, kann für das chef d'oeuvre der drey Meister gelten, wozu Hr. Schuster Ign. als Meister Ignaz Schuster aus der reichen Fülle seiner komischen Natur das Beste lieferte. Zu den hors d'oeuvres gehört die Schlittenfahrt am 1. Jänner des neuen Jahrs. Eigentlich sollte die Erdichtung an einem so nahe liegenden, die allgemeine Aufmerksamkeit ansprechenden Gegenstand, nichts verändern. Der Feyer des Tages angemessen erschien Mlle. E n n ö f f l, in einem durch Wahl, Anordnung und Wechsel ausgezeichneten Kleiderschmuck. Die Darstellung konnte anfänglich einen etwas stärkeren Anstrich von Leichtfertigkeit vertragen, obgleich der Ausgang dem zu widersprechen scheint; doch kommt es hier auf einen kleinen Widerspruch nicht an. Mlle. K r o n e s sahen wir als Klara, Frau des Meister Ignaz, in diesem Stück zum ersten Mahl, und fanden ein natürliches, für den Standpunkt dieser Rolle schicksames Benehmen. Der Augenblick, wo die Frau den trollenden Mann mit schalkhafter Gutmüthigkeit umarmt, konnte nicht glücklicher aufgefaßt seyn. Den Schluß machte ein Tableau: „Die Theatergesellschaft des k. k. priv. Theaters in der Leopoldstadt als Neujahrsgratulanten,“ betitelt; jeder im Kostum irgend einer beliebigen Rolle, zu unterst in der Mitte Hr. R a i m u n d als „rosenfarbner Geist;“ doch konnte man mit Leporello singen: „Er ist's nicht selbst, es ist sein Kleid.“

Die Vorstellungen dieser Bühne haben das neue Jahr eben so glücklich angefangen, wie sie das vergangene beschlossen, denn das Einweihungsstück ist bereits in kurzem mehrmahls und vor ausgezeichneten Zuschauern wiederholt worden.

Herausgeber und Redakteur: J o h. S c h i c h.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 10. Jänner 1822.

5

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die weiblichen Arbeiten.

Von Louise Brachmann.

Drey Mädchen, auserwählte Freundinnen, saßen zusammen an einem stillen Sonntagsabende, und ergetzten sich an traulichen Wechselgesprächen. Sie erzählten einander von den glücklich vollbrachten Arbeiten der Woche und freuten sich ihres Fleißes.

Adelheid, die älteste und verständigste unter ihnen, die dem bedeutenden Hauswesen ihres Vaters vorstand, an der Stelle ihrer verstorbenen Mutter, erzählte wie sie diese Woche eben eine der schwierigsten Aufgaben in der Wirthschaft überstanden habe, wie ihr nämlich das ganze Haus von unermutheten und vornehmen Fremden erfüllt worden sey, wie sie diesen zu Ehren noch eine Anzahl Gäste zu dem folgenden Mittagsmahl habe einladen lassen, und dieses in der Eil noch mit Anstand ordnen müssen; wie ihr aber doch der Himmel alles glücklich und mit Ehren habe überstehen helfen.

„Und nun kannst du auf deinen Lorbern ruhen!“ rief die muntere, fröhliche Caroline, die jüngste unter allen dreyen. — „In unserm kleinen Haushalt fällt so etwas freylich nicht leicht vor. Die Beschäftigung meiner vergangenen Woche ist sehr einfach gewesen; ich habe mit der Mutter und unserm Dienstmädchen so emsig gesponnen, daß wir beynah die Finger nicht fühlten, weil unser feines Gewebe fertig werden, und noch Ende der Woche zum Weber muß. Dafür soll aber auch, wenn nun die Bäume ausschlagen, und die Wiese den Fluß hinunter mit herrlichem smaragdnen Grün prangt, kein schöneres Gewebe auf der Bleiche liegen, als das unsre, so weit die sächsischen Grenzen reichen!“

„Seht doch wie ehrgeizig!“ lachte Adelheid; „aber was hat denn unsere Kleine zärtliche Mathilde diese Woche gemacht?“

Die sanfte Mathilde erröthete und zögerte zu antworten.

„Gedichte wohl am Ende!“ rief die schelmische Caroline. „Aber Gedichte werden nicht gut gethan für ordentliche weibliche Arbeiten! Als Zugabe mögen sie recht hübsch seyn, so wie der Blumenschmuck bey einer wohlbesetz-

ten Tafel; aber nur nicht als Hauptsache! Man findet auch heutigen Tages, daß oft die besten Dichterinnen zugleich treffliche Hausfrauen, oder doch wenigstens dazu erzogen sind."

"Wenn also mein liebes Mathildchen eine gute Hausfrau werden will, so —"

"Ach laß mir meine Mathilde in Ruh!" rief Adelsheid und schlang den Arm um die stillere Mathilde. "Sie ist sehr häuslich erzogen, und wird gewiß eine gute Hausfrau werden! — wozu sie auch die nahen Aussichten hat," — setzte sie lächelnd gegen Mathilden hinzu. — "Hast du etwa deinen Eduard besungen?"

"Adelsheid, auch du quälst mich?" bath Mathilde.

"Nun ich meine das nicht böß," versicherte Adelsheid. "Ein Gedicht auf ihn selbst läßt sich immer ein irgend gefühlvoller Ehemann recht gern gefallen, nur nicht statt der Suppe! Aber sage doch im Ernst, mit welchem Werkzeug unsrer eigenthümlichen Künste hast du dich denn diese Woche vorzugsweise beschäftigt?"

"Mit der Nadel," erwiderte die sich ermutigende Mathilde lakonisch.

"Also genäht?" fragte Caroline.

"Gestickt;" erwiderte Jene wie oben.

"Ach! ach!" rief Caroline mit komischer Bewunderung, "jetzt wird mir Alles klar! Gestickt, ein zierliches Andenken für den Geliebten?" —

— "Es ließe sich viel von dieser schönen Kunst sagen," — fing Mathilde ablenkend an, — "ungefähr dasselbe wie von der Webekunst der Alten. Wenn ich mir die holde Penelope an ihrem Webstuhl denke!"

"Ja, nur mit dem Unterschied," lachte Adelsheid, "daß jenes Muster ehelicher Treue arbeitete, die Freyer von sich zu entfernen, und heut zu Tag unsre stückenden Schönen aus der entgegengesetzten Absicht."

"Mathildchen, nimmst du das nicht übel?" fragte Caroline.

"Ich will dieß wieder nicht auf dich anwenden, meine kleine, süße Mathilde!" versicherte Adelsheid, — "dein Eduard ist dir gefesselt genug; du überstreust dein schönes Eigenthum nur noch mit Blumen!"

— "Aber wieder auf die Vorbern zu kommen!" fing Caroline, gegen Adelsheid gewendet, aufs neue an, "Adelsheid, du kömmt mir zuweilen vor, wie ein Feldherr, wenn du vor der Ankunft der Gäste vor der großen, schön geschmückten Tafel stehst, und die Reihen der blinkenden Gläser und Geschirre mit so musternden und wohlgefälligen Blicken überschaußt, als jener die glänzenden Reihen seiner Krieger."

"Scherz bey Seite!" rief Mathilde, "das Wesen einer Hausfrau, vorzüglich wenn sie einer so bedeutenden Wirthschaft vorsteht, wie du, Adelsheid, hat immer etwas Ähnliches mit dem eines Feldherrn. Mit eben der lebhaften Gegenwart des Geistes, wie er, muß sie, wenn auch nur im Kleinen, den Augenblick zu fassen wissen; muß die ihr anvertrauten Kräfte eben so schnell nach den sich ereignenden Umständen formen und nützen können, und wahrlich ein so unvermutheter Wagen voll Gäste hat schon viel Ähnlichkeit mit einem feindlichen Überfall."

"Du hast wohl Recht!" lächelte Adelsheid, "die Männer freylich," setzte sie nachdenkend hinzu, — "halten alle Mühen, alle Bestrebungen unsres

weiblichen Berufs für etwas so Unbedeutendes, und sehen es nicht ein, daß doch auch etwas dazu gehört."

"Sie sehen es nicht ein — bis sie uns verloren haben!" sagte Mathilde fast wehmüthig. —

"Im Ernst!" sagte Caroline; „es ist doch etwas Schönes um eine wohlgeordnete Wirthschaft, wenn das Auge der Hausfrau allenthalben wacht und ordnet, und sie deßhalb auch Alles selbst anzugreifen wissen muß.“ —

"Ich wenigstens," sagte Adelheid, „halte mir es nicht für zu gering zuweilen selbst an den Herd zu treten, und irgend ein künstliches Gericht, das ich der Köchinn nicht vertraue, selbst zu bereiten.

— Alles ist heilig, was wir mit frommen Herzen für heilig halten; mir ist auch die Gluth heilig des wirthlichen Herdes.

Dies sagte eine, auch häuslich erzogene und gefinnete Dichterin."

"O wißt Ihr etwas, Kinder?" fing Caroline an, „da Ihr so viel auf Gedichte haltet, so wollen wir doch Jede eins zum Besten geben, das unsre vorzügliche Beschäftigung erhebt. Ich habe eben ein recht niedliches Spinnerliedchen gehört, das ich nicht auf dem Herzen behalten kann, ohne es Euch mitzuthellen."

"Aha, das merkte ich wohl," rief Adelheid, „daß so etwas hinter deinem Vorschlage stecke. Nun, das ist recht schön! und da dächte ich, machten wir den Eingang noch mit einigen Stellen eben aus dem erwähnten Gedichte.“ —

„Wie so still doch entflieht dir der Lenz des beglückenden Lebens,
Du, die zu rühmlicher Bahn früh schon die Götter geweiht!

— — — — —
— — — — —

Bei des Hauses Geschäften entflieh'n dir die köstlichsten Stunden,
Während uns Jugend und Lenz fränzen mit Blüthen der Lust!"
Also rufen mir oft die Gespielen mit freundlichem Antheil;
Aber mit heiterm Gemüth geb' ich die Rede zurück:
Klaget Ihr Holden mich nicht! zwar flieh'n mir die eilenden Horen
Ohne das munt're Geleit glänzender Freuden dahin;
Aber sie lassen darum nicht minder im leisen Verschwinden
Manchen duftigen Kranz edeln Gefühls mir zurück.
Seht ihr den lohnenden Blick der sanften zärtlichen Mutter?
Drückt an die edle Brust liebend mein Vater mich nicht?
Nein, ich beneide sie nicht die irdischen Rosen! es kommen
Stunden, da pflücket ein Gott Rosen des Himmels für mich.

Schon als Kind ja liebte sie mich, die freundliche Muse;
Stille der Kleinen ja schon lindernd den kindischen Schmerz;
Spielend saß ich am Ufer, am grünen, des heimischen Stromes,
Vor mir ein buntes Gemisch würziger Blumen im Schooß;
Ich ergehe mich lang, ich ordnete tändelnd die schönsten
Farben zusammen, zum Kranz wand ich die reizendsten mir;
Plötzlich erhob sich ein Lüftchen; die Blumen, mein liebliches Spielwerk,
Stürzten, vom Wirbel gefaßt, schnell in die Fluthen hinab;
Da ergriff mich ein jagender Schmerz; da rang' ich die Kleinen
Händ' und jammerte laut meinen Verlorenen nach. 7

Siehe, da stand vor mir ein himmlisches Wesen: ein weißes
 Blendendes Kleid umfloß wallend die hohe Gestalt
 Und ein glänzender Busch von Blumen, — so hatt' ich noch niemals
 Blumen gesehen! — so schön blüh'n sie auf Erden auch nie; —
 Strahl' ihr am Busen. — Voll himmlischen Mitleids nahm sie in ihren
 Arm mich, und drückte mich sanft an die ambrosische Brust.
 „Weine nicht länger du Kleine!“ so sprach sie mir tröstend; — „noch manche
 Blühende Freude wird dir also ein Lüftchen verweh'n;
 Alles Irdische, Kind, ist also vergänglich! doch schwind' es!
 Immer doch bleibt dir ein Schatz, den du im Innern bewahrst.
 Und ich liebe dich! Siehe hier Blumen aus Thälern des Himmels;
 Nimm sie, und spiele! — und kommt oft in mein seliges Land!“

Also die Göttinn. Noch blüh'n mir die himmlischen Blumen; und immer
 Ist auch beim stillen Geschäft freundlich die Muse mir nah.
 Alles ist heilig, was wir mit frommen Herzen für heilig
 Halten, mir ist auch die Gluth heilig des wirthlichen Herds.
 Gnädig zwar blicken die Götter auf feyerndes Opfer, doch weiß ich,
 Daß sich die Göttlichen auch freu'n der vollendeten Pflicht.

„Nur so viel aus der ausführlichen Darstellung der Dichterin,“ setzte
 Adelheid hinzu, „als ich eben für unser ganzes Geschlecht im Allgemeinen an-
 wendbar glaubte.“ —

Mathilde hatte mit stiller Begeisterung zugehört.

„Recht hübsch!“ sagte Caroline. „Allein nun laßt mich auch mein hübsches
 Spinnliedchen vortragen, das mir die Muse, — wenn sie auch nicht so frey-
 gebig mit ihren Geschenken gegen mich ist als gegen andre Leute, doch
 freundlich genug geliehet hat.“

„O du mußt es uns singen!“ bath Mathilde; „du singst so artig!“

„Wenn Ihr es wollt!“ versetzte Caroline. — Es ist nämlich ein Lied,
 wie es die Mädchen an den Ufern der Unstrut und Saale singen. — Nun ha-
 ben wir eigentlichen Sachsinnen zwar die ästhetischere, — ich möchte sagen:
 die klassischere Art des Spinnens an der Spindel, was ja Pallas Athene den
 Griechinnen noch selbst gelehrt hat; indessen nimmt sich doch das flüchtige
 Drehen der Mädchen, — dem Liede zu Folge wenigstens, auch recht aus. —
 Hört denn; und sie sang mit wohlklingender Stimme das nachfolgende Lied:

Auf, munter ihr Schwestern! das Mädchen gedreht!

Wohl sieht sich's am fliegenden Rade.

Wir Mädchen sind fleißig, wohl früh und wohl spät
 Am lieblichen Saalengestade!

Seht Schwestern, schon deckt sich die Wiese mit Schnee,

Schon kimmern die Wälder von Reife;

Der Jäger durchwandert nun Thäler und Höh;

Wir sitzen bey Mädchen und Weibe!

Im Stübchen, wie ist es so traulich und warm,

Wenn sinkt sich die Finger bewegen,

Da trocken wir, sicher vor Sorgen und Harm,

Wohl Stürmen und Flocken und Regen!

Wenn flüchtig und lustig die Mädchen sich dreh'n,
Geht leicht auch die Rede vom Munde;
Bey Märchen, gar wundersam grausend und schön,
Fliehet schneller die nächtliche Stunde.

Auch tönet, daß schneller die Zeit uns verrinnt,
Manch Liedchen im traulichen Kreise;
Wenn Eine geendet, die Andre beginnt
Bald lustig' bald traurige Weise. —

Die Mütter seh'n freundlich und treten zum Tisch,
Und zählen die fleißige Habe;
Manch Apfelschen duftig und rosig und frisch
Wird dann uns zur lohnenden Gabe.

Und hehlet nun der sonnige Frühling den Pfad,
Sind Eis nun und Flocken zergangen,
Dann Schwestern, dann wollen am Saalengestad'
Mit glänzenden Weben wir prangen.

Und kömmt dann ein Fremder zum grünenden Strand,
So muß er uns ehrend bekennen:
Die Mädchen im rühmlichen Thüringerland,
Sind wahrlich gar wacker zu nennen!

Drum fröhlich, Ihr Schwestern! das Mädchen gedreht,
Wohl sitzt sich's am fliegenden Rade.
Wir Mädchen sind fleißig, wohl früh und wohl spät
Am lieblichen Saalengestade!!

Die fröhliche Melodie, die ganz das muntere Fliegen der Räder auszu-
drücken schien, erregte die Freundinnen sehr.

„Aber jetzt ist die Reihe an der Dichterin Mathilde!“ rief Caroline,
„du darfst dich gar nicht bitten lassen, denn dir hat die Muse gewiß unmittel-
bar etwas eingegeben, was sie uns Andern nur leiht.“

Auch Adelheid stimmte Carolinen bey, und beyde drangen vereinigt in die
sich Weigernde.

„Quälgeist!“ rief Mathilde; „indessen weil Ihr doch im Grunde so
gut und treu seyd, so will ich Euch aufrichtig das kleine Gedicht mittheilen,
das mir gestern beyfiel, als ich meine fertige Stickerey aus dem Rahmen spannte,
um sie an meinen Eduard zu senden.“

Gehe hin, leichtes Geweb! zur Fern'! ein Zeichen der Liebe!
Meinem Geliebten von mir bringe den zärtlichen Gruf.
Freundliche Blumen, o grüßet bedeutend das Auge des Holden!
Unter dem zarten Geweb schlage das edelste Herz!
Diene zum Schild ihm, zur Zeit der Gefahr! und schütz' auch die edle
Tief empfängliche Brust, ach, vor des Kummers Gewalt!
Hauch ihm der Liebe Gruf, so nahe dem liebenden Herzen.
Glückliche Gabe, wie gern tausch' ich dein seliges Loos!

(Der Schluß folgt.)

Dresden, Dec. 1821.

Die wichtigste theatralische Erscheinung dieses Monats war die Aufführung des Schauspiels: Prinz Friedrich von Homburg, von dem verstorbenen Kleist. Nie sah man mit so gespannter Neugier einem neuen Stück entgegen, denn die verschiedenartigsten Meinungen waren zum voraus laut darüber ausgesprochen worden und die Partheyen hatten sich dafür und dagegen gebildet. Der unerrüdete Fleiß, womit unser gesamntes Bühnenpersonal dieß Schauspiel, dessen Aufführung sich zahllose Schwierigkeiten entgegenstellten, einstudierte, die höchst einsichtsvolle Lenkung dieses Fleißes durch Hrn. Julius, welcher die ganze Bühneneinrichtung anordnete, die Kunstliebe und Einsicht, welche unser trefflicher Generaldirektor, Hr. Geheimerath von Könnerich, immer aufs neue zeigt, und welche sich hier so thätig bewährte, indem bey so Außerordentlichem weder Kosten, noch Mühe, noch Ermunterung gespart wurden, dieß alles vereint bewirkte eine so ausgezeichnet gelungene und ergreifende Kunstleistung, daß es nicht zu verwundern war, wenn ungewöhnlicher Enthusiasmus und lebhaftere Anerkennung die vielfachen großen Anstrengungen belohnten. Das Publikum war tief ergriffen; nach der ersten Vorstellung wurde Hr. Julius nebst sämmtlichen Mitspielenden hervorgerufen, und das Stück innerhalb acht Tagen drey Mahl bey übervollem Hause wiederholt. Ein so glänzender Erfolg mußte wohl auch die Ungläubigsten theils bekehren, theils aufmerksam machen auf die seltenen Schönheiten dieser genialen Dichtung. Dankbar müssen wir auch anerkennen, daß ohne die Anfeuerung des geistreichen Tiedke wohl schwerlich der Muth, der zu so kräftigem Zusammenwirken gehört, erwacht wäre. Eine solche Darstellung hat größern Einfluß, als man glaubt, denn es geht unfehlbar auch auf künftige Darstellungen anderer Stücke manches davon über, vor allem: Muth und Lust zu einträchtigen Anstrengungen. Daß diese unpartheyisch und mit gleicher Liebe an jedes Werk höherer Dichtung künftig gewendet werden mögen, bleibt gewiß kein unerfüllter Wunsch. Zweyerley trug zur Trefflichkeit der Darstellung bey: alle Gruppen waren so künstlerisch schön geordnet, daß die Bühne stets ein in allen Theilen mahlerisch übereinstimmendes Ganzes darboth, und unsere sinnigen Künstler verstanden den echten Mittelweg zwischen prosaischem Konversationston und prunkender Deklamation zu treffen, daß man bey ihnen nicht den singenden Abfall und monotonen Aufschwung bey dem Recitiren der Verse hörte, welche dem gebildeten Ohre unerträglich fällt, und an welchem allein der Verbildete Geschmack findet. Sie betonten die oft sehr kühnen Bilder und Gleichnisse in dieser Dichtung nicht schwerfällig, sondern sprachen sie mit überströmendem Gefühl rasch und innig. So kam Natur und Wahrheit in das Ganze. Die Hauptrolle des Prinzen ist eine der schwierigsten, die es gibt; diese Zartheit und dieß träumerische Wesen mit so rascher kühner Jugendgluth zu verschmelzen, überall den echten Soldaten jener Zeit durchblicken zu lassen, dabey den durch Glück verwöhnten Fürstensohn deutlich zu bezeichnen, welcher durch plötzliches Mißgeschick wohl zur ohnmächtigen Verzweiflung niedergebeugt seyn kann, der sich aber dann im Gefühl des Rechtes und der Pflicht zum Adel wahrer Heldengröße erhebt, dieß ist eine Kunstaufgabe, die wohl selten mit gleichem Stücke gelöst werden wird, wie hier durch unsern trefflichen Julius, der sich als seltenen Meister bewährte. Möge nirgends eine Direktion sich durch die Jugendlichkeit dieser Rolle verleiten lassen, sie einem unerfahrenen Künstler anzuvertrauen. Mad. Schirmer stand ihm als Natalie würdig zur Seite; der feinste Anstand, Adel und Herzlichkeit des Gefühles in alle den zarten Nuancirungen, die hier nöthig sind, machten sie in dieser edeln Rolle eben so reizend als erhaben und fürstlich groß. Ganz vortrefflich war sie in der Scene, wo sie für den Prinzen bittet. Mad. Werdny als Churfürstinn war herzlich und edel, fürstlich und mütterlich. Vortrefflich gab Hr. Werdny den alten Kottwitz. Hr. Hellwig war als Churfürst gleichfalls sehr brav, besonders in den Stellen, wo Menschlichkeit und Herzlichkeit so schön die wahre Fürstengröße dieses Charakters durchwärmt; sein Kostume war herrlich. Hr. Kanow (Hohenzellern) stand als würdiger Freund dem

Prinzen zur Seite; es ist erhebend, wie in diesem Charakter die treue, klare Prosa so warm und innig der Poesie des Freundes sich stützend anschließt. Der wackere Künstler griff überall passend und richtig ein, ohne sich irgendwo vorzudrängen. Vortrefflich sprach Hr. Pauli die Erzählung von dem Tod des treuen Frobe. Die Scene, wo in geringer Entfernung die Schlacht gehört wird, ist trefflich angeordnet, alles wahr und täuschend, nichts störend oder kleinlich. Die Ouverture, die Musik während des Stücks und in den Zwischenakten, von einem jungen Tonsetzer, Hrn. Marschner, ist sehr brav gesetzt.

Kurz zuvor erfreute uns auch eine höchst gelungene Darstellung des „Kaufmanns von Venedig.“ Die kleine Oper von Bojeldieu: „der neue Guts herr,“ mit welcher die diesjährigen Vorstellungen geschlossen wurden, fand Beyfall.

Bei der italienischen Oper zeichnete sich eine Aufführung der: *Gazza ladra* aus, übrigens wurden: *la Repressaglia*, *Elisabetta* und *l'Inganno felice* wiederholt. Bei dem unermüdeten Fleiß und guten Willen unserer braven Sänger wäre es sehr zu wünschen, daß das Repertoire der Oper bald mehr bereichert, bisweilen auch ältere Opern wieder neu einstudiert würden. Welcher wahre Musikfreund würde nicht Opern wie: *Così fan tutti*, *Nina*, *Pazza per amore*, *Romeo e Giulietta*, *Don Giovanni*, *Ginevra in Scozia*, *Griselda*, *la Molinara*, *il Matrimonio segreto*, *la Dama Soldato*, *i Zingari in Siera* etc. von unsern trefflichen Sängern zu hören, und sich an den mannigfaltigsten Arten des Styles zu ergehen wünschen.

Die kleinen geselligen Musikvereine fangen endlich an hier Sitte zu werden, zwar nur erst in fremden Familien, doch hoffentlich wird der Sinn dafür nach und nach wach werden.

Außer der längstbestehenden Sing-Akademie besteht jetzt auch noch eine Gesellschaft von Dilettanten, welche sich der Opernmusik und dem kunstvollern Vortrag des Gesanges widmen. Eine öffentliche Aufführung des Oratoriums: *das Weltgericht*, mißglückte gänzlich; sie wurde von sehr untergeordneten Tonkünstlern unternommen, doch waren diese immer geübt genug, als daß es des heftigen Taktschlagens ihres Anführers bedurft hätte.

Die dritte am 22. gehaltene große musikalische Akademie der königl. Kapelle war dadurch besonders festlich, daß sie den Vorabend des Geburtsfestes unsers allgeliebten Königs feyerte. Dem Eingange des Saales gegenüber war dessen schöne, in Lebensgröße ausgeführte Büste aufgestellt, die Inschrift: *Iusto* mit einem Kranz umwunden, schmückte das Piedestal, eine Drapperie von Amaranth-Sammt mit einer goldenen Krone geziert, bildete den Hintergrund, um das Piedestal standen Palmen, blühende Sträucher und Blumen.

Eine der herrlichen frühern Symphonien von *Beethoven* eröffnete das Tonfest. sie wurde mit hoher Vollendung ausgeführt. Unser braver Kirchenfänger *Cassaro li* sang eine *Kavatine* von *Caraffa*; eine plötzlich eingetretene Heiserkeit trübte seine klängevolle Stimme. Dann hatten wir die seltene Freude, unsern trefflichen Konzertmeister *Pollero* in einem Concert von seiner eigenen Komposition zu hören. Dieser Meister übertraf sich selbst; das Publikum war entzückt von seinem ausgezeichneten Vortrag; eigenthümliche Grazie besetzt sein Spiel, die Töne sind weich und zauberisch süß verschmolzen, bald athmet das innigste Gefühl darin, sie scheinen der Brust des Sängers zu entquellen und höhern Reichthum in ihren kühnen Wendungen zu enthalten, als die menschliche Stimme vermag. Die Fertigkeit dieses Meisters in Doppelgriffen ist bekannt und außerordentlich; auch bey diesen behält sein Ton vollkommene Schönheit. Im zweyten Theil wurde die *Jubel-Kantate* wieder aufgeführt, welche Kapellmeister *C. M. v. Weber* 1818 zur Regierungs-Jubelfeyer unsers geliebten Königs komponirte. Der Kunstwerth und der gefällige Reiz dieses Werkes, schon damahls allgemein anerkannt, machten auch diesmahl wieder den angenehmsten Eindruck. *Mse. Funf* sang ausgezeichnet schön. Möchten wir einmahl die Freude haben, das treffliche *Carmen saeculare* wiederholen zu hören, welches damahls unser talentvoller *Morlacchi* zu demselben Endzwecke komponirte.

Der berühmten Oper: der Freyschütz, welche auch bey uns einstudiert wird, sehen wir erwartungsvoll entgegen.

Der Christmarkt war diesmahl bey uns ziemlich glänzend und zahlreich besucht. Die milde Witterung begünstigte alles; auch die Kirche in der Weihnacht war bey der Feyer der heiligen Christmetten gedrängt voll, und die Stille und Andacht zu loben, welche allgemein herrschte. Es hat viel Rührendes und Erhebendes, wie dann die uralten, frommen sanften Hirtengesänge durch die Nacht hin ertönten, während festliches Licht den Hochaltar und die sämtlichen Pfeiler der Kirche so umwallte, daß sie von außen selbst wie ein heller Stern in dunkler Nacht leuchtete. Unser ehrwürdiger König und der ganze Hof nehmen stets Theil an einer Feyer, deren andachtsvoller Charakter auf Jeden, der ihr bewohnt, den tiefsten Eindruck machen muß.

Schauspiel.

Auf dem K. K. Hoftheater nächst dem Kärthnerthor wurde den 27. December zum ersten Mahle aufgeführt: *Socondé*, Ballet in zwey Aufzügen, vom Hrn. *Urmann* und *Bestris*, in die Scene gesetzt vom Hoftheater-Balletmeister Hrn. *Tagliani*. Die Musik arrangirt vom Hoftheater-Kapellmeister Hrn. *Giroweh*.

Die Erwartungen in Ansehung dieses, von der neuen Administration versprochenen Ballets, waren dem Maßstab der Wirkung angemessen, welche die Oper gleiches Namens hervorgebracht; diese erhält aber ihren größten Reiz durch die treffliche Musik, und eine interessante Zugabe durch die etwas mehr als scherzhafte Beziehung des Inhaltes. Der Stoff ist übrigens nicht sehr ergiebig. Den ersten Akt mußte man durch Tänze auszufüllen suchen, und das ist auch mit vielem Glück geschehen. Das erste Terzett, von dem Herrn *Tagliani*, und den Damen *Millicre* und *Bretel* ausgeführt, erregte Bewunderung und gab dieser Abtheilung eine besondere Auszeichnung. Im zweyten Theil wird auch die Handlung interessanter und der Stoff ist mit Geschicklichkeit benützt, vorzüglich dadurch, daß ein Theil der Begebenheiten sich im Tanz entwickelt. Mad. *Kozier* fand als *Jeannette* in einem Terzett und einem Duett wieder Gelegenheit, ihr seltenes Talent in Darstellung naiver Charaktere glänzend zu entfalten. Hr. *Kozier* (*Lukas*) zeigte sich auf dem Gipfel seiner Virtuosität. Der dritte Akt der Oper ist mit dem zweyten des Ballets vereinigt, wodurch diese Abtheilung einen raschen lebendigen Gang gewinnt; und wenn der Schluß nicht ganz befriedigt, so ist doch die einfache, durch keine mühsame Erfindung überladene Haltung des Ganzen lobenswerth.

Der Tonseher hat verschiedene, für die Einrichtung brauchbare Themen aus der genialen Komposition des genialen *Isouard* mit Glück verwendet. Auch die scenische Ausschmückung verdient freundliche Anerkennung.

Modenbild II.

Balkleid von glattem Dünntuch mit einer von Atlas ausgehauenen Bordüre und unten drey Mahl mit glattem Plüsch besetzt. Der Haarpuz mit Rosen und Silberähren, die mit Silberbändern befestigt sind.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

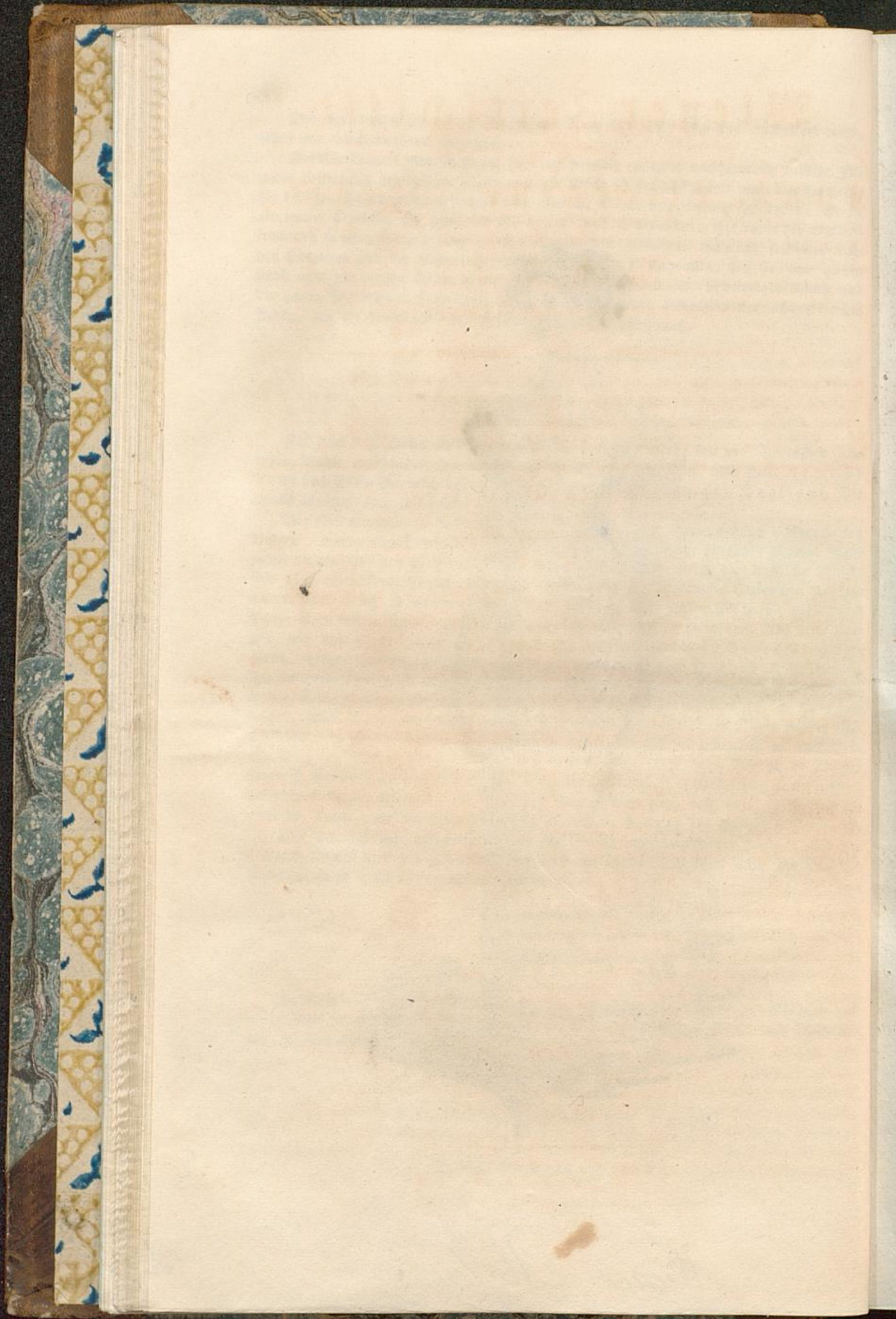
viert wird,
esucht. Die
der Fener
en, welche
ie uralten,
liches Licht
von außen
König und
arakter auf

mber zum
r m a n d
o n i. Die

sprochenen
iches Nahz
che Musik,
ig des In-
man durch
erste Terz
e l ausge-
zeichnung.
t Geschick.
Tanz ent-
vieder Ges-
entfalten.
te Akt der
nen raschen
ist doch die
benswerth.
n aus der
e scenische

rdüre und
Silberäh-





Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 12. Jänner 1822.

6

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu haben en viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey U. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die weiblichen Arbeiten.

Von Louise Brachmann.

(Schluß.)

„Über nun, liebe Adelsheid,“ unterbrach sich Mathilde selbst, indem sie sich sanft bittend an Adelsheid schmiegte; „nun belohne auch meine Aufrichtigkeit durch ein recht schönes Gedicht aus dem Schatz deiner Erinnerung.“

„Du hast gut Reden!“ versetzte Adelsheid, „da bey dir die Liebe selbst zur Muse wird!“

„Über dein glückliches Gedächtniß!“ bath Mathilde.

„Überdem,“ fuhr Adelsheid fort, „gibt die Beschäftigung meiner vergangenen Woche nicht viel Stoff zu poetischer, wenigstens zu lyrischer Behandlung. — Indessen eine Romanze will ich Euch doch mittheilen, in welcher die Wirklichkeit eine Hauptbedeutung erhält. — Und dann wird es wohl Zeit zum Schlafengehen seyn! — dann schlaft wohl Ihr Lieben! doch diese Kunde aus der alten Zeit nehmt noch mit Euch zur guten Nacht!“

„Zu Ros! zu Ros, Ihr Ritter!
So viel mein Hof enthält.
Verfolgt sie wie Gewitter
Wohl durch die ganze Welt!“

Die Frevelnden! ereifen
Wird sie des Vaters Zorn!
Es hohlt auf tausend Meilen
Sie ein der Rache Sporn!“

So rief der Held der Franken,
Der große Karl, in Hast;
Das starke Herz, zu wanken
Begann's vor Kummers Last.

Sein Lieblingskind, die holde
Hochschlanke Emma ward
Verlocht zu Minnesolde
Von Ritter Eginhard.

Wer kennt sie nicht die Kunde,
Wie dem geliebten Mann
Sie still zu trauer Stunde
Die Thür' einst aufgethan?

Als Nachts nun Schnee gefallen,
Wie sie mit bangem Trug,
Vorbey des Vaters Hallen,
Den schönen Lieb'ling trug?

So wähnend zu verhehlen
Der Männertritte Spur:
Ist weckt in edeln Seelen
Verfolgte Liebe nur. —

Doch weh! durch's Fenstergitter
Sah Karl im Dämmerlicht,
Der werth ihm war, den Ritter
Und Emma's hold Gesicht;

Und in des Zornes Wüthen
Berief er seinen Rath,
Frug, was die Edlen viethen
Zu strafen solche That?

„Tod!“ Klang's im Richterbunde,
„Dem Frevler Eginhard!“
Indeß vom treuen Munde
Gewarnt die Liebe ward.

Entflohen war der Ritter,
Mit ihm das Fürstenkind. —
Nun folgten wie Gewitter
Die Krieger pfeilgeschwind.

Er selbst der Held, zu Pferde
Stieg er, in Schmerz und Wuth,
Und such' auf weiter Erde
Das nie ersetzte Gut. —

Sie ritten wohl vom Morgen
Zertheilt durch Wald und Flur,
Doch immer blieb verborgen
Der theuern Frevler Spur.

Und Abends, als ermattet
Der Held war, und sein Roß,
Da sah er waldumschattet
Sein stilles Ahnenschloß.

Hoch sahn aus Ulmenkreise
Die alten Thürm' empor,
Und sprachen rührend leise
Vom Kindheitstraum ihm vor.

Die weiten Hallen nahmen
Den armen Vater ein,
Und — mit dem Fürsten kamen
Auch Gram und Schmerz hinein.

Hier hat er oft in Tagen
Der ersten Häuslichkeit
Sich auf dem Arm getragen,
Sich Vaterglücks gefreut.

Jetzt war nun nichts bereitet,
Nicht Tisch, nicht Lagerstatt! —
Doch ruht er, hergeleitet
Vom Zufall, müd und matt.

Da sieh! nach alter Weise
Besetzten Diener frisch
Mit jeder Liebesspeise
Den schön verzierten Tisch.

„Wie? Speisen,“ — rief der Große,
„Wie ich sie nirgends fand,
Als in der Heimath Schoofie,
Von — meiner Emma Hand!“

Er ging in's Ruhezimmer;
Da war es duftig, nett
Geschmückt, bey Kerzenschimmer,
Und weiß und schön das Bett.

„Wer,“ rief er schmerzlich leise,
Hat mir die Lagerstatt
Geschmückt, ganz nach der Weise,
— Wie meine Emma that?“

Und eine Thräne hebte
Vom Heldenaug' herab;
„Ach!“ rief er, „daß sie lebte,
Der längst mein Herz vergab!“

„Sie lebt zu deinen Füßen!“
So rief, und warf sich hin
In heißen Thränengüssen
Die schöne Sünderinn.

„Und Eginhard?“ — „Das Leben,
Mein Vater, gabst du mir,
Und wie du mir's gegeben,
So überlass' ich's dir!“

Doch — von dem großen Sinne
Des Vaters ring' ich ab
Das Leben deß, der Minne
Und ein'ges Glück mir gab!

Kannst du den Tapfern missen?
O schenk ihm das Gericht!
Wißt du mich lebend wissen,
So nimm mein Leben nicht!“

Verstürmt war das Gewitter,
Es zahlt der Mann dem Mann;
Mild nahm den tapfern Ritter
Der Held zum Eidam an.

Einiges über Lord Byron.

Von Maria.

Man könnte sagen, Byrons Muse sey die Verzweiflung. Wer noch Hoffnung in seinem Busen hegt, wem selbst die Täuschung werth ist, muß die Werke dieses Dichters nicht lesen. Wessen sich sein Geist einmahl bemächtigt hat, das zertrümmert er; ihm scheint das Daseyn ein Traum, der Mensch ein Schatten, die Welt ein Chaos, der Tod Vernichtung. Dem Nichts setzt er eine Riesenstatue und schreibt darunter: Wanderer, gib die Hoffnung auf.

Byron's freudigste Gefühle sind immer noch ungestillte Wünsche. Sein Scherz ist furchtbar; in ihm spricht er den Leiden der Menschheit Hohn. Es macht ihm Freude, überall nur Ruinen und Verwüstung zu schaffen; in seinen Augen sind Ruhm, Leben, Tod, ja selbst das Genie, nichts anders werth, als zu Opfern auf den Altären des Nichts zu dienen.

Er stattet seine Charaktere nur darum so verschwenderisch mit Seelengröße, Großmuth, Kraft und Scharfsinn aus, um sie zum Verbrechen tauglich zu machen, sie in Kampf mit Tugend und Glück zu stürzen, und hinterher zu beweisen, daß Überlegenheit des Geistes und des Herzens keine wünschenswerthen Güter seyen. Die Liebe schildert er auf eine Weise, daß ihr Andenken Schauer erregt. Bey ihm zeigt sich diese Leidenschaft stets verheerend; sie führt entweder zu verabscheuungswürdigen Handlungen, oder zu schrecklichem Unglücke.

Byron liebt nur das, was den Menschen vernichten kann, das Meer, den Krieg, die Gewitter; des Menschen Feinde sind seine Freunde; dem Tyrannen, welcher ihn unterjocht, heuchelt, dem Räuber, welcher sein Leben bedroht, schmeichelt er. Seinen Triumph feyert er im Aufruhr der Natur, und mit Entzücken athmet er die Luft des Gewitters, welches die Erde verwüstet und die Schiffe in die Wellen des Oceans hinabschleudert.

Um den Schauer, welchen Byron einflößt, noch zu überbiethen, schildert er sich selbst als eine Ruine. Statt sich darzustellen, wie er wirklich ist, als Kräftiger, tief sinniger Geist, fähig der edelsten Gefühle und des seltensten Muths, nimmt er das Ansehn an, als ekele ihn aller Genüsse des Lebens, als werde er vom Hasse der Welt verfolgt, und von seiner eignen Ruhmsucht verzehrt. Er scheint nichts als der Schatten eines großen Mannes seyn zu wollen, und spricht seinen Fluch aus über das jetzige Geschlecht, welches, wie ihn dünkt, seinen Verdiensten nicht genügsamen Tribut zollt.

Young schon hat das Leben entzaubert, aber nur, um den Tod desto lebendiger und fruchtbarer darzustellen; er mahlt das Daseyn als einen vorüberschwindenden Schatten, das Grab als den Übergang in die beseligende Ewigkeit, und seiner Einbildungskraft schmeichelt nichts als das Leben nach dem Tode, dessen einstige Glückseligkeit ihm Trost und Linderung für die Leiden dieser Welt gewähren. Aber für Byron ist keine Zukunft vorhanden, seine Laufbahn ist mit dem Grabe vollendet, er hat, schwebend zwischen dem Zweifel an einem erzürnten Gotte und dem Glauben an die Vernichtung nach dem Tode, aller Hoffnung entsagt.

Man fragt sich, wie kann Byrons Poesie, über welche ein böser Genius

seine Racheflügel zu schwingen scheint, welche nichts als ein einziger großer, von ihm über das ganze Menschengeschlecht ausgesprochener Fluch ist, wie kann diese Poesie so große Theilnahme erregen? Durch welchen unbegreiflichen Zauber ziehen Produkte die Aufmerksamkeit auf sich, welche ihrer Natur nach jedes fühlende Gemüth abstoßen sollten?

Besitzt etwa das Schreckliche eine Macht, die uns zu demselben wider unsern Willen hinzieht? So scheint es. Wenn es wahr ist, daß wir im Hinunterschauen in eine unermessliche Tiefe einen schmerzhaften, aber wohlthätigen Schauer empfinden, wenn uns die erhabenen Ungeheuer, welche Michel Angelo's Einbildungskraft geschaffen hat, in ein mit Beben vermishtes Entzücken versetzen; wenn das Grausen eines finstern Waldes uns mit Zagen erfüllt, können sich nicht in Byrons Poesien dieselben Elemente solcher doppelartigen Gefühle darbiethen? Welches möchte der eigentliche Grund des Behagens an dergleichen schauerlichen Gegenständen seyn? Kein anderer, als die Wohlthat des Bewußtseyns, daß sie uns nicht zu Schaden vermögen.

Der Mensch dürfte ein Amalgama von Schmerz und Freude seyn, wie die Luft, wenn sie eingeathmet werden soll, aus Lebens- und Stickstoff bestehen muß. Ja, diese beyden entgegengesetzten Gefühle scheinen nicht allein durch eine unmittelbare Folge mit einander verbunden zu seyn, sondern vielmehr ein einziges Ganzes auszumachen. Wer möchte läugnen, daß der Mensch schon in der Freude Schmerz empfindet, weil ihm bewußt ist, daß die Freude aufhören kann, ja, wer wird läugnen, daß die Freude diesen Schmerz empfinden muß, wenn sie wirkliche Freude seyn soll? Eben so führt der Schmerz ein wohlthuendes Gefühl mit sich, weil der Mensch die Hoffnung nährt, daß auf ihn die Freude folgen werde.

Es ist bemerkenswerth, daß sich von diesen schmerzlich = freudigen Gefühlen in den alten Schriftstellern, und zwar nur in den römischen, dann erst Spuren vorfinden, wo die klassische Bildung in die romantische überzugehen beginnt. So sagt Lucrez in seinem Werke: *De rerum natura*, ungefähr Folgendes: „O Natur, ich weiß nicht, welche göttliche Wollust, welche süßer Schrecken mich bey'm Anschauen deiner enthüllten Geheimnisse ergreift.“ Sogar Horaz, dieser kalte, reflektirende Verstandesmensch ruft, wenn ich nicht irre, irgendwo aus: „Diese Sonne, diese Gestirne, diese regelmäßig wiederkehrenden Zeiten, diese Tage und diese Nächte, ist es möglich, daß es Menschen geben kann, welche alle diese Erscheinungen, ohne einen tiefen und heiligen Schauer zu empfinden, betrachten können?“ Selbst die witzige Bildung der Franzosen schließt die schmerzlich = freudigen Gefühle nicht von sich aus; bey Molière, bey Voltaire und bey mehreren andern ihrer Schriftsteller sind Spuren davon zu finden. Schon Montaigne hat den Schmerz und das Vergnügen als unzertrennbar geschildert und sich dabey auf seine eigne naive kindliche Weise ausgedrückt: „*Ils sont accouplés par la queue.*“

An ein junges Paar, am Morgen nach der Hochzeit.

Schankou, Nr. 1527.

Der Nebel fällt, der Sonne Strahl
 In voller Lust entglüht,
 Die Kirnitsch rauschet durch das Thal,
 Und alles lebt und blüht,
 Wenn Sonnenblick die Liebe grüßt,
 Noch Eins so süß sich Liebe küßt!

Es wollen auch im Sonnenschein
 In diesem grünen Thal
 Waldsängerlein nicht müßig seyn,
 Sie singen allzumahl
 Von stiller Treu, von Minnelohn,
 Von Hochzeitlust und Myrthenkron.

Wohl singen noch die Sängerlein,
 Wie schön es gestern war,
 Als Blumenkranz und Wonnenschein
 Unglänzt das Silberhaar,
 Und hob des guten Vaters Herz
 Weit über's Leben, himmelwärts.

Sie singen auch, wohl hört' ich's gut,
 Von künft'gem, schönen Glück,
 Wie Wiedersehn so lieblich thut,
 Kommt einst dieß Paar zurück,
 Und ging es lustig fort zu zwey'n,
 So kommt es wieder wohl zu drey'n!

Ey, singt ihr solch ein schelmisch Lied,
 So singt doch nicht so laut,
 Ihr losen Vögel, schnell entflieht!
 Erröthen wird die Braut!
 Getrost, es wird so arg nicht seyn,
 Was wissen denn die Vögelein?

Nein, hört mich, die Sängerin,
 Die ernste Lieder singt,
 Und tief gerührt, mit Herz und Sinn,
 Euch fromme Wünsche bringt;
 Glück, Heil und Segen immerdar,
 Und froh wie heut das ganze Jahr.

Schelms.

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 5. d. zum ersten Mal: Die Zigeunerin von
 Dornleucht. Melodram in drey Aufzügen mit Chören, Gesächten, Tanz etc. etc.
 Nach la Sorcière (aus Walter Scotts Roman), vom Freiherrn von Biedenfeld.
 Mit Musik von Hrn. Fr. Roser.

Wie mislich es ist, einen Roman für die Bühne zu bearbeiten, davon liefert dieses Melodram einen neuen Beweis. Und nun gar einen Roman von Walter Scott, eben diesen, der wahrscheinlich dadurch, daß er auf eine Sage gegründet ist, für das Vaterland des Dichters ein vorzügliches Interesse gewinnt. Den Reiz der Neuheit hat die Wahl des Stoffes allerdings für sich, und die deutschen Komödientheater von Profession — in diese Kategorie gehören die Herren Übersetzer vorzugsweise, — haben sich abermahl ein Verdienst durch die französischen entziehen lassen. Es wäre doch einmahl etwas Andres, als bloßes Übersetzen, obgleich einige dieser Übersetzungen weit höher stehen, denn es ist doch gerade auch nicht leicht, aus Einem Akt zwen, aus zwen Akten Einen zu machen; hier eine Scene heraus, dort eine hinein zu schieben; man nennt das eine freye Bearbeitung.

Wer ist aber diese Zigeunerinn, oder sogenannte Hexe von Derncleucht? — Ein wunderbares Wesen, eine von Großmuth entflammte Heldinn, eine Rächerinn des Frevels, eine Beschützerinn der Unschuld. Zugleich läßt sich aber nicht läugnen, daß es einem eben so schwer fällt, an die Großmuth einer Hexe, als heut zu Tage an die Hexen überhaupt zu glauben. Und Großmuth in einem solchen Grade! Graf Vertram von Ellengowan hat ihren Stamm auf das grausamste verfolgt, versagt, ihre Wohnungen zerstört, und die zerstreuten Glieder der Zigeunerhorde gezwungen, hilflos in der Irre umher zu streifen. Sein nächster Verwardter, Glossin, jetziger Sheriff der Provinz, ermordete ihn mit Hilfe des Korsaren-Kapitäns Hatterick, in der Höhle von Waroch, wo der Leichnam versenkt liegt, und neben ihm die schriftlichen Beweise des Verbrechens, wie es der Korsar verfügte, um dereinst auch den Anstifter, der aus Ehrgeiz und Habgucht den mörderischen Anschlag faßte, zu vernichten. Merillie, Anführerin der vertriebenen Zigeuner, hatte des Erschlagenen Sohn entführt, in der Hoffnung, ihn als ein Pfand der Versöhnung zurück zu liefern; ein Gehülfe des Korsaren entriß ihn ihr, um diesen gefährlichen Feind des verbrecherischen Glossin zu entfernen. Das martert ihr Gewissen. Der Jüngling kam nach Indien, diente unter dem Lord Mannering, zeichnete sich aus, verliebte sich aber in dessen Tochter, und reizte die Eifersucht des Lords, der ihn zu den Füßen seiner Gattinn, der Beschützerinn des heimlichen Bundes, überraschte. Die Mutter starb vor Schrecken, der bedrohte Jüngling ergriff die Flucht. Eben jetzt treibt ihn ein guter Geist in seine Heimath zurück, deren er sich nur noch, wie aus einem Traum, erinnert. Er hält sich selbst für eine Waise, der verlassene Arthur Vertram führt den Namen Brown. Gleich nach ihm kehrt auch Lord Mannering mit Julie zurück. Die Zigeunerinn trifft mit ihrer Horde heimlich ein, auch das mit Kontrebanden schwer besadene Schiff des Korsaren landet an der Küste, die Seeräuber steigen an's Land, und Alle versammeln sich, um eine große Katastrophe zu bestehen, denn gekommen ist der Tag der Rache. Merillie leitet und regiert das ganze wunderbare Werk. Ist denn diese Zigeunerinn wirklich eine Hexe? Manche ihrer Großthaten lassen sich ohne ein Bißchen Hexerey nicht wohl begreifen; ihr Feind, der Korsarenchef, fürchtet die Eine, und verhöhnt die Andre. So bleibt auch dieser Punkt ein wenig dunkel. Merillie prophezeit das Furchtbare, das geschehen soll, sie bestimmt den Augenblick, wann es geschehen wird, sie ist hier und da und überall, sie läßt Alles darüber und darunter gehen, erscheint immer zur rechten Zeit und meistens Theils um einen effektvollen Aktluß zu veranstalten, oder um es mit den eignen Worten der Verfasser auszudrücken, ein bewegliches Gemälde zu entwickeln, un tableau mobile, une action pantomime, qui doit-être d'une extrême rapidité. Sie führt die Bösewichter ihrem Untergang entgegen, rettet den unglücklichen Arthur aus den drohendsten Gefahren, setzt ihn wieder in das Erbe seiner Väter ein und vereinigt die Liebenden; sie selbst, wie sie schon einige Scenen früher sagt, verzichtet auf den Titel der Hexe von Derncleucht und begnügt sich mit dem Prädikat eines unglücklichen Weibes. Man könnte sie recht eigentlich eine treffliche Theatermeisterinn nennen, nur dieß Mahl ging es ihr nicht immer ganz nach Wunsche. Es mangelte an Pulver, die großen Explosionen mußten unversehens eingestellt werden, und dieses Melodram ist mehr als irgend eines auf den Knalleffekt berechnet. Die Zuschauer dür-

fen sich darüber nicht beklagen, denn wie viele Katharral-Beschwerden wurden ihnen nicht erspart!

In der That darf man das ganze Schauspiel ein bewegliches Gemälde nennen, aber auch ein überladenes. Eine Masse von Begebenheiten rollt wie im wirren Nebel auf und ab vor unsern Augen, die nirgend einen Hauptpunkt finden, durch den sie festgehalten würden, in dem lebendigen Wirrwarr von Erscheinungen keinen ergreifenden Gegenstand, unter dieser Menge von Personen fast lauter seltsame Gestalten, doch keine einzige recht interessante. Man muß gestehen, die Zusammenstellung und Verwicklung aller dieser Umstände und Ereignisse zeugen von Erfindungskraft, aber sie halten nicht zusammen; eine Scene spannt die Aufmerksamkeit, die folgende erschläft sie wieder, sie wird unaufhörlich angeregt, und niemahls befriedigt, sie ermüdet schon auf halbem Wege. Der Zuschauer kann sich überall nicht zurecht finden, es ist ihm nirgends ganz behaglich, und der betäubende Lärm, das Laufen und Rennen, das Klirren der Waffen, das Sturmgeheul der Glocken, das Schreyen der Barbaren, das Winseln der Bedrängten, die lodernnden Flammen und der scenische Tumult, sie bringen ihn nicht wieder in die rechte Stimmung. Mangel an Handlung kann diesem Stück nicht vorgeworfen werden, aber Mangel an dauerndem Interesse; es hat einen ganz eigenthümlichen Anstrich, der von dem originellen Charakter der ursprünglichen Dichtung noch zurück geblieben ist, überhaupt fehlt ihm zu einem beyfallwürdigen Spektakelstück nur eine Kleinigkeit: die Gabe der Unterhaltung. Fast scheint es, als hätten die H. Bearbeiter an der Seine diesen Mangel gefühlt, sie streuen daher in den wunderbaren Ernst eine kleine Dosis Laune, als Mitgabe eines jener halbkomischen Wesen, aus der Mittelgattung ihrer Spasmacher, das aber im Nationalgewand die eigenthümliche Manierlichkeit behauptet und auf ähnliche Behandlung Anspruch macht. Es ist der Hofmeister des geraubten Arthur, der sich das Unglück seines jungen Herrn beymißt, und seit dessen Verschwinden etwas übergeschnappt ist. Durch die Versehung in ein fremdes Klima hat der arme Schelm zum Unglück völlig den Verstand verloren, und der Darsteller ging nicht sehr säuberlich mit dem Fremdling um, kurz dieser Sampson zeigte sich als ein bloßer Wortverehrer und langweiliger Theater Narr, über den man weder lachen noch weinen konnte. Der abgeänderte Schluß vermindert noch die Wirkung. Im Original stürzt sich der Korsar ins Meer; hier werden ihm die Bande von den Seinigen zerschnitten, die verhängnißvolle Höhle von Waroch stürzt zusammen, nicht wirklich, sondern scheinbar durch des Pulvers Kraft. — Diese Dekoration des Hrn. Neefe ist wieder meisterhaft gerathen — und niemand wets, was aus dem Raubgesellen wird.

Einstudiert war auch das Stück so ziemlich auf den Raub; keiner von den Darstellern zeichnete sich aus, am wenigsten Mad. Gott dank in der Hauptrolle. Sie war zu matt und feyerlich, nicht durchgreifend und imposant genug. Hrn. Kott gelangen die heftigen Momente noch; er darf großen Fleiß auf die Deutlichkeit verwenden.

Die Musik hat einige glückliche melodramatische Stellen, und der Chor mit dem Gebeth erhielt Beyfall. Der deutsche Dialog trägt die Spur großer Eifertigkeit. Der Erfolg des Schauspiels war eben nicht sehr glänzend.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dienstag, den 15. Jänner 1822.

7

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sam m e n viertel. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann o h n e K u p f e r viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in W i e n wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über Sternwarten im Allgemeinen und über die k. k. Sternwarte in Wien insbesondere.

Schon wieder eine Sternwarte, ruft einer der ersten deutschen Astronomen aus, der selbst zwey dergleichen erbaut hat, und eben mit Errichtung einer dritten beschäftigt ist! In der That, es gibt in Europa mehr als hundert und dreyßig Sternwarten, eine große Menge von Astronomen und eine noch größere von Liebhabern der Sternkunde, und dennoch ist die Ausbeute von guten und brauchbaren Beobachtungen sehr geringe. Wenn alle jene hundert und dreyßig Sternwarten, fährt unser Astronom fort, in gehörige Thätigkeit versetzt würden; wenn alle mit guten, dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft angemessenen Instrumenten und mit geschickten und fleißigen Astronomen versehen wären, dann möchte die Anzahl derselben zu groß seyn. Aber eine solche Klage zu führen, dürfte noch zu frühzeitig seyn. Hier gibt es ein prächtiges Gebäude, aber keine Instrumente; dort sind treffliche Instrumente vorhanden, aber in Kisten verpackt, weil es an einer Sternwarte mangelt. Ein dritter Ort ist mit Instrumenten und Gebäuden versehen, aber der Astronom fehlt, der sie gehörig benützen könnte. Wollte man diejenigen Sternwarten zählen, die wirklich etwas Bedeutendes leisten, die Wissenschaft fördern und ihre Grenzen erweitern; so würde obige Anzahl bedeutend zusammenschmelzen. Wirklich möchte es unter der oben bemerkten, jetzt in Europa vorhandenen Anzahl Sternwarten nur etwa drey geben, welche nützliche, die Wissenschaft fördernde Resultate liefern; ja, diese drey dürften sich eigentlich auf eine einzige, auf die Sternwarte zu Greenwich, beschränken lassen. Letztere allein würde hinreichend gewesen seyn, uns zum Besitze der Kenntnisse zu verhelfen, welche wir von dem gestirnten Himmel, von dem Laufe der Planeten und ihrer Trabanten, so wie von den astronomischen Hülfquellen haben, durch welche in den letzten Zeiten die Kunst der Schifffahrt so bedeutend gefördert worden ist.

Eins der Hauptgebrechen, welche den meisten Sternwarten eigen ist, besteht in der Schwierigkeit, ja, selbst in der Unmöglichkeit, welche sich der Bekanntmachung der gemachten Beobachtungen entgegenstellt. Auch selbst der thätigste und fleißigste Astronom sieht sein nicht selten unter den größten Anstrengungen gefertigtes Tagebuch in den Schränken des Observatoriums modern, aus welchen es von seinem Nachfolger nur darum aufgestört wird, damit dieser das seinige an dessen Stelle setzen kann, welchem letztern spät oder frühe dasselbe Schicksal widerfährt. So sind, aus Mangel an Aufmunterung und an öffentlicher Anerkennung der Verdienste der bey solchen Sternwarten angestellten Astronomen, viele dieser Anstalten eingegangen, wie, z. B. in England die Sternwarten des Herzogs von Marlborough, des Grafen Brühl, des Generals Roy, der Herren Bird, Schort, Mudge; und die zu Richmond, Kew, Blenheim, Harefield, York, Highburg, oder in Frankreich die Sternwarten der beyden Marien von Medicis im Hotel de Clugny (auf welcher Delisle und Messier sich unsterblich gemacht haben), des Collège Mazarin, (wo der einzige Lacaille mehr Beobachtungen angestellt hat, als sämtliche Astronomen seiner Zeit zusammengenommen), die zu Lyon, Dijon, Toulouse, Mirepoir, Montauban, Brest, Marseille, Avignon, Bordeaux u. s. w., nicht minder die einigen und dreyßig früher in Italien vorhandenen, so wie die in Deutschland zu Nürnberg, Altdorf, Dillingen, Würzburg, Bamberg, Ingolstadt, Greifswalde, Erlau, Tyrnau, Lilienthal, die einst so berühmten Observatorien von Kassel, Danzig, Breslau, Leipzig u. s. w. Viele andere, jetzt noch existirende astronomischer Anstalten dieser Art werden wahrscheinlich spät oder frühe ein ähnliches Schicksal erleiden.

Wir müssen gestehen, daß die Wiener Sternwarte an denselben Übeln, welche obigen Anstalten ihren Untergang zugezogen, bisher gekränkelt hat. Dank sey es der großmüthigen Unterstützung, welche unser erhabene Monarch, aus eigenem regen Antriebe, und zur Förderung der mathematischen Wissenschaften, unserm Observatorium angedeihen läßt. Die Vorsteher desselben sind ermächtigt, fortan ihre Beobachtungen auf öffentliche Kosten zur Kunde des Publikums zu bringen, und haben somit die aufregendste Aufmunterung erhalten, nach Kräften thätig und wirksam zu seyn. Schon im Laufe des verfloffenen Jahrs ist der erste Theil der Annalen der k. k. Sternwarte in Wien, auf Befehl Sr. Majestät auf öffentliche Kosten herausgegeben von J. J. Littrow, Direktor der Sternwarte, Prof. der Astronomie, Wien bey A. Strauß 1821 *), erschienen, welchem noch in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrs der zweyte folgen wird. So sind wir durch die huldreiche Gnade unsers erhabenen Kaisers in den Stand gesetzt worden, mit den Leistungen, durch welche sich bisher die Sternwarten zu Gotha unter Zach, zu Königsberg unter Bessel, zu München unter Soldner und Reichenbach, zu Göttingen unter Gauß, zu Marlia unter Zach, zu Cambridge unter Catton, zu Dorpat unter Struve, zu Ubo unter Walbeck, zu Nicolajew (an der Mündung des Dniepers) unter Knorre,

*) Diese Annalen, für deren typographische Ausstattung der rühmlichst bekannte Verleger die größte Sorgfalt getragen, kommen nicht in den Buchhandel, sondern sind allein (der Folioband) für 5 fl. C. M. auf der Sternwarte zu bekommen.

auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und zu Sidney in Neuhollland unter Rümker und G. Brisbane u. s. w. ausgezeichnet haben, auf eine unseres Observatoriums würdige Weise wetteifern zu können.

Auch dem Mangel an einer astronomischen Bibliothek, der sich späterhin zum Nachtheile der Wiener Sternwarte, so fühlbar machte, ist nicht allein durch die Freygebigkeit seiner Majestät abgeholfen, sondern auch von Allerhöchstderselben eine jährliche sehr beträchtliche Summe, zur Anschaffung aller neu erscheinenden, die Wissenschaft fördernden astronomischen Werke angewiesen worden.

Am störendsten war die Entbehrung guter und brauchbarer Instrumente, durch welche sowohl auf dem hiesigen Observatorium, als auf den meisten Sternwarten in den Provinzen, die Beobachtungen nicht allein sehr erschwert, sondern fast unmöglich gemacht wurden. Diesem Übelstande auf dem gewöhnlichen Wege, das heißt, durch Bestellungen im Auslande, abzuheffen, wäre, der Menge der anzuschaffenden Instrumente wegen, zu kostspielig gewesen. So beschloß die Weisheit unsres allverehrten Monarchen, den kürzesten und zugleich zweckmäßigsten Weg einschlagend, das optische Institut des Herrn von Reichenbach zu München nach Wien zu verpflanzen und es dem k. k. polytechnischen Institute einzuverleiben. Diese treffliche Anstalt hat bereits nach zwey Jahren die herrlichsten Früchte getragen, wie die vortrefflichen aus derselben hervorgegangenen Instrumente, welche die Bewunderung aller Kenner des In- und Auslandes erregen, zur Genüge beweisen. Keine Kosten sind von unserm allgeliebten Monarchen gescheut worden, um derselben gleich bey ihrer ersten Entstehung zu einem fruchtbringenden Gedeihen zu verhelfen. Alle zur Verfertigung der größten und besten astronomischen Instrumente nothwendigen Werkzeuge, welche bisher aus München, vorher mit einem noch größern Kostenaufwand aus England, verschrieben werden mußten, wurden in München angekauft, wie z. B., die Supports, die großen Drehmaschinen, zwey große, von Reichenbachs Meisterhand verfertigte und von ihm selbst hier eingetheilte Theilmaschinen, deren jede einzelne aus einem einzigen Stücke gegossen ist, u. s. w. Die Anstalt selbst besitzt an dem Hrn. Regierungsrathe Prechtl einen vortrefflichen und vielseitig gebildeten Vorsteher, so wie an Hrn. Javorsky einen eben so thätigen, als kenntnißreichen und talentvollen Werkmeister. Letzterer hat seine früher erlangte Geschicklichkeit dem Unterrichte der zwey größten, jetzt lebenden Mechaniker Europa's, Reichenbachs in München und Troughtons in London, zu verdanken. Der Plan zur Führung des Institutes ist so zweckmäßig entworfen, die innern Einrichtungen desselben so vereinfacht und zugleich so ineinandergreifend getroffen worden, vorzüglich ist die Geschicklichkeit der darin angestellten Arbeiter so überwiegend, daß die Bestellungen, welche aus dem In- und Auslande eingehen, jetzt schon für eine beträchtliche Weile die Gesammtthätigkeit der Anstalt in Anspruch genommen haben.

Das vorzüglichste Instrument, welches bis jetzt aus derselben hervorgegangen, ist ein der Wiener Sternwarte gehöriger achtzehnzölliger, multiplicirender Kreis, welcher, wie die mit demselben häufig angestellten Erfahrungen beweisen, alle ähnlichen Instrumente von gleicher Dimension an Vollkommenheit übertrifft. Ein zwölfzölliger multiplicirender Theodolit, welcher

ebenfalls im verfloffenen Jahre gefertigt und nach der Grenze von Savoyen gesandt worden, ist, nach der Versicherung Carlini's in Mayland, gleich vortreflich gelungen. Dergleichen Theodoliten sind nicht weniger, als ein und zwanzig ihrer Vollendung nahe, und außerdem noch zwey Meridiankreise, zwey sechsfüßige Mittagsröhre, ein großes Äquatorial, drey Universalinstrumente, zwey dem großen ähnliche achtzehnzöllige Kreise gegossen, abgedreht und bereits in das Feinere verarbeitet. Diese ungemeine Thätigkeit, dieser rege Eifer müssen dem Hrn. Javorsky sowohl, als der ihn und sein Streben leitenden Oberdirektion, die größte Ehre machen und eine bloße Anführung dieser Thatfachen beyden statt aller nichtssagenden Lobpreisungen dienen.

Die ersten Ansprüche an das optische Institut machte die Sternwarte der Hauptstadt. Letzterer fehlte es an dem ersten und nothwendigsten Instrumente, an einem Meridiankreise, so wie an einem großen Mittagsröhre, da das vorhandene zu lichtschwach und überhaupt den Bedürfnissen der Wissenschaft nicht angemessen war. Beyde Instrumente wurden auf Befehl Sr. Majestät sogleich bestellt und in der kürzesten Zeitfrist angefertigt. Jetzt war die Sternwarte freylich mit den benöthigten Instrumenten versehen, um in der Ebene des Meridians, in welcher überhaupt die meisten Beobachtungen angestellt werden, arbeiten zu können. Aber es fehlte ihr noch an Hülfsmitteln, auch außer demselben, zum Behufe der vier neu entdeckten Planeten oder bey der Erscheinung eines neuen Kometen, mit Erfolg zu beobachten. Auch diesem Mangel ward abgeholfen, und die Sternwarte von der Munificenz Sr. Majestät mit einem großen, nach der sinnreichen Angabe Reichenbachs entworfenen Äquatoriale, dem größten und schönsten Instrumente, welches jezt auf dem europäischen Kontinente vorhanden ist, beschenkt.

Von den Fernröhren, welche die Wiener Sternwarte ehemahls besaß, verdient, außer einem schwachen Dolland von drey Fuß fünf Zoll Focallänge, nur noch ein Achromat von Fraunhofer, welcher letztere von dem vormahligen verdienstvollen Vorsteher der Sternwarte, dem seligen Triesnecker, angeschafft worden, einer näheren Erwähnung. Das schöne Objectiv desselben hat eine Brennweite von sechzig Zoll und die Öffnung von drey und vierzig Linien ist mit fünf astronomischen und zwey terrestrischen Ocularen versehen. Der Nutzen, welchen dieses Instrument, besonders bey den gewöhnlichen Beobachtungen schwächerer, durch den Mond bedeckter Sterne, gewährt, hatte allerdings, zum Behufe einer wünschenswerthen Vervielfachung ähnlicher, für die mathematische Geographie so nöthigen Arbeiten, den Besitz eines zweyten ähnlichen Instruments nöthig gemacht. Allein das Bedürfniß eines noch stärkeren Fernrohres, um damit auch diejenigen Beobachtungen, welche bis jezt beynah ein ausschließliches Eigenthum Herschels in England und Schröters in Lilienthal gewesen sind, anstellen zu können, ließ sich weit gebietherischer vernehmen; ein großer achromatischer Refractor von sieben Zoll Öffnung und zehn Fuß Brennweite von Fraunhofer konnte allein in den Stand setzen, die bisher auf dem festen Lande, wegen Mangel gehöriger Instrumente zu sehr vernachlässigten Beobachtungen der Satelliten des Saturn, und Uranus und diejenigen der entferntern, doppelten und vielfachen Sterne, gehörig zu bewerkstelligen. Auch ein solches kostbares Instrument, die Zierde der künftigen Sternwarte, ward von dem großmüthigen Monarchen ohne Anstand be-

willigt. Es wird zu den größten und vollkommensten gehören, welche je aus Fraunhofers Meisterhand hervorgegangen sind. Ein anderes Fernrohr desselben, von nicht mehr als sechs Fuß Brennweite und vier und ein Drittel Zoll Öffnung, ist von wahrhaft bewunderungswürdiger Klarheit und Lichtstärke. Bessel in Königsberg, der bereits ein ähnliches, aber weit kleineres Instrument besitzt, schreibt: „Das Bild des Polarsterns, durch dieses Instrument in einem gewöhnlichen Wasserhorizonte um Mittag gesehen, ist so deutlich, wie das ohne Bewaffnung des Auges um Mitternacht gesehene. Herschelsche Doppelsterne der ersten Größe, welche die unbemerkbarsten Gestirne des Himmels ausmachen, erkennt man dadurch auf den ersten Blick.“ Gauß in Göttingen sagt (Berl. Jahrb. 1822, S. 235) von demselben Fernrohre: „Seine optische Kraft ist ungemein groß; den kleinsten der Sterne, der nur fünf Minuten von dem Pole absteht, sehe ich in der Dämmerung schon dann, wann noch keine Beleuchtung der Fäden nöthig ist.“ Struve in Dorpat, welcher diesen Stern mit seinem großen Dollond'schen Mittagsrohre zuerst erkannt und ihm den Namen Polarissima gegeben hat, nimmt an, daß, wenn derselbe auch nur bey dunkler Nacht erkannt werden könne, die Trefflichkeit des dazu gebrauchten Instruments über allen Zweifel erhoben würde. Wenn schon diese bey weitem kleineren Instrumente von so großer Wirkung sind, was muß nicht erst unser achromatischer Refraktor leisten, dessen Dimensionen beynahе das Doppelte von jenem ausmachen werden?

War einestheils durch die so eben bemerkbar gemachten Anstalten den wichtigsten Bedürfnissen der neuen Wiener Sternwarte, in Hinsicht der, auf derselben zu machenden Beobachtungen, die vollkommenste Abhülfe geschehen, so mußte anderseits der Wunsch entstehen, auch zum Besitze solcher Instrumente zu gelangen, welche zu Beobachtungen, außerhalb derselben angestellt, dienen möchten. Das wichtigste zu diesem Behufe angeschaffte Instrument ist das oben erwähnte, von Reichenbach neu erfundene Universalinstrument, das herrlichste Werkzeug, welches je aus der Hand eines Künstlers hervorgegangen ist und an welchem der Meister alle Hülfquellen seines Genies erschöpft zu haben scheint. Nicht minder wünschenswerth zu demselben Endzwecke war ein Theodolit und eine tragbare Uhr. Der erste, repetirend und von zwölf Zoll, dessen wir schon oben Erwähnung gethan, ist, so wie letzterer, ein Chronometer von dem berühmten Arnold, in doppelter Fassung von Gold, für die Sternwarte angeschafft worden.

Um alle die genannten, von Sr. Majestät mit wahrhaft kaiserlicher Großmuth bewilligten Instrumente gehörig aufzustellen, wurde von dem erhabenen Monarchen auch die Erbauung einer neuen, vollkommenern und dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft völlig angemessenen Sternwarte genehmigt. Das Nähere der innern und äußern Anordnung derselben soll in der Folge mitgetheilt werden. Bald werden wir also durch die Großmuth unsers geliebten Monarchen ein Gebäude sich erheben sehen, in welchem noch die späte Nachwelt das gesegnete Andenken desselben verehren, die Wissenschaft durch Fortschritte, welche der Anstalt würdig sind, thren Triumph feyern, und die öffentliche Dankbarkeit sich der Männer erinnern wird, welche durch thätige und geschickte Ausführung des kaiserlichen Willens sich um die zu errichtende Anstalt große und bleibende Verdienste erworben haben.

Die weichgeschaffenen Seelen der Stadtviertel du Temple, du Marais und du Faubourg St.-Antoine schwimmen in Entzücken; ihnen ist das Heil widerfahren, den Solitaire des Hrn. Vicomte von Arincourt auf zwey ihrer Nationalbühnen, den Theatern de la Porte St.-Martin und de la Gaîté, vorstellen zu sehen. Was den ehrlichen Leuten in den Vorzimmern ihrer vornehmen Kunden auf der Chaussée d'Antin und des Quartier de la Place Vendôme von dem Baron von Herstatt erzählt worden war, der, avant qu'il fût rayé du livre de la vie, prosterné au pied des autels, invoquant le trépas, entouré des tombes de l'abbaye, pâle, immobile, sa lampe à la main, ses joues creuses, sillonnées par ses larmes, qui sembloit l'esprit des douleurs debout sur la cendre des morts *), seine Tochter, die interessante Glodie, dem Vater Anselm, diesem Fénelon de la vallée qui auroit pu être un Samuel, diesem Greise, qui ne poursuit jamais le fantôme du bonheur au désert populeux du monde civilisé **), anvertraut hatte, weil letzterer in dem séjour paisible der Abtey Underlach für den heureux de la nature, privilégié de la vie gast, hatten sie mit offenem Munde angehört. Besonders interessant war ihnen eben diese Glodie, cette rose printanière que n'avoit point encore frappée le souffle brûlant des orages, et qui (man bewundere diese Leichtigkeit des Styls) s'avançoit confiante dans la vie, comme l'alouette matinale s'élançant dans les champs d'azur d'un ciel serain ***), erschienen; aber gezittert hatten sie, als Glodie in der Kapelle des Klosters mit dem fantôme sanglant, dem homme de l'adversité, dem esprit du mystère, Bekanntschaft macht, und als die colombe du monastère (das heißt, Glodie, welche kurz vorher eine Frühlingsrose gewesen ist und sich wie eine frühauftretende Lerche in die Lüfte geschwungen) auf der Stelle für den aigle du Mont Sauvage †), l'amour le plus violent empfindet, wo dann ihr Schmerz de dessus son âme, comme la tempête de la veille de dessus le ciel de la vallée, schreitet; doch waren sie von der Versicherung beruhigt worden, der Solitaire du Mont Sauvage sey, obgleich ein homme impénétrable, einem gouffre ténébreux dont la sonde cherche en vain le fond gleichend, le héros de la bienfaisance et l'homme des merveilles, und le faible roseau du rivage du désert (abermahls Glodie) habe nichts zu gefährden von dem übernatürlichen Wesen, dont l'âme ne rampa jamais dans le cercle honteux des tiédeurs humaines, et dont la voix dont il cherchoit à modérer l'éclat, sembloit le premier souffle d'une tempête, et son regard

*) Alle Stellen, welche ich hier in französischer Sprache hersehe, sind wörtlich aus dem Solitaire abgeschrieben. Sie mögen beweisen, daß die Franzosen, obgleich noch Schüler in der Romantik, bereits recht artige Fortschritte in dem hinverbrannten Style derselben gemacht haben, und, allem Anscheine nach, ihre deutschen Muster bald übertreffen werden.

***) Man sieht, der Hr. Vicomte sucht seine Meister bereits zu überflügeln. Im Deutschen ist das Glück bisher nur höchstens ein Schattenbild gewesen; Hr. von Arincourt macht es schon zu einem Gespenste. Ubrigens gleicht der Hr. Verf. seinem Vater Anselm auf keine Weise, denn er soll, wie es heißt, „das Gespenst des Glücks (nämlich die bedeutenden Honorare für die sechs Auflagen seines Romans)“ bis in den Laden seines Verlegers recht emsig verfolgt haben. Nicht minder bemerkenswerth ist die sinnreiche Antithese „der bevölkerten Wüste.“ Hr. von Arincourt wird uns hoffentlich noch einstens mehrere Beweise von dergleichen geistreichen Armut h geben.

***)) Nehmt den Hut ab, ihr deutschen Romantiker. Auf „Lerchen, welche sich in die Morgenröthe des heitern Himmels schwingen,“ wärt ihr selbst in der Lerchenreichen Heide um Halle herum nicht gestossen.

†) Daß sich die Taube in den Adler verlieben muß, ist ein Geniezug, der sowohl die Antithesenstärke des Hrn. Vicomte, als sein Talent für die Parabel beweist. Was ist natürlicher, als daß der Adler die Taube zerreißt?

la première lueur d'un incendie *) ; endlich hatten die gefühlvollen Leute bey der Erzählung des Endes der Glodie, dieser vierge d'Underlach, dont le soufle s'est glacé, sur les traits de laquelle a passé rapidement une sorte de crêpe mortuaire, heiße Thränen vergossen. Aber nichts desto weniger waren der Alte vom Berge und Glodie bisher fremde Personen für sie geblieben, mit denen sie nur durch Hörensagen Bekanntschaft gemacht hatten. Jetzt aber, wo diese beyden interessanten Wesen auf zweyen Theatern, von Angesicht zu Angesicht und mit Fleisch und Blut begabt, zu schauen sind, schweigen die Hämmer, ruhen die Hobel, und stehen die Weberstühle still: alle weinen so beträchtlich, daß die Arbeitsschürzen rein werden, ohne die Reise nach dem großen Wäscherdorfe Boulogne gemacht zu haben. Besonders bricht ihnen das Herz bey dem Schicksale Glodiens, über welche, im Augenblicke, wo sie mit dem geliebten Einsiedler auf immer verbunden zu werden glaubt, der Todesengel seine Flügel schwingt, oder, wie es Hr. v. A. so schön ausdrückt, wo entre elle et le Solitaire l'ange aux ailes funèbres tire le rideau de l'éternité, und Grausen ergreift sie bey dem entsetzlichen Ende des Einsiedlers. Letzteres hat um so anziehendere Reize für sie, als sie es sich auf den beyden genannten Bühnen mit der gehörigen Abwechslung verschaffen können. Auf dem Theater de la Porte St. - Martin geräth nämlich, nachdem die Entwicklung vorher durch einen Traum angedeutet worden ist, der, obgleich an den Chaperon rouge und an Jeanne d'Arc erinnernd, nichts desto weniger von fürchterlich schönem Effekte ist, Himmel und Erde in Aufruhr, die Einsiedler des Alten vom Berge fliegt krachend durch die Lüfte und ein Blüthstrahl stürzt Carl den Verwegenen in den blutigen Strom hinab. Das Theater de la Gaîté läßt gar den ganzen Berg des Einsiedlers in die Luft, und Todte und Sterbende „in die Unermesslichkeit des leeren Raums“ schleudern, und das Stück mit einem solchen Aufruhr aller Elemente enden, wie er einstens in der Wirklichkeit kaum fürchterlicher wird seyn können. Der Mont-Sauvage des Theaters de la Porte St. - Martin sowohl, als der Solitaire des Theaters de la Gaîté, werden in den Annalen des Melodramas Epoche machen. Den Grund des Interesses, welches diese Stücke gewähren, hat Hr. Vicomte von Arlincourt im Voraus in der beliebten Paulmannschen Manier beschrieben, wenn er im Solitaire sagt: L'homme, esquisse imparfaite, image effacée de la Divinité, primitivement fait pour un séjour merveilleux, mais jeté, depuis sa chute, sur une terre d'exil et de passage, semble y conserver l'idée confuse de sa destination première: il porte en lui le besoin vague et mystérieux des choses surnaturelles.

— Neben einem Musknarren habt ihr schon im Schauspielhause gefessen, meine lieben Leser, denn deren gibt es auch in Deutschland; aber, was ein französischer Meloman von echtem Schrot und Korne ist, davon habt ihr keinen Begriff. Ich will euch ein Paar derselben schildern, wie sie mir neulich bey einer Vorstellung des Don Juan aufgestossen sind, und welche in der wahren Musknarrey einen Grad von Vollkommenheit erreicht hatten, zu dem es nicht jeder Hinz und Kunz bringt. Zuvor muß ich anmerken, daß die eigentlichen französischen Melomanen sich dadurch vor allen Individuen desselben Geschlechters anderer Nationen auszeichnen, daß es ihnen an jeglicher musikalischen Kenntniß und an allem Sinne für die Musik gebriecht. Dieser scheinbare Widerspruch läßt sich leicht erklären: wie die bloße Mißgunst Kinder zum Genuß einer Speise einladet, welche sie andere essen sehen, ob ihnen gleich aller Appetit zu derselben fehlt; so sind auch die Franzosen, ganz gegen ihre innere Neigung, musikalisch geworden, weil sie die fremden Nationen um das Vergnügen an der Musik bencidet haben. Kommen wir jetzt zu unsern beyden Melomanen. Da sitzen sie vor mir auf der

*) O preiswürdigster Vicomte, hättest du vor zehn Jahren zu Halle in Sachsen gelebt, so würde, statt des Canonicus Paulmann Namen, der deinige als synonym von bombastischem Schwulste in die Mode gekommen seyn! Diese Stelle ist so ergötzlich, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, sie in der Uebersetzung zu liefern: „Dessen Geist nie in dem entehrenden Kreise der menschlichen Laugkeit kroch und dessen Stimme, deren Klang er zu mildern strebte, das erste Gemurmel eines Donnerwetters, so wie sein Blick das erste Aufleuchten einer Feuersbrunst, zu seyn schien.“

ersten Gallerie im italienischen Theater. Dem einen hängt ein ellenlanger Schnurrbart auf die Brust herab, der ist ein Militär; der zivente wischt sich mit eau de Cologne einen Dintenfleck vom Finger, das ist ein Bureau-schreiber. Es beginnt folgendes Gespräch zwischen ihnen. Schnurrbart. Je suis enchanté de vous avoir rencontré; vous voudrez bien être mon *Cicerone* musical, n'est-ce pas, mon ami? Dintenfleck. Vous êtes trop bon, mon cher; vos connoissances en fait de musique l'emportent de beaucoup sur les miennes... qu'est-ce qu'on donne aujourd'hui? L'envie que j'ai d'entendre de l'excellente musique, m'a fait oublier de lire l'affiche. Schnurrbart. Ma foi, je me trouve dans le même cas. La crainte de ne plus trouver de place, a été cause que je ne l'ai pas regardée non plus. Mais c'est égal: on est toujours sûr de bien tomber à ce théâtre... vivent les Italiens pour la bonne musique! Dintenfleck. Ajoutez, et pour le bon chant. Schnurrbart. C'est vrai, il n'y a que les Italiens qui chantent. Er fängt an zu trillern; der Bureau-schreiber stimmt mit ein; beyde trillern eine Weise. Dann unterbricht sich der Schnurrbart und sagt: Je ne sais, mon ami, mais depuis quelque temps je ne suis pas en voix... tenez, il y a seulement quinze jours, je faisais si bien ce trait (er macht eine Verzierung). Mais, si! Décidément, j'ai perdu ma voix. Dintenfleck. C'est comme moi. Autrefois celui-ci m'étoit bien familier (auch er macht eine Verzierung; es kommt aber so schlecht heraus, daß der Schnurrbart, unter dem Vorwande, sich den Bart in die Höhe zu streichen, ihm den Rücken zuwendet); c'en est fait de ma voix. Schnurrbart. Que dites-vous de Rossini, mon ami? Dintenfleck. Ah, mon cher, c'est le compositeur le plus spirituel que nous ayons entendu. Schnurrbart. C'est fort bien, *le Miroir* l'a dit, et c'est vrai. Dans Mozart il y a trop de profondeur. Dintenfleck. Cela n'empêche pas qu'il ne me plaise beaucoup. Tenez, son divin *Matrimonio segreto*... *) Schnurrbart. Mais, mon ami, cette pièce n'est pas de Mozart. Dintenfleck (Hleinlaut). Vous croyez? Eh bien, cela se peut. Je ne dispute jamais quand je ne suis pas sûr. Mais de quelque auteur qu'elle soit, la musique en est délicieuse. Par exemple l'air de Barilli: *Udite, tutti, udite* (er singt). Schnurrbart. Ce n'est pas tout-à-fait cela, mais c'est égal... et le joli duo: *Se fiato in corpo avete* (er singt); der Dintenfleck fällt ein, und beyde singen das Duett von hinten, von vorn, in die Kreuz und in die Quere, ohne Takt, noch Ton, noch Melodie). Schnurrbart. Mais malgré cela, je voudrais savoir ce que l'on donne, ne fût-ce que pour me préparer d'avance à entendre une excellente musique. Dintenfleck. Moi aussi. Il faut demander (sich zu mir wendend). Monsieur, voudriez vous bien me dire quel opéra on représente aujourd'hui? Kaum habe ich es ihm gesagt, so ruft er, wie begeistert, aus: Ah, c'est charmant! Don Juan de Mozart! Savez-vous, mon ami, l'air de Leporello: *Mà in Jspagna* (er singt). Schnurrbart. Et l'air de Don Juan: *Finch' an dal vino* (er singt). Dintenfleck. Ah, mon cher, et le délicieux, le divin duo: *Là ci darem la mano* (er singt). Der Schnurrbart unterbricht und umarmt ihn, und beyde singen Tutti: *Là ci darem la mano*. Darüber beginnt die Vorstellung; beyde Musikfreunde sind jetzt unermüdbar in der Wiederholung aller derjenigen Stellen, deren Worte sie hören. So dauert es bis an's Ende des ersten Akts. Wie sie es im zweyten getrieben, kann ich nicht berichten, denn ich habe mir einen andern Platz gesucht.

*) Ich könnte hier Frau von Genlis nachahmen und sagen: Historique.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 17. Jänner 1822.

8

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Derwisch und die Erscheinung.

Zwey Märchen aus dem Orient.

(Vom Verf. der Erzählung: „Der Optikus und sein Neffe.“)

Der Derwisch.

Schach Fadlallah, mit seltenen Tugenden begabt, herrschte zufrieden im Oriente, und theilte sein Glück frohen Herzens mit einer schönen Gemahlin, Zembrude genannt. An seinem Hofe machte sich seit einiger Zeit ein junger Derwisch bemerkbar, dem ein glänzender Verstand und ein höchst liebenswürdiges Betragen das allgemeine Wohlwollen erwarb.

Fadlallah mochte sich mit Niemanden lieber als mit diesem Jünglinge unterhalten, über dessen Wesen ein geheimnißvoller Zauber verbreitet zu seyn schien, er both ihm endlich die höchsten Ehrenstellen an. Salmeh, so hieß der Derwisch, lehnte sie sämmtlich mit Bescheidenheit ab, indem er versicherte, ein Gelübde gethan zu haben, niemals irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden, um sich Unabhängigkeit, die ihm über Alles gehe, zu erhalten.

Fadlallah, entzückt über diese Anspruchslosigkeit, hörte nicht auf, in den Derwisch zu dringen, jedoch dieser weigerte sich standhaft, je etwas mehr als der Freund Fadlallahs seyn zu wollen.

Einst befanden sich die beiden Freunde auf der Jagd, das Hofgesinde folgte in ziemlicher Entfernung. Immer vorwärtsschreitend und immer mehr in dem Dickicht des Waldes sich verlierend, erzählte Salmeh von seinen weiten Reisen und seltsamen Abentheuern. „Auch in Indien war ich“ — schloß er, „Dort gewann ich die Liebe eines alten ehrwürdigen Braminen, der in die tiefsten Geheimnisse der Magie eingeweiht war. Er starb in meinen Armen, und lehrte mich, eh' er verschied, eins seiner verborgensten Geheimnisse.“

„Sicher die Kunst Gold zu machen?“ fragte Fadlallah neugierig.

„Nichts weniger“ entgegnete Salmeh, „das Geheimniß besitzt einen höheren Werth, denn es besteht darin, todt Körper durch meine Seele wieder zu beleben.“

Ein Damhirsch lief vorüber. Fadlallah richtete den Pfeil des gespannten Bogens auf das Thier, erlegte es und sagte zum Derwisch: „Zeige deine Kunst, wenn ich dir glauben soll.“

Augenblicklich sank Salmeh zur Erde, der Damhirsch erhob sich, eilte hüpfend auf Fadlallah zu, schmeichelte demselben und stürzte dann wieder todt zur Erde, während der Leichnam des Derwishes von neuem ins Leben zurückkehrte. Fadlallah erstaunte über das Wunder, und beschwor seinen Freund, ihn in das seltene Geheimniß einzuweihen.

Salmeh machte Anfangs Schwierigkeiten, lehrte ihn aber endlich einige Kabalistische Worte und geheimnißvolle Zeichen, in deren Hersagung und Beobachtung, seiner Versicherung zu Folge, der Zauber verborgen liegen sollte.

Kaum im Besitze des Geheimnisses, stellte Fadlallah schnell eine Probe mit demselben an, und ging in das erlegte Thier über. In demselben Augenblick begab sich der Derwisch in den Körper des Schachs, und legte mit Fadlallahs Pfeil und Bogen auf den Damhirsch an. Diesem, der des Verräthers Absicht jezt, obwohl zu spät, einsah, blieb nichts übrig als in das Dickicht des Waldes zu entfliehen.

Salmehs verrätherischer Plan war gelungen. In Schach Fadlallahs Gestalt kehrte der Treulose nach der Hauptstadt und in den Pallast zu Zernuden zurück.

Seine erste Sorge war, sich auf immer der angemasten Würde zu versichern, und so gab er Befehl, augenblicklich alles Wild in der Nähe der Hauptstadt zu vertilgen. Zuverlässig würde Fadlallah mit den übrigen Hirschen getödtet worden seyn, wäre er nicht in den Körper einer Nachtigall übergegangen, die am Fuße eines Baumes todt hingestreckt lag.

Gestichert vor Salmehs boshafte Nachstellungen flog er in dieser Hülle in die Nähe seines Palastes, setzte sich auf einen Baum, dessen Äste die Zimmer Zernudens beschatteten, und sang dort mit so melodisch-melancholischer Stimme, daß Zernude bald ans Fenster gelockt ward. Allein statt Mitleid bey seiner Gattinn zu erwecken, wie er es wünschte, machte er nur ihr Wohlgefallen rege. Dennoch fuhr er fort, ihr sein Liedchen zu singen, bis endlich Zernude den lieblichen Sänger zu haschen befahl.

Fadlallah, der nichts sehnlicher begehrte, als in Zernudens Nähe zu seyn, ließ sich mit leichter Mühe fangen und in seiner Gattinn Zimmer bringen, wo er dieser sogleich entgegenflatterte und sich auf ihrem Busen wiegte.

Zernude, gerührt von den Liebkosungen ihres neuen Liebling, befahl, daß man ihn in einen offenen Käfig vor das Fenster ihres Zimmers stelle. So konnte der Vogel täglich seiner Gebietherinn durch Liebkosungen seine Liebe beweisen. Stundenlang beschäftigte Zernude sich mit ihm, und trotz seiner Verzauberung hätte nichts an Fadlallahs Glücke gefehlt, wenn ihn nicht jeden Tag die unsägliche Qual gepeinigt hätte, den Derwisch eintreten, und mit Zernuden tändeln zu sehen.

Der Thronräuber suchte oft, in seinen Scherzen mit Zernuden, des Vogels Freundschaft zu gewinnen, doch jedes Mal, wo er sich demselben nähete, schien dieser zornig zu werden, pickte mit seinem Schnabel in die Hand

des Verräthers, schlug mit den Flügeln und gab Zeichen einer großen Erbitterung zu erkennen, — neue Veranlassung zu Scherz und Lachen für Zembruden und den betriegerischen Salmeh.

Ein anderer Liebling Zembrudens, ein Hündchen, das sich stets in ihrer Nähe aufhalten mußte, starb plötzlich. Fadlallah, theils seiner gegenwärtigen Hülle überdrüssig, theils um mit einem weniger gebrechlichen Körper begabt zu werden, schlüpfte sofort in den todten Körper desselben.

Welche Trauer bemächtigte sich am andern Morgen Zembruden, als sie ihren gefiederten Liebling leblos hingestreckt fand! Sie war untröstlich. Vergebens versuchten ihre Dienerinnen sie zu beruhigen; ja Schach Salmeh-Fadlallah selbst war nicht im Stande, den Kummer der Weinenden zu stillen.

„Wohlan, Zembrude!“ rief dieser endlich. „So will ich, dir zu Liebe, eins der verborgensten Geheimnisse, die ich besitze, enthüllen. Vernimm also: Von heute an soll jeden Morgen dein Liebling sich beleben, und dir seinen Morgengruß wie zuvor singend darbringen.“

Zembrude äußerte Mißtrauen gegen dieses Wunder; statt aller Antwort streckte Salmeh-Fadlallah sich auf die Ottomane nieder und — belebte den gefiederten Sänger, der augenblicklich seine gewöhnlichen Melodien begann.

Fadlallah, der in der Gestalt des Hündchens der ganzen Scene aus einem Winkel des Gemaches zugesehen hatte, benützte die günstige Gelegenheit, ging in seinen eigenthümlichen Körper über, und erwürgte mit wüthender Hast die ihm verhasste Nachtigall.

Zembrudens Schmerz und Staunen waren ohne Grenzen. Sie konnte sich diese außerordentliche Erscheinung nicht erklären. Erst nach vielfältigen Bitten erhielt der rechtmäßige Gatte Gehör bey ihr, um seine wunderbare Geschichte zu erzählen.

Der Leichnam des Derwishes, der im Walde war gefunden worden, und der Befehl des Thronräubers, alle wilden Thiere im Lande zu tödten, bestätigten die Erzählung des wiederbeglückten Fadlallah und bewiesen Zembruden und dem ganzen Reiche die unläugbare Wahrheit, daß jeder, auch der größte Betrieger, endlich nur sich selbst zu betriegen pflegt.

Die Erscheinung.

In Scanderona, der bedeutenden Stadt unweit Aleppo, lebten zwey angesehene Türken, Naboul und Zalmuch, die Fortuna mit ihren schönsten Gaben überschüttet hatte. Seit ihrer frühesten Kindheit waren ihre Herzen durch Freundschaft verbunden. Jung und lebenslustig verschwendeten sie die Reichthümer, die sie theils dem mühsamen Erwerbe ihrer Vorfahren, theils dem blinden Glücke zu verdanken hatten. Nur der Eitelkeit und dem Genuße sinnlicher Freuden opferten sie ihre Schätze.

In weiten Schlössern von Porphyr,
Von Gold und Diamanten frehend;
Da wohnten sie; der Raubbegier
Des schwarzen Neides lächelnd trohend.

Demüthig frochen Slavenscharen
 Auf Blick und Wink zu ihrem Dienst herben;
 Und ihre Heldenthaten waren
 Ein ausgelafnes Einertey:
 Dem Wild' im Walde nachzuspüren,
 Dem Gott der Trauben sich zu weih'n,
 Des Landes Töchter zu verführen,
 Am Wagespiel sich zu erfreu'n;
 Kurz: auf verbot'nen Wegen wandeln,
 Das war ihr Handeln.

Talmuch besaß unweit der Stadt ein prächtiges Landhaus, wo beyde Freunde mit großem Aufwande die schönsten Tcherkassierinnen unterhielten. Dort war es, wo sie sich in den Freuden der Liebe berauschten, dort war der Sammelplatz der Gaukeleyen, durch welche sie sich zu zerstreuen suchten.

Zu eben der Zeit war Syrien mit Atheisten und Verleumdern Omars und Mahomeds überschwemmt. Beyde Freunde hatten die Schriften und Gegenschriften der Philosophen ihrer Zeit gelesen; das machte sie zu Thoren. Sie schwanken von der Dauer und der Nichtigkeit des menschlichen Lebens, von der Unsterblichkeit der Seele. Sie unternahmen es widerstrebende Systeme in einander zu fügen, unvereinbare Dinge zu verbinden, und da Licht finden zu wollen, wo für den Menschen undurchdringliche Finsterniß herrscht.

Als eines Abends nach einem prächtigen Mahle sich Überdruß ihrer be-
 meistert hatte, entfernten sie die Weiber und Slaven und versanken in tief-
 sinnige, metaphysische Träumereyen.

Schon waren sie eine geraume Zeit das Gebiet der Wahrheit und des Trugs durchgeirrt, schon waren die Vernunftschlüsse aller Jahrhunderte von ihnen erschöpft, als Naboul, auf andere Gedanken verfallend, in folgenden Worten zu seinem Freunde redete.

„Talmuch, wir sehen nichts, weil wir zu weit sehen wollen. Die Vernunft ist gleich einer Fackel, je heftiger sie bewegt wird, je eher erlischt sie. Der Augenblick, der dem gegenwärtigen folgt, ist für uns hinter einem undurchdringlichen Schleyer verborgen. Wir haben Mühe jenen zu erkennen, wie vermögen wir den Kommenden zu durchschauen? Quälen wir uns fernerhin nicht mit Hirngespinnsten, die unsere Vernunft verwirren und uns in einen Raum ohne Grenzen hinausstoßen. Was kümmern uns die Philosophen und ihre Systeme? die am Wege kriechende Ameise hindert den Wanderer nicht, seinen Weg fortzusetzen, und gegen stechende Insecten werden wir schon auf unserer Hut seyn. Mag der Eine uns zu einem Gotte, der Andere zum Thiere machen, mag Mahomed den Genuß des Weines verbiethen oder erlauben, mögen sein Koran, seine Hourris im Paradiese Fabel oder Wahrheit seyn, was geht es uns an? Laß uns trinken, uns belustigen, unsern Launen folgen und die verlachen, die vorsätzlich Dornen um die Rosen des Lebens pflanzen. Nur laß uns einander versprechen, daß, ist die Seele wirklich bestimmt den Körper zu überleben, der früher Sterbende dem Zurückbleibenden Nachricht von den Ereignissen jener Welt überbringen.“

Talmuch willigte in den Vorschlag und beyde Freunde leisteten sich den gegenseitigen Schwur, die Zusage heilig zu erfüllen. Der Tag überraschte sie bey dieser Unterhaltung; sie schwangen sich auf ihre Rosse und eilten nach Scandona zurück.

Einige Jahre waren verfloßen, als Naboul, welcher von den Folgen seines Liebeshandels mit der Favoritin eines Großen für sein Leben zu fürchten hatte, für gut fand, sich plötzlich von Scanderona zu entfernen, und eine lange Reise antrat. Mehrere Jahre verstrichen ohne Nachricht von dem Schicksale Nabouls.

Talmuch, in Kummer darüber versunken, lebte auf seinem Landhause und suchte in den Armen seiner Weiber vergebens Trost und Beruhigung über den Verlust seines Freundes. Eines Nachts erhob er sich, um im Dunkel seines Gartens dem Schmerze nachzuhängen, der an seinem Herzen ragte. Er trat unter einen Baum, dessen blätterreiche Äste sich oft im Abendwinde über die beyden Freunde gewiegt hatten. Abermahls gedachte er hier der süßen Stunden, die einst die Freundschaft ihm geschenkt hatte, und diese Erinnerung entlockte seinem schon entfeuerten Auge bittere Zähren.

Und fest an dem Gedanken hangend,
Wie sehr ihn Freundschaft einst belebt;
Nach seinem Busenfreund verlangend,
Sieht er, wie Nebel ihn umschwebt.
Horch! Leises Wehen läßt sich spüren,
Die Nebelwolke — sie zerrinnt,
Um ihm den Anblick vorzuführen,
Worüber er noch ahnend sinnt.
Und sieh! In dunklem Todesschleier,
Mit blut'gen Zügen im Gesicht,
Steht, wie zu seiner Todtenfeier,
Sein Freund vor ihm in bleichem Licht.

Talmuch stürzt mit einem Schrey der Überraschung auf die Gestalt zu, er will sie umfassen — umsonst! Es ist nur ein blasser, luftiger Schatten, der vor den Augen des Betäubten steht.

„Hör' auf, ein Luftgebild zu verfolgen!“ sprach die Gestalt Nabouls, „das Gestirn meines irdischen Lebens verlöschte in der Mitte seines Laufes. Ich bin der Erste, der aus dem Leben nach dem Tode zurückkehrt. Ich komme, meine Zusage zu erfüllen. Talmuch! Deine Tage sind gezählt. Erwerbe einen Preis mit deinem Hierseyn: fange an zu leben! Dieß ist Alles, was ich dir sagen darf. Mehr würde dein Ohr nicht im Stande seyn, zu vernehmen. Morgen, wenn die ersten Sonnenstrahlen die Spitzen der Gebirge röthen, nimm deinen Weg nach der Wüste, die Aleppo von Basra scheidet, Dort wirst du meinen leblosen Körper finden; begrab ihn, und der Lohn für deine Wohlthat wird nicht ausbleiben. Lebe wohl!“

Entschwunden war die Erscheinung.

Talmuch neigte sein Haupt, küßte den Boden und badete die Stirn im Thau, der die Blumen nekte.

„Naboul lebt nicht mehr auf dieser Erde!“ — rief er. „Ich werde seinen letzten Willen erfüllen, und auf seinem Grabsteine sterben!“

(Der Schluß folgt.)

W a h r h e i t.

Wie den zögernden Schritt des Wand'ers auf nachtllichem Pfade
 Freundlich der strahlende Mond leitet zum friedlichen Ziel,
 Ziehet das himmlische Licht der Wahrheit die hoffende Seele
 Aus dem dunkelsten Grund sanft auf die sonnigen Höh'n.

Friederike Susan, geb. Salzer.

S k i z z e n a u s P a r i s .

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Meinen Lesern dürfte wenigstens dem Nahmen nach bekannt seyn, was die Franzosen rébus nennen, dieses erheiternde und keineswegs kopfzerbrechende gemahlte, allegorische Wortspiel, welches besonders zur Weihnachtszeit die Freude des Menschengeschlechts in den Kinderstuben und in den Salons ausmacht. Welcher Mund würde um diese Zeit einen bonbon essen, dessen Kopf nicht zugleich die rébus, welche das umwickelte Papier enthält, enträthseln möchte? In Folgendem will ich das Recept liefern, nach welchem sich dergleichen Witzspiele anfertigen lassen. Ein bescheidener heimlicher Liebhaber wagt nicht, der Geliebten seine Liebe zu gestehen. Was hat er zu thun? Er zeigt ihr, wie von ungefähr, sein Porträt, über welchem eine Hecke (haie) und der Consonant m (der in der neueren französischen Grammatik me ausgesprochen wird) abgebildet worden sind. Die Geliebte, welche in ihrer Jugend eine gute Erziehung genossen, das heißt, welche rébus zu enträthseln gelernt hat, sieht auf den ersten Blick, daß das Porträt: Aime-moi, ausdrückt. Ein Gascogner geht auf Reisen und will seiner Geliebten anempfehlen, ihn während seiner Abwesenheit nicht zu vergessen. Dieser Wunsch, in deutliche Worte eingekleidet, würde die Delicatesse der Geliebten verletzen und einen Zweifel an der Treue derselben verrathen. Der Gascogner gibt also seine Meinung allegorisch oder hieroglyphisch zu erkennen. Er sendet der Geliebten ein Papier, auf welchem eine Nase, ein m mit einem Apostrophe, ein zusammengerollter Blätterkuchen und zwey Füße, welche einen Schritt thun, abgezeichnet sind. Sie liest: Ne (der Gascognische Dialect spricht diese verneinende Partikel, wie Nez (Nase) aus) m'oublie (oublie heißt der Blätterkuchen, der jeden Abend frisch in den Gassen von Paris ausgerufen wird) pas (ein Schritt). Ich habe in Betreff der rébus eine Entdeckung gemacht, welche ich anfangs geheim zu halten gedachte, bis etwa die hiesige französische oder eine andere Provinzial-Akademie einen Preis auf die beste Abhandlung über diesen Gegenstand gesetzt haben möchte; aber nach reiflicher Überlegung hat es mir geschienen, daß die längere Vorenthaltung meines Fundes ein Raub an der neueren Literatur- und Sittengeschichte seyn würde. Meine Entdeckung ist folgende. Alle französischen Literatoren stimmen darin überein, oder (denn es gibt viele Gegenstände, um welche sich diese vielleicht noch einstens bekümmern werden, da sie es bisher noch nicht gethan) werden darin übereinstimmen, daß die Erfindung der rébus nicht weiter als bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts steigt. Ich hingegen habe einen untrüglichen Beweis in Händen, daß sie schon am Ende des vierzehnten Jahrhunderts im Gebrauche gewesen sind. Der Zufall hat mir eine alte Schwarte (wenn ich sie nicht nenne, so geschieht es nicht wegen einer ähnlichen Ursache, wie die, welche zu dem berühmten Klere des Bibliothekars Furia zu Florenz Veranlassung gegeben, sondern weil das Buch weder Anfang, noch Ende, noch sonst Kapitelabtheilungen hat) in die Hände gespielt, in welcher folgende Anekdote von Carl VI. (reg. von 1380 — 1422) erzählt wird. Dieser König hatte die Tochter des berühmten Herzogs von Bourgogne, Johann ohne Furcht, geheirathet, setzte aber nichts desto weniger seinen Umgang mit der schönen Cassignelle fort. Darüber kam es zwischen dem Schwiegervater und dem Schwiegersohne anfangs zum Zanke und dann zum Kriege. Nun, erzählt mein

anonymer Gewährsmann, habe Carl, theils zur Begeisterung seines Muths, theils um den Herzog von Bourgogne zu höhnen, Befehl gegeben, den Nahmen seiner Geliebten in die Kriegsfahnen zu nähen, sich dabey aber, um denjenigen unter seinen Kriegern, welche das Schicksal der Königin beklagten, kein Uergerniß zu geben, eines rebus bedient, nämlich einen Schwan (cygne), vorauf mit einem K und hintennach mit einem L abbilden lassen.

— Grillparzer's *Sappho* ist von einem Hrn. v. L., den ich nicht kenne und auch in dieser Anonymität nicht errathe, in's Französische übersezt worden. Über den Werth dieser Arbeit kann ich nicht urtheilen, da mir das Original nur von Hörensagen bekannt ist. Die hiesigen Journale haben bisher, so viel ich weiß, von der Übersezung noch keine Anzeige gethan. Wie aber auch ihr Urtheil über dieß Werk eines der klarsten, sich am deutlichsten bewußtseyenden und verständigsten *) Tragiker, den die Deutschen je aufzuweisen gehabt haben, immer werden die hiesigen Critiker sich wohl hüten, dem Verf. einen Vorwurf daraus zu machen, wie neulich auf eine wahrhaft verkehrte Weise in einem Wiener Journale bey Gelegenheit der *Medea* desselben Dichters geschehen ist, daß er seinen Charakteren keine romantische Haltung gegeben habe. Dürfte ich es mir erlauben, Hrn. Grillparzer einen Rath zu ertheilen, so wäre es der, fortan den griechischen Helden- und Götterspinder, an dem sich sogar die Franzosen zu stänfern beginnen und deshalb die immer von neuem wiederholten Bearbeitungen dieser Stoffe les *Réveries renouvelées des Grecs* nennen, zur Seite zu lassen und dafür moderne christliche, oder vielmehr ideale Stoffe zu wählen. Die griechischen Gräuel sind für uns nur Begebenheiten, keineswegs Handlungen, weil uns der Geist, der sie geschaffen hat, wohl historisch, aber nicht menschlich, bekannt ist. Übrigens wohnt Hrn. Grillparzer's hervorstechendem Talente geistige Kraft genug inne, um aller hyperromantischen, ich möchte fast sagen, wahnwitzigen Beymischungen entbehren zu können, und ihm dürfte es vielleicht vorzugsweise gelingen, der deutschen Trägödie Consequenz und Einheit zu verschaffen und sie von der doppelten Schmach, unter welchem sie leidet, nämlich von der Nebelen und von der Hirnwuth zu befreien. Hr. Grillparzer gleicht in meinen Augen einem Kinde, was sich verbrannt hat und also das Feuer scheut; je härter er selbst auf dem Bette der *Ahnfrau* an dem Schicksalsübel, welches aber bey ihm keine natürliche, sondern nur eine, ihm von seinem Genius eingepflichtete *Schuhfräulein* gewesen ist, danieder gelegen hat, desto sicherer dürfte er icht sein ganzes übriges Leben hindurch vor einer neuen Ansteckung dieser fatalen Krankheit geschützt seyn. *Sappho* und *Medea* haben bereits recht erfreuliche Beweise von seiner Genesung gegeben.

— Bivat das poetische Criterium der liberalen Ausfähigen (es dürfte hier auch liberale Keine geben, aber die möchten am hellen Mittage mit der diogenessischen Laterne zu suchen seyn)! Daß die französische Akademie poetische Arbeiten krönen könne, die nichts taugen, ist ihr schon lange von gebornen Franzosen, unter andern von Piron, vorgeworfen worden, der bey dieser Gelegenheit behauptete: „que les quarante avoient de l'esprit comme quatre“), und fällt also nicht weiter auf; sie hat hierin das Herkömmlichkeitsrecht für sich. Daß aber die liberale Oligue, zu welcher Professoren der lateinischen Poesie, berühmt seyn wollende Dichter und berüchtigte Literas

*) Ich verwahre mich mit der ganzen Kraft meines Bewußtseyns gegen den nachtheiligen Sinn, den diejenigen in dieß Beywort legen möchten, welche selbst keinen Verstand haben und die deshalb die *Trunkenheit* (oft nicht allein die poetische) vorziehen.

**) Ich weiß aus vielfältiger Erfahrung, daß die Spitze, welche in diesem bekannten satirischen Ausfalle Piron's auf die Academie liegt, in Deutschland nur selten recht aufgefaßt wird. Wäre der Sinn obiger Worte bloß folgender: Die vierzig Mitglieder der Academie haben so viel Verstand, wie vier; so würde man diesen Einfall nur grob, aber keineswegs witzig, finden können. Das Verdienst liegt in dem Wortspiele *comme quatre*, welches, im uneigentlichen Sinne, so viel, wie sehr viel heißt, z. B. *il mange comme quatre*, er ißt ungeheuer viel. *Comme quatre* hat demnach in den angeführten Worten Piron's den doppelten Sinne: ungeheuer viel und wie vier.

toren gehören, in ihrem Journale mit großer Affectation rühmen können, diese oder jene poetische, von wirklichen schülerhaften Fehlern wimmelnde Stelle, in welcher jedoch der liberale Sauerteig gähret, habe einen eben so lauten, als einstimmigen Beyfall erhalten, das verdient zur Kenntniß des auswärtigen Publicums gebracht zu werden. Die Sache ist folgende: Die Akademie hat in ihrer jährlichen, am Sanct-Ludwigstage (25 Aug.) gehaltenen Sitzung eine Ode des Hrn. Professors Gaulmier zu Nevers gekrönt. Bey der öffentlichen Vorlesung derselben von Hrn. Picard, dem bekannten dramatischen Schriftsteller und ehemahligen Directeur des zweyten französischen Theaters, der der perpetuirliche Lector der Academie, ob gleich nur ein fertiger Leser, und ein herzlich schlechter Vorleser ist, sollen, wie ein hiesiges liberales Blatt mit Emphase behauptet; folgende Verse einen einstimmigen Beyfall erhalten haben:

Seul reste des vertus du Tibre,
Caton foule encor d'un pied libre
Les débris de la liberté.

Legt man das kritische Messer an diese Verse, so ergibt sich, daß fast eben so viele grobe Verstöße gegen poetische Allegorie, logischen Ausdruck und musikalischen Rhythmus darin sind, als einzelne Wörter. Zuvörderst ertheilt der Dichter der Tiber die Eigenschaft der Freyheit; dieser Fluß aber, der meines Wissens, in keinem römischen Dichter eine wirkliche poetische Personification erhalten hat, kann keine andere Tugend besitzen, als die, das Land fruchtbar zu machen, und die Schiffahrt zu begünstigen. Die Allegorie ist also schielend. Noch schielender ist, wenn Cato „das einzige Überbleibsel der Tugenden der Tiber“ genannt wird. Oder nimmt vielleicht der Verf. das Wort vertus in jenem höchst uneigentlichen, naiven Sinne, dem zu Folge man sich erlauben kann, von einem jungen unerfahrenen, aber tugendhaften Mädchen zu sagen: C'est une vertu, und hiesse etwa: seul reste des vertus du Tibre, so viel, wie: Der letzte tugendhafte Mann am Tiberströme? Der Sinn würde allerdings dabey gewinnen, aber der Ausdruck, durch seine komische Naivität, zur Harlekinaade herabsinken. Aber, was soll man von des Dichters Kenntniß seiner eigenen Muttersprache urtheilen, wenn er fouler (eigentlich walken, zerstampfen, uneigentlich mit Verachtung übertreten, übersehen), statt marcher sur setzt. *Caton foule etc. les débris de la liberté* heißt: Cato tritt die letzten Spuren der Freyheit unter die Füße, oder, er vernichtet dieselben. Der Dichter hat aber gerade das Gegentheil sagen wollen. Endlich frage ich jeden, mit einem poetischen Gehöre begabten, Menschen, ob ihm die unmittelbar auf einander folgenden Wörter libre, débris und liberté nicht eine unerträgliche Kakophonie zu seyn scheinen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Modenbild III.

Balkleid von Crepp mit diesem und Atlas aufgepußt. Zur Binde ein Atlasband.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

toren gehören, in ihrem Journale mit großer Affectation rühmen können, diese oder jene poetische, von wirklichen schülerhaften Fehlern wimmelnde Stelle, in welcher jedoch der liberale Sauerteig gähret, habe einen eben so lauten, als einstimmigen Beyfall erhalten, das verdient zur Kenntniß des auswärtigen Publicums gebracht zu werden. Die Sache ist folgende: Die Akademie hat in ihrer jährlichen, am Sanct-Ludwigstage (25 Aug.) gehaltenen Sitzung eine Ode des Hrn. Professors Gaulmier zu Nevers gefrönt. Bey der öffentlichen Vorlesung derselben von Hrn. Picard, dem bekannten dramatischen Schriftsteller und ehemahligen Directeur des zweyten französischen Theaters, der der perpetuirliche Lector der Academie, ob gleich nur ein fertiger Leser, und ein herzlich schlechter Vortrager ist, sollen, wie ein hiesiges liberales Blatt mit Emphase behauptet, folgende Verse einen einstimmigen Beyfall erhalten haben:

Seul reste des vertus du Tibre,
Caton foule encor d'un pied libre
Les débris de la liberté.

Legt man das kritische Messer an diese Verse, so ergibt sich, daß fast eben so viele grobe Verstöße gegen poetische Allegorie, logischen Ausdruck und musikalischen Rhythmus darin sind, als einzelne Wörter. Zuvörderst ertheilt der Dichter der Liber die Eigenschaft der Freyheit; dieser Fluß aber, der meines Wissens, in keinem römischen Dichter eine wirkliche poetische Personification erhalten hat, kann keine andere Tugend besitzen, als die, das Land fruchtbar zu machen, und die Schifffahrt zu begünstigen. Die Allegorie ist also schielend. Noch schielender ist, wenn Cato „das einzige Überbleibsel der Tugenden der Liber“ genannt wird. Oder nimmt vielleicht der Verf. das Wort vertus in jenem höchst uneigentlichen, naiven Sinne, dem zu Folge man sich erlauben kann, von einem jungen unerfahrenen, aber tugendhaften Mädchen zu sagen: C'est une vertu, und hiesse etwa: seul reste des vertus du Tibre, so viel, wie: Der letzte tugendhafte Mann am Liberstrom? Der Sinn würde allerdings dabey gewinnen, aber der Ausdruck, durch seine komische Naivität, zur Harlekinade herabsinken. Aber, was soll man von des Dichters Kenntniß seiner eigenen Muttersprache urtheilen, wenn er fouler (eigentlich walken, zerstampfen, uneigentlich mit Verachtung übertreten, übersehen), statt marcher sur setzt. *Caton foule etc. les débris de la liberté* heißt: Cato tritt die letzten Spuren der Freyheit unter die Füße, oder, er vernichtet dieselben. Der Dichter hat aber gerade das Gegentheil sagen wollen. Endlich frage ich jeden, mit einem poetischen Gehöre begabten, Menschen, ob ihm die unmittelbar auf einander folgenden Wörter libre, débris und liberté nicht eine unerträgliche Kakophonie zu seyn scheinen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Modenbild III.

Balkleid von Crepp mit diesem und Atlas aufgepußt. Zur Binde ein Atlasband.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



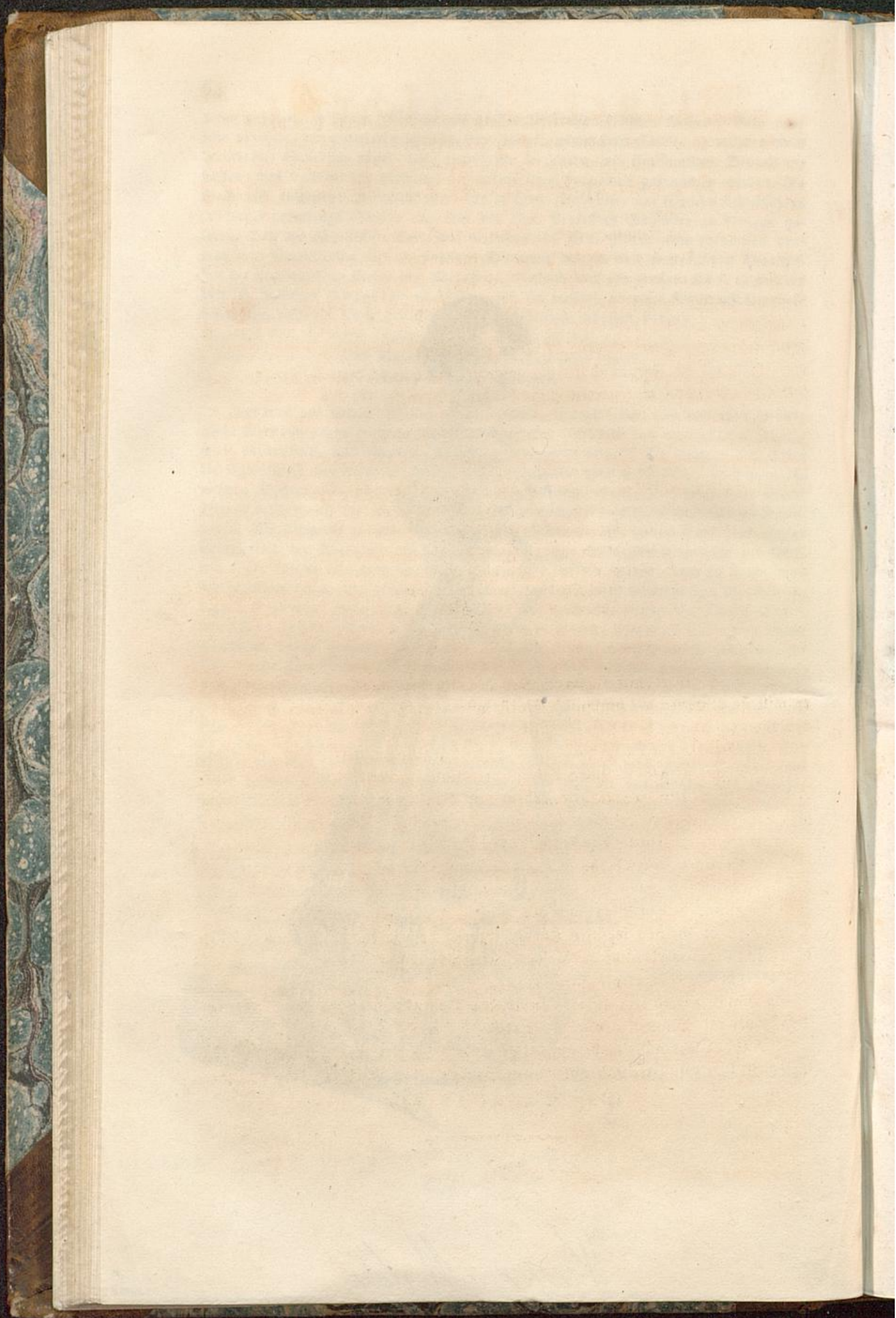
P. v. St. Del.

Joh. Stöben. sc.

III.

Wiener Moden.

*S.
1822.*



Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 19. Jänner 1822.

9

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey F. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Derwisch und die Erscheinung.

Zwey Märchen aus dem Orient.

(Vom Verf. der Erzählung: „Der Optikus und sein Neffe.“)

Die Erscheinung.

(Schluß.)

Die schwarze Nacht entwich dem Morgen,
Aurora schwand und Phöbus stieg empor;
Da machte Talmuch, reich an Sorgen,
Sich fort hinaus aus Scanderona's Thor.
Mit bangem Schritt betrat er jene Wüste,
Die seines Freundes Schatten ihm genannt;
Sie dünkt' ihn eine grausenvolle Küste
Von einem nie betreten Land.

Die Hitze war erstickend, brennende Dünste hauchte die Erde aus. Schon hatte Talmuch fast die ganze Ode durchsirt und warf sich ermattet von Schmerz und Anstrengung bey einem Wasserfalle nieder, der von einem Berge plätscherte.

Schon fing er an die Erscheinung im Garten für Traum zu halten, und die Hoffnung, seinen Freund noch einst lebend wieder zu sehen, keimte in seinem Herzen.

Da erblickte er in einiger Entfernung einen Hirten, welcher ein Loch in die Erde grub. Talmuch ging zu ihm.

„Womit beschäftigst du dich?“

„Ich übe der Menschheit Pflichten aus,“ — war die Antwort des Hirten, „ich grabe ein Grab für den Unglücklichen, den du dort leblos liegen siehst. Ich will nicht, daß sein Leichnam ein Fraß der Raubvögel werde.“

Ein Mann mit entblößtem Haupte, fast ganz bewaffnet, lag entseelt am Fuß einer zerbrochenen Säule, sein mit Blute gerötheter Säbel neben ihm. Eine tiefe Wunde war in seine Brust gegraben.

Talmuch erkennt seinen unglücklichen Freund, wirft sich auf den Leichnam, umarmt ihn, und seine Thränen fließen in den blutigen Staub, womit der Leib des Geliebten bedeckt ist. Dann fragt er den Hirten, ob er nicht nähere Auskunft über die Ermordung seines Freundes geben könne?

Der Hirt antwortete: „Ich befand mich gestern unter jenen Palmbäumen, als Hufschläge in mein Ohr schallten. Ich wendete mich und sah zwey bewaffnete Männer mit verhängtem Jügel nach dieser Seite sprengen. Hier warfen sie sich vom Pferde, zogen ihre Säbel und fielen mit beyspielloser Wuth über einander her. Unfähig ein Unglück zu verhüten, verbarg ich mich hinter einem Steinhäufen, um den Ausgang des schauerlichen Gefechtes zu erwarten. Mit erneuerter Wuth griffen sich die Kämpfer an; die Säbel flogen stückweise aus ihren Händen. Beyde waren schon mit Blut bedeckt. Jetzt packten sie sich. Der Eine, weniger großmüthig als stark, warf den Andern mit markigen Armen zu Boden und — mich schaudert noch — versetzte ihm mit dem Stumpfe seines Säbels eine tiefe Wunde. Mit teuflischer Freude im Blicke wiederholte er seine Stöße mehrmahls, bestieg dann sein Roß, und nahm seinen Weg nach Aleppo. Kaum war er fort, so näherte ich mich dem Unglücklichen. Meine Versuche, ihn ins Leben zurück zu rufen waren, fruchtlos. Ich legte ihm einen Theil seiner Kleider wieder an, um ihn vor der Gier der Raubvögel zu sichern, und wartete bis heute, ihm den letzten Dienst zu erweisen, in der Hoffnung, einer der Seinigen werde kommen, um ihn abzuhohlen. Allein niemand erschien, und darum arbeite ich jetzt an seinem Grabe.“

Mit starrem Blick, der Zorn und Rache strahlte,
 Hing Talmuch an des Himmels Blau,
 Auf seinem bleichen Antlitz mahlte
 Sich die Verzweiflung kalt und rauh.
 Dann ballten krampfhaft sich die Hände;
 Ein Schredenston quoll aus der Brust hervor;
 Er flang: „Mach' meiner Qual ein Ende;
 Leib, Rache, schützend mir dein Ohr!
 Mir alle Wuth, noch wilder als dem Feinde,
 Der mordend mich getrennt von meinem Freunde!“

„Und du,“ — fuhr er nach einer langen dumpfen Pause zu dem Hirten fort: „du wohlthätiger Sterblicher, deine Sorgfalt soll nicht unbelohnt bleiben. Aber laß das angefangene Grab. Diese Erde soll den entseelten Staub meines Nabouls nicht aufnehmen, er soll in der Gruft seiner Väter ruhen.“ —

Talmuch kam mit Nabouls Leichnam nach Scanderona zurück, wo er denselben einbalsamiren und mit seltener Pracht zur Erde bestatten ließ. Der kunstfernenste Bildhauer Asiens mußte ein prächtiges Monument verfertigen, so daß Jeder, der Nabouls prächtigen Grabstein sah, ausrief: Naboul ist nicht todt! Er und sein Freund werden leben, so lange diese Steine dauern.

Sein glühender Durst des Freundes Tod zu rächen, ließ Talmuch alle größeren Städte Asiens durchspüren, um den Mörder zu entdecken — umsonst! Verzweiflungsvoll kehrte Talmuch nach Scanderona zurück. Auf derselben Stelle des Gartens, wo ihm der Schatten seines unvergeßlichen Freun-

des erschienen war, erinnerte er sich lebhafter als je der letzten geheimnißvollen Rede des Verbliebenen. Ein Strahl des Lichtes drang in seine Seele. Er sah ein, daß der Mensch nur allzuoft Slave seiner Leidenschaften ist, daß unser Bewußtseyn uns Strafen für Vergehungen verheißt, und daß selbst der verhärtetste Bösewicht einst einem gerechten, strengen Richter sich wird unterwerfen müssen. Er begriff, daß die Erde ein Prüfungsaufenthalt für alle moralische Wesen ist, ein Feld, das Früchte für die Ewigkeit tragen soll, doch deren nur spärlich hervorbringt. Er zweifelte nicht mehr an der Unsterblichkeit der Seele, allein er zweifelte an dem Glücke seines Freundes in jener Welt. Diese Betrachtungen erschütterten ihn, und er gelobte es sich, von nun an besser und weiser zu werden. Er änderte daher seinen ganzen Lebenswandel, schenkte seinen Weibern die Freyheit, entließ seine Slaven, verkaufte seine Habe, vertheilte das daraus gelösete Geld unter die Armen und behielt nur das einzige Landhaus, auf welchem er die glücklichsten seiner Tage in Nabouls Gesellschaft verlebt hatte.

Scanderona erstaunte über diese Veränderung, Talmuch's Tischfreunde spotteten ihn aus, aber nichts machte ihn wanken. Er folgte beharrlich seinem sich vorgezeichneten Plane.

Der Wahrheit heiliges Feuer erwärmte sein Herz. Er hörte auf, sich eitlen thörichten Vernünfteleyen hinzugeben, und gewöhnte sich immer aufmerksamer auf sich und auf Andere zu werden. Er machte schnelle Fortschritte in seiner Besserung, und bald hatte die Tugend tiefe Wurzeln in seinem Innern geschlagen. So ward er ein Weiser. Er schrieb. Seine Moral war einfach, verständlich, wahrheitsvoll. Scanderona's Bewohner hatten Ursache, noch mehr zu erstaunen.

Perstens Monarch verlangte den Weisen zu sehen, der der Welt so treffliche Lehren gab. Er ließ Talmuch rufen und gewährte bald, daß sein Verdienst noch größer sey, als selbst sein Ruf. Er erhob ihn zu hohen Würden, überhäufte ihn mit Geschenken, und machte ihn zum Vertrauten seines Herzens.

Talmuch nahm Alles, um Alles wieder auszutheilen. Er geizte nach Gütern, um des ärmeren Bruders Sorge zu mindern, und Freundschaft war seinem wahrheitliebenden Herzen ein Opfer- und Weihaltar. Auch des Hirten in der Wüste vergaß er nicht; er beschenkte ihn reichlich, doch duldete er nicht, daß dieser seine Einsamkeit verließ.

Talmuch war der Freund der Großen, der Wohlthäter des Volks, die Stütze des persischen Thrones — laut tönte sein Name, weit und breit erklang von allen Zungen sein Lob.

Der Ruhm des Menschen hat sein Ziel,
Ihn hat nicht Gott — der Mensch hat ihn geboren;
Denn was da dient dem Leidenschafternspiel,
Geht durch der Leidenschafterns Spiel verloren.

Talmuch erfuhr diese Wahrheit. Der Monarch starb an Altersschwäche. Sein Nachfolger besaß alle Schwachheiten eines verzärtelten Jünglings. Gern horchte er der Stimme, betriegerischer Schmeicheley. Talmuch hatte, wie jeder Mensch, seine Feinde. Bisher waren sie ihrem Hasse nur stillschweigend angehangen; jetzt wurden ihre Angriffe öffentlicher. Sie verleumdeten den Wahrheitsfreund, legten seinen guten Lehren boshafte Zwecke unter und —

schmeichelten dabey dem Fürsten. Ein einziger, dem Talmuch treugebliebener Freund zeigte ihm die trübe Wolke, die über seinem Haupte schwebte. Talmuch hörte und sah es gelassen an, beklagte seine Feinde, dankte seinem Warner, nahm die Flucht und ließ sich in einer Einsamkeit unweit *Jspahan* nieder.

Dort lebt' er ruhig, wie der Weise,
Der glücklich einer Pöbelwelt entrann,
Und hier zu seiner Lebensreise
Die Parze ihm noch manches Fädchen spann.

Ich zeichnete, mein Leser, dir sein Leben,
Sein Morgen war vom Lasterneß umgarnt;
Sein Mittag möge dir ein Beyspiel geben,
Wie uns ein Traum, wie Wirklichkeit uns warnt.

Folg' dieser Warnung! Schön und heiter
Wird dann dein Abend so wie Talmuchs Abend seyn,
Und ruhig gehst du durch des Todes Pforten weiter
Zu ew'gen Himmelsfreuden ein.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, im Dec. 1821.

Der December ist reich an musikalischen Genüssen gewesen. Vor allem muß das Concert der Mad. Grassini ausgezeichnet werden. Sie nannte es ein dramatisches, weil es aus mehreren der vorzüglichsten Scenen der großen Oper von *Giuseppe Carosini*: „Die Horatier und Curiatier“ bestand, welche in drey Abtheilungen mit Costume und Chören, nebst einigen anderen für die Situationen componirten Gesangstücken in der Ursprache gegeben wurden. Das Concert fand im neuen Theater Statt. Obwohl Sgra. Grassini den Culminationspunct ihrer Künstlergröße, durch welche sie früher in Italien und in Frankreich strahlte, überschritten hat, so zeigte sie nichts desto weniger so viele glänzende Momente, daß ihr der enthusiastische Beyfall des Publikums mit Recht zu Theil ward. Vorzüglich war es die Vereinigung aller Eigenschaften einer dramatischen Gesangdarstellerin, welche in der Concertgeberin bewundert wurde. Haltung, Mimik, leidenschaftlicher charakteristischer Ausdruck in Gesang und Geberde erheben Sgra. Grassini zur vollendeten Künstlerin. Ein Erscheinen von Vorbildern der Art bedürfen wir auf unserer Bühne. Denn in einer Periode, wo die unglückliche musikalische Revolution fast als beendigt angesehen werden kann, durch welche das bloß Angenehme, Gefällige, das Ohr Ergänzende an die Stelle des Classisch-Großen und der Erhabenheit gebracht worden, ist es vorzüglich nützlich, daß unsere jungen Sängern noch die wenigen Künstlerinnen einer früheren, besseren Schule kennen lernen, welche sich durch höhere Eigenschaften als durch bloße Rehlensfertigkeit ausgezeichnet haben. Auch würde, wenn einst wieder eine ernsthafte ältere Oper, z. B. die erwähnte von dem unsterblichen *Carosini*, auf die Bühne gebracht würde, gar kein Vergleichungs- und Anhaltspunct für die erhabene tragische Gesangdarstellung mehr bestehen. Nur wer eine Grassini als *Drajo*, eine *Cessi* als *Curiazio* gesehen hat, behält eine Idee von einer pötcirten Darstellung in der Oper.

Im zweenen der abomirten Winter-Concerte erfreute uns unter andern *Weber's* geniale Overture zu seinem „Freyschützen“, welche hier eine Neuigkeit war. Auffallend ist die Leere des Hauses in diesen Concerten im Vergleiche zu den früheren Jahren. Man konnte es sich nicht verhehlen, daß diese in ihrer Entstehung so angenehmen Un-

terzeichnungs-Concerte, welche ehemals im Redoutensaale Statt fanden, viel von ihrem ersten Reize verloren haben. Das jezige Locale derselben, das neue Theater, dürfte einen großen Theil der Schuld an dieser Ermattung des Publikums tragen. Es wird dadurch ein Hauptreiz, der Reiz des Wechsels, entbehrt, indem es die Versammlung nicht aus dem Kreise entfernt, worein sie während der ganzen Woche gebannt ist. Aber nicht dieser Umstand allein ist es, welcher ihm zur Last gelegt werden muß. So vortheilhaft das neue Theater auch für das Schauspiel ist, so wenig eignet es sich für Concerte.

Die italienische Oper brachte: *La Donna del Lago*, Melodrama in due Atti, von Rossini; die deutsche: *Othello*, von Rossini; das Theater am Isarthor: „*Heinrich IV. vor Paris*“ oder: „*Folgen eines Zweykampfes*,” Schauspiel nach dem Englischen von Vogel. Hr. Lewin setzte mit vielem Beyfalle in dem letztgenannten Theater seine Pantomimen fort.

T h e a t e r = A n z e i g e .

Von G. L. P. Sievers.

Der *Leuchthurm*, Trauerspiel in zwey Aufzügen, von Ernst von Houwald, aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

Die beyden größten und selbstständigsten Nationen der alten Welt, deren gesammte Geistes- und Staatsbildung von den Neueren, trotz der in vieler Hinsicht weiter geschrittenen Cultur, welche sich letztere in Kunst und Wissenschaft erworben haben, noch nach Jahrtausenden zum Vorbilde aufgestellt wird, ließen den Volkscharakter sich nicht willkürlich und auf's Gerathewohl entwickeln; die Richtung, welche derselbe zu nehmen hatte, ward vielmehr durch religiöse und Staatsgesetze unwiderruflich und mit höchst wohlthätiger Strenge vorgeschrieben. Patrioten im erhabensten Sinne des Worts, suchten die Griechen und Römer selbst mit den öffentlichen Volksbelustigungen einen, das Wohl des Staats fördernden, Zweck zu vereinigen: ihre Theater gewährten nicht bloß eine frivole Zeitverkürzung, sondern waren vielmehr Mittel, dem Volke die Nothwendigkeit eines kräftigen, zu That entflammenden Nationalgefühls, einer lebendigen Begeisterung für Aufrechthaltung ihrer religiösen und Staatsverfassung, und endlich der Unterordnung des persönlichen Wohls unter dem Heile des ganzen Staats zur sinnlichen Anschauung zu bringen. Mit einem Worte, die griechische und römische Bühne war dazu bestimmt, mit Übergehung aller, bloß den einzelnen Menschen betreffenden Bezüge, das Volk zu Staatsbürgern zu bilden: ihre dramatische Poesie ging Hand in Hand mit der Staatswissenschaft.

Die moderne Völkercultur unterscheidet sich dadurch von der alten, daß in ihr das individuelle Interesse sich auf eine ungebührliche Weise hoch über das staatsbürgerliche Wohl stellt.

⊞ Dieses Streben, das persönliche Ich zum absoluten Beherrscher des ganzen moralischen Weltalls zu machen, hat in Deutschland in der neueren Zeit mehr oder weniger in allen poetischen Tendenzen, besonders (um bey dieser stehen zu bleiben) in der dramatischen Poesie vorgeherrscht; an die Stelle einer kräftigen, objectiven, dramatischen Handlung ist eine schwächliche subjective Passivität getreten, und so das rührende Drama entstanden. Talentvollen Köpfen gelang es, dieser Gattung von Theaterstücken, wo nicht ein gänzlich freyes geistiges Streben (dessen waren sie, ihrer Natur nach, nicht fähig), doch ein materiell-positives Wollen unterzulegen und ihr eine wenigstens zeitlich-dauernde Grundlage zu geben: der eifrig erstrebte Besitz des geliebten Gegenstandes war der negativ-objective Hebel, der die Handlung in Bewegung setzte.

Seit einigen Jahren jedoch, und, wie es scheint, den sich äuffernden staatsbürgerlichen Kraftäufferungen der letzten Zeit zum Troß, hat sich die deutsche Dramatik beykommen lassen, auch das subjective Wollen entweder ganz und gar dem Subjecte zu entziehen und es dem blinden Fatum zu unterwerfen, oder es sich in eine, keinem weltlichen, noch göttlichen Endzwecke fruchtende, Entslagung versplittern zu lassen. Das Gebot

dieser Gattung von Dramatik scheint nicht zu seyn, entbehre, um ein fremdes Glück zu befördern, sondern schlechtweg, entbehre, um zu entbehren.

Entbehre um zu entbehren! Scheinbar liegt in diesem Ausspruche die erhabene Idee, daß Verzichtleistung des Genusses ein sittliches Wesen mehr veredle, als das Streben nach demselben.

Der Verfasser des anzugeigenden Trauerspiels ist ein besonders thätiger Verbreiter dieses Entbehrensprincips: in seinen bis jetzt abgefaßten Trauerspielen, dem *Bilde*, der *Freystatt*, der *Heimkehr*, dem *Leuchthurm* und *Fluch und Segen*, geht der Racheengel mit dem feurigen Schwerte umher und zerfnickt jede Blüthe der Freude im Augenblicke, wo sie gebrochen werden soll. Das Leiden, welches übrig bleibt, ist bloß passiv und die handelnden (oder ich sollte hier vielmehr einen neuen Kunstausdruck gebrauchen und sagen, die leidenden) Personen zeigen eine Schwäche, welche dramatisch werden würde, wenn sie, von einem äußeren Einflusse beherrscht, mit Bewußtseyn unterläge. Die Hälfte des tragischen Endzwecks erregen die genannten Dramen allerdings, nämlich *Mitleiden*, aber darüber, daß diese Personen so unschuldig und so unnöthig leiden.

Eine Leidenschaft zeigt sich allerdings in den Producten des Verfassers, und zwar die wirksamste, welche der sittlichen Natur eigen ist, die Liebe nämlich, dieser Vulcan, der, gleichwie die irdischen Vulcane durch ihre Ausbrüche dem Erdballe immer neue Belebung mittheilen, in der Tiefe des menschlichen Herzens Sporn und Antrieb zu jeglicher Wirksamkeit wird. Aber diese Leidenschaft entflammt nicht zu Thaten, ist also nicht dramatisch; die Personen zeigen vielmehr eine bloß passive Ergebung in ihrem Schicksale. Was man früherhin von der französischen Tragödie gesagt hat, daß sie nur rede und nicht handle, kann mit Zug und Recht auf die Houwald'schen Dramen angewandt werden.

Trotz der kennbar gemachten Mängel gelingt es dem Verfasser, das Interesse des Zuschauers in einem hohen, vielleicht in einem höhern Grade in Anspruch zu nehmen, als es viele andere Dramatiker bis jetzt vermocht haben. Den Grund dieser seltsamen Erscheinung hat man in der an poetischem Leben und dichterischer Begeisterung überreichen Diction, so wie in der höchst anschaulichen Darstellung, mit welcher der Verf. die Liebe seiner Personen schildert (ich sage mit Fleiß, *schildert*, und nicht *seiner Personen schildern läßt*), zu finden geglaubt. Ohne die Möglichkeit eines solchen objectiven Wohlgefallens zu läugnen, glaube ich, dem Interesse, welches diese Dramen einflößen, einen andern Grund unterlegen zu dürfen: wie (ohne alle Ironie sey es gesagt) jede peinliche Todesstrafe die Neugierde reizt, weil man begierig ist, zu sehen, welche Fassung der Unglückliche Angesichts des unvermeidlichen Todes zeigen wird, so, dünkt mich, findet das Publicum Wohlgefallen daran, von der mehr oder minderen Ergebung Zeuge zu seyn, mit welcher die Houwald'schen Personen ihrem Verderben entgegen gehen.

Es kann und darf als kein ungeziemendes Urtheil betrachtet werden, wenn man aus den bisher dargelegten Gründen den Producten unsers Verfassers das eigentliche tragische Princip, nämlich, Streben der Leidenschaft, Kampf auf Leben und Tod mit den Hindernissen, welche sich ihrer Befriedigung in den Weg stellen, und endlich Untergang derselben, abspricht und sie bloß für rührende Schauspiele erklärt.

Der *Leuchthurm* ^{*)}, von dem ich hier insbesondere zu sprechen habe, besitzt alle Mängel und alle Vorzüge der Houwald'schen Muse, d. h. absolute Passivität der Charaktere, Mangel an dramatischer Handlung, Überfluß an subjectiver Lyrik, Armuth an objectiver Darstellung, und endlich (was sich aus allen diesen Prämissen von selbst ergibt) eine meist verkehrte Entwicklung und den grellsten Verstoß gegen dramatische und psychologische Wahrheit, dagegen eine höchst reizende, nur hin und wieder technisch und

^{*)} So schreibe ich, ob mir gleich bekannt ist, daß Adlung *Leuchthurm* gedruckt hat, und darin von vielen Neueren zum Vorbilde genommen worden ist. In Niedersachsen, dem Lande, welches allein für eine Auctorität der Aussprache gelten kann, in Niedersachsen, wo Ohr und Organ nicht verbildet genug sind, um fünf Consonanten, von deren keiner ein flüssiger ist, hinter einander auszusprechen zu können, sagt man *Leuchthurm*.

logisch falsche Diction, einen bewunderungswürdigen Reichthum an lyrischer Darstellung, an elegischer Begeisterung und an poetischer Auffassung aller Eigenthümlichkeiten der geistigen Liebe.

Die Fabel des Stücks, ihrem scenarischen Gange nach, ist folgende: Caspar, der Wächter des Leuchthurms (Hr. Krüger), und seine Tochter Dorothea (Ulle. Weber) nehmen, in einem überaus langen und symbolisirenden Dialoge, den Sturm, der so eben die See bewegt, zum Bespiele, um von den Drangsalen des Lebens und von der Nothwendigkeit, die menschliche Gesellschaft zu fliehen, wenn man glücklich seyn wolle, zu reden. Des Zuschauers Erwartung, hier, nach den Regeln der Dramatik, wenigstens eine vorläufige Exposition zu finden, das heißt, zu erfahren, auf welche Weise Caspar Wächter eines Leuchthurms geworden, wird getäuscht. Dagegen läßt der Dichter, wie vorauszusehen, die Gelegenheit nicht aus der Nacht, bey Erwähnung des Seesturms Dorotheen ihre Liebe zu einem unbekanntem Jünglinge, dem sie und der Vater nach erlittenem Schiffbruche einst das Leben gerettet haben, zu erkennen zu geben. Caspar, ein stets bereiter Symboliker, erwiedert:

Mädchen, Mädchen, hüte dich,
Daß der Sturm nicht fürchterlich
Auch in deinem Innern wüthe!

Damit nicht zufrieden, läßt er sich, in Folge anderweitiger vertraulichen Eröffnungen von Seiten Dorotheens, auf eine ziemlich barsche Art also vernehmen:

Nun, er soll uns nicht bethören.
Ich will bald ihn kennen lernen,
Und gewiß ihn schnell entfernen.

Daß die beyden letzten Verse einen Anstrich von Parodie haben, muß Casparn verziehen werden; denn der Seesturm, der sich in diesem Augenblicke mit verdoppelter Wuth erhebt, läßt ihm keine Zeit, auf eine wohlgefehrtere Rede zu studieren: er eilt auf die Kuppel des Thurms, um die Lampen anzuzünden. Ich habe nie Gelegenheit gehabt, Leuchthürme zu sehen; aber, mich dünkt, das Licht auf denselben leuchtet nicht erst nach dem Beginnen eines Sturms, sondern jedes Mal bey'm Einbruche der Nacht. Nacht ist es aber auf dem Leuchthurme gewesen, so lange die Scene zwischen Caspar und Dorotheen dauert, das heißt, eine gute halbe Stunde. Somit hätten die Lampen schon längst brennen müssen. Aber Caspar muß abgehen, und Hr. von Houwald hat Recht gehabt, zu Gunsten eines solchen gebieterischen Zwecks eine Nebensache nach Gefallen abzuändern.

Dorothea bleibt allein. Es kömmt ihr in ihrer Einsamkeit zu Statten, daß sie die Harfe erlernt hat, obgleich dem Zuschauer unbekannt bleibt, wie sich eine solche Modes-erziehung auf Caspars Leuchthurm verirrt hat. Kaum ist sie im besten Spiele, als sie von Ulrich (Hr. Heurter), dessen der Dichter gegen den Zuschauer noch mit keinem Worte, gegen den Leser allein, als eines abenteuerlich gekleideten Mannes, Erwähnung gethan hat, unterbrochen wird. Zum Verständnisse der Leser will ich hier dem Dichter vorgehen und sagen, daß Ulrichen, Caspar's Bruder, einstens sein Weib verführt und entführt worden ist, daß der Mann darüber seinen Verstand verloren, und daß die Familie (wie der Verf. nicht hier, wo es an Ort und Stelle gewesen wäre, sondern späterhin zu verstehen gibt) den Leuchthurm bezogen, damit Ulrich, dessen Weib auf einem Schiffe entflohen und (wie der Räuber fälschlich verbreitet hat) in einem Schiffbruche umgekommen ist, in jedem Schiffe, in jedem Sturme eine allegorische Anspielung auf die Entführung seiner Frau machen möge. Ulrich will, wie immer, auch heute den Orkan singend beschwören, ihm Kunde von seinem verlorenen Weibe zu bringen und nebenbey die Lampen auslöschen, weil er meint,

Wenn die Lampen nur nicht brennten, —
Nacht ist gar zu schwarz, — da könnten
Sich die Menschen nicht entfliehn, —
Jeder bliebe gern zu Haus —

(kündlich bittend)

Lösch die Lampen wieder aus.

In Folge der dritten, über die Gebühr lang ausgesponnenen, Scene läßt sich eine abermalige Spielerey vernehmen: Caspar erklärt, er habe bey'm Hinausschauen auf's weite Meer am frühen Morgen kein menschliches Wesen, sondern nur Trümmer am Ufer, erblickt; Dorothea ersteigt einen Felsen und sieh da! sie wird eines Mannes gewahr, der von einer entfernten Klippe herab um Rettung winkt. Ironisch genommen, dürfte es nicht zu verwundern seyn, daß ein junges Mädchen weiter sieht, als ein abgelebter Greis. Aber, wo bleibt in diesem Falle das Fernrohr, welches sich nebst einem Sprachrohre auf jedem Leuchtthurme befinden muß? Diese Bemerkungen dürften jedem, nur nicht dem dramatischen Kenner, eine müßige Sylbenstecherey scheinen.

Der um Rettung stehende Mann ist der Verführer von Ulrichs Gemahlinn. Daß Walthers, der Sohn der von ihm verführten Mutter, unter augenscheinlicher Todesgefahr ihn in einem zerbrechlichen Kahn von der Klippe her an's Land schiffte, ist ein tragischer Zug, der Hand in Hand mit dem Morde geht, welchen Ulrich an seiner verbrecherischen Gattinn begeht. Die Theilnahme, welche Caspar und Dorothea an dieser von ihnen in weiter Ferne gesehenen Rettung nehmen, hat von Seiten Dorotheens viel Anziehendes, zeigt sich aber in Caspar, der sie in naiven Worten und darstellend versüßlicht (ein Bestreben, welches im haarscharfen Widerspruche mit seinem bisher geäußerten, ernst-allegorisirenden Charakter steht), als Parodie.

Walthers und Graf von Holm, der Verführer von Ulrichs Gattinn, treten auf. Was der Schauder, welchen letzterer bey Dorotheens Anblicke zu erkennen gibt, bedeutet, bleibt mir fremd, so ernstlich ich auch über die Beziehung desselben auf Caspar's Tochter nachgedacht habe. Sieht etwa Dorothea ihrer Tante so ähnlich, daß Holm bey ihrem Anblicke an das von ihm dem Tode geweihte Schlachtopfer erinnert wird? In diesem Falle hätte die Ähnlichkeit Dorotheens mit Mathilden, Ulrichs Gattinn, schon von vorn herein angedeutet werden müssen.

In der jetzt folgenden, ungemein gut geschriebenen, fünften Scene entdeckt Holm Casparn, was ich, dem Gange des Stücks vorgreifend, schon früher erzählt habe. Die Worte Holms:

Mein Vaterland ist Europa,

klingen mir (ich kann mich der Bemerkung nicht enthalten und sollte man mich auch einer unzeitigen Spasimacherey beschulden) wie der Anfang jenes Briefes; „An meinen Sohn in der Armee.“ Daß der Verf. die obenangeführte Idee, die verbrecherische Gattinn durch die Hand des beleidigten Ehemanns fallen zu lassen, hier nicht allein offen zu erkennen gibt, sondern mit derselben recht absichtlich zu liebäugeln scheint, erhellt aus folgenden Versen, welche er Casparn in den Mund legt:

Erwige, unerforschte Macht,
Hättest du zum Werkzeug dir
Seine schwache Hand erschn?
In des Wahnsinns leeres Treiben
Wirklich tiefen Sinn gelegt?

Die Scene verändert sich in eine freye Aussicht auf das Meer. Mathildens Leichnam liegt am Strande, Ulrich kniet neben ihm.

Holm tritt auf, erkennt Mathildens Leiche und den von ihm betrogenen Ulrich. Diese Scene, eine der dramatischsten des ganzen Stücks und von hoch tragischer Wirkung, ist besonders ergreifend, wenn in Ulrich's Wahnsinn ein lichter Moment eintritt und er seinen ehemaligen Freund an dessen Stimme erkennt. Holm geht ab, um Walthern auf die Zusammenkunft mit seinem Vater vorzubereiten, und Ulrich — stürzt sich mit dem entseelten Leichname vom Felsen herab ins Meer. Daß dieß ein der tragischen Muse ganz unwürdiger Ausgang ist, bedarf bey geschmackvollen und gebildeten Kennern keines Beweises. Der materielle Schluß ist nicht minder unziemend, ja sogar verwerflich. Holm, anfangs verzweifelnd, läßt sich von Casparn überreden, das Schicksal sey veröhnt, Ulrich habe seine Gemahlinn wieder und er, Holm, sey, als Pfleger Vater Walthers, diesem seine Erhaltung schuldig. So bleibt Holm, der Verführer, gegen alle dramatisch-tragische Gerechtigkeit,

am Leben, während Mathilde, die Verführte, in den Wellen des Meeres die Strafe für ihr Vergehn gefunden hat, ja Holm soll sogar dem Sohne eines Vaters und einer Mutter, welche beyde physisch und moralisch von ihm gemordet worden sind, zum Vater dienen! Welche Gefühle wird der Pflegesohn gegen den Pflegevater hegen können? Freylich läßt der Verf. Walthern zu Holmen sagen:

Ich dich richten? Hast du schon
Also dich von mir gewendet?

Mag diese Verzeihung menschlich seyn, kindlich ist sie nicht, noch weniger tragisch. Sogar den sich von selbst darbietenden moralischen Ausgang, daß Holm, zur Strafe für sein Verbrechen, am Leben bleiben müsse, um von dem Andenken an die unheilbringenden Folgen desselben gemartert zu werden, hat der Verf. verschmäht.

Von dem Technischen des Versbaues, so wie von der Diction des Verf., habe ich schon oben geredet. Beyde sind vortreflich, ja klassisch zu nennen, ob gleich an verfehlten Sentenzen, an zwecklosen Spielereyen, an Haschen nach effectmachenden Anrithesen, so wie an preciosen Bildern, kein Mangel ist. Von letztern nur ein Beyspiel. Holm sagt von Mathilden:

Und ich sah den Engel; sah,
Wie durch ihrer Anmuth Zauber
Sie das ernste kahle Haupt
Schleichender Alltäglichkeit
Stets mit neuen Kränzen schmückte.

Wer ist vermögend, auf den ersten Blick zu rathen, daß dieß heißen soll, „ich sah, wie sie durch ihre Liebenswürdigkeit das Einertey des häuslichen Lebens verschönerte.“

Die Idee, das ganze Stück in gereimten Versen zu schreiben, halte ich dramatisch und in schauspielkünstlerischer Hinsicht für absolut verfehlt. Der scharfsinnigste Kopf der Deutschen (Hr. Müllner würde der stumpfsinnigste seyn, wenn er dieß für etwas anderes, als für ein reines Urtheil, nehmen wollte) hat durch sein Beyspiel das durchaus gereimte Trauerspiel in die Mode gebracht. Wie seinem kritischen Geiste der Uebelstand, daß der Reim, wenn der Schauspieler, wie billig, ihn hören lassen, also die letzte Sylbe, oder die beyden letzten Sylben, hervorheben muß, eine grelle Unnatur in die Declamation bringt, hat entgehen können, begreife ich nicht. Aber abgesehen von dieser widerwärtigen Betonung, durch welche die Wahrheit der Declamation auf die allerauffallendste Weise verlezt wird, ergibt sich aus ihr ein Verstoß gegen die poetisch-dramatische Wahrheit. Der Reim, unwidersprechlich ein bloßer Schmuck des lyrischen Ausdrucks, muß, wenn er über das ganze Stück verbreitet ist, und daher allen Theilen desselben, auch den dramatischen, eine gewaltsame Steigerung gibt, als zwecklose Unnatur erscheinen und mehr zur Schwächung, als Verstärkung des Effects, beitragen. Die spanischen und englischen Meister, von denen die ersten weniger den Reim, als die Assonanzen und Alliteration, gebraucht haben, bedienen sich beider nur da, wo der Ausdruck aufhört, dramatisch zu seyn, und ins Lyrische übergeht.

Indem ich hier die Beurtheilung des Stücks selbst schliesse, um zur Anzeige der Darstellung überzugehen, kann ich es nicht bergen, daß mir das häufige Harfenspiel, welches im Leuchthurme vorkömmt, eine Klimperey zu seyn scheint, welche wohl zum Handwerk, aber nicht zum Kunstwerke (und für solches kann das Stück, Troz seiner Mängel, doch immer gelten,) gehören möchte.

(Der Schluß folgt.)

Die dritte Vorstellung von Zemire und Azor scheint eben so wenig befriedigt zu haben, wie die beyden ersten. Hat daran eines Theils die Musik Schuld, weil sie, obgleich harmonisch und melodisch, doch weder dramatisch, noch charakteristisch ist; so trägt die Darstellung das ihrige zu dem geringeren Erfolge bey. Hr. Forti kann von seinem schönen Talente keinen andern als einen beschränkten Gebrauch ma-

hen. Hr. Kosner spielt und singt den Uxor mit sichtbarer Unlust. Woher kommt das? Pomhard in Paris, muß wegen seines unvortheilhaften Außern von sich sagen lassen, er spielte das Ungeheuer besser, als den Prinzen Uxor; von Hrn. Kosner, dessen angenehme Persönlichkeit sich nicht gefangen geben will, unter dem Gehorsame der Höflichkeit, könnte das Gegentheil gesagt werden, wenn — bey dieser neuen Bearbeitung der Prinz nicht fast gänzlich aus dem Stücke verschwunden wäre. Die Palme des Siegs gebührt Dlle. Schröder; wie sie, als Zemire, durch Grazie, Liebenswürdigeit und Herzensgüte den Zorn des prinzlichen Ungeheuers versöhnt, so wandelt die lobenswürdige Anstrengung, mit welcher sie ihre Rolle singt, die Unlust des Publicums gegen das Stück in Theilnahme für diese junge, fleißige, talentvolle und (wie es scheint) höchst bescheidene Sängerin um. Hüte sie sich vor dem ungebührlichen Überlegen des Körpers nach vorn zu. Auch die Dem. Bio und Unger verdienen Lob für den Fleiß, den sie im Gesange zeigen. Vermöchte letztere ihre vortheilhafte Gestalt und ihre schöne Stimme der eisigen Hülle zu entreißen, mit welcher beyde, so zu sagen, glaciert sind, sie vermöchte der Liebling des Publicums zu werden.

Vermischte Nachrichten.

Am 25. dieses Monats wird, wie es heißt, im k. k. Kärnthnerthor Theater die Aufführung der in Italien rühmlich bekannten Oper: die Jungfrau am See (La donna del Lago) von Rossini Statt finden. Die H. H. Forti, Kosner und Jäger und die Damen Grünbaum und Schütz werden darin die Hauptrollen singen. Bey einer solchen Besetzung läßt sich an dem glücklichen Erfolge durchaus nicht zweifeln. Auf diese Vorstellung wird in den ersten Tagen des Monats Februar ein neues großes Ballet von Hr. Taglioni, mit Musik vom Grafen Gallenberg, folgen. — Auch das Theater an der Wien verspricht, außer dem eben neu aufgeführten Melodram Magandola, noch in diesem Monate ein neues Ballet von Hrn. Titus und am Ende desselben oder zu Anfange des Februar eine Oper: die wandernden Komödianten, Musik von Fioravanti.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Astroemeria Ligtu. Rachenförmige Aëströmerie. Von Hügeln in Peru.
- Barleria flava. Gelbe Barlerie. Aus Ägypten.
- Crassula Umbella. Dolden: Dickblatt. Vom Cap.
- Cestrum macrophyllum. Großblättriger Hammerstrauch. Von den Antillen.
- Jasminum grandiflorum. Großblühender Jasmin. Aus Ostindien.
- Lagunea Patersonia. Patersonische Lagunea. Von der Insel Nordfolk.
- Solanum auriculatum. Gehörter Nachtschatten. Von der Insel Madagascar.
- Visnea Mocauera. Canarische Visnea. Von waldigen Bergen der canarischen Inseln.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dienstag, den 22. Jänner 1822.

10

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Fert und ein kolorirtes Motenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer ein Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung

von Amalie Schoppe geb. Weisser.

Olivia an Cäcilia

S. im May 1792.

Da bin ich nun, meine Cäcilia, getrennt von dir und Spanien, und empfinde mit Schauder, daß ich Abschied von dem freundlichen Süden genommen, dem meine ganze Natur angehört, und mit welchem mein innerstes Seyn so unzertrennlich verbunden ist. Es ist May; die Bäume grünen zwar, aber die Sonne hat keine belebende Wärme.

Einen noch nachtheiligern Einfluß als auf mich, hat das Klima auf meine Rosalie, die seit unsrer Ankunft beständig kränkelt und über die rauhe Witterung klagt. Es war doch besser auf unserm St. Domingo! sage ich oft zu Eduard, der den Kopf schüttelt und mich an die Schrecken erinnert, denen wir durch die Flucht entronnen. Ach Cäcilia! warum fügte sich nicht Eduard meinem dringenden Flehn, uns auf einer der übrigen Antillen niederzulassen, als uns der Aufstand der Schwarzen von St. Domingo vertrieb! Warum verleitete ihn die Sehnsucht nach dem Vaterlande, seinen Schwüren ungetreu zu werden, die mir früher verhießen, meine Heimath zu der seinen zu machen! Sonst vergaß er Alles in meinen Armen, aber seit jener unglückseligen Flucht war die Sehnsucht nach Mutter und Geschwistern so unbezwingbar, daß er Gattinn und Kind darüber vergaß und sie dem rauhen Norden zuführte, mit dem sie sich nie befreunden werden. Daß ich Spanien nur im Durchfluge sah, schmerzt mich sehr, denn schon in der zartesten Kindheit lauschte ich mit Entzücken den Erzählungen, welche meine Mutter, die in diesem Lande des Gefanges und der Ritterlichkeit geboren und erzogen worden, mit belebender Phantasie von dem geliebten Vaterlande, und dessen Sitten und Gebräuchen machte. — Eine Freude nahm ich aus Madrid in meinen Norden hinüber: das Bild deiner schönen beglückenden Häuslichkeit, meine Cäcilia.

Deine Kinder, dein Gatte, deine Verhältnisse stehen in der schönsten Harmonie zu dir; du bist der Mittelpunct, um den sich alles Gute und Schöne in eurem Kreise dreht; Alles verehrt, liebt und bewundert dich, und dein Gemahl zeigt die zarte Aufmerksamkeit eines Geliebten gegen dich; wahrlich, du bist ein glückliches Weib, meine Cäcilia!

Bin ich es denn nicht auch? läßt Eduard es an Beweisen der reinsten Zuneigung fehlen? Ist meine Rosalie nicht lieblich, wie deine Ignes und dein Pedro? Ach! und doch ist in mir ein Schmerz, den kein Vernunftgrund beschwichtigt: getrennt vom Vaterlande, in einem rauhen unfreundlichen Klima, dessen Einflüssen fast erliegend, mit einem kränkenden Kinde, entblößt von dem Glanze vormaligen Reichthums, unter lauter fremden Gestalten, fühle ich mich nicht glücklich, still, aber schmerzlich tönt die Klage in meinem Herzen, und manche Stunde verweine ich einsam, ohne daß Eduard ahnt, womit seine Olivia sie ausfüllt.

Der Anblick des leidenden Kindes erschüttert Eduard, so sehr er sich auch darüber zu täuschen, und mir Vertrauen und Muth einzusprechen sucht. Wenn sie mir geraubt würde; wenn ich auch sie verlöre, wie ich schon so vieles Andere verloren habe.

In meinem nächsten Briefe werde ich dir über die Umgebungen schreiben; in welchen ich lebe, bis jetzt bin ich noch zu sehr mit mir und meinem Kummer beschäftigt gewesen, als Beobachtungen anstellen zu können. Aber ich werde nun anfangen, mich unter die Menschen zu mischen, um mir selbst zu entziehen.

Eduard Wertheim an John.

H. im May 1792.

Endlich, mein Freund! betrete ich den theuren vaterländischen Boden wieder, und mische die Thränen der reinsten Freude mit den Fluthen der geliebten Elbe! Welch ein Augenblick war das, als die Thürme H's dem Nebel der Ferne entstiegen, und mir deutlich entgegen schimmerten! Und als ich am Mutterherzen lag, als die herrliche Frau Thränen der Freude, des Entzückens vergoß, da erlag ich beynah der Fülle eines so großen Erdenglückes, und sprach zum Himmel: nicht mehr, wenn es mich nicht tödten soll! — Auch meine Schwestern sind zur Freude des Bruderherzens lieblich herangewachsen, und besonders Minna erfreut mich durch ihre blühende Anmuth. Der starke, kräftige Geist der Mutter scheint ihr Erbtheil geworden zu seyn, zeigt sich aber milder und mit einem Anstrich von Idealität, der mich entzückt und rührt. — Ich weiß, geliebter John, du erwartest eine Erzählung der auf St. Domingo erlebten Begebenheiten von mir; aber es mangelt mir jetzt an Ruhe und Zeit dazu; deßhalb vertröste ich dich auf meinen nächsten Brief. Ich würde weder den Verlust vormaliger Reichthümer, noch jedes andern Vortheils, den mir mein Aufenthalt in Amerika verschafft hat, bedauern, sähe ich nicht meine geliebte Olivia mit der Ungewohntheit des Klima und der fremden Umgebung ringen. Sogar die freye Mittheilung der Rede ist ihr zum Theil versagt, da sie wenig Deutsch versteht, und meine Mutter und Schwestern französisch nur mangelhaft und mit Widerwillen sprechen. Zu ihrer Aufheiterung führe ich sie Abends in das französische Schauspiel, das

erträglich ist. Du solltest einmal sehen, wie unsre jungen Herren die schöne Frau anstaunen! Selbst der südliche Teint, der sie als geborne Westindierinn auszeichnet, wird allgemein bewundert. Sie aber bleibt, wie sie immer war, durchaus anspruchslos und bescheiden, und ahnet kaum, welchen Eindruck ihre Reize machen.

Meine Rosalie kränkelt seit einiger Zeit, und Olivia und die Großmutter, deren Liebling das holde Geschöpf geworden ist, weichen nicht von ihrem Lager; diese gemeinschaftliche Bemühung um ein geliebtes Wesen wird gewiß Olivia und meine Mutter in kürzerer Zeit einander näher führen, als es das Beyammenleben mehrerer Jahre thun würde. So hoffe ich bald Alles, was ich liebe, innig verbunden, und in schönster Eintracht zu sehn. Nach diesem Zeitpunkte sehnt sich mein Herz unaussprechlich, indem erst dann mein Glück vollkommen begründet seyn wird. Meine Geschäfte haben einen glücklichen Fortgang; einige reiche und angesehenere Häuser schenken mir ihr Vertrauen, und das Vermögen, welches wir aus der Flucht von St. Domingo durch Hülfe unsers treuen Billy gerettet haben, ist noch immer groß genug, um damit solide Unternehmungen machen zu können; wir würden selbst von unsern Zinsen sehr anständig leben können, wenn es mir möglich wäre, meine Tage in Unthätigkeit zu verbringen. Ein Theil unsers Vermögens steht in Stockholm, in der Handlung eines großen Hauses, und mit diesem habe ich schon Verbindungen angeknüpft. Für heute ist es genug mit dir geplaudert, bester John. Lebe wohl!

Olivia an Cäcilia.

H. im Juny 1792.

Die Luft ist jetzt wärmer, meine Cäcilia, aber ich bin weder heitrer noch glücklicher, als da ich dir zuerst von hieraus schrieb. Noch immer kann ich mich an das hiesige Leben nicht gewöhnen, vielmehr werden mir meine Verhältnisse mit jedem Tage drückender, und um mein peinliches Gefühl zu vermehren, kränkelt Rosalie fortwährend. Der Arzt nennt ihre Krankheit, die wir bey uns nicht einmal dem Namen nach kennen, den Stiechusten, und dieser ist von so erschrecklichen Zufällen begleitet, daß mein Herz stündlich von der Furcht zerrissen wird, sie könne in meinen Armen sterben.

Ich versprach dir eine genaue Beschreibung meiner Umgebung; ungern verweile ich bey diesen Gegenständen, doch ich muß mich von dem Bangen um Rosalien zerstreuen. Die Stadt H. ist weder schön noch regelmäßig gebaut, und nur, indem man sich von ihr entfernt und dem Laufe der majestätischen Elbe folgt, findet man schöne Gegenden; mein Auge ward besonders durch das köstliche und ungewohnte Grün der Matten erfreut. In der Nähe der Stadt fehlt es an freyer ungetrübter Natur-Einsamkeit, indem die Reichen und Vornehmen jeden Fleck mit ihren oft kostbaren Landhäusern in italienischem Geschmack besetzen, und so eine Stadt vor der Stadt aufbauen; dadurch kann dem Bedürfnis nach reiner ländlich stiller Natur nicht Genüge geleistet werden. Wir selbst haben diesen Sommer die Stadt nicht verlassen können, da meine Schwiegermutter ihr Landhaus neu einrichten und verschönern läßt. Eine höchst widerwärtige Zufälligkeit! denn das Haus, welches wir in der Stadt bewohnen, liegt in einer der trübsten und dunkelsten Ge-

genden. Auch ist meine Wohnung nicht unsern andern Verhältnissen angemessen, obgleich Eduard mir zu bedeuten sucht, man wohne hier nirgends nicht besser. Ich habe schon Befehl gegeben mein Schlafzimmer von den Familien-Porträts zu säubern, vor denen die jetzt ohnehin rothbare Rosalie sich sehr fürchtet, und die auch auf mich einen unangenehmen grauenhaften Eindruck machen. Freylich werden die Stellen der Tapete, wo jene Bilder sie bedecken, nun eine andre Farbe haben, und das Ganze ein buntscheckiges Ansehen dadurch bekommen, aber besser doch so, als jene Abbildungen, vor denen meine arme Rosalie erschrickt! Eduard hat erklärt, er wolle sie in seinem Schlafzimmer aufhängen und macht sich ein Vergnügen daraus, unter diesen ihm wohlbekannten Herren und Damen in Zukunft zu leben. Die Unannehmlichkeiten, von denen ich dir in diesem Briefe schrieb, sind an und für sich gering. Jetzt, geliebte Cäcilia, will ich es versuchen, dir eine Schilderung von den Menschen zu machen, mit denen ich leben muß; damit sie nach dem Leben ausfallen, muß ich einen Augenblick vergessen, daß sie Eduards Verwandte sind. Nie ist mir eine seltsamere und unbegreiflichere Erscheinung begegnet, als Eduards Mutter, die bey einem sehr hohen Alter alle Lebhaftigkeit und Regsamkeit der Jugend hat. Sie ist überall: in der Küche, im Keller, in den Speichern, auf dem Boden, ja oft selbst im Comptoir, da sie die Handlung ihres verstorbenen Gatten mit großem Glücke und durch die Hülfe eines treuen Buchhalters fortsetzt. Ihre Ordnungsliebe ist so groß, daß nie irgend eine Sache im Hause einen andern Platz erhalten darf, als sie gleich zu Anfang dafür angewiesen; ja selbst die Tassen auf dem Theebret müssen genau in Reihenfolge stehen, worin sie gewohnt ist zu serviren.

Im Wohnzimmer hängt eine große Schlaguhr, die wegen ihrer altmodischen Form gegen den übrigen Hausrath sehr absticht; diese wird regelmäßig alle acht Tage von ihr selbst aufgezo-gen, und deutet die Stunde und Minute an, worin jedes Ding im Hause geschehen muß. Minna erzählte mir, daß, als einst diese Uhr in Unordnung gerathen sey, die Mutter nahe daran gewesen, krank zu werden.

Als ich neulich bey einer Ausfahrt nach der Sitte meines Landes mir ein farbiges indisches Tuch um den Kopf gewunden hatte, mußte ich es abnehmen und einen Hut aufsetzen, weil sie meinte, ich könne so nicht öffentlich erscheinen. Alles hat bey ihr eine feste Form und eine bestimmte Stunde, von der kein Bewohner des Hauses auf irgend eine Weise selbst unter dem gültigsten Vorwande abweichen darf.

Man stehet in H. sehr früh auf, und besonders hier im Hause. So geduldig ich mich auch allen übrigen Einrichtungen füge, so streitet doch diese Gewohnheit allzusehr gegen meine vorige Sitte; ich lasse mir daher später mein Frühstück auf mein Zimmer bringen, befinde mich aber dafür verwaist und einsam zu einer Stunde, die früher für mich die schönste und heiterste des Tages war. Bey dem hohen Alter dieser Frau bewundre ich es am meisten, daß sie noch eitel ist; ihr Anzug ist immer ausgesucht, öffentlich sogar prachtvoll, auch kann sie es nicht leiden, daß ich mich einfach kleide. Hals und Busen, ja sogar die Arme muß ich sorgsam verhüllen, ganz gegen die Gewohnheit meines Vaterlandes; bey jeder Einwendung von mir erwidert sie: Liebes Kind, das ist bey uns nicht Mode. Selbst ihre Wohlthätigkeit, ihre

schönste Tugend, ist gewissen Regeln unterworfen, denn nie erhält ein Bettler, er mag dessen noch so sehr bedürftig seyn, irgend ein Almosen; aber regelmäßig schenkt sie an einem bestimmten Tage der Woche, und zu einer festgesetzten Stunde, eine nicht unbeträchtliche Summe zum Unterhalte einiger armen Familien her; als jedoch eines Tages der Abgesandte dieser Armen um eine Viertelstunde zu spät kam, erhielt er nichts und ward mit Härte abgewiesen, ja, als ich von Mitleid getrieben, demselben nachging, um ihm das Eingebüßte zu ersetzen, zürnte sie mit mir, und sagte, das hieße die Leute verderben, man müsse sie streng zur Ordnung anhalten. Ich vermag mir diesen seltsamen Charakter nicht zu deuten, und finde in dem Wesen der Frau einen Widerspruch, der mich ewig mit ihr entzweyen muß. Nur in der Liebe zu ihrem Sohne scheint sie weich: sie liebt ihn über Alles, und doch ist ihr Eduard so durchaus unähnlich, denn er ist sanft, nachgiebig, süßsam und den Umständen, so wie den Anforderungen der Zeit ergeben. Der seltsame Charakter der Mutter hat mir zu viel zu schaffen gemacht, als daß mir Zeit geblieben wäre, einige Aufmerksamkeit auf ihre Töchter zu verwenden. Beyde sind sie still und anspruchslos, da die Mutter ihnen weder Raum zur Rede noch zum Handeln gestattet. Minna scheint mir jedoch mehr Charakter zu besitzen, als die jüngste, Julie; erstere ist seit einem Jahre mit einem jungen reichen Gutsbesitzer versprochen, der erwartet wird, und den die Mutter, über alle andere Männer erhebt, ein Umstand, der mich im Voraus gegen ihn einnimmt, denn ich glaube, außer ihrem Sohne, kann nur ein Pedant sich ihres Beyfalls erfreuen.

Du wirst aus dieser Beschreibung meiner Lage und Verhältnisse erkennen, daß ich mich durchaus nicht glücklich fühlen kann. Doch glaube ich, theure Cäcilia, wäre Eduard nur mehr um mich, Rosalie gesund, und befänden wir uns in einer bessern und freundlichern Wohnung, so würde mein Leben nicht mehr so schmerzvoll und feindlich von lauter abstoßenden Dingen berührt werden; wenigstens tröste ich mich auf Augenblicke mit dieser Aussicht, ohne die ich erliegen würde.

So umständlich du diese Beschreibung finden magst, gibt sie doch nur einen flüchtigen Umriss der tausendfachen Unannehmlichkeiten meiner hiesigen Lebensweise. Lebe wohl, Geliebte, und der Himmel erhalte dir dein schönes Glück!

(Die Fortsetzung folgt.)

S k i z z e n a u s P a r i s .

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Ein Sprichwort muß ein wahres Wort seyn, und somit muß jedes Ding zwey Seiten haben, es mag wollen, oder nicht. Ich will daher auch dem hiesigen Liberalismus eine gute Seite zugestehen, ob sie mir gleich noch nicht bekannt geworden ist. Seine schlechte zeigt sich täglich in einem um so grellern Lichte, als sie von dem Spiegel zurückgeworfen wird. Dieses berühmte Journal gleicht jenen Schlupfwinkeln, aus welchen die Straßensjungen Roth auf die reinlich gekleideten Menschen zu werfen pflegen. Den Spiegelfabrikanten scheint die Verleumdung angeboren zu seyn, wie den Dieben das Stehlen. Wollte doch Gall sein System noch einmal durch-

sehen, ob es nicht auch einen liberalen Sinn am menschlichen Schedel gebe, wie den Diebesinn. Alles, was eine Auctorität ist, besonders eine deutsche, wird von ihnen mit Wuth verfolgt, gleich viel, ob in der Literatur, Kunst oder Politik. In der Literatur muß es Schiller entgelten: der melodramatische Hr. Guilbert von Piréécourt ist von ihnen le Schiller des Boulevards zubenannt worden. Was die Musik anbelangt, hatten sie den Deutschen bisher Gerechtigkeit widerfahren lassen, und Mozarten als rechtmäßigen monarchischen Regenten anerkannt. Aber dieser Thron ist von ihnen umgestoßen worden, seit sie in dem Hrn. Rossini eine größere Liberalität — an Noten (wer weiß, ob nicht auch an Banknoten?) erkannt haben, und nun wird dem Intrusus hofirt, und der Rechtmäßige vor die Thür geworfen. Mozart's bestimmtes Wollen, seine Souveränität, seine Anmaßung, eigenmächtiger Schöpfer, und kein schwächlicher Nachbeter zu seyn, keinen fremden Einflüsterungen Gehör zu geben, sondern nur eigener Eingebung zu folgen, hat den Liberalen ein purer klarer Despotismus geschienen, und straks sind sie zur Revolution geschritten. Mit dem Usurpator, der an des Rechtmäßigen Stelle getreten, ist schon eher auszukommen: er weiß seinen Tönen einen allgemeinen Sinn zu geben, und murren nicht, wenn allenfalls das Volk schwarz versteht, wo er hat weiß sagen wollen. Eine solche Charakterlosigkeit entzückt die Liberalen: mit ihr läßt sich machen, was man will. Die Sache der Legitimität wird von einem braven Anhänger derselben, dem Hrn. Breton, auf eine edle, obgleich etwas ungeschickte Weise verfochten: er unterfängt sich, den Leuten ihre Abtrünnigkeit beweisen zu wollen. Heißt das nicht, tauben Ohren predigen? Zupfen muß man sie höchstens daran! Auf dem Théâtre des Variétés, wird unter dem Titel: *L'Auberge du grand Frédéric*, ein Vaudeville gegeben, in welchem Friedrich mit Voltaire, bey ihrer Zusammenkunft, sich gegenseitig mystificiren, ohne es weder gewahr zu werden, noch sich überall zu erkennen. Auf die Frage Friedrichs: Etes-vous Prussien, Monsieur *) antwortet Voltaire: Non, Monsieur, je ne suis pas Prussien. Lepeintre, der die Rolle des Voltaire darstellt, hebt diese Antwort mit einer höchst unanständigen grimacirenden Affectation hervor, die niemals ihre Wirkung auf das Publicum verfehlt. Diese Gemeinheit kann dem rohen Comödianten, dem nach dem Beyfalle eben so roher liberalen Gesellen verlangt, verziehen werden; aber wie läßt sich das Verfahren der Redacteurs des *Miroir*, an deren Spitze der Verfasser der *Bestalim*, der *Banaderen*, des *Ferdinand Cortez*, des *Hermite de la Chaussée d'Antin* u. s. w. steht, rechtfertigen, wenn sie sich nicht entblöden, die Unverschämtheit jenes Comödianten bis in die Wolken zu erheben, und ihr gleichsam die Bürgerkrone zuquerkennen?

— Was für ein Mordruf ertönt dort auf der Gasse, daß die Leute in den Häusern vor Schrecken erbeben? Eine Stentorkehle schreit mit immer gesteigerter Stimme: Mort! Mort! Mort! Zitternd wagen sich die Leute an die Fenster. Was erblicken sie? Einen riesenmäßigen Kerl mit einer papiernen Fahne, auf welcher in zwey Ellen langen Buchstaben: Mort, und darunter in kleinerer Schrift: aux punaises, geschrieben

*) Die ganze Grundlage dieses Vaudevilles, so belustigend dasselbe auch ist, beruht überhaupt auf einer falschen Voraussetzung: wie läßt sich glauben, daß Friedrich der Große mit einem fremden Individuum, das er in einem deutschen Gasthose vorfindet, Französisch gesprochen haben sollte, oder, wenn dieß nun einmahl geschehen muß, daß er dieses Individuum, welches Voltaire ist und welches daher ganz anders Französisch spricht, wie es zu jener Zeit in Preußen der Fall gewesen seyn dürfte, fragen kann, ob er ein Preuse sey? In welcher Sprache spricht übrigens Voltaire im Gasthose vor der Ankunft Friedrichs? In der deutschen? Die verstand er nicht. Also, in der französischen? Aber dann mußte er ja, vorausgesetzt selbst, daß die übrigen Bewohner des Gasthofes ihm in dieser Sprache antworten konnten, die Aufmerksamkeit derselben auf sich ziehen, und der Gastwirth würde es in diesem Falle unmöglich unterlassen haben, den König von der Anwesenheit eines Franzosen im Gasthose in voraus zu unterrichten. Und würde nicht Friedrich, der Voltaire'n erwartete, dadurch schon allein haben auf den Gedanken verfallen müssen, der fremde Franzose, der sich so geistvoll und so elegant in seiner Sprache ausdrückte, müsse Voltaire seyn? Gleichviel, ob sich die Verf. diesen wirklich recht schüchterhaften Vorstoß gegen die materielle Wahrscheinlichkeit unbewußt, oder mit Fleiß, erlaubt haben, immer verdient er eine scharfe Rüge.

und darüber, zur größeren Versinnlichung der Sache, eine Wanze, wie ein Schwein groß gemahlt, abgebildet steht. An der nächsten Ecke faßt er Posto, pflanzt seine Fahne in den Erdboden, breitet einen kleinen Tragtisch vor sich aus, legt eine Menge Bou- teillen, mit einer rothen Flüssigkeit angefüllt, darauf, schüttelt einen ganzen Beutel- voll lebendiger Wanzen in einen irdenen Napf, ergreift einen Stock, schlägt damit auf die gemahlte Wanze und schreyt von neuem: Mort! Mort! Mort, bis sich ein hin- länglich großes Publicum um ihn versammelt hat. Dann tritt er hinter den Tisch, zieht den Hut ab und beginnt: Messieurs et Dames! Quel est l'ennemi le plus cruel de votre sommeil? Vous me direz, c'est le ver rongeur de la conscience quand on a fait une mauvaise action. (Seine Stimme erhebend) Je vous dis que non, Messieurs; il y a des chairs si dures que ce ver ne sauroit les ronger. Mais qui l'est donc? Je vous le dirai, Messieurs, noch lauter schreyend und wüthend auf die gewaltige Wanze schlagend, c'est ce ver - là, c'est la punaise qui . . . Doch ich will euch, lieben Leser, mit dem Verfolge der Wanzenrede verschonen, welche der Kerl mit einem Pathos und einer Zungengeläufigkeit ablenert, um welche ihn mancher öffentliche Redner beneiden würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sieyers.

Der Leuchthurm.

(Schluß.)

Ehe ich zu den Leistungen der Schauspieler selbst übergehe, erlaube man mir, in wenigen Worten von dem Eindrücke Rechenschaft zu geben, welchen die tragischen Vor- stellungen, denen ich bis jetzt im k. k. Hoftheater an der Burg beygewohnt, auf mich gemacht haben. Wer dürfte daran zweifeln, daß die glorreichste Epoche unserer Schau- spielkunst erschienen ist, wann sich die Tiefe der deutschen Darstellung mit der mate- riellen Zweckmäßigkeit, mit den inneren und äußeren Convenienzen, durch welche sich die besseren französischen Bühnen, besonders die Theater zu Paris, vor allen andern euro- päischen schauspielerischen Anstalten sich auszeichnen, gepaart haben wird? Ich habe auf meiner Reise von Paris nach Wien Gelegenheit gehabt und sie mit Ernst und Fleiß benützt, die vorzüglichsten Theater des südlichen Deutschlands nicht im Laufe, sondern mit Aufmerksamkeit, zu beobachten. Allenfalls sind mir mehr oder minder erfreuliche Anklänge von dem klassischen Ernste, von der tragischen Würde, welche die Darstel- lung des Trauerspiels von dem Lustspiele unterscheiden, aufgestossen; nirgends aber habe ich das Ganze derselben durch eine edlere, idealere Haltung zu einem Kunstwerke steigern gesehen, als auf dem hiesigen k. k. Hoftheater an der Burg. Die Bühnen im Norden Deutschlands habe ich seit den letzten zehn Jahren nicht gesehen; vielleicht, daß hier seit dieser Zeit die kalte Vernünftelen, welche in Berlin, oder der griechische Chor- Cothurn, der in Weimar herrschte, der eigentlichen tragisch-ernsten Wahrheit Platz gemacht hat. Das hiesige Burgtheater löst die schwierige Aufgabe, die französische conventionelle Haltung und die erschöpfende Tiefe der deutschen Darstellung in eins zu versammeln, mit dem glücklichsten Erfolge. So rechtfertigt diese Bühne den alten Ruhm ihrer Classicität, dessen sie seit beynähe einem Jahrhunderte, und vorzugsweise vor allen andern Theatern Deutschlands, genossen hat, so zeigt sie durch die That, daß der Volks- accent, dem in Wien allerdings eine fast musicalische Dehnung eigen, und welcher daher weder der Tragödie noch der Comödie zuträglich ist, keinen Einfluß auf die Darstellung auszuüben vermag, wann das Genie der Künstler überwiegend genug ist, um ein Ideal der Declamation in sich zu schaffen und dasselbe bey der Ausführung zur Richtschnur zu nehmen.

Nachdem ich den Anforderungen der ungemessenen Achtung, welche mir die Vor-

stellungen von Torquato Tasso und Romeo und Julie eingeköstet haben, Genüge geleistet haben, gehe ich zur Beurtheilung der Aufführung des Leuchthurms über.

Hrn. Krüger, dessen vortreffliches Talent ich auch schon im Lustspiele zu würdigen gelernt habe, gelingt es als Caspar, die prosaische Redseligkeit, welche dieser Rolle anklebt, mit dem symbolisirenden Pathos, der sie gewaltsam zur Poesie hinauf steigert, in Einklang zu bringen: es ist unmöglich, diesen verfehlten Charakter genügender darzustellen. Zu tadeln möchte sein Kreuzen der Arme auf dem Rücken, sein zu häufiges Wechseln der Stelle, sein Durchschreiten vor Dorotheen, im Augenblicke, wo diese ihm die Laterne reicht, und zu wünschen vielleicht noch mehr Lebendigkeit des Spiels, wann er vom Felsen herab der Rettung Holm's durch Walthern zusieht.

Hrn. Anschütz, als Holm, dürfte ich geradezu untadelhaft nennen, wenn er manche Hauptwörter nicht, wie er thut, bis in die Quinte und Sechste, sondern höchstens bis in die Tercie und Quarte, und auch dann nur, wann überwiegende Leidenschaftlichkeit ein solches Hervorheben nöthig macht, steigern wollte. Unmöglich ist es, das Gebet im sechsten Auftritte des zweyten Actes natürlicher und zugleich mit poetischer Erhebung zu sprechen, als es dieser vortreffliche Künstler thut. Als Flecken in der Sonne seiner Darstellung erscheint mir sein zu kaltes Spiel bey Erkennung der Leiche Mathildens, besonders sein zu heldenmäßiges Einerschreiten: dieser Aufwand von körperlicher Kraftäußerung kann keinem, vom Schicksale so durch und durch gebeugten Manne, wie Holm, eigen seyn.

Ulrich's Rolle gehört allerdings zu den schwierigsten des Stückes. Hr. Heurteur spielt sie auf eine Weise, welche ihm den lautesten Beyfall der Zuschauer verschafft. Wer Gelegenheit gehabt hat, Schröder und Iffland als Lear zu sehen, und damit Hr. Heurteur's Leistung vergleicht, dem wird deutlich, daß es dreyerley Arten der Darstellung des Wahnsinns gibt, welche, obgleich sich einander absolut widersprechend, dennoch dem Publicum gleich sehr Genüge leisten. Eine einzige dürfte aber nur die wahre seyn und diese eine durch bloße Worte schwerlich erschöpfend dargethan werden können. Schröder nahm den Lear zu passiv, Iffland zu activ, und Hr. Heurteur gibt den Ulrich zu neutral (um in der grammatischen Terminologie zu bleiben). Ulrich's Verstandeserrüttung ist nicht Folge von Altersschwäche, sondern von dem herzergreifenden Unglücke, dessen Opfer er geworden ist. Musterhaft, ja vollkommen, spielt Hr. Heurteur die Erkennungsscene mit Holm: hier zeigt sich jenes mittelbare Bewußtseyn, welches, wenn die ganze Darstellung davon belebt wäre, dem Charakter eine noch tiefer eindringende Wirksamkeit geben würde.

Alle. Weber und Hr. Kettel, beyde gleich talentvolle und gleich fleißige Künstler, bringen, besonders in ihrer Scene im ersten Acte, eine große Wirkung hervor. Irre ich mich, oder greift hin und wieder ein zu kalt-materieller Pathos in das Feuer ihrer Declamation ein und schwächt den Effect derselben? Alle. Weber besitzt eine solche Festigkeit in der äußern Routine, daß sie, nachdem ihr, so zu sagen, die Handgriffe der Kunst bis zur Vollkommenheit geläufig geworden sind, sich fortan dem Studium der geistigen Intentionen einer Rolle ungestört widmen kann.

Die erste Decoration des zweyten Actes, eine rauhe, felsige Gegend, hat mir vortrefflich geschienen: die Perspective derselben besitzt eine geistige Wahrheit, welche dem bloßen materiellen Effecte der französischen Decorationsmaleren geradezu entgegengesetzt ist. Weniger befriedigend scheint mir die zweyte zu seyn, welche eine freye Ansicht auf's Meer vorstellt.

Um die Wirkung der Darstellung des Leuchthurms durch keine äußere Unzweckmäßigkeit zu schwächen und dies Trauerspiel noch lange auf dem Theater zu erhalten, dürfte es, meiner Meinung nach, zuträglich seyn, Ulrichen sich nicht sichtbar vor den Augen des Publikums mit dem Leichname Mathildens in's Meer stürzen zu lassen. Ein anderer Übelstand ist das Daliegen der Leiche während vier langer Scenen; diesem aber möchte, ohne den zweyten Act gänzlich umzuändern, nicht abgeholfen werden können.

Herausgeber und Redakteur: J. h. Schickh.

Bedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 24. Jänner 1822.

11

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung

von Amalie Schoppe geb. Weisser.

(Fortsetzung.)

Eduard an John.

S. im Juny 1792.

Laß mich dir denn, geliebter Freund, mein Schicksal näher enthüllen. Wir trennten uns in London in früher Jugend. Nach meines Vaters Tode ging ich nach St. Domingo, um dort eine Anstellung zu suchen, und die Geschäfte meiner Mutter, die den Handel unsers Hauses fortsetzte, zu fördern. Ich wurde mit einem alten, reichen Spanier, Namens Don Martinez, bekannt, einem herrlichen Manne, der sich auf der Insel niedergelassen hatte. In kurzer Zeit erhielt ich in seinem Comptoir die gewünschte Anstellung.

Aufangs wirkte die heiße Luft Westindiens so nachtheilig auf meine Gesundheit, daß ich in eine heftige Krankheit verfiel, von der ich jedoch bald durch die sorgsamste Pflege im Hause des Don Martinez wieder genas. Ein junger Neger-Slave zeichnete sich vor allen andern durch Aufmerksamkeit und Sorgfalt für mich aus, und ich gewann ihn dadurch ganz besonders lieb. Billy, so hieß er, brachte mir oft die auserlesensten Früchte und Erfrischungen, wobey er mir sagte, Donna Olivia sende sie mir. Als ich ihn um diese unbekannte Wohlthäterinn näher befragte, sagte er, es sey seine junge schöne Gebietherinn, die Gemahlinn des Don Martinez, die bisher auf einem Landhause in der Nähe der Stadt gelebt habe, und erst jetzt zurückgekehrt sey. Er hielt seiner Herrinn die feurigste Lobrede und rühmte ihre vortreffliche Gemüthsart, mit einem Entzücken, das mich begierig auf ihre Bekanntschaft machte.

Nachdem ich völlig hergestellt war, führte mich Don Martinez, ein schöner und freundlicher Greis, zu seiner Gattinn, um mich ihr als ein neues Mitglied des Hauses vorzustellen. Wie beschreibe ich dir den Eindruck, den

ihr erster Anblick auf mich machte! Ich stand wie angewurzelt, und konnte kaum ein Wort der Begrüßung herstammeln, indeß auch sie ihre himmlischen Augen erröthend zu Boden schlug. Wohl hatte ich mir nach der Beschreibung des Negers die Gebietherinn des Hauses als eine schöne Frau gedacht; aber vor mir stand ein himmlisches Geschöpf, fast noch an der Grenze der Kindheit, geschmückt mit dem Zauber der Schönheit und Anmuth, ein Ideal, wie es nur die kühnste Phantastie sich zu bilden vermag. Donna Olivia's Ältern waren in Andalusien geboren, derselben Provinz, aus welcher auch Don Martinez, ihr Verwandter, stammte. Olivia verband alle Schönheit des Südens und Nordens in ihrer Gestalt, und Anmuth, Adel, Hoheit und Würde rangen bey ihr um den Preis. Ich fühlte unendliches Mitleid mit dem schönen Weibe, dessen jugendlich-frisches Leben an das Daseyn eines hinfälligen Greises gekettet war. Mit Schauder dachte ich daran, daß die Blüthe ihres Lebens früh oder spät, durch Schuld oder Reue, in diesem unpassenden und unseligen Verhältnisse geknickt werden müsse, und daß nur ein Engel rein aus dieser prüfenden Lage würde hervorgehen können. Jetzt schien mir Olivia noch schuldlos und glücklich; ihr Lächeln gehörte der Herzensreinheit, der unentweichten Unschuld an, und ihre stille Heiterkeit verbürgte mir den Frieden einer Seele, die weder vom Laster noch von der Leidenschaft angehaucht worden! Sie bewies mit der reizendsten Zwanglosigkeit so viel Liebe und Aufmerksamkeit gegen ihren Gatten, daß ich sie nur mit Bewunderung ansehen konnte. Martinez dagegen schien durchaus keine andern Ansprüche an ihre Zärtlichkeit und Neigung zu machen, als die eines Vaters. Man sah es, wie sehr er sich ihrer Anmuth erfreute, und mit welchem Entzücken sein Auge an ihrer holden Gestalt hing. Olivia besaß mannigfache Talente und verwendete einen großen Theil ihrer Zeit auf deren Ausbildung. Übrigens lebte sie, wie alle Frauen Westindiens, in völliger Unthätigkeit und mit einem Aufwande, der ihrem wahrhaft fürstlichen Vermögen und der Sitte des Landes angemessen war. Martinez erfüllte jeden ihrer Wünsche; Alles, was sie umgab, besaß die angenehmste und edelste Form; die schönsten Neger-Knaben und Mädchen harrten ihres Winkes, und so zahlreich ihre Bedienung war, so durfte diese doch nie ein andres Geschäft als die Aufwartung ihrer Herrinn verrichten. Olivia hatte ein junges Mädchen zu ihrer Gesellschaft bey sich, welches Cäcilia hieß. Beyde waren im Kloster der barmherzigen Schwestern zu Port-au-Prince mit einander erzogen worden. Jetzt sollten sich die Freundinnen trennen; ein junger Spanier, der Cäcilien seine Hand gebot, wollte die künftige Gattinn nach Madrid, seinem künftigen Wohnorte, führen. Olivians Schmerz über diese Trennung war unbegrenzt; was auch Don Martinez zu ihrer Aufheiterung versuchen mochte, ihre trübe Stimmung nahm mit jedem Tage zu. Seit ich das schönste und reizendste Geschöpf der Erde gesehen, konnte ich es mir nicht mehr verhehlen, daß ich sie unendlich, hoffnungslos, ewig liebe, und ohne ihren Besitz vergehen müsse. Mit rastlosem Fleiße mich den Geschäften hingebend, ward ich von diesen auf Stunden zerstreut, erlag aber hernach dem Wallen meiner unglücklichen Leidenschaft um so rettungsloser. Durch Pünctlichkeit und Ordnungsliebe hatte ich mir die Gunst des würdigen Martinez erworben, der mich in den Stand setzte, für das Handlungshaus meiner Mutter sehr vortheilhafte Geschäfte

einzuleiten; auch lobte er mich oft in Olivia's Gegenwart als den Kenntnißreichsten und fleißigsten seiner Gehülften. — Als einst bey Tische die Rede auf Musik kam, äußerte Olivia den Wunsch die Harfe spielen zu können. Ich erboth mich, sie darin zu unterrichten. Martinez nahm dieß Anerbieten mit Freuden, und Olivia nach einigem Sträuben, an.

So wie ich jetzt Olivia fand, hatte ich sie früher nie gesehn, denn Mittags bey Tische und Abends erschien sie überaus prachtvoll; jetzt war sie durchaus einfach und ohne Schmuck, in einem leichten weißen Morgenkleide, aber deshalb nur um so schöner und anmuthiger. Wie bebte mein Herz, wenn ich ihre Hand fassen mußte, um sie einen Griff auf dem Instrumente zu lehren! Ein electrischer Schlag durchzuckte mich bey der kleinsten leisesten Verührung des zauberischen Geschöpfes. Wie verwirrte mich ihre ungewohnte Nähe, der frische Hauch ihres rothigen Mundes, der meine Wange anwehte! Ich wußte nicht, was ich that, was ich sagte, was ich lehrte: Entzücken war in meinem Herzen. Auch sie ward endlich von dem Zaumel hingerissen, der sich meiner bemeistert hatte.

Dank sey es den strengen Grundsätzen von Ehre, die meine herrliche Mutter mir seit meiner zartesten Kindheit eingeprägt hatte, ich siegte über die Versuchung, Olivians Zuneigung zum Verrath an meinem Freunde zu missbrauchen. Fliehen muß' ich, das fühl' ich. Ich faßte Muth dazu und schrieb einen Brief an Olivia, worin ich sie bat, mir die Musikstunden zu erlassen, indem meine Gefühle, meine Ansichten vom Leben und von dem, was die Pflicht von mir heischte, es mir nicht ferner gestatteten, sie zu sehen. Ich beschloß, diese Zeilen ihr selbst zu bringen, weil ich sie Niemand anvertrauen mochte. Ich trat zur gewöhnlichen Stunde in ihr Gemach; sie war nicht zugegen, ihre Harfe stand gegen die Wand gelehnt, die Noten lagen aufgeschlagen, alles war zu meinem Empfange bereit. Dieser Anblick machte mich unendlich wehmüthig; ich setzte mich an ihr Pult, und schrieb folgendes Sonnet:

Das stille Leben deiner kleinen Zelle,
 Wie hält es mich mit Zauberkraft gebunden!
 Hier hab' ich jüngst noch Himmelsglück empfunden,
 Drum ist so traut und heilig jede Stelle!

Sie, die mich führten zu des Himmels Schwelle,
 Die zarten Blüthen meiner schönsten Stunden,
 Ach daß auch diese, diese hingeschwunden,
 Begraben von des Lebens finst'rer Welle!

Mißdeute nicht mein gegenwärtig Leben —
 Durch deine Ruhe hab' ich Kraft errungen,
 Zu deinem Stücke Ruhe mir erzielet.

Was ich gelitten, was die Brust durchwühlet,
 Das sagten dir nicht tausend, tausend Zungen;
 Jedoch die Krone winkt dem bessern Streben!

Feucht von Thränen ließ ich das Blatt nebst meinem Briefe auf ihrem Pulte zurück, und entfernte mich mit beklommenem Herzen. Indem ich die theure Schwelle hinter mir ließ, war es mir, als sey mir jetzt plötzlich jedes Glück meines Lebens abgeschnitten und seine Blüthe geknickt. Eine tiefe

Schweremuth ergriff mich. — Selbst im Falle, wo Olivien's Gatte sterben würde, durfte ich nie hoffen, sie mein zu nennen: ihre unermesslichen Reichtümer berechtigten sie zu höhern Ansprüchen, als ich zu erfüllen je im Stande war. Der Mittag kam — ich mußte sie wiedersehen, wie bebte mein Herz! Mit tödlicher Beklemmung trat ich in den Speisesaal, wo zu meiner Beruhigung schon eine Menge Gäste versammelt waren; auch Sie war da! Ihr Blick haftete gespannt auf der Thüre, und als ich eintrat, flog eine leise Röthe über das sonst blasse Gesicht; ihre Augen verriethen Spuren vergossener Thränen: wie dieser Anblick mich ergriff! Glücklicher Weise entzog uns das Gewühl der Gesellschaft jeder besondern Aufmerksamkeit. Dagegen schien Olivien's Gemahl uns mit mehr Sorgsamkeit zu beobachten, als gewöhnlich, jedoch lag kein Unwille in seinen Blicken, vielmehr eine rührende Theilnahme. Feyerlich gelobte ich es mir nochmals, nicht zum Verräther an seinem frommen Glauben zu werden.

Martinez hatte sich mir genähert; er ergriff meine Hand und sagte freundlich: Sie sind nicht heiter, lieber Eduard, das Geräusch der Gesellschaft kann Ihrer Stimmung nicht wohlthun; eilen Sie nach Tische in's Freye, und suchen Sie Leib und Seele in der Kühle des Abends zu erquicken. Ich war gerührt von seiner Milde, aber ich konnte ihm frey und schuldlos in's Auge schauen mein Herz drückte ein furchtbares Leid, ein unheilbarer Schmerz, aber keine Schuld, kein Verrath — ich stand ihm geprüfter, geläuterter, denn je, gegenüber. Ich nahm seinen Vorschlag an, und ritt gleich nach Tische dem Gestade des Meeres zu. Bald umwehte mich die liebliche, im Süden so erquickliche Kühle des Abends, die Sterne gingen auf, und wenn sie gleich nicht so hell und glänzend strahlten, wie die des Nordlandes, so gaben sie meinem Herzen doch tausend süße Erinnerungen — ich gedachte der fernen Heimath, der theuern Mutter, der lieblichen Schwestern, die ich an der Grenze der Kindheit zurück gelassen. Es war ein unaussprechlich süßes und tiefes Weh in mir, eine Sehnsucht, welche die Bande des Lebens zu sprengen drohte, um den unsterblichen Geist auf Adlerfüßigen über das unermessliche Meer hin, über die Berge und Thäler, die mich von den Geliebten trennten, zu tragen! O nur eine Stunde am Mutterherzen!!!

Ich war vom Pferde gestiegen und führte es am Zügel; ein dick belaubter Baum bot sich meinem Auge durch die Dämmerung der Nacht dar ich band mein Roß daran und umarmte den Stamm, das sehnende Herz daran zu fühlen. Die Natur hatte Kraft für mich, die treue, allliebende Mutter — sie, die uns still und sanft in ihre Arme schließt, wenn das Leben uns aus seinen bunten magischen Kreisen verbannt hat! Ich war auf den blumigen Rasen niedergesunken; tausend Blüthen öffneten den Kelch und streuten würzigen Duft umher, die Sterne flimmerten heller und immer heller, fern rauschten die Wellen des Oceans, da löste sich der unermessliche Schmerz in Tönen auf, laß mich dir das unvergeßne Lied jener Nacht hier mittheilen!

Willkommen Nacht! Mit deinen dunklen Schwingen
 Berhüllst du mild des Tages hellen Schein;
 Ich fühl' es wohl, du bist recht eigen mein
 Und willst mit zarter Liebe mich durchdringen.

Was gibt der Tag, nach dem so Viele ringen?
 Was heu't uns denn der helle Sonnenschein
 Als Blumen, Gras, Metall und kalten Stein,
 Aus denen nie des Lebens Töne klingen?

Du aber, Nacht, gibst ein unendlich Hoffen,
 Und kühlst zugleich der Sehnsucht heißen Brand,
 Mit deinen Sternen-Augen auf uns schauend.

Dir weih ich mich heißliebend und vertrauend
 Und faß in dir nach Gottes Vaterhand:
 Ich geh getrost, die Himmelsthür steht offen!

Bei meiner Heimkunft fand ich Billy in meinem Zimmer auf mich wartend, um mich zu Don Martinez zu führen, der mich zu sprechen verlangte. Was konnte er von mir wollen? Mit klopfendem Herzen begab ich mich zu ihm. — Wenn Olivia, entrüstet über meine Geständnisse, ihm den Brief oder mein Gedicht gezeigt hätte? — Als ich zu dem verehrten Manne in's Zimmer trat, kam er mir freundlich entgegen. Nach der ersten Begrüßung sprach er also zu mir: Verzeihen Sie, Eduard, daß ich mich in das Geheimniß Ihres Herzens drängte — ein Zufall hat mich damit bekannt gemacht! Gestern, nachdem Sie Olivians Zimmer verlassen hatten, trat ich hinein, noch ehe diese dorthin zurückgekehrt war. Ihr Gedicht, und der dasselbe begleitende Brief fielen mir in die Hände. Ich las beydes, die gute Meinung, welche ich bisher von Ihnen gehegt hatte, war bestätigt, ich fand aber auch, was ich früher schon bemerkt hatte, daß die Reize meiner Olivia Ihr Herz nicht ungerührt gelassen. — Die heftigste Leidenschaft hat Sie nicht von dem Wege der Pflicht zu entfernen vermocht, das hat Ihnen meine Achtung, meine Liebe erworben. Gleich bey Ihrem ersten Eintritte in dieß Haus war mir der Eindruck nicht verborgen geblieben, den Olivians Schönheit und Anmuth auf Sie machten — ich beschloß Sie zu beobachten und den Maßstab Ihres Werthes zu dem Ihres Glücks zu machen. Ich ersann schwere Prüfungen für Sie, ich ließ Sie, scheinbar unbeachtet, mit Olivien allein; Sie widerstanden Ihren Gefühlen und folgten den Aussprüchen der Tugend und des Gewissens, ja Sie entsagten endlich freywillig der verführerischen Gelegenheit, mit dem Gegenstande Ihrer Neigung allein zu seyn. Jetzt vertraue ich Ihnen unbedingt und habe beschlossen, Ihr Glück zu machen. Sie sollen dereinst der Gatte Olivians werden. — Was ich Ihnen sage, muß Sie natürlich befremden, doch ich will mich näher erklären!

(Die Fortsetzung folgt)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, 5. Jänner 1822.

Bei diesem milden Winter wird noch immer gebaut, wenigstens an einer der größten Zierden und ersten Bedürfnisse einer Hauptstadt, an Brücken. Eine zweite Verschönerung Berlins ist der um das Universitätsgebäude angelegte herrliche Gartenplatz. Wer seit zehn Jahren nicht in Berlin war, würde diesen Theil der Stadt nicht wieder kennen. Hätte er Wasser, d. h. ein schönes ausgemauertes, mit Zu- und Abfluß unterhaltenes Bassin statt des engen Grabens, von dem ich lieber schweige, so könnte ich

ihn mit nichts füglichem vergleichen, als mit dem Hofe im Haag, dem herrlichen, lachenden Plaze, dessen erster Eindruck auf immer zurückbleibt.

Hr. Zwenstern, mein Correspondenz-College, berichtet über Schauspiel und Oper, und überhebt mich einer undankbaren Arbeit. Ob er auch den neuen Streit des Hrn. Ritters Spontini mitgetheilt haben wird? Seitdem S. sich für den hiesigen Apoll erklärt und ausgegeben hat, seitdem ohne seinen Befehl kein Geigenstrich, kein Possaunenton, kein Paukenwirbel sich hören lassen darf, ist sein Despotismus immer weiter geschritten. Er hat ein nordisches Götterspiel entworfen, und es zum Carnevals-Hofieste stempeln wollen. In einem zierlich gedrehten Billet an den Herzog C. von M * * *, worin er diesem Prinzen Geschmack zuschreibt, schickt er ihm den Plan zu und unterwirft denselben zum Schein seiner Beurtheilung, mit der Bitte, das Manuscript Sr. Maj. dem Könige vorzulegen. Der Herzog schickt ihm dasselbe mit der Weisung zurück, sich an den Grafen Brühl zu wenden. Dieses nimmt Spontini sehr übel, und schreibt ein zweytes, sehr empfindliches Billet. Auch dieß bleibt unbeantwortet, wird aber höhern Orts vorgelegt. Graf Brühl erhält den Auftrag, Spontini zu sich kommen zu lassen, ihm deutlich zu erklären, daß er sein Oberhaupt sey, und daß sich S. allemal erst an ihn zu wenden habe. So gehts; und so lautet das Sprichwort: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.“

Wir erwarten den Herzog und die Herzoginn von Cambridge zum Carneval, und eine Menge von Engländern und Engländerinnen. — Im May wird das Beylager der Prinzessin Alexandrine, zweenen Tochter des Königs, mit dem Großherzog Paul von Mecklenburg-Schwerin gehalten werden.

Concert-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Hätte ich nicht schon früher gewußt, daß Wien die musikalischste Stadt auf der gebildeten Erde wäre, ein Blick auf die Concerte, denen ich bis jezt begehört, würden mich von dieser Wahrheit überzeugt haben. Während es in Paris und London nur eminenten Talenten, oder (was gewöhnlich dem großen Haufen als Surrogat derselben dient) der Charlatanerie, gelingt, für dergleichen musikalische Productionen die Aufmerksamkeit des Publicums in lohnenden Anspruch zu nehmen, scheinen die Wiener jede Gelegenheit, sich einen musikalischen Genuß zu verschaffen, mit Begierde zu ergreifen.

Die Reicha'schen Quintette, vorgetragen von den H. Sedlacheck (Flöte), Krähmer (Oboe), Sedlak (Clarinette), Mittag (Fagot) und Gradetzky (Horn), deren zwey letzten Aufführungen ich begehört habe, sind mir der Vergleichung wegen, welche ich, in Hinsicht der Execution zwischen den genannten fünf Künstlern und den H. Guillon (Flöte), Vogt (Oboe), Bouffils (Clarinette), Henri (Fagot) und Dorprat (Horn) zu Paris habe machen können, von großem Interesse gewesen. Wem weder aus Erfahrung, noch durch Reflexion, bekannt ist, daß die musikalische Ausübung, besonders der Blasinstrumente, bey den Franzosen auf einem andern psychologisch ästhetischen Principe beruht, als bey den Deutschen, der höre die Reicha'schen Quintette in Paris und in Wien vortragen, und es wird ihm deutlich werden, daß nur der Körper der Execution in beyden sich gleicht, die Seele derselben aber gänzlich von einander verschieden ist. Die Ausübung der Blasinstrumente steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Gemüthe des Künstlers, als die der Saiteninstrumente: während auf letztere zunächst Hand und Finger, also bloß mechanische Werkzeuge, einwirken und der Seele gleichsam zum Führer dienen, setzt der Bläser sein Instrument durch den lebendigen Hauch in Bewegung. Wer möchte daran zweifeln, daß der Odem des Menschen inniger mit der Seele verbunden ist, als seine körperlichen Gliedmaßen? Hieraus ergibt sich der Unterschied, welcher sich zwischen den Blasinstrumenten-Vorträge der Deutschen und Franzosen befindet. Von allem Gemüthe, oder (was einerley ist) von aller Seele (im abstract-poetischen Sinne genom-

men) entblößt, trägt der Franzose nur Verstandestendenzen, nur materiell vernünftige, also bloß äußerlich bildende, Bezüge auf sein Blasinstrument über, in seinem Tone erscheint nur der materielle, plastisch ausgebildete Klang; im Vortrage des deutschen Blasinstrumentalisten hingegen zeigt sich jener Schmelz, welcher, vorzugsweise vor dem Organe eines wihigen Individuums, in der Sprechstimme des gemüthlichen Menschen vorhanden ist. Bedarf es noch angemerkt zu werden, daß aus demselben Grunde die Franzosen eine größere Virtuosität auf den Saiteninstrumenten besitzen, als die Deutschen? Der Vortrag der Reicha'schen Quintette, in Hinsicht auf den Ton, ist also in Wien ohne Widerrede genugthuender, als in Paris. Besonders zeichnen sich hier die Flöte und die Clarinette aus, und zwar nicht allein im Tone, sondern auch in der Virtuosität; dagegen geht dem Ensemble der deutschen Künstler jene haarscharfe Präcision, jene Vollendung des Ineinandergreifens, jene classische Correctheit in Zeitmaß und Nuancirung ab, durch welche sich die Pariser ausübenden Musikkünstler, vermöge der in ihnen wohnenden, unzerstörbar wirksamen Verstandesoperationen, vor allen Musikkünstlern der Erde auszeichnen. Daß diese Quintette durchaus in einem geschwindern Tempo vorgetragen werden, als in Wien, versteht sich von selbst: das Zeitmaß ist kein unmittelbar feststehendes Princip für die musikalische Zeitdauer, es richtet sich vielmehr nach der Individualität nicht allein des Volks, sondern auch jedes einzelnen Ausübens; der Vortrag des gemüthvollen Menschen wird langsamer seyn, als der des wihig gebildeten. Nichts desto weniger glaube ich, daß die Reicha'schen Quintette, in so fern sie bloß auf Verstandeseffecte berechnete, keinesweges aus der Tiefe geschöpfte Productionen, sind, durch ein etwas schnelleres Tempo gewinnen würden. Schon oben habe ich gesagt, daß die hiesige Flöte und Clarinette bey weitem besser sind, als die zu Paris; die Oboe läßt, nicht in Hinsicht des Tons, sondern der Naseley, mit welcher Bogt die kleinen wihigen Tiraden, von welchen diese Quintette wimmeln, auf eine meisterhafte Art vorzutragen versteht, zu wünschen übrig. Bogt wird von den Parichern für den ersten Oboebäser Europa's gehalten; er würde es seyn, wenn sein Ton eben so viel Schmelz besäße, als sein Vortrag effectvoll ist. Fagot und Horn sind hier ebenfalls im Tone besser, als die Paricher, stehen lehtern aber in der mechanischen (nicht künstlerischen) Handhabung nach. Unter den übrigen, in den beyden lehten Sitzungen vorgetragenen Stücken zeichnete sich das vortreffliche Beethoven'sche Sextett aus, dessen Ausübung den Künstlern, besonders Hrn. Jansa der die erste Geige vortrug, die größte Ehre macht. Ull. Unger, vom k. k. Kärunthor-Theater, sang mit vielem Geschmack und unter Darlegung einer recht lieblichen Persönlichkeit eine Romanze, in welcher der mir unbekante Verfasser ein angenehmes Talent, aber zugleich eine übertriebene Hinneigung zu der forcirten Manier, an den Tag legt. Schade, daß Ull. Unger ihrer schönen Stimme und der Grazie ihrer Körperbildung auf der Bühne nicht im nämlichen Grade Herrinn wird, als im Concerte!

Das Concert der eilffährigen Leopoldine Blahetka hatte eine große Menge Zuhörer herbegezogen. Der überfüllte Saal zeigte, wie großes Interesse das Publicum an dieser Wunderkinde nimmt. Wirklich setzt der Geschmack dieser kleinen Meisterinn auf dem Pianoforte fast eben so sehr in Verwunderung, als ihre mechanische Fertigkeit. War's daher zu verwundern, daß in den von Hrn. Blahetka sehr brav gesetzten großen Doppelvariationen für zwey Fortepiano (unstreitig das interessanteste Stück des ganzen Concerts) die Tochter mehr Aufmerksamkeit erregte, als der Vater, ja, daß man sich zuweilen durch den Augenschein überzeugen mußte, ob der Lehrer oder die Schülerinn die Solopassage vortrüge? Nichts desto weniger gehört, wie man mir sagt, Hr. Blahetka zu den ersten Fortepianospiehlern Wiens. Man urtheile von der Geschicklichkeit der Tochter, welche einen solchen Vater verdunkeln kann. Mad. Aufsütz declamirte „Gretchen in der Stadt“ von Castelli. Man muß so viel natürliche Grazie, Lebenswürdigkeit und Schalkheit besitzen, um einen solchen ohnehin schon stark aufgetragenen Spas in der Declamation noch stärker aufzutragen. Aber dieser lieblichen Künstlerinn scheint nichts, nicht einmal die höchst schwierige, ja verhängliche Balconscene in Romeo und Julie, misslingen zu sollen! Hr. Kössner sang eine

Polonaise von Usmeyer vortrefflich, dann ein Duett aus der Rossinischen Armide mit Dlle. Schröder sehr mittelmäßig. Ich glaubte, in die griechische Fabelwelt versetzt zu seyn und Echo und Narciss vor mir zu sehen. Dlle. Schröder war eine wahre Echo, die lieblichste, klangvollste Stimme. Wie kommt es, daß Hr. Kosner, der seine ausnehmend schwere Arie im Otello mit reinerer, schönerer Stimme und größerer Virtuosität singt, als ich es in Paris, Stuttgart und München gehört habe, sich zuweisen dergestalt gehen läßt, daß sein Gesang nicht allein gar keinen Effect hervorbringt, sondern daß der Anfaß mancher Töne sogar falsch ist? Ich mache diese Bemerkungen, weil mich die endliche Vollendung des Künstlerthums dieses jungen, höchst talentvollen Sängers vorzüglich interessirt.

In den beyden, gleichfalls sehr besuchten, Concerten Bernhard Komberg's hat dieser Koryphäus der Violoncellspieler den classischen Ruf bewährt, dessen er sich schon seit zwanzig Jahren erfreut. Merkwürdig wäre es, diesen genialen Künstler mit seinem einzigen Nebenbuhler, dem jüngern Bohrer, zusammenzustellen. Um ein solches Unternehmen mit Erfolg ausführen zu können, würde die Möglichkeit eines unmittelbaren Vergleichs erforderlich seyn. In Ermanglung dessen muß ich mich darauf beschränken, eine ungefähre Parallele zu ziehen. Komberg scheint mir classisch gebildeter, grandioser und zugleich künstlerisch nüchterner zu seyn, Bohrer'n hingegen steht mehr Sentimentalität, mehr Grazie und mehr mechanische Fertigkeit zu Gebote; Komberg erhebt das Herz durch correcte Größe, Bohrer durch liebenswürdige Hingebung; Komberg hat der Beyfall des Publicums zum Bewußtseyn der Classicität, Bohrer'n zur Creatur des Moments gebildet; Komberg opfert dem geistigen Ideale, Bohrer dem weltlichen Idole; Komberg spielt (so zu sagen) für die Ewigkeit, Bohrer für die Saloncoterie, welche seinem Stolge schmeichelt; Komberg's Künstlerthum gleicht der Sittsamkeit eines fleißigen, verständigen Jünglings, Bohrer's den Capricen eines verzogenen Kindes. Ein Fehler ist beyden gemein: sie kokettiren mit dem Publicum, Komberg mit der Umsichtigkeit eines Weltmannes, Bohrer mit der liebenswürdigen Unverschämtheit eines sich dünkenden Libertin. Die brillant geschriebene Ouverture von Komberg's Composition, mit welcher das erste Concert begann, ward von dem zahlreichen Orchester mit so viel grandioser Erhabenheit, mit einem solchen Kraftaufwande ausgeführt, daß ich gern gestehe, nie etwas Ähnliches gehört zu haben. Besonders mußte dem Kenner die beispiellose Reinheit, mit welcher viele in der Höhe des Griffbrets gelegene Passagen, besonders eine (wenn ich nicht irre) in d, e, fis, von der ersten Geige ausgeführt wurden, auffallen. Wie sehr stach diese fast mathematische Reinheit gegen das unreine Gequicke ab, welches ich erst noch vor einigen Wochen in einem großen und sehr berühmten königl. Orchester gehört habe! Mad. Grünbaum sang Variationen über „ein Schüssel 1c.“ Mad. Catalani singt bekanntlich Geigenvariationen ohne Worte; Mad. Grünbaum scheint sich dergleichen für die Oboe haben anfertigen zu lassen und legt diesen Worte unter. Denn daß irgend ein Componist, selbst der allerunerfahrenste, solche Springvariationen für die menschliche Stimme setzen sollte, ist nicht wahrscheinlich. Will Mad. Grünbaum ihre süße, elegische, einschmeichelnde Stimme dem Modestopanze, welcher herumgeht und sucht, welche reine Kehlen er verschlinge, zur Nahrung bringen; so sänge sie fortan mehrere dergleichen Seitenzängervariationen: sie wird ihre Absicht erreichen.

Modenbild IV.

Pelz von Sammet mit Zobel verbrämmt. Hut von Atlas mit Strauß- oder Maraboutfedern.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



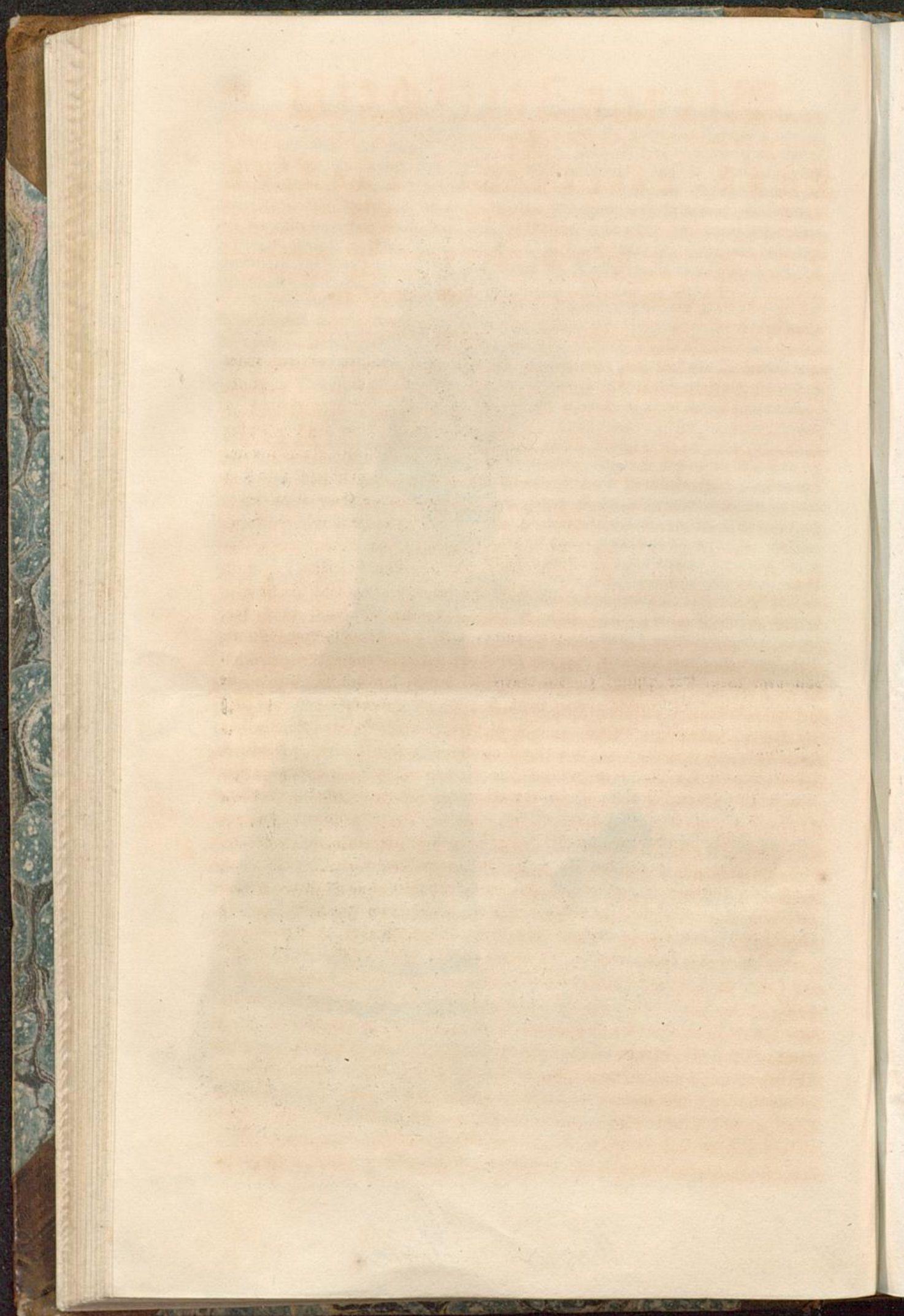
P. v. J. del.

F. v. J. sculpsit.

III.

Wiener Moden.

11.
1822



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 26. Jänner 1822.

12

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung

von Amalie Schoppe geb. Weisser.

(Fortsetzung)

„Nachdem Olivia's Vater gestorben war,“ fuhr Don Martinez fort, „verlangte die Mutter, die ihren Gatten nur um wenig Monden überlebte, ihr einziges Kind solle den Schleyer nehmen. Dadurch hoffte sie, den Himmel für ein Vergehen zu verfühnen, welches ihr Gewissen belastete. Da überdem ihr Gatte all sein Vermögen durch falsche Speculationen eingebüßt hatte, so blieb Olivien kein andrer Zufluchtsort übrig als das Kloster. Als achtjähriges Kind hatte sie keinen Begriff von dem Opfer, welches die Mutter von ihr forderte; ja die fromme Ehrfurcht, welche sie für die Sterbende hegte, würde sie selbst vermocht haben, es mit vollem Bewußtseyn zu bringen. Die Äbtissinn des Klosters, eine fromme und geistreiche Frau, bedauerte Olivia, und gab mir, einem Verwandten der Familie, Nachricht von dem Vorgange. Auf meine Veranlassung ward von nun an das schöne Mädchen unter ihrer Leitung und Aufsicht erzogen, doch so, daß, würde Olivia dereinst das Kloster zu verlassen wünschen, sie mit Anstand in der Welt auftreten könne. Olivia wuchs heran, und entfaltete mit jedem Tage herrlichere Anlagen; sie ward immer mehr die Freude und der Stolz meines Lebens. Da mir in einer früheren Ehe der Himmel Kinder versagt hatte, glaubte ich in dem vortrefflichen Geschöpfe Ersatz für diese Entbehrung zu finden und liebte sie bald wie meine eigne Tochter. Endlich stieg der Wunsch in meiner Seele auf, Olivia zur Erbin meiner sämmtlichen Habe einzusetzen. Aber zahlreiche und nähere Verwandte konnten Anspruch an meinen Nachlaß machen, ein Testament, auch in der bündigsten Form verfaßt, durch Ränke und Bestechungen angegriffen werden. So sah ich nur einen Ausweg, dem geliebten Kinde mein Vermögen zu sichern: ihr, sobald sie das gehörige Alter erreicht haben würde, meine Hand zu reichen. Die Äbtissinn billigte meinen Vorsatz um so mehr, da Olivia eine entschiedene Abneigung gegen das Kloster zeigte. Als sie ihr dreyzehntes Jahr erreicht hatte, willigte sie

freudig in mein Begehren, jedoch mit der Bedingung, daß ihre Freundinn Cäcilia, die ebenfalls als Kostgängerinn im Kloster gelebt hatte, sie begleiten dürfe. Wohl wußte ich in Voraus, daß die Welt meine Heirath mißbilligen würde, aber, den Blick unverwandt auf mein Ziel gerichtet, scheute ich das Urtheil der Welt nicht. Olivia ist jetzt seit drey Jahren mir vermählt. Sie liebt nur den Vater, nicht den Gatten, in mir. Es war die schönste Freude meines Lebens, sie glücklich und schuldlos zu wissen, deßhalb sicherte ich ihr eine edle, anständige Freyheit, ohne sie jedoch ohne Aufsicht zu lassen. Ihre kindliche Liebe zu mir, ihr schönes Zutrauen belohnt mich für die Sorgfalt, die ich auf ihre Beglückung verwende, sie hat kein Geheimniß vor mir, und theilt mir jede Regung ihrer Seele mit. Es war mir ein schöner erhebender Gedanke, ein so vollkommenes Geschöpf rein und schuldlos in die Welt, und in die Arme eines würdigen Gatten führen zu können. Daß mir dieses ungewohnte Klima kein langes Leben gestatten würde, konnte ich mit Bestimmtheit voraus sehen; so durfte ich nicht befürchten, sie um ihr Jugendglück, um ihre Jugendliebe zu bringen. Ich fühle das Ende meiner Tage ohne Schmerz herannahen, da ich das größte Kleinod meines Lebens edlen Händen anvertrauen kann. Ich habe Sie zum Gemahle derselben ausersehen, bester Wertheim, Sie sollen mir bald die müden Augen schließen, und bis dahin mein Sohn seyn, wie Olivia mir fromme Tochter war: wollen Sie das?" Hier endete der edle Greis; ich war ihm, überwältigt von meinen Gefühlen, zu Füßen gesunken und benetzte seine Hände mit Thränen der Ehrfurcht und Dankbarkeit. „Mein guter, mein lieber Sohn!" rief er, indem er mich unter Freudenthränen an sein Herz schloß.

Nach den ersten Ergüssen der Liebe und der Bewunderung, die ich dem verehrten Greise zollte, sprach Martinez weiter: „Daß ich Ihr Glück will, werden Sie nicht verkennen, und wie fest und unbedingt ich Ihnen vertraue, mögen Sie daraus ersehen, daß ich Sie auffordere, Olivia nach wie vor zu sehen, und ihr die Gefühle der Ehrfurcht und Liebe zu bezeigen, von denen Ihr Herz für Sie durchdrungen ist. Ich sehne mich nach der Freude, meine Geliebten glücklich zu wissen; Trennung würde Sie und Olivia unglücklich machen; aber noch viel unglücklicher würdet ihr beyde werden, wenn die Schuld euer Herz belastete!" Unter den heiligsten Schwüren versprach ich dem edlen Greise Tugend und Gehorsam, und habe sie gehalten! Ich sah von nun an Olivia vor wie nach, ich durfte ihr meine Liebe gestehn; Olivia war glücklich, ich war es unaussprechlich, und die Heiterkeit unsers verehrten Vaters verkündete uns, daß er es ebenfalls sey. Unsr beyderseitige Sorgfalt, sein Leben zu verschönern, sein Herz zu erfreuen, vereinte sich: wir waren glückliche Kinder!

Nach einigen Jahren entschlief der Beglückter unsers Lebens in unsern Armen; er starb mit der Ruhe und Heiterkeit eines Weisen. Ehe er seine schöne Seele aushauchte, sprach er den Segen seiner Liebe über uns. Wir erlagen fast dem Schmerze seines Verlustes. Gleich jenem großen Britten hätte Don Martinez im Augenblick des Todes ausrufen dürfen: „Seht, so stirbt ein Christ!" Nie sah ich eine schönere ehrwürdige Leiche; die freudigste Klarheit lag in diesen frommen milden Zügen, und der Friede Gottes schwebte über ihnen. Weder Olivia noch ich, konnten uns von den geliebten Überresten trennen, und unsre Thränen flossen ihm als das würdigste Todtenopfer.

Nachdem wir der Trauer um den Geschiedenen ein Jahr geweiht hatten, reichte mir Olivia ihre Hand am Altare. Wenn nach der Erreichung dieses höchsten Glücks mir noch ein Wunsch übrig bleiben konnte, so war es der, mit meiner Olivia in der Heimath unter den Augen der geliebten Mutter und der theuren Geschwister zu leben. Aber ich drängte ihn stets in das allzubegehrliche Herz zurück, bis das Schicksal, freylich auf einem andern Wege, als ich es gehofft, auch ihn erfüllte. Drey Jahre nach meiner Vermählung brach jene furchtbare Empörung der Neger auf St. Domingo aus, in welcher fast alle weißen Bewohner der Insel ihren Untergang fanden. Niemand ahnete, welche drohende Wolke sich über unserm Haupte zusammzog, bis einst der treue Billy mitten in der Nacht, in unser Schlafgemach stürzte, und uns die Gefahr verkündigte, die uns bedrohte. Die schnellste Flucht allein konnte uns retten; Billy hatte für alles gesorgt. Ein spanisches und ein andres, nach Cuba bestimmtes Schiff, lagen im Hafen; beyde Capitäns erklärten sich bereit uns aufzunehmen, und bey eingetretene[m] günstigen Winde mit uns schnell in die See zu stechen. Olivia flehte dringend, ich möchte das Schiff nach Cuba wählen, aber die Liebe zum Vaterlande siegte: ich widerstand Olivia's dringenden Bitten, und wir schifften uns auf dem spanischen Schiffe ein.

Im Abfahren sahen wir noch den Brand der größten und schönsten Gebäude der Insel; auch aus unserer Wohnung stiegen die Flammen hoch am nächtlichen Himmel empor.

Bald liefen wir zu Cadix ein, von wo aus wir die Reise zu Lande weiter fortsetzten, im Durchfluge Madrid berührend, wo Olivia ihre Cäcilia zu besuchen wünschte. Ich hatte nirgends Rast, denn die Sehnsucht nach der theuren Heimath war so mächtig in mir, daß ich nicht länger zu widerstehen vermochte.

Endlich sahe ich die Ufer der geliebten Elbe, die Fluren wieder, auf denen ich als Knabe gespielt hatte, und zum Jünglinge, zum Manne herangereift war! Wie gering erschien mir gegen das Glück dieses Wiedersehns der Verlust der Vortheile und Reichthümer, welche ich in Amerika eingehüßt! Und wäre ich als Bettler wiedergekehrt, so hätte Seligkeit mein Herz geschwellt; und jetzt! an der Hand einer so herrlichen Gattinn, als Vater eines so holden Kindes! Wie entzückte mich der Gedanke, der geliebten Mutter diese zuführen zu können, und ihr zu sagen: Hier ist deine Tochter und hier deine Enkelinn! Wie schön auch meine lebendige Phantastie mir dieses Wiedersehn ausgemahlt hatte, übertraf doch die Wirklichkeit meine kühnsten Erwartungen.

Die Fülle meiner Seligkeit erschütterte mich und erfüllte meine Seele mit der Furcht, mir sey vom Geschick zu Herrliches, zu Hohes verliehn, als daß mein Glück von Dauer seyn könne. Meine Befürchtung ist eingetroffen, denn fortwährend kränfelt Rosalie, und auch Olivia ringt fruchtlos gegen den Einfluß des Klima's und der Umgebung, mit welcher sie sich noch immer nicht befreunden kann. Olivia und meine Mutter sind in so durchaus verschiedenen Ansichten vom Leben auferzogen worden, daß sie sich gegenseitig weder verstehen, noch würdigen können. Schon bey mehreren Veranlassungen hat sich dieser Contrast ihrer beyderseitigen Charaktere störend und feindlich ins häus-

liche Leben eingemischt, daher bin ich entschlossen, ein Haus zu kaufen und ganz so einzurichten, wie Olivia es in St. Domingo hatte. Diesen Plan halte ich vor ihr geheim, um sie damit zu überraschen.

Unser Billy hat uns hierher begleitet und widmet seine Zeit, so sehr wir ihn auch gebethen, als unser Freund fortan mit uns zu leben, ganz meiner Gattinn, die auch in Hinsicht der Bedienung und häuslichen Einrichtung sich nicht an das hiesige Leben gewöhnen kann.

Minna, Eduard's Schwester, an Amalia.

S. Ich habe dir lange nicht geschrieben, liebste Amalie, aber wähne nur darum nicht, daß ich deiner weniger gedachte! Dein theures Bild begleitete mich überall, und lebhafter denn je standen die schönen, mit dir reichenden verlebten Stunden im Marienhof vor meiner Seele. Nach jenen Tagen des reinen ländlichen Genusses will mir die enge dumpfe Vaterstadt nicht mehr gefallen. O wie gerne werde ich diese beengenden Mauern gegen die schöne Freyheit des Landlebens vertauschen. Wohl hatten die alten Deutschen Recht, jede Stadt das Grab der Freyheit zu nennen.

Theure Amalie, das Glück, welches meiner an der Seite deines Bruders harret, scheint mir fast erdrückend. Und, daß er nun gar dein Bruder ist, daß der Name: Schwester, den wir uns seit unsrer Kindheit gaben, mir nun mit Recht von dir zukömmt! Dieß alles ist reicher unendlicher Segen des Himmels, von dem ich demüthig sagen muß: So Großes habe ich nicht verdient!

Liebe Schwester! ich kann dir den theuren Namen nicht oft genug zuzurufen, und möchte ihn den Lüften anvertrauen, damit sie ihn dir jeden Augenblick zusäufelten! Ich bin zu glücklich in den Gedanken an dich und meinen Edmund, und kann oft Abends vor lauter Freude kein Wort des Dankes an Gott finden. Welche Genüsse wird uns unser Beyammenleben gewähren; Edmund wird uns vorlesen; du theilst uns deine Erzählungen mit, wie sie dir aus der Feder fließen, und wir stellen dann die Kunststrichter mit wichtigen ernsthaften Mienen vor, dir Lob und Tadel nach Verdienst spendend, und wenn die Dämmerung uns verhindert weiter zu lesen, falle ich mit einem Gesange von Mozart oder aus Händels Messias ein, den Ihr mitsingt!

O daß dein Bruder unter so vielen reichen, schönen und gebildeten Mädchen, die ihm gerne ihre Hand gereicht hätten, gerade mich, das unbedeutendste von allen, wählte! Ich fühle es, zum Theil verdanke ich seine Zuneigung zu mir der liebevollen Nachsicht, mit welcher du meine geringen Verdienste gegen ihn geltend gemacht hast.

Jetzt sollst du erfahren, warum ich dir seit so langer Zeit nicht geschrieben habe. Mein Bruder ist aus St. Domingo mit seiner Gattinn und Tochter bey uns eingetroffen. Welche Freude, aber auch welche Unruhe uns das verursachte, kannst du dir denken, besonders in den ersten Tagen, wo wir Alle wie vom Zaumel des Entzückens ergriffen waren! Eduard ist ganz derselbe geblieben, und kann noch immer für einen der schönsten Männer gelten, obgleich seine Haut durch die südliche Sonne gebräunt ist. Aber meine Schwägerinn, Olivia, übertrifft jedes Ideal weiblicher Vollkommenheit, das ich mir früher gedacht habe. Eine stolzere, edlere Gestalt, ein vollkommen schöne-

res Gesicht kann man nicht sehen; die Würde hat sich mit der Anmuth vereint, um sie gemeinschaftlich zu schmücken; Eduard ist stolz auf seine Gattinn.

Hey aller Schönheit und Liebenswürdigkeit Oliviens, will sie uns Allen nicht so innig lieb und theuer werden, als wir es gegenseitig wünschen. Ihre Ansichten vom Leben sind so verschieden von denen, in welchen wir auferzogen und gebildet worden, daß wir keinen Vereinigungspunct unter uns finden. Alles was Arbeit heißt, ist ihr durchaus fremd, ja ich möchte fast sagen, verhaßt, denn sie verschmäh't es, als ihrer unwürdig, auch die kleinsten Dienstleistungen, sey es selbst für ihre eigene Person, zu verrichten. Dadurch ist sie der Mutter besonders entfremdet geworden. Oft schließt sie sich ein, um zu schreiben, und Nachmittags hält sie eine ziemlich lange Siesta, und legt sich Nachts vor zwey Uhr nicht zu Bette. Ihre Art, sich zu kleiden, mißfällt der Mutter gleichfalls, denn sie trägt Hals und Busen entblößt, und ist nicht zu bewegen, ihre wunderschönen Arme bedeckt zu tragen. Über ihren Werth steht mir kein Urtheil zu, da ich sie erst zu kurze Zeit kenne. Nur so viel weiß ich, daß sie mich durch ihre Schönheit und ihren Verstand anzieht, durch ihr äußeres Seyn aber abstößt.

Für heute, kann ich dir, geliebte Schwester, nur noch einen flüchtigen Gruß zurufen.

(Die Fortsetzung folgt)

Trost an Thorwaldsen

über den Einsturz seiner Werkstätte in Rom.

Auf that die Erde den Schlund, die herrliche Werkstatt verschlingend,
Manches kunstvolle Bild schwand in die Tiefe hinab.

Welch ein gewaltiger Raub, dem Verlorenen kein niedriges Schicksal!

Unter dem heiligen Rom wahr't sie das Würdigste auf,
Legt zu Gebilden es hin des Myron, Praxiteles, Phidias,
Und die Nachwelt, entzückt, findet den köstlichen Schatz.

Therese von Keener.

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 17. d. zum ersten Mal und zum Vortheil des Operndirectors Hrn. Ignaz Ritter von Seyfried: *Magandola*, oder: *Die Wunderperle*. Indisches Märchen mit Gesängen, Chören und Tanz, in vier Abtheilungen. Musik vom Hrn. J. Ritter von Seyfried.

Im ersten Theile der dramatischen Novellen von Friedrich von Seyden findet sich eine mit der Überschrift: *Magandola*, oder: *die Perle des Ganges*, ein indisches Märchen. Wir stoßen auch in dieser Sammlung auf „*Haf, Ritterpflicht und Liebe*, Schauspiel in drey Aufzügen,“ welches, so wie das im folgenden Theil unter demselben allgemeinen Titel: *dramatische Novellen*, enthaltene „*Feuer im Walde*,“ auf genannter Bühne schon vor einigen Jahren in die Scene gesetzt wurde. Um den Verfasser des ungünstigen Erfolgs dieser letztern beyden Stücke wegen zu entschuldigen, hat man hin und wieder vorgegeben, sie wären zur theatralischen Darstellung von ihm keines

Die Decorationen zeigten wenig Neues, aber auch das Alte ist einer so günstigen Aufnahme werth, als ihm hier zu Theil wurde. Zu dem ersteren gehört das reizende Landschaftsgemälde in der dritten Abtheilung. Vom letzteren führen wir nur den Zauberergarten im zweyten Act an, der früher bereits in dem Melodram Noah als Paradiesgarten, freylich in einer glänzendern Beleuchtung, die Zuschauer zur Bewunderung hinriß.

Unter den Darstellenden konnte nur die Hauptperson, Magandola (Mlle. W i r d i s c h) die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Diese Rolle enthält keine leichte Aufgabe, da sich kindliche Unbefangenheit mit der Ekstase prophetischer Begeisterung verbinden muß. Naivetät bleibt aber der Grundton, und dieser ist der jungen Schauspielerinn wohl angemessen. Sie spricht mit Innigkeit, Zartheit und Wärme, und wir haben schon bey anderer Gelegenheit gesagt, daß ihre Vorschule als Tänzerinn ihr große Vortheile vor andern jungen Kunstgenossen gibt. Doch zu bedauern ist es, daß ihr Redevortrag von gänzlicher Entbehrung einer verständigen Anleitung zeigt. Der Ausdruck wechselt unaufhörlich ohne Sinn und Beziehung, wie es der Zufall will. Nicht zu gedenken der auffallend fehlerhaften Aussprache, die uns Strömme, Queelen und Wann, statt Wahn, Quellen und Ströme hören läßt. Wenn diese Klänge in Reimen zusammenstoßen, fällt diese Verwechslung noch stärker in's Gehör, und alle Vorzüge jugendlicher Amuth können solche Mängel nicht beschönigen, wie aber dann, wenn dieser Zauber nicht mehr wirkt? Im Allgemeinen bemerken wir noch, daß man sich nicht genug darüber wundern kann, wie die Schauspieler so selten den, einem jeden dramatischen Werk angemessnen Ton des Vortrags überhaupt zu treffen pflegen. Hier wurde neuerdings der träge Schritt der Handlung durch die gedehnte und zerstückelte Declamation, begleitet von so weit ansgreifenden Actionen, als ob sie über die himmeltragenden Gebirge, oder über den Ganges hinaus längen wollten, um die Hälfte noch vermehrt, und wirklich machte in diesem Fall Magandola eine lobenswerthe Ausnahme.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acacia decipiens. Aus Neuhoiland.

- - *lanceolata.* Aus Neuhoiland.

Achania mollis. Weiche Tutenmalve. Aus Amerika.

Casuarina equisetifolia. Indischer Streitkolbenbaum. Aus Ostindien.

Eugenia australis. Aus Australien.

Spartium ferox. Wilde Pfrimen. Aus der Barbaren.

Templetonia retusa. Aus Neuhoiland.

Herausgeber und Redakteur: J o h. S c h i c k l.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dienstag, den 29. Jänner 1822.

13

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halb- um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halb- um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung

von Amalie Schoppe geb. Weisser.

(Fortsetzung)

Olivia an Cecilia.

Mein treuer Billy ist nicht mehr! Seine Gesundheit erlag dem Einflusse eines ungewohnten Klima. Ich habe heiße Thränen an seinem Sterbelager vergossen, und bin jetzt über seinen Verlust untröstbar; seine Krankheit war die Ursache, warum ich dir seit so langer Zeit nicht geschrieben habe. So zerreißt das Schicksal nach und nach alle Fäden, die mich in liebender Erinnerung mit der theuren Heimath verknüpften; bald werde ich ganz einsam dastehn, entlaubt, wie die Bäume dieses unfreundlichen Landes. Doch ich Undankbare? Habe ich nicht Eduard und meine Rosalie? Stehen sie mir nicht liebend und tröstend zur Seite? Aber welche schreckliche Ahnungen beunruhigen mein Herz, was steht mir noch von der Zukunft bevor! Es gibt Stunden, wo ich fürchte, auch diese Theuren werden mir entrisen. Rosaliens Kränkeln muß meine bange Furcht nähren und vergrößern. O wäre ich nie meinem stillen Kloster entrisen! Theurer, verehrter Martinez, zürnst du auch über diesen Wunsch? Ach, er wäre nie diesem Busen entstiegen, wenn deine sorgsame Liebe für dein Kind hätte wachen können, denn wie hättest du zugelassen, daß deine Olivia in ein fremdes Erdreich verpflanzt würde!

Eduard hat nicht gut, nicht recht an mir gethan, daß er mich gegen mein Flehen, gegen meinen Wunsch hieherführte, denn hatte er mir nicht geschworen, mein Vaterland zu dem seinigen zu machen? Jede andere Insel Westindiens hätte uns einen sichern und angenehmen Zufluchtsort dargeboten, und ich wäre nicht auf eine so grausame Weise dem Vaterlande entrisen worden. Er dachte nur an sich, als er nach Europa zurückkehrte, der Wunsch, die Heimath der Seinen wiederzusehen, war so lebhaft in ihm geworden, daß er seiner Gattinn, seines Kindes, seiner Schwüre vergaß, und um jeden Preis

dieß Glück erkaufen wollte! Ich fühle es, Cäcilia, daß ich bitter, sehr bitter werde, doch alle meine Verhältnisse ängstigen und quälen mich! Immer weniger kann ich mich zu den Menschen finden, mit denen ich hier leben muß, und denen ich durch meine Liebe zu Eduard so nahe verbunden bin; alle unsere Ansichten widerstreben sich; ich fühle es immer mehr, daß wir uns nie befreunden werden, so gerne und so sehr ich ihnen auch meine Achtung weihe! Diese Schwiegermutter! Man muß die seltsame Frau sehen, um einen Begriff von ihrem Treiben und Schaffen, von ihrer steten Unruhe zu haben! Unaufhörlich hält sie alle Bewohner des Hauses in Bewegung, keiner ist einen Augenblick sicher vor ihr, und ihre Töchter selbst, so vielseitig sie auch gebildet sind, müssen sich zu ganz unwürdigen Arbeiten herablassen! Minna, die recht artig dichtet, flüchtete neulich zu mir, um die Abschrift eines sehr hübschen Geburtstagsliedes an ihre Freundin an meinem Pulte zu vollenden, aber die Mutter spähte sie auch hier aus; und sie mußte in der Mitte abbrechen, um irgend ein häusliches Geschäft zu verrichten. Auch an mich machte sie schon einige Male die seltsamsten Forderungen; so brachte sie mir neulich einen Korb mit Hülsenfrüchten, um, Gott weiß, welche Verrichtung damit vorzunehmen. Ich gestand ihr aufrichtig meine Unlust und Ungeschicklichkeit zu dergleichen Dingen, sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und verließ mit ihrer gewohnten Heftigkeit das Zimmer. Ich erzählte Eduarden diese Scene, der sehr verlegen war, und am Ende gar meinte, ich hätte doch wenigstens einen Versuch machen sollen, seiner Mutter gefällig zu seyn. Ich erstarrte bey diesen Worten; so weit war es also mit mir gekommen! Ja wären wir so arm, daß ich der Nothwendigkeit ein solches Opfer bringen müßte, wie freudig und ohne Klage würde ich mich derselben unterwerfen, und mit Ergebung in mein Schicksal diese Erniedrigung ertragen. Aber sich mit Juwelen von ungeheurem Werthe schmücken, und die Geschäfte einer Magd verrichten, ist lächerlich, ja thöricht! Nachdem ich mich von meinem ersten Erstaunen über Eduards Zumuthungen erholt hätte, ging ich in mein Schlafgemach und packte all meinen Schmuck in ein Kästchen, welches ich Eduarden überreichte, indem ich zu ihm sagte: „Nimm dieß und mache es zu Silber, um damit in diesem Hause eine passende und anständige Einrichtung zu treffen; bis du aber die dafür eingelösten Summen verbraucht hast, fordere nicht die Dienste einer Sclavinn von mir, ich verstehe sie nicht mit der Gebieterinn zu vereinen!“ Eduard schien betroffen, erweicht, er schloß mich an sein Herz und suchte mich durch Liebkosungen zu beruhigen; aber als er eine Stunde darauf von seiner Mutter zu mir zurückkehrte, bemerkte ich eine sichtbare Spannung an ihm.

Seit mein guter Billy todt ist, muß ich aller Aufwartung entbehren. Ich klagte in einem vertraulichen Augenblicke meiner Stiefmutter mein Leid, mußte mich aber auf eine höchst widerwärtige Weise von ihr verhöhnt sehen. Mit Entsetzen denke ich an den nahen Winter, vor dem sich selbst die Eingebornen des Landes fürchten.

Ich thue nicht recht, Cäcilia, meine Briefe an dich mit Klagen zu erfüllen, und dadurch auch dein schönes Leben zu trüben; doch wohin anders soll sich das gequälte Herz flüchten, da auch Eduard sich mir verschließt, als zu dir, der treuen theilnehmenden Freundin? Du lebstest ja in bessern und

glücklichern Tagen mit mir, nur du kannst mein Leid verstehen, du treue, liebe Seele! Mein Kummer verbietet mir länger zu schreiben.

Minna an Amalie.

Edmund ist noch immer nicht hier, seine Geschäfte halten ihn länger auf, als er Anfangs glaubte, und das verstimmt mich. Auch unsre häuslichen Verhältnisse werden immer mehr gestört, denn seit Olivia bey uns wohnt, geht alles einen ungewohnten Gang; Bälle, Concerte und Gesellschaften wechseln bey uns, auch ist die Bedienung im Hause beträchtlich vermehrt, und das Schauspiel, besonders das französische, wird sehr fleißig besucht. Olivia gefällt mir immer mehr, auch befreunde ich mich nach und nach mit ihrem äußern Sinn, da mir ihr Wesen aus Eduards Erzählungen von dem Leben der Frauen Westindiens jetzt klar geworden. Meine Mutter wendet ihr Herz immer mehr von ihr, läßt jedoch ihrem Charakter Gerechtigkeit widerfahren, der mir edel und rein erscheint. Olivia ist ohne Eitelkeit, ohne Ansprüche, großsinnig, vielseitig gebildet, edel und menschenfreundlich, durchaus ohne Verstellung, und feind jeder Lüge. Meine Neigung gewann sie am Krankenbette ihres Regers, der vor einigen Wochen gestorben ist. Sie ließ sich nicht abhalten, am Bette desselben zu wachen, und ihm jede Hülfsleistung selbst zu reichen, obgleich wir sie flehentlich baten, sich nicht der unreinen Luft des Krankenzimmers auszusetzen. Auf unsre Vorstellungen antwortete sie: Er hat es um mich verdient, daß ich mein Leben wage, um das seinige durch Sorgsamkeit und Pflege zu erhalten; kein Miethling würde thun, wozu mich Dankbarkeit und Neigung treibt. — Diese Worte, ohne Anmaßung, ausgesprochen, erwarben ihr meine Bewunderung. Die Mutter war so ungerecht, ihr das als Affectation auszulegen, und nicht von dieser Meinung abzubringen, so sehr Julie und ich sie auch zu bekämpfen strebten. Eduard läßt jetzt ein eignes Haus für sich einrichten; das ist gut, denn die Spannung zwischen Olivia und der Mutter, und dadurch auch zwischen uns, wird immer größer, und Eduard büßt durch den Kampf zwischen seiner Liebe zu uns und seiner Gattinn alle Ruhe und Heiterkeit ein.

Eduard wird diesen Winter eine nothwendige und lange Reise nach Schweden und Rußland machen, dann bedaure ich die arme Olivia, die einsam dastehn wird; denn auch ich, die ich wirklich so innig wünsche, ihr Freundlichkeit und Liebe zu erweisen, werde fern seyn. Theure Amalie, wie freue ich mich des schönen Zeitpuncts, wo ich mit dir und Edmund vereint das schöne M. bewohnen werde! Gruß und Liebe von deiner Minna.

Olivia an Cäcilia.

Weine mit mir, Cäcilia! Eduard verreist, wird den ganzen Winter wegbleiben, und Rosalie eilt dem Tode sichtbar entgegen. Du bist Mutter, mein unendlicher Jammer wird dich rühren! Meine Augen haben schon so viele Thränen vergossen, daß ihre Sehkraft ganz geschwächt ist: es fehlt jetzt nichts, als daß ich noch erblinde, denn das bitterste, was dem Menschen aus dem Becher des Schmerzens gereicht werden kann, wird mir werden: der Verlust des einzigen Kindes. Bey diesem furchtbaren Gedanken drohen sich meine

Sinne zu verwirren, und ich weiß keinen Halt im weiten Raume der Schöpfung, keine Stelle für dieß brechende Herz, keine, wo ich meinen Schmerz ausweinen könnte. Erstarrt sind hier die Gemüther der Menschen, wie im Winter ihr furchtbarer Boden; wohin ich sehe, eiskalte Gesichter, todtes ungefühltes Bedauern, laues beschämendes Mitleid für warmes Mitgefühl. Auf meinen Knien stand ich Eduard an, ehe er die Reise nach dem Norden Europa's antrat, mich nach Spanien zu dir oder nach Amerika zurückkehren zu lassen; aber er fand das nicht anständig. Anständig! großer Gott, gibt uns denn das sichtbar dahinschwindende Leben des Kindes Raum zu dergleichen Kleinlichen Rücksichten? Aber er blieb kalt, er schalt meine Klagen thöricht; er, der sonst so mild, so freundlich, so nachgiebig war, verschloß jetzt sein Herz meinen Thränen, blieb ungerührt von meinen Bitten! Ich fühle es, ich bin ihm nichts, gar nichts mehr; seine Mutter hat mir das Herz meines Vatters geraubt; sie siegte, mein Kind stirbt, und ich erliege einem furchtbaren Gesichte. Seine Schwestern, seine Mutter, hätten sicher nicht vergebens gebeten, wo ich trostlos, ungehört und mit gebrochenem Mutterherzen in Todesangst rang. Auf meine Bitten, mich wenigstens für den Winter nicht allein zu lassen, antwortete er mir, ein Theil unsres Vermögens stehe auf dem Spiele, und er könne es sich nicht erlauben, ohne sich selbst Vorwürfe zu machen, mir hierin nachzugeben; meine lebhafteste Einbildungskraft vergrößere die Gefahr, worin Rosalie schwebt: sie werde bald gesunden und alles gut gehen, besser als ich es jetzt vermüthe. So hat er mich verlassen, Cecilia, und einsam stehe ich da, von unsäglichen Schmerzen zerrissen.

Die Pflege Rosaliens erlaubt mir nur die Minuten zur Erholung, wo sie schlummert; die, welche mir zu diesem unerfreulichen Briefe bleiben, sind jetzt verfllossen. Lebe wohl. Verzeih meinem tiefen Schmerze die Klage, welche er enthält, geliebte Freundin; so gerne ich auch deinem Tadel mich entziehen möchte, der es mir vielleicht vorwirft, daß ich mich dem Leid allzufreywillig hingebte, so bitte ich den Himmel doch, dich vor gleichem zu bewahren, der allein dich in den Stand setzen könnte, das meinige zu ermesen.

Eduard an John.

Stockholm.

Hier bin ich tief im Norden, mein Freund, getrennt von Olivia und meinem Kinde, das ich sehr krank zurück ließ. Wie ungern ich unter diesen Umständen auch die Reise unternahm, so war sie doch nothwendig, denn ein bedeutender Theil unsres Vermögens konnte nur durch meine persönliche Gegenwart gerettet werden. Vor dem May werde ich jetzt nicht nach H. zurückkehren, denn ich muß auch eine Reise nach St. Petersburg machen. Die Trennung von Olivia, von meinem Kinde ist mir unendlich schwer geworden, ja mir war, als solle ich beyde nie wiedersehen! Auch Olivia schien von den bängsten Ahnungen gequält, und kniend stand sie mich an, sie mit Rosalien nach Spanien oder Amerika reisen zu lassen, oder doch wenigstens den Winter bey ihr zu bleiben. Schon wollte ich nachgeben, und den langjährigen treuen und erfahrenen Buchhalter unsres Comptoirs zu diesem Geschäft gebrauchen, als meine Mutter es durchaus unstatthaft fand, und mich dringend aufforderte, keinem Fremden das zu überlassen, was ich selbst nur

verrichten könnte. So trat ich, aus Furcht ihr durch allzu große Nachgiebigkeit gegen Olivia verächtlich und unmännlich zu erscheinen, diese Reise an, und ich muß zu gestehn, daß meine Mutter vollkommen Recht hatte, wenn sie glaubte, meine Gegenwart allein könne hier wirksam seyn. Ich habe von Olivia erst einen Brief erhalten; er zeugt von eben so großer Verzweiflung und Trostlosigkeit, als die war, worin ich sie verließ; auch krankt Rosalie fortwährend. Zuweilen ängstet mich der Gedanke, der Himmel könne uns durch den Verlust unsres holden Kindes prüfen wollen; was würde dann aus mir, was aus Olivien werden? Dürfte ich ihr je wieder vor die Augen treten. Bey diesen Gedanken wünsche ich Adlerschwingen zu haben, um ungesäumt nach H. zurückzukehren und Olivien und unser Kind zu ihrem heimatlichen Boden zu führen. Diese Sehnsucht droht die Bande des Körpers zu zersprengen. So schwanke ich zwischen Liebe und Pflicht; doch ich bin ein Mann, bin der Sohn einer heldenmüthigen Mutter, so muß, wie sehr auch das Herz blute und zage, meine Pflicht siegen. Leb wohl mein Freund!

(Die Fortsetzung folgt)

C h a r a d e n.

Von Carl August Glaser.

I.

Die Erste bildet mit Begeisterung,
Wem üppig die Natur verlieh das Ganze;
Sie zeigt den mächtigen Ideenschwung,
Des Menschen Geist, in seinem schönsten Glanze:
Sie ist die Blume auf des Wissens Flur,
Die das Gemüth bewegt und erfreuet,
Und unter Völkern geistiger Cultur
Zum Werke der Unsterblichkeit gedeihet.

Die Zweyte mag den leichten Kindersinn
Durch ihre Unbedeutsamkeit ergehen,
Doch hält ein reifer Mann sie für Gewinn,
Wird kein Vertrau'n man in sein Ganzes sehen:
Denn dieses ist's, was geistig uns erhellet,
Den Menschen in der Weisheit Tiefen leitet,
Ihn über jedes Erdenwesen stellt,
Und auf den Adel seiner Abkunft deutet.

II.

Ergehen dich die wunderschönen Farben,
Womit der Leuz den Flurenteppich schmückt,
Erfreuen dich die segenvollen Garben,
Wodurch du jeder bangen Sorg' entrückt,
Und haben, wenn die Frühlingsblumen starben,
Die traubenreichen Hügel dich entzückt —
So denke, daß dir alle diese Gaben
Die Ersten mütterlich gespendet haben.

Verborgnes will das zweyte Paar ergründen,
 Begabt ist es mit prüfendem Verstand;
 So muß die Thorheit, muß der Wahn verschwinden:
 Das Schöne, Gute, Wahre wird bekannt.
 Das Ganze strebt die Schätze aufzufinden
 Der reichen Ersten auch im fernsten Land —
 Und sammelt sie in Hainen und auf Triften,
 Aus Wassertiefen und aus Bergesklüften.

S k i z z e n a u s P a r i s .

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Was der kindliche Lafontaine vom Märchen sagte: Si peau d'âne m'étoit con-
 tée, j'écouterois avec un plaisir extrême, das trifft bey mir mit der Musik zu; ich
 gestehe, daß mir auch selbst die mittelmäßigsten Leistungen der hiesigen Straßenvir-
 tuosen ein großes Vergnügen gewähren. Ist nur Reinheit in der Stimmung vorhan-
 den, so trägt meine Liebe zur Musik über die Kritik, welche sich gegen die etwaigen
 Mängel im Vortrage auflehnen möchte, fast stets den Sieg davon. Woher kommt es,
 daß nicht auch für andere künstlerische und literarische Producte eine gleiche Nachsicht
 in mir wohnt? Besitzt der Klang eines Instruments, oder einer Menschenstimme (denn
 das Gezwitscher der Vögel, selbst der Nachtigallen, hat von jeher nur meine Neugierde
 angesprochen, oder als Symbol des Frühlings mein Interesse in Anspruch genom-
 men) an sich selbst eine Kraft, welche, wie der Magnet das Eisen, das Gemüth des
 Menschen anzieht? Woher käme es in diesem Falle, daß nicht alle Menschen gleich sehr
 empfänglich für Töne sind? Ist das Gemüth etwa aus verschiedenen moralischen Gas-
 arten zusammengesetzt, von denen, wie bey den physischen Gasen, die eine in
 diesem, die andere in einem andern Individuo, vorherrscht? Wie dem auch sey;
 zwischen der Musik und mir existirt eine Wahlverwandtschaft, welche sich so kräftig zu
 erkennen gibt, daß sie mir selbst Musiksucht scheinen würde, wenn ich nicht immer
 noch einen Dudelsack von Baillor's Geige zu unterscheiden vermöchte. Aber der Herr-
 schaft, welche die Töne über mich ausüben, haben sich die Compositionen nicht
 zu erfreuen: hier bleibt das Vergnügen der Kritik stets untergeordnet. Hört es, ihr
 Pedanten, ihr, die ihr nichts weiter, als die Grammatik der Musik, kennt, und ihr
 andern musikalischen Vielkrasse, die ihr keinen Geschnacksnerven habt und welche
 alle Compositionen ohne Unterschied hinüber schlingen, ohne euch des Genusses derselben
 bewußt zu seyn, hört es und steinigt den musikalischen Keher: den Joseph von Mes-
 sül habe ich nur ein Mal, und da auch nur die zwey ersten Acte, anhören können,
 der zweyten Vorstellung von Otello bin ich, mich schon am Eingange des Theaters
 befindend, mit heroischem Muth wieder entwischt, und bey den Bajadres von Catel
 (was mir, so lange ich denke, zum ersten Male in einem Schauspielhause begegnet ist)
 eingeschlafen; dagegen habe ich in diesen Tagen der dritten Vorstellung der Maison
 en loterie, Musik von Alexander Piccini, beygewohnt und mich recht wohl unterhal-
 ten. Mozart ist mir, wie das liebe Brot: ich könnte ihn alle Tage hören. In Hinsicht
 auf die hiesigen Straßenmusiken werden mir die Champs-Elysées zu wirklichen ely-
 säischen Gefilden. Aus jedem Gebüsch, unter jedem Baume ertönt Vocal- und
 Instrumentalmusik hervor; ich habe bereits fünf und zwanzig verschiedene Banden, oder
 einzelne Individuen, gezählt, welche daselbst regelmäßig jeden Abend ihre Leistungen
 produciren. Es gibt, wie natürlich, viel Mittelmäßiges darunter, ja dann und wann
 sogar noch etwas Geringers, aber nie etwas ganz Schlechtes: letzters erträgt der Fran-
 zose, dem die Musik nur Sache des Verstandes, nie des Gefühls ist, weniger, als
 jede andere cultivirte Nation Europa's. Werden es meine Leser mir glauben, wenn ich sage,
 daß man daselbst seit einigen Wochen auch etwas wirklich Vortreffliches hören kann?

Dies ist ein Verein von sechs Personen, der aus einem Sänger, einer Sängerinn, einem Guitaristen, zwey Harfenisten und einem Geiger besteht. Unter allen macht sich der Sänger bemerkbar, sowol durch sein Talent, als durch seine Prätensionen: es ist, will man dem Gerüchte Glauben bey messen, welches unter den habitués des Cafés des Ambassadeurs herumläuft, ein, aus seinem Vaterland vertriebener römischer Capellsanger. Ich habe nie eine suhere Tenorstimme gehört; wäre der Mensch nicht von der Wuth befallen, alle Augenblicke einen point d'orgue oft bis in's hohe d hinaufzuschreiten, man könnte ihn für einen zweyten Crivelli nehmen. Außer diesem Sänger zeichnen sich noch der Guitarenspieler durch eine ebenfalls schöne Stimme, besonders aber der Geiger durch eine höchst graziöse und sehr verständige Begleitung aus. Auch die zwey Harfenisten sind sehr brave Spieler. Die Sängerinn, mit ihrer säuerlichen französischen Kopfstimme, nimmt in diesem musikalischen Gemahde den Hintergrund ein, ob sie sich gleich stets vorninstellt. Außer ihr, scheinen alle übrigen Individuen Italiener zu seyn. Der Sänger trägt bey gutem und schlechtem Wetter einen Schirm, dieser dient ihm, außer gegen Regen und Sonnenschein, zum Tactstocke und zur Darlegung einer gewissen künstlerischen Fassung. Ein zweystimziger Gesang, welchen er mit dem Guitaristen auf eine wirklich vollendete Weise und in der erdenkbarsten Reinheit vorträgt, wo besonders ein idolo mio und dolce amore das andere holt; pflegt die eßessenden Damen in Feuer und Flammen zu versetzen. Man will behaupten, es gibt Tage, wo diese Bande fünfzig und mehr Franken einnimmt. — Weniger künstlerisch, aber dafür desto ergeßlicher, tritt eine andere Gesellschaft auf, welche sich durch einen drolligen Kerl, der ein wirkliches musikalisches Factotum ist, auszeichnet. Dieser Kauz besißt nicht allein auf dem Flageolet, welches er nach Befinden der Umstände mit dem Flageolet à chaise abwechseln läst, eine ausgezeichnete Virtuosität, sondern singt auch recht angenehm und ist ein Fragenschneider trotz dem Besten. Was ihn aber zur wirklichen utilité *) zu einem, wahrscheinlich in jedem Sinne unbezahlabaren Mitgliede der Truppe macht, sind die Dienstleistungen, denen sich derselbe an Sonn- und Festtagen unterzieht. Dann thut er das Costum eines Chinesen an, setzt eine Mütze mit Stocken auf, schnallt sich zwey Kloppal an beyde Ellenbogen, zwey Becken an beyde Waden und eine groÙe Trommel auf den Rücken, steckt das Flageolet in den Mund und bringt Kopf, Mund, Arme und Beine in eine solche arbeitende Bewegung, das man, einem zweyten Jean qui pleure et Jean qui rit gleich, darüber zugleich lachen und weinen möchte. Außer ihm ist noch ein zweyter narrischer Kerl dabey, der über die Guitarre streicht, eine Art von mezzo-carattere mit einem recht sonoren Tenore, der bald eine Geliebte, bald einen Geliebten und dann auch einen tyrannischen Vater vorstellt. Beyde, unterfuhrt von einem jungen italienischen Mädchen mit einer echt südlichen Stimme, tragen italienische Scenen auf ihre Weise vor, das heißt, auf eine solche, von der sich nur derjenige einen Begriff machen kann, der es mit eignen Ohren gehört hat: gleich wirklichen musikalischen Ahabfoden singen sie nämlich Vocalpotpourris ab, welche oft aus einem Duzend Gesangstucken zusammengesetzt ist. Da wird kein Tact hinter dem andern weggesungen, kein Zeitmaß gehalten, keine Stimme über oder unter der andern gelassen; der Chineser, der fast immer eine wüthende Person darstellt, pfeift, wenn er nicht singt, singt, wenn er nicht pfeift, und geberdet sich, wie ein Besessener, er mag singen oder pfeifen. Der Guitarist, schon milder in seinen Actionen, begnügt sich, seinem Widersacher mit der verkehrten Guitarre zu drohen und, zur Beschwichtigung der eifersüchtigen Geliebten, mit abgezogenem Hute einige tiefe Verbeugungen zu machen. Das Mädchen allein weiß nicht, wie sie mit sich daran ist: ihre Verlegenheit, die wahrscheinlich daher rührt, weil sie von dem Chinesen und dem Guitaristen recht eigentlich in die Mitte genommen wird, geht so weit, das sie weder Hand noch Fuß, sondern allein die Zunge rührt. So oft ich dieß Charivari anhore, möchte ich den Polonius copiren und ausrufen: „Ist das Verrücktheit; so ist doch Methode darin.“ Ich

*) Utilité wird in der französischen Theatersprache derjenige Schauspieler genannt, welcher alle Rollen spielt, die ihm vorkommen. Il joue les utilites, heißt daher im Deutschen: er spielt Aushulfsrollen.

habe gesagt, daß das Mädchen sehr furchtsam ist, doch einmal jeden Abend pflegt sich ihrer ein heroischer Aufzug zu bemächtigen. Dieß geschieht in dem zweyten Duette zwischen Paolino und Carolina aus dem *Matrimonio segreto*: *Non ti lascio*. Nachdem ihr hier der Guittarrenspieler auf die zärtlichste Art von der Welt sein: *Cara mia, cara mia*, zum Besten gegeben hat, begleitet sie ihre Antwort: *Vanne via, vanne via*, mit einer so verben Ohrfeige, daß dem zärtlichen Paolino der Hut vom Kopfe fallen würde, wenn er ihn nicht in der Hand hielte. Man sieht, die Künstlerin, den Weg selavischer Nachahmung verschmähend, weiß in diese Stelle einen Sinn zu legen, den die übrigen Schauspielerinnen bisher noch nicht darin gefunden haben. Außer den drey genannten Personen ist bey dieser Bande noch eine vierte vorhanden, der eine recht brave Clarinette bläst, und an Sonn- und Festtagen die große Trommel tragen muß, wo er es dann im eigentlichen Verstande recht schwer hat. Diese Bande nimmt den zweyten Rang unter den ambulirenden Orchestern der Champs-Elysées ein. Nach ihr macht sich ein Wunderknabe bemerkbar, der, meiner Meinung nach, weit über alle übrigen Wunderknaben (als ehemahls ein Piris, ein Viele und jetzt ein Larsonneur u. s. w.) herborragt. Es ist ein bildschönes Kind von sechs Jahren, das kaum vier alt zu seyn scheint. Dieser Knabe spielt keine Geigenconcerte, wie wohl dergleichen Subiecte, um die Zuhörer für alle ihre vergangenen und zukünftigen Sünden büßen zu lassen, zu thun pflegen, sondern Tänze, aber diese mit einer solchen meisterhaften Correctheit, Sauberkeit und Präcision, daß mir (ich schäme mich nicht, es zu sagen, die Thränen in die Augen treten, so oft ich diesen seltenen Knaben höre. Ich behaupte dreist, dieß Kind ist die merkwürdigste musikalische Erscheinung, welche es bis jetzt gegeben hat. Da sein Verdienst nur in der intensiven Nettigkeit des Vortrags von keineswegs schwierigen Musikstücken, besteht und sich nicht durch hatsbrechenden Firtelanz, dessen Bogen- und Fingersprünge allein dem musikalischen Plebs in die Augen zu fallen vermögen, bemerkbar macht; so ist dieß Wunderkind bisher noch von keinem einzigen der hiesigen Journale der Aufmerksamkeit des Publicums empfohlen, noch überhaupt von der vornehmen Welt beachtet worden. Über die Bildung des Knaben habe ich die Mutter, ein unverständiges Weib, welches auf einer heillos verstimmen Guitarre kaum den A-Accord zu greifen versteht, auszufragen gesucht: sie selbst will die Lehrmeisterin ihres Sohnes gewesen seyn, gesteht übrigens offen (was mir sehr wohl gefallen hat), daß ihr Sohn keine Note verstehe und auch so bald noch nicht verstehen lernen solle. Möge sie der Himmel auf diesem Entschlusse beharren lassen; so ist das Kind doch vor Verbildung sicher. Der menschliche Charakter dieses Knaben ist übrigens nicht minder merkwürdig, als sein musikalischer; ich kenne wenige erwachsene Musiker, welche eben so viel Ruhe, Gesehtheit und Ungezwungenheit besitzen, als dieser Knabe. Mitten im Spiele geht er im Kreise herum und stößt die hingeworfenen Sousstücke mit dem Fuße auf einen Haufen zusammen, oder scheint mit den Augen die größere oder geringere Menge der zahlfähigen Zuschauer zu übersehen, oder flüstert auch der Mutter zu: „*Allons-nous-en, il n'y a plus rien à faire ici.*“ Oft ereignet es sich, daß er einen Tanz beginnt, den die Mutter ihn nicht spielen lassen will; dann streicht sie ganz leise über den Accord des zu spielenden Stücks und blitzschnell fällt der Knabe mit der Hauptstimme ein. So weit heute über die verschiedenen Orchesterbanden, welche sich jeden Abend in den Champs-Elysées hören lassen. Nächstens liefere ich vielleicht eine Nachlese derselben.

(Die Fortsetzung folgt)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 31. Jänner 1822.

14

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den U. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung

von Amalie Schoppe geb. Weisser.

(Fortsetzung)

Olivia an Cäcilia.

5.

Rosalien's Leben ist dem Erlöschen nahe; der anhaltend strenge Winter, der selbst den Bewohnern dieser kalten Gegenden als ungewöhnlich erscheint, vermehrt ihre Krankheit; in meinem Herzen wohnt Verzweiflung! Über die kalten Eismenschen, die mich hier umgeben! Und er, der mich verstand, mich zu würdigen wußte, ist fern; ach und wäre er hier, er verstünde mich doch nicht mehr! Er hat mich mit den Seinigen verglichen, meine Tugenden gegen die ihrigen abgewogen; da sank ihre Schale und meine flog empor, das habe ich in der letzten Zeit zu sehr gefühlt, als daß mir selbst noch das Scheinglück der Täuschung bleiben könnte!

Diese Menschen sehen, wie ich am Krankenbette des einzigen Kindes verzweifelte, und statt mit mir zu weinen, mit mir zu klagen, schelten sie mich unchristlich oder sprechen mir feichte Trostgründe zu. Seit einigen Tagen befindet sich jedoch eine Person im Hause, zu der ich Zutrauen habe; es ist Edmund, der Verlobte meiner Schwägerinn Minna. Seit ich ihn sehe, ist mir heimischer, wohler; es ist ein warmer, freundlicher Mensch, auch gehört seine Phisognomie nicht diesem Himmelsstriche an. Er scheint mich zu verstehn, seine lebhaftige Natur begreift die Größe meiner Qual und sucht sie durch rege Theilnahme zu lindern.

Gestern trat er in mein Zimmer, als ich eben, in Thränen gebadet und von Schmerz ermattet, an Rosalien's Lager niederkniet war. Eine mächtige Rührung ergriff ihn, er warf sich neben mir nieder und drückte die brennende Hand meines leidenden Engels an seine Lippen; Dank ihm für diese Thränen, sie fielen lindernd auf mein Herz.

Ich komme vom Sterbelager meines Kindes, Cäcilia; es entschummerte in Edmunds Armen. Ich war nicht im Stande, den Anblick zu ertragen, und lag im Nebenzimmer betend auf den Knien, indeß der treue Freund die Stelle des abwesenden Vaters vertrat.

Nachdem das Kind heimgegangen war, trat er zu mir ein, sein Gesicht war bleich, voll unsäglichem Schmerz, voll der edelsten Theilnahme, und nur mit Mühe konnte er die wenigen Worte herausstammeln: „Fassen Sie sich, es ist entschieden!“

Ich sank in Todeserstarrung lautlos auf den Boden, das Herz drohte mir zu zerspringen, aber ich hatte keine Thräne. Er richtete mich auf, faßte mich in seine Arme, die geheiligt waren durch die Berührung meines sterbenden Engels, und da er sah, daß der Quell der Linderung mir versagt war, sprach er: „O weine, weine, arme Mutter! Weine, dein Kind ist nicht mehr!“ Bey diesen Worten brachen sie hervor, die strömenden, erleichternden Thränen.

Aber wer solche Thränen vergoß, Cäcilia, dem ist die Welt öde geworden; ich sehe mit meinen brennenden Augen nur Leichensteine und Aschenhügel! Ach, und in den von Frost erstarrten Boden haben sie mein armes Kind gelegt! Er hat seinen Raub, er hat ihn! Mir ist die Blüthe des Lebens gebrochen, die Pflanze meines irdischen Daseyns vermag nur noch Blätter zu treiben, ich werde leben, denn ich l e b e, aber wie? Die Fassung des edlen Freundes hat mich unwürdiger Verzweiflung entrisen, mein Herz bedarf seiner Achtung, und nur so konnte ich sie erlangen. Ich kann nicht mehr schreiben, Cäcilia, Hand und Auge versagen mir den fernern Dienst. Das schwarze Siegel dieses Briefes wird dir der Vorbote des Schmerzes seyn, den eine unglückliche Mutter dir darin verkünden mußte. O mein Kind, mein Kind!

Edmund an seinen Freund Wilhelm.

Ich ging in dieses Haus ein, um eine fröhliche Braut als Gattinn heimzuführen, und der Tod tritt mir an der Hand des Verhängnisses entgegen. Ich kenne mich selbst nicht mehr, weiß nicht, was ich will und muß, und schwimme ohne Widerstand dem gewaltigen Strome nach, der mich unaufhaltsam fortreißt, ach! in welches Abgrunds Tiefe! Ich muß dir mein Herz enthüllen, theurer Wilhelm; du wirst es darum nicht verachten, daß es der Raub einer unbezwingbaren Leidenschaft ward, denn du kennst mich, daß ich kein Feigling, kein Lasterhafter und Unbeständiger bin.

Bey meiner Ankunft im Wertheimischen Hause erzählte man mir so gleich, daß Eduards Gattinn jetzt dort wohne, aber nicht im häuslichen Kreise erscheine, weil ihr einziges Kind krank darnieder liege, und sie nicht vom Lager desselben weiche. Diese mütterliche Zärtlichkeit nahm mich in voraus für sie ein, und ich ging wirklich mit großen Erwartungen hin, als Minna, mich zu ihr führend, viel zu ihrem Lobe sagte, aber auch gestand, daß die Mutter sehr ungerecht gegen sie sey. Ich trete in das dunkel verhangene Krankenzimmer, vom Bette des leidenden Kindes schwankt mir eine hohe, etwas gebeugte Gestalt entgegen, ich blicke in ein Feuerauge, sehe in ein Gesicht, wie ich n i e eins gesehn! Zwar hatte der Schmerz diese himmlischen

Züge verschleiert, und die im Zimmer herrschende Dämmerung verhüllte einen Theil dieser unbeschreiblichen Reize, aber dennoch stand ich wie festgebannet. Und als sie nun zu sprechen anfing, als der himmlische Wohlklang der schönsten menschlichen Stimme an mein Ohr schlug, o wie vermöchte ich es, dir die Empfindungen zu beschreiben, die meine Seele da erfüllten! Selbst in der Art, wie sie das ihr ungewohnte Deutsche redete, lag ein eigener Zauber. Minna sagte ihr, daß ich spanisch spreche; du hättest die Freude sehen sollen, die sich bey dieser Nachricht auf ihrem belebten Gesicht zeigte: dieses war ihre Sprache und sie hatte die wohlbekanntnen, geliebten Töne derselben nun schon lange entbehren müssen! Bald redeten wir ohne Rücksicht auf Minna nur spanisch; sie erzählte mir von ihren Leiden durch die Trennung vom Vaterlande und das Erkranken des Kindes, verbunden mit der Abreise des Gatten; jeder ihrer Ausdrücke zeugte von Tiefe, Gefühl und edlem Schmerz, so daß auch mich eine unendliche Rührung ergriff, die ich ihr nicht zu verbergen vermochte. Ich fühlte die unbegreifliche Umwandlung meines innern Wesens mit Entsetzen! Minna, die ich noch vor wenigen Stunden so sehr zu lieben glaubte, saß jetzt als eine mir ganz fremde Person neben mir, ich mochte nur Olivia hören, nur sie sehen, alles andere um und neben mir war meinem Blick entschwunden. Ich begriff jetzt, daß meine Gefühle für Minna nur auf einer Täuschung beruhten, entstanden durch langjährige Bekanntschaft, durch die Liebe einer geachteten und geliebten Schwester für sie, durch das beständige Lob, das diese ihr in so reichlichem Maße ertheilte. Ich war mit der Idee aufgewachsen, es gebe kein schöneres, kein gebildeteres, kein besseres Mädchen als Minna, ich wähnte sie zu lieben, aber ich liebte nur das Traumbild einer allzuregen Phantasie in ihr. Jetzt aber hatte meine Stunde geschlagen, mein Ideal trat mir verkörpert entgegen. Sie liebte ich, die Göttliche, und keine Andre! Ich that Minna nicht Unrecht, ich verkannte ihren freyen, starken Geist, ihre begeisterte Liebe zur Tugend, ihre Anmuth, ihre Sitte nicht, aber ich liebte sie nicht mehr, ich wollte lieber in hoffnungsloser Sehnsucht für Olivia sterben, als für Minna leben.

Olivia's Vertrauen schloß sich mir mit jedem Tage mehr auf; sie fühlte sich verstanden von mir. Ich erkannte ihre strenge Tugend, ihr von jeder Gefallsucht und niederer Eitelkeit freyes Herz; ich erkannte, daß das Geständniß meiner Gefühle mich auf ewig von ihr verbannen würde, und schwieg.

Der harte Schlag, den ich lange für Olivia's Herz gefürchtet hatte, erfolgte, Rosalie starb in meinen Armen. Der Tod des lieblichen Kindes war auch für mich tief erschütternd; es ist wider die Natur, daß so zarte Blüthen schon seine Beute werden. Ohne meinen Beystand wäre Olivia dieser furchtbaren Stunde erlegen: sie mußte fühlen, daß ich ihren Schmerz zur Hälfte trug. O Wilhelm, in jenen Augenblicken hielt ich sie in meinen Armen, aber es war kein unheiliger Gedanke in dem Herzen, an welchem sie ruhte. Jetzt ist mir die Kleidung heilig, die ich an jenem Tage trug, und ich fühle es, was auch die Vernunft mir darüber sagt, daß ich mit Olivia für Zeit und Ewigkeit verbunden bin, daß Minna nie meine Gattinn werden darf, wenn ich sie nicht um das Glück ihres Lebens betriegen will. Wie kann ich ihr meine Hand reichen ohne mein Herz? Vergebens kämpfe ich gegen mein Geschick; ach, ich werde nicht glücklicher seyn, als Minna, denn ist nicht Olivia die Gat-

tinn eines geliebten Mannes, und meine Liebe nicht durchaus hoffnungslos? O mein Freund, habe Mitleid mit mir, und richte mich nur nach der Milde deines liebevollen Herzens! Entziehe mir nicht deine Freundschaft, laß mich nicht einsam dastehn, eine Beute aller Stürme des Lebens. Lebe wohl, mein Wilhelm, und laß mich bald ein tröstendes, beruhigendes Wort von dir lesen; ich bedarf dessen!

Minna an Amalia.

Alle frohen Träume meines Lebens sind vor einer furchtbaren Wirklichkeit verschwunden, es ist alles, alles dahin, Amalie! Edmund liebt Olivia, ich weiß es aus seinem eignen Munde, es ist keine Täuschung möglich! Daß mit dieser Überzeugung mein Leben abgeschlossen ist, wirst du fühlen; ich kann nur Einmal lieben, ich liebte Edmund, ich liebe ihn noch, und er verwirft mich, will sich lieber in hoffnungsloser Gluth verzehren, als mein seyn! Ich hatte ein Vorgefühl vor der Lücke des Schicksals, ich war zu glücklich, um es auf die Dauer bleiben zu können, ich bin aus allen meinen Himmeln gefallen, und wo ist der Halt, an dem ich mich wieder emporrichten werde? Amalie, mein Herz blutet, aber verbluten wird es nicht, denn ich bin stark, unbezwingbar stark und will mit dem Geschieke muthig um das Leben ringen, ich vermag dem Ernstesten ins Angesicht zu schauen. Bisher war mein Leben eine Folge von Glück und Freude, in ihnen konnte ich es nicht beurfunden, daß der feste Wille der Tugend in meinem Herzen vorhanden; jetzt will ich meine unendlichen Schmerzen mit Würde tragen, und so wenigstens meine Selbstachtung retten. Nie werde ich wieder lieben, denn welcher Mann kann standhaft seyn, da Edmund für einen flüchtigen Reiz seinen Schwüren ungetreu ward? So will ich denn still das Ideal lieben, das einst unter seiner theuren Gestalt meine Seele füllte. Ich selbst führte ihn zu der Zauberinn, die ich früher im Scherze Armida nannte. Das Wort hat eine unselige Vorbedeutung für mich gehabt. Ach, ich gebe ihr keine Schuld, sie ist rein vor Gottes Augen, wie sie es vor den meinen ist, denn sie ahnet nicht, welche Wunde sie meinem Leben geschlagen!

Aber Edmund? Darf ich auch ihn freysprechen? Nein, ich kann es nicht, Amalie; du wirst es auch nicht können, obgleich er dein Bruder ist! Schnelle Flucht konnte ihn retten und vor Meineid bewahren; aber er blieb und überließ sich ohne Rückhalt den Gefühlen, die auf sein Herz einströmten, er erlag, und um unser beyder Glück war es geschehen!

Ich war nur wenige Tage über seine veränderten Gesinnungen gegen mich in Zweifel, dann stand die Gewißheit von seinem Verrathe unwandelbar vor mir; es war ein schrecklicher Augenblick, wo ich Überzeugung von meiner getäuschten Liebe erhielt.

Trauernd saß ich eines Morgens in meinem Zimmer, als Edmund zu mir eintrat. Da es einmal zur Sprache zwischen uns kommen mußte, wagte ich es, ihm seinen Treuebruch vorzuhalten.

Er kniete neben mir nieder, und sagte mit gebrochener Stimme: „Es ist alles wahr, Minna, das Unglück ist geschehen, aber kann es deinem schönen Herzen ein Trost seyn, daß der Urheber deiner Leiden selbst unmenubar elend ist? Ich darf dir nichts verhehlen, Minna, Wahrheit muß zwischen uns seyn: ich liebe Olivia, ich habe es eingesehn, daß ich nur sie liebe; aber begehrt

mein Herz einen Meineid, so wird er bestraft, es liebt ja hoffnungslos! Indem ich deiner Hand entsage, entsage ich fortan jedem Glücke, das fühle ich; so leb wohl, leb ewig wohl, und hasse mich nicht!" Er ging und ließ mich in einem Zustande zurück, der nahe an Verzweiflung grenzte. Ich hatte vorher nie die Ahnung eines solchen Schmerzes gehabt. Gebet und Vernunft richteten mich auf, nachdem mein Herz und mein Auge der Natur den Tribut gezollt, der ihr vom Leben unerlässlich gebühret; ich empfand mit Dank gegen Gott das Glück, eine Christin zu seyn. Amalie, dir darf ich es gestehen, daß ich reiner, geläuterter aus diesem Kampfe hervorging: ich konnte für Edmunds Glück beten.

Lebe wohl, meine geliebte Amalie!

(Die Fortsetzung folgt)

C h a r a d e.

Schattend senkt die Erste sich — die Stimmen
Schweigen rings im duftigen Gefild,
Nur das leise manches Heimchen schritt
Und im Gras' Johanniswürmchen glimmen.

In der Einsamkeit, nicht im Getümmel
Kann, als Zeichen, ich die Zweyte sehn —
Ohne sie kann Liebe nicht bestehn,
Ohne sie vermisse ich den Himmel.

Bitterkeit gießt mir in's Blut die Dritte,
Lästert man die Schönheit der Natur,
Und ich fliehe solcher Thoren Spur,
Treu der unverschrob'nen Herzensfitt.

Prächtiger als alle Opersäle
Ist wohl der azurne Sternensaal,
Und der reinsten Künstlerstimme Schall
Weicht des Ganzen süßer Wunderfalle.

Carl August Glaser.

S k i z z e n a u s P a r i s.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Wer kann vor Unglück, wenn ihm das Haus über dem Kopfe brennt? Hr. Théaulon, ehemals nicht allein der Schutz und Hort des Theaters Feydeau, sondern auch der meisten übrigen Theater, bey dem die Stücke bestellt wurden, wie man ein Paar Schuhe oder Strümpfe bestellt, und der daher seine Kunden oft verzweifelt warten ließ, Hr. Théaulon, welcher, mit einem Worte gesagt, beyde Hände voll zu thun hatte (Hr. Théaulon soll auch mit der linken Hand schreiben können), Hr. Théaulon ist so außer Mode gekommen, daß er, aus Mangel an Bestellungen, auf den Kauf arbeiten und mit seiner Waare von Thür zu Thür hausiren gehen muß. Welcher Wechsel der menschlichen Dinge, welche Unbeständigkeit der menschlichen Schicksale! Sic transit gloria mundi! Der blaue Vogel, Feenoper in drey Aufzügen, ist vom Theater Feydeau, ja sogar von allen Boulevardtheatern, zurückgewiesen und, nachdem sich in

Versailles die Sündfluth, oder vielmehr das Publicum derselben, verlaufen hat, auf dem dortigen Theater in den Käfig gesperrt worden. Eine Ungnade bey dem Herrn pflegt eine Ungnade bey den Domestiken nach sich zu ziehen: die Tonsetzer, welche sich vor dem Hrn. Théaulon bis auf die Erde neigten, so lange er noch das Factotum der komischen Republik der Straße Feydeau war, haben ihm sämmtlich die Composition des blauen Vogels abgeschlagen, sich aber endlich, auf demüthiges Flehen des verzweifelnden Verfassers, ein jeder zur Anfertigung von einer oder von ein Paar Nummern, erboten. So ist endlich der *Oiseau bleu*, von sechzehn, schreibe von sechzehn Componisten, in Musik gesetzt, in Versailles aufgeführt worden. Der Erfolg hat der Erwartung entsprochen, welche ruhige und unparteyische Beobachter von der Unternehmung in voraus gehegt hatten; bey der Musik haben die Kenner ausgerufen: Das ist eine schöne Pastete! Das Stück selbst, schlecht gespielt, schlecht gesungen und in seinem scenischen Theile höchst erbärmlich dargestellt, hätte missfallen müssen, wenn es auch weniger wunderbarlich gewesen wäre. Aber, wird man fragen, wodurch hat sich Hr. Théaulon die Ungnade des Theaters Feydeau zugezogen? Das will ich öffentlich und unverholen zu wissen thun. Schon seit vielen Jahren waren das Publicum und die Journalisten, den hülflosen Zustand des besagten Theaters erwägend, der Meinung gewesen, nur ein Wunder könne das Theater Feydeau retten. Das hatte die Administration im buchstäblichen Verstande genommen und schleunig bey dem Hrn. Théaulon Stücke mit Wundern bestellt. Dieß die Entstehung der *Clochette ou le Diable Page*, des *Chaperon rouge* und der *Jeanne d'Arc*. Eine Weise hatten die Wunder Zuspruch; als aber das Publicum sah, daß nichts als Charlatanerie und Augenverblendung dahinter steckte, daß das Ganze bloß Täuschung ohne einen Scrupel Wahrheit war, und daß diese Täuschung allein auf imponirende Titel, glänzende Decorationen und Plumpplump-Schallallai beruhte, bey welchem Leib und Seele gleich leer ausgingen, da begannen die Wunderspectakel in der Einnöde vorgestellt zu werden, und die großen Summen, welche man auf ihre Aufführung verwardt hatte, waren verloren, ohne den gehofften reichlichen Gewinn eingebracht zu haben. Dieß die Gründe, warum, wie schon gesagt, der Wundermacher vor die Thür, ja sogar vor die Thore, geworfen worden und nach Versailles ausgewandert ist.

(Die Fortsetzung folgt)

Theater = Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Die Männer denken, die Frauen lenken, Lustspiel in drey Aufzügen, von Lembergt, aufgeführt auf dem k. k. Theater an der Burg.

Die Einwirkung großer Geister auf ihr Zeitalter zeigt sich, wie jede andere Erscheinung, auf eine doppelte Weise: wohlthätig, indem durch sie die moralische Welt entwickelt und die in ihr schlummernden Reime geweckt werden, nachtheilig, weil die Schwäche, welche jeglicher Größe anklebt, dem großen Haufen nicht selten für Überlegenheit gilt und ihm gleichfalls Muster zur Nachahmung wird. So haben in der politischen Welt gewisse große Männer in einen schiefen Kopf gehabt und aus der Westentasche geschnupft, weil es einem großen Manne gefallen hat, den seinigen zur Seite zu beugen und, wie Diogenes den Becher, die Tabaksdose wegzuworfen. In der poetischen Welt hat Shakespear's und Calderon's Größe weniger zur Nachahmung gereizt, als ihre Schwäche; besonders sind die Deutschen von ihnen verbildet, aber nicht gebildet worden: ohne die romantischen Schwindelproducte, zu welchen das Mißverstehen dieser großen Geister in Deutschland Veranlassung gegeben, würden wir, gleich den andern europäischen Völkern, eine dramatische Literatur, das heißt, klar aufgefaßte, und nach bestimmten, auf positiven Grund gebauten Grundsätzen ausgearbeitete, Werke besitzen und jene unglücklichen dramatischen Nebelleyen, in welchen die Erzeuger, statt eines allgemeinen Objectivglases, nur die prismatischen Frahen ihrer entnervten Einbildungskraft, schimmeru lassen, im poetischen Nichts verblieben seyn, aus welchem sie nie hätten hervorgezogen werden sollen.

Die Schwindelperiode, durch Shakespear und Calderon erzeugt, ist nicht allein Ursache zur Entstehung der deutschen hyperromantischen Tragödie gewesen; auch der Ausbildung des Lustspiels hat sie auf lange, vielleicht auf ewige Zeiten geschadet. Fabeln zu erfinden und sie in die Kreuz und Queere schillern zu lassen, um das Auge durch den glänzenden Hofuspokus wirbelnd zu machen, ist leichter, als eine Comödie zu ersinnen, das heißt, als einem positiven, gegebenen Gegenstande der bürgerlichen Welt, den jedermann kennt und den jedermann zu beurtheilen versteht, durch eine geistvolle Zusammenstellung dergestalt interessante Ansichten abzugewinnen, daß der Zuschauer über die Kunst, welche denselben das Ansehen einer ihm ganz neuen Erscheinung zu geben vermag, Wohlbehagen empfinde.

Bei dem verzweifelnden Mangel an classischen Comödien, welcher in der deutschen Literatur herrscht, muß jedes Bestreben, diesem Mangel abzuhelfen, mit Dank anerkannt werden. Hr. Lemberg hat schon seit einer Reihe von Jahren recht lobenswerthe Beweise davon gegeben, daß ihm das Geis des deutschen Lustspiels besonders am Herzen liegt: mehrere seiner Stücke werden, wie ich höre, auf den deutschen Bühnen mit vielem Beyfalle aufgeführt. Sein neuestes, so eben auf dem k. k. Burgtheater aufgeführtes, Lustspiel: die Männer denken, die Frauen lenken, zeugt auf erfreuliche Weise von dem Streben des Verf., das deutsche Lustspiel, mit Verzichtleistung auf alle hypersthenische Mittel, zu seiner ursprünglichen Bestimmung, das heißt, zur Darstellung wirklicher Verhältnisse des menschlichen Lebens und nicht zur Laterna Magica erfonnener Phantasmen, zurückzuführen.

Die Fabel des Stücks ist kürzlich folgende: Während der Major Adam von Nordsetten (Hr. Krüger) seinem Neffen Adolph (Hr. Kettel) seine Nichte Rosalie (Dlle. Weber) zur Gemahlinn bestimmt, hat sich dieser in ein Mädchen aus dem Mittelstande verliebt und dasselbe, ohne Vorwissen des Onkels, geheirathet. Um Verzeihung für diesen eigenmächtigen Schritt zu erhalten, muß Evchen, Adolphs Gattinn (Mad. Anschütz), welche im Hause des Majors für die Nichte des Unteroffiziers Barthel, des Majors Bedienten (Hr. Costenoble), gilt, den Onkel nicht allein für sich einzunehmen, sondern ihn sogar in sich verliebt zu machen, suchen. Der Major widersteht der Lockung nicht, und sieht sich genöthigt, um seiner eignen Beschämung zu entfliehen, dem Neffen zu verzeihen und zu dessen Heirath seine Zustimmung zu geben. Dies die Hauptintrigue des Stücks. Als Nebenpersonen figuriren der genannte Barthel, Rosalie, der Baron von Eschen (Hr. Lemberg) (ein heimlicher Liebhaber Rosaliens) und der Gärtner Bonifaz. Die Handlung, welche unmittelbar aus dem Bestreben Evchens, den Major für sich zu gewinnen, mittelbar aus der Bemühung Rosaliens, ihre Abneigung gegen ihre vom Major beabsichtigte Ehe mit Adolph zu verheimlichen und Eschens Gattinn zu werden, und endlich noch weit mittelbarer aus der Liebe, welche der Gärtner Bonifaz für Evchen, die er für Barthels Nichte hält, empfindet, ist nicht neu: besonders finden sich in der Hauptidee des Stücks, die darin besteht, daß ein Neffe seine, ohne Vorwissen des Onkels geheirathete Frau diesem durch ihre liebenswürdigen Eigenschaften angenehm machen will, Reminiscenzen mit mehreren französischen Stücken, z. B. mit Edmond et Caroline, le Célibataire und mit einem, dem Französischen nachgebildeten Schauspiel, dessen Titel, wie ich glaube, das Portrait, ist, in welchem Jffland sehr häufig bey seinen Gastspielen aufzutreten pflegte. Der Gang des Stücks ist natürlich und die Charaktere, obgleich nur skizzirt, haben eine gewisse Physiognomie. Der Totaleffect würde genügender seyn, wenn es dem Verf. gefallen hätte, die drey Acte des Stücks in einen einzigen zusammenzudrängen. Die Unendlichkeit ist eine Erbsünde der deutschen dramatischen Schriftsteller: sie glauben es ohne fünf, oder doch ohne drey Acte, nicht thun zu können. Hierin unterscheiden sich die französischen Theaterdichter von den Deutschen auf eine so auffallende Weise, ihre Resignation ist so ungemessen, daß sie, geleitet von dem Gefühle der dramatischen Schicklichkeit und Zweckmäßigkeit, ohne den geringsten Anstand zu nehmen, die witzigsten und reizendsten Details opfern, sobald sich diese dem raschen Gange des Stücks widersetzen. Durch eine solche Procedur erhalten die franz. Theaterproducte jenen dramatischen Werth, welcher ihnen, bey oft gänzlichem Mangel an

ästhetischem Gehalte, auch auf den deutschen Theatern Beyfall verschafft. Diese Erfahrung können unsre Theaterdichter alle Tage machen, und doch werden sie dadurch nicht gewichtigt. Freylich pflegt der erste Vorwurf, den man einem verkehrten Theaterstücke macht, von vorn herein gleich der zu seyn, daß es zu lang sey und abgekürzt werden müsse, ein Vorwurf, der jeder andern tiefern Kritik enthebt, und auch leicht zur Hand ist. Doch gibt es auch dramatische Längen, die sich so fühlbar machen, daß man auf den ersten Anblick von der störenden Anwesenheit derselben überzeugt wird. In diesem Falle befindet sich unsers Verf. Arbeit. Ob ich mir gleich in dramatischen Dingen keinen tieferen Scharfblick zugetraue, als den jeder andere Kenner des Theater-effects besitzen möchte; so glaube ich doch mit Gewisheit behaupten zu können, daß, wenn der ganz müßige erste Akt und die ersten fünf Scenen des zweyten Akts ausgemerzt und die in ihnen gleichsam ersäufte Exposition, nebst der etwa darin enthaltenen Handlung, in eine einzige, oder höchstens in zwey Scenen, zusammengedrängt würden, das einactige Stück eine angenehme Unterhaltung gewähren würde. Mit der sechsten Scene des zweyten Akts beginnt erst die eigentliche Handlung, alles Vorhergehende besteht in Reden; besonders ist (um nur eine einzige Scene auszuheben) die fünfte, in welcher Eschen's Bedienter die Beendigung der Vorbereitungen zur Reise anzeigt, obgleich die Zuschauer zur Genüge wissen, daß Eschen, dem Rosalie ihre Gegenliebe gestanden, den Vorsatz, diese zu fliehen, aufgegeben hat, ein Meisterstück von Flickscene, und man begreift nicht, wie der Verf., der, als sehr talentvoller Schauspieler, die dramatische Ökonomie an Ort und Stelle studiert haben muß, in eine solche Zwecklosigkeit verfallen seyn kann. Die Sprache des Stücks ist rein, könnte aber hin und wieder edler, so wie überhaupt die Diction gehalten, seyn.

Die Darstellung von Seiten der Schauspieler ist tadellos: besonders verdienen die H. H. Krüger, Coste noble und Wotke ausgezeichnet zu werden. Hr. Krüger gibt den Major mit einer rotundité, mit einer künstlerischen Natur, daß die Rolle durch das Spiel eine Bedeutung erhält, die ihr im Stück abgeht; die beyden letztern, als Barthel (eine ungefähre Copie des Lessingschen Wachtmeisters) und Bonifaz entwickeln ebenfalls so viel originelle Haltung, daß die Ungeziemlichkeit, mit welcher sich beyde lang und breit in's Stück legen, fast gänzlich verschwindet. Mad. Anschütz, als Evchen, leidet an einem Überflusse, der Duzende von andern Schauspielerinnen beglücken könnte, an zu großer Lebhaftigkeit; eine Liebhaberinn darf nicht die Leichtfüßigkeit eines Kammermädchens besitzen. Überhaupt fehlt dieser liebenswürdigen Schauspielerinn nichts, als mehr körperliche und künstlerische Haltung. Auch Dem. Weber kränfelt an körperlicher Unstetigkeit. Würde sie die ganze Rolle spielen, wie das Auftreten ihrer ersten Scene, und wollte sie nicht den Baron Eschen bis in die Ecke des Theaters verfolgen, ihre Leistung würde an theatralischer Decenz gewinnen, und die Künstlerinn nicht allein dem großen Publicum, sondern auch dem Kenner, Genüge leisten.

Überhaupt gebriecht es, wie ich glaube bemerkt zu haben, der Vorstellung an äußerer scenarischer Haltung; die spielenden Personen treten sich einander zu nahe, und verlassen zu oft den Halbzirkel, als daß das Auge des Zuschauers durch die Symmetrie der Theatertableaux, welche dem Lustspiele eben so unerlässlich sind, als dem Trauerspiele, ergötzt werden könnte.

B e r i c h t i g u n g.

Nicht Hr. Blahetka, wie ich in meiner letzten Concert-Anzeige aus Irrthum gesagt habe, sondern Hr. Hieronymus Payer, ist der Lehrer der Ull. Blahetka und der Componist der in ihrem Concerte gegebenen Fortepianostücke. G. S. P. Sievers.

M o d e n b i l d V.

Pelz von aschgrauem Tuch mit Chinchilla verbrämt und mit seidenen Schnüren verziert; Pantalon von pensé farbigen Tuche; Sammetweste und blaues Halstuch.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



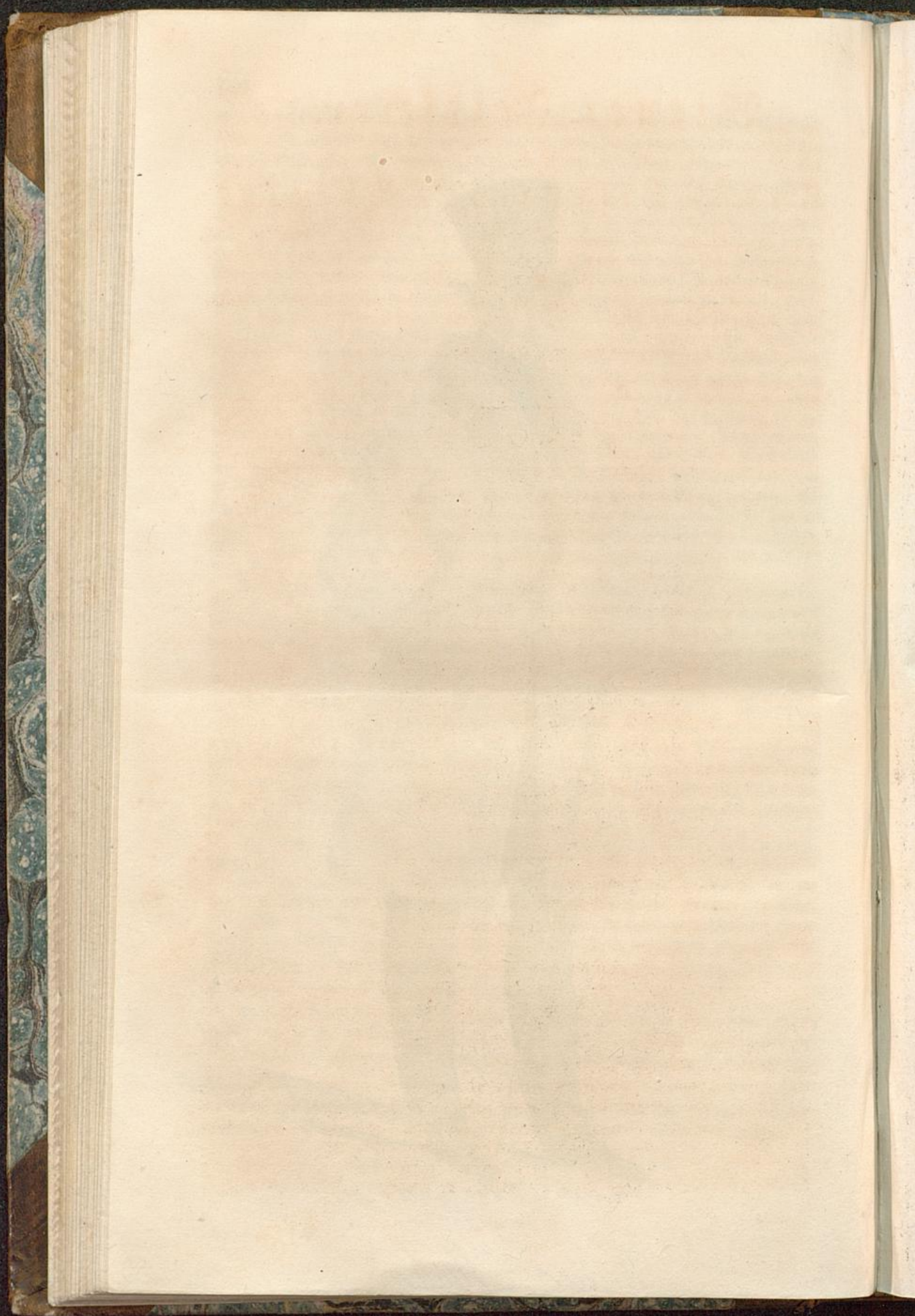
P. H. del.

F. H. sculp.

V.

Wiener Moden.

*14.
1822.*



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 2. Februar 1822.

15

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung

von Amalie Schoppe geb. Weisser.

(Fortsetzung)

Olivia an Cäcilia.

5.

Was habe ich dir zu schreiben, Cäcilia! Welche Begebenheiten dir mitzutheilen! Es ist, als wenn ich seit meiner Abreise aus Amerika in die Hand eines bösen Dämons gegeben bin, der sein grausames Spiel mit meinem Leben treibt. Edmund liebt mich; er hat seiner Verbindung mit Minna entsagt, um sich einer hoffnungslosen Liebe zu mir hinzugeben. Offen hat er Minna sein Herz entdeckt, und diese ließ sich das unselige Geheimniß von der Mutter entreißen, die dann mit Vorwürfen auf mich einstürzte. Sie machte mir ein Verbrechen daraus, daß ich es Edmund erlaubt hätte, mir in den Stunden nahe zu seyn, wo mein Herz unter dem Grame des Dahinsterbens meines Kindes erlag. Diese ungerechten Vorwürfe, diese Forderungen empörten, erbitterten mich unbeschreiblich; und zum ersten Mal im Leben wagte ich es, ihr zu antworten, was Zorn, Stolz und Heftigkeit mir eingaben. Sie schloß mit der Drohung, sie wolle meine Aufführung an Eduard berichten. Ich gerieth außer mir, und mich selbst nicht mehr kennend, antwortete ich: „Thun Sie das, ich fürchte weder Sie noch Eduard, und werde zuletzt noch dahin gebracht werden, ihn zu hassen, wie ich Sie hasse, da seine Grausamkeit, sein Egoismus mich in eine Lage versetzten, wo ich das Recht habe zu zweifeln und zu thun, was der Schmerz mir eingibt!“ Damit begab ich mich auf mein Zimmer, wo ich den Bedienten Befehl erteilte, mir unverzüglich, in irgend einem anständigen Hotel, eine Wohnung zu besorgen und die Kutsche zu bestellen. Es geschah, und nach Verlauf einer halben Stunde verließ ich ein Haus, das ich mit Schauder betrat, und das, meine trüben Ahnungen erfüllend, zur Todesgruft meines Kindes und meines ganzen Lebensglückes

ward. Jetzt bewohne ich einige sehr freundliche Zimmer in einem der ersten Gasthöfe der Stadt, wo eine freye und schöne Aussicht mein Auge ergehen würde, wenn mein unermesslicher Schmerz mir gestattete, mich durch irgend etwas zu zerstreuen. Edmund hatte das Haus meiner Schwiegermutter gleich nach seinen Geständnissen an Minna verlassen, er nahm eilig und unter heißen Thränen Abschied von mir und sagte, er wolle sich auf seine Güter begeben. So stehe ich denn jetzt einsam in der fremden Welt da, gehaßt und verachtet von den nächsten Anverwandten, die mein Schutz seyn sollten, getrennt von dem, der es einzig verstand, mich mit dem Leben zu versöhnen, das mir jetzt zur grausenvollen Hölle geworden ist.

Was wird Eduard sagen, wenn seine Mutter, die nur allzuviel Gewalt über seine Meinung besitzt, ihm den entehrenden Verdacht mittheilt, ich habe seine Abwesenheit benützt, um den Verlobten seiner Schwester zu verführen? Weiß sein Vertrauen mich von Schuld frey, wird er mich nicht des Leichtsinnes beschuldigen? Wird er es mir nicht übel deuten, daß ich das Haus seiner Mutter verlassen habe? Und konnte ich in dem Hause länger verweilen, wo man mich so entehrend, so gegen alles Recht der Gastfreundschaft, der Verwandtschaft behandelte? Ich konnte das nicht! Bete für deine unglückliche Olivia.

Olivia an Cäcilia.

Lies den eingeschlossenen Brief, den mir meine Schwiegermutter ohne weitere Vorbereitung zusandte; ich kann das nicht aussprechen, was er enthält; aber ich eile zu dir, ich will in den Armen, am Busen der Freundschaft, unter milderen Lüften sterben!

Der Kaufmann G. an Madame Werthheim in H.

Stockholm.

Wie schwer wird es mir, geehrte Frau, eine traurige Pflicht zu erfüllen, und Ihnen eine Nachricht zu ertheilen, von der ich die Wirkung auf Ihr Herz schon in voraus weiß. Zürnen Sie mir deßhalb nicht, und werden Sie nicht für immer meinem Namen Feind, weil er unter diesen Zeilen steht.

Vermuthlich werden Sie aus den Briefen Ihres Herrn Sohnes wissen, daß dieser, auf meine Bitten, während seines hiesigen Aufenthalts, mein Haus bewohnt hat. Vor einigen Wochen sahen wir unsern geliebten Gast sehr traurig, und er erzählte uns unter vielen Thränen, er habe sein einziges Kind verloren. Meine Gattinn und ich suchten ihn zu trösten und aufzuheitern; aber vergebens! Mit jedem Tage nahm seine Traurigkeit, sein Tieffinn zu, ja seine Seelenleiden wirkten so sichtbar auf seinen Körper, daß dieser am Ende erlag, und er in ein schleichendes Fieber verfiel, das ihn, obgleich er alle Anstalten zur Rückreise getroffen hatte, aufs Lager warf und hier fesselte. Die Ärzte erklärten seinen Zustand sogleich für gefährlich; er ward von Tag zu Tag kränker; es schien, als leide er nicht allein durch den Tod des Kindes, als durch innere Vorwürfe, die er nicht selten im Paroxysmus des Fiebers laut werden ließ. In diesem Zustande erhielt er einen Brief aus H., den ich ihm selbst in einem freyen schmerzlosen Augenblick des völligen Bewußtseyns brachte. Mit großer Freude, der ersten, seit das Kind ihm gestor-

ben war, befah er die Aufschrift und sagte: „Es ist ein Brief von meiner Mutter, da werde ich Trost und Beruhigung finden!“ Aber kaum hatte er zu lesen begonnen, als er mit dem Ausruf: Olivia, ins Kissen zurück sank, und die Besinnung verlor. Trotz aller angewandten Mühe, trotz des Beystandes von zwey der berühmtesten Ärzten, schloß er diesen Morgen, am siebenten Tage nach dem Empfang jenes unglückseligen Briefes, seine Augen für immer.

Traurend stehn meine Gattinn und ich an der Leiche des Theuren, und zu dem Schmerze, den wir über den Verlust eines so werthen Freundes und trefflichen Mannes empfinden, gesellt sich noch die traurige Pflicht, daß ich seinen Angehörigen der Verkünder einer so schrecklichen und herzzerreisenden Nachricht werden muß. Ich habe geglaubt, meinen unerfreulichen Bericht zuerst an Sie, geehrte Frau, zu richten, da mir häufige Beweise von der Seelenstärke, welche Ihrem Charakter eigen ist, geworden sind und Sie, im Besitze zweyer hoffnungsvollen Töchter, nicht so leicht dem Schmerze erliegen werden, als die unglückliche Gattinn Ihres Sohnes, die noch vom Verluste des einzigen Kindes tief niedergebeugt seyn muß, und auf welche diese Nachricht, ohne schonende Vorbereitung mitgetheilt, tödlich einwirken würde.

Seyn Sie fest überzeugt, daß ich alle Angelegenheiten des Verstorbenen ganz in seinem Sinne und aufs Beste besorgen werde, so daß kein Verlust des Vermögens für die Witwe zu befürchten seyn wird. Ich unterzeichne mich 2c. 2c.

Minna an Amalie.

Schon wird die Kunde unsers unersehlichen Verlustes zu dir gedrungen seyn, beste Amalie; so ist unser Haus jetzt der Wohnplatz des Jammers und der allertiefsten Trauer. Meine Mutter, wie sehr sie auch nach Fassung ringt, erliegt im Innern einem wahrhaft furchtbaren Geschick: sie fühlt sich nicht frey von Schuld am Tode unsers Eduard. Ich kenne sie nicht mehr, ihr ganzes Wesen hat eine Veränderung erlitten, vor der mir bangt. Sie ist unthätig, still, weich und stets in Thränen, ja es gibt Stunden, wo ihr Herz sich so sehr zur Milde neigt, daß sie Olivia Unrecht gethan zu haben glaubt, und sich mit ihr versöhnen möchte, so sehr sie diese auch gehaßt hat, seit Edmund die Verbindung mit mir um ihrentwegen aufgab. Olivia hat jetzt H. verlassen; wir wissen nicht, wohin sie gegangen ist; den Anstalten nach zu schließen, hat sie eine weite Reise unternommen, ich vermuthete, nach Spanien zu ihrer Jugendfreundinn Cäcilia. So groß mein eigener Schmerz ist, so fühle ich die trostlose, wahrhaft furchtbare Lage der Unglücklichen, die einsam in einem fremden Welttheil umher irrt, nachdem sie alles verloren, was ihr das Leben werth machen konnte. Was macht Edmund? Ist er bey dir? Klagt er dir die Leiden seiner hoffnungslosen Liebe? Tröste ihn, meine Freundinn! Wer weiß, Welch ein Glück auf Edmunds Grust ihm blüht! Schelte mich nicht kalt und fühllos, daß ich das denken und schreiben kann; mein Herz blutet noch immer, aber ernst und fest schaue ich den wechselnden Gestalten des Lebens ins Auge, und fühle Kraft in mir noch Furchtbareres zu tragen, als mir schon vom Schicksal auferlegt worden ist.

Rund um mich her sehe ich unendlichen, unaussprechlichen Jammer, und ich, die ich ein doppeltes Leid im Herzen trage, fühle den Beruf in mir zu

trösten, zu beruhigen, auf Gott und Christenthum zu verweisen. Das Schicksal der armen Olivia quält mich unaufhörlich, weil ich nichts für sie zu thun vermag; vielleicht glaubt sie gar, das Recht zu haben mich zu hassen, die ich um sie weine und Sorge, jeden Abend für sie zu Gott um Trost und Beruhigung bete. Edmund hat die Verpflichtung ihr zu folgen und für sie zu thun, was in seinen Kräften ist; theile ihm die Nachricht mit, daß sie H. verlassen hat, und meiner Meinung nach, auf der Reise nach Madrid begriffen ist. Vielleicht holt er die arme Verlassene noch wieder ein; so hat sie wenigstens einen männlichen Schutz auf ihrer Reise. Meine Augen brennen von vielen heiß vergossenen Thränen, auch fürchte ich es jetzt sehr, meine arme Mutter allein zu lassen, darum eile ich diesen Brief zu schließen, meine theure Amalia. Versage uns eine Thräne des Mitleids nicht, die wir so sehr der regsten Theilnahme bedürfen!

Edmund an Wilhelm.

Eduard ist todt, Olivia, verstoßen aus dem Hause der Anverwandten, irrt in der Welt einsam und verlassen umher; ich Unglücklicher mit meinem Gesändnisse an Minna bin Schuld an all diesem Unheil. Eine unendliche Angst, die des furchtbarsten Verbrechens kann nicht größer seyn, drückt mich nieder. Föge mich die Liebe nicht zu Olivia, die Pflicht würde es jetzt thun. Ich eile ihr nach nach Spanien, wohin sie ohne Zweifel den Weg genommen hat. Das Leben ist mir zur Bürde geworden, seit ich die Geliebte von einer so großen Trauer befangen weiß. Von der Reise schreibe ich dir wieder.

Edmund an Wilhelm.

Madrid.

Meine Ahnung betrog mich nicht, mein Freund; Olivia hatte wirklich den Weg nach Spanien eingeschlagen, war aber an der französischen Grenze von der Anstrengung der Reise und den vielen Leiden der letzten Zeit erkrankt, und in einem schlechten Wirthshause geblieben. Ich kam ihr bald auf die Spur und trat zu ihr ein, im Augenblicke, wo sie sich von allen Menschen verlassen wähnte, und nahe daran war, ihrem furchtbaren Schicksale zu erliegen. „Mein rettender Engel! sprach sie, als ich in das Zimmer trat: o, Edmund, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht, die mir jetzt Beystand oder versöhnenden Tod verhieß.“ Nachdem wir viele süße Thränen vergossen hatten, fand sie so viel Fassung, mir die letzten Begebenheiten in H. mitzutheilen: grausam sind jene Menschen mit der unglücklichen Frau umgegangen!

Es gelang meiner sorgsamten Pflege und zärtlichen Aufmerksamkeit, sie bald so weit wieder herzustellen, daß wir vereint die Reise fortsetzen konnten. Seit einigen Tagen sind wir hier angelangt, wo Cäcilia sie ganz so empfing, wie Olivia es von ihr erwarten durfte. Das edle Weib glaubt jetzt das Maß der Leiden erschöpft zu haben, und hofft von der Zukunft, wenn auch keine Freude, kein Glück, doch Ruhe; sie hat ja nichts mehr zu verlieren.

Seit ich Olivia wiedersah, ist nur Wonne, stumme Seligkeit in meinem Herzen; sie nur gebietet über mein Leben und Schicksal. Ein Blick dieser himmlischen Augen, das süße, wehmüthige Lächeln dieses Mundes reichen hin, mich unaussprechlich glücklich zu machen. Berühre ich durch Zufall ihr Gewand,

höre ich ihren Tritt aus der Ferne, blickt mich ihr strahlendes Auge an, so pocht mein Herz fast hörbar, und so drohen alle Sinne sich mir zu verwirren.

Olivia spricht von einem furchtbaren Vorsatze, sie will sich in ein Kloster begeben; ich suche diesen Entschluß im Keime zu ersticken, denn ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, Olivia die Meine zu nennen. Leb wohl, du Getreuer!

(Der Schluß folgt)

C h a r a d e n.

Von Carl August Glaser.

I.

Noch sind der Ersten winterliche Spuren
Auf Bergen sichtbar und am schatt'gen Rain,
Da weidet schon bey mildem Sonnenschein
Der Schäfer seine Heerde auf den Fluren:

Wie dann die Lämmer und die Zicklein springen,
Den Hals gezieret durch des Hirten Hand
Mit beyden Legten, die am farb'gen Band
Sich schwingend, lieblich in die Ferne klingen!

Der Hirt indeß mit innigem Entzücken,
Als in der Au', wohin ihn Sehnsucht zieht,
Das Ganze schimmernd ihm entgegen blüht,
Eilt, seiner Hirtinn einen Strauß zu pflücken.

II.

Nach der Ersten, wo das zarte Band
Der Natur uns an viel Theures knüpfte,
Wo der muntre Knabe sorglos hüpfte,
Sehnt das Herz sich oft aus fernem Land.

Dem Verletzten fehlt die Zweyte nicht,
Und den Körper foltert sie mit Schmerzen;
Doch das Ganze naget oft am Herzen,
Bis das Auge des Betrübten bricht.

S k i z z e n a u s P a r i s.

Von G. L. v. Sievers.

(Fortsetzung)

Theater. — Endlich ist am 20. August das neue große Opernhaus mit den Bayadères von Catel und dem Ballette: Le Jugement de Paris eingeweiht worden: wir hätten also nun wieder eine große Oper und ein großes Operntheater. Ein Spassvogel wollte jedoch neulich behaupten, dieß sey nur zur Hälfte wahr. Was meinte er damit? Der Bau desselben hat eben so viel leeren Köpfen zu wiheln, als leeren Händen zu arbeiten, gegeben: den Nutzen von der Langenweile subtrahirt, geht Null von Null auf. Das Innere ist durchaus nach dem Plane des alten aufgeführt, da alles Holz- und Maschinenwerk des letztern wieder gebraucht werden mußte. Über die Lage und die Façade ließen sich allerdings mancherley Bemerkungen anstellen, welche jedoch den Lesern, denen die örtliche Kenntniß abgeht, unverständlich bleiben würden. Warum ist das Gebäude, statt auf einem großen Plage aufgeführt und in allen seinen äußeren

Proportionen zu einem Kunstwerke erhoben worden zu seyn, zwischen fünf höchst schmale und durchaus nicht glänzend gebaute Straßen eingepropft worden, in denen man, trotz der hinreichenden Ab- und Zugänge, dennoch seines Lebens nicht sicher zu seyn glaubt, weil die Enge der Gassen und die Höhe der Häuser den Lärmen der Wagen und des einz und herausströmenden Publicums um so fürchterlicher machen? Diese Frage drängt sich jedem unparteyischen Beobachter auf, gehört er auch weder zu der einen noch zu der andern Lärmclique. Ist es verzeihlich, daß, bey einem Baue, der, wie man versichert, über fünf Millionen Franken gekostet hat, zur Ersparung von ein Paar hundert tausend Franken, der Hintertheil des Theaters aus einigen bereits dastehenden Gebäuden aufgeführt und also das Ganze zu einem Flickwerke, ohne alle und jede Symmetrie im eigentlichsten Verstande des Wortes, verhunzt worden ist? Hat man geglaubt, daß die Fagade allein die Sündenmängel dieses unwürdigen Baues bedecken würde? Hat man nicht im voraus gefühlt, daß dieser Steinplunder mit dieser höchst carrirten Fagade einer Küchenbirne gleichen würde, die eine blendend weiße Schürze über ihren Schmutz wirft, wenn sie zum Nachbar Krämer springt? Und die Fagade selbst, entschuldiget sie durch eigentlichen Kunstwerth für die Flickerey der Neben- und Hinterseite des Gebäudes? Die Enge der Gasse machte allerdings einen beträchtlichen Einbug der Fagade nöthig, um diese wenigstens einiger Maßen sichtbar erscheinen zu lassen; zugleich mußte das Gebäude durch zwey Seiten Pavillions in die Straße zurückspringen, um mit den übrigen Häusern eine gerade Linie zu bilden. Diese Pavillions durften aber nur bis zur ersten Etage aufgeführt werden, wenn die Fagade durch sie weder beengt, noch überhaupt versteckt werden sollte. So gleicht der Vordertheil des Gebäudes ungefähr einem Antlitz, dem die Nase abgeschnitten ist. Die Fagade selbst, welche (und mit dieser Nothwendigkeit wird die verunglückte Idee derselben entschuldigt), der beschränkten Perspective wegen, mehr einen zierlichen, als grandiosen Character erhalten mußte, ist, sagt man, nach dem Modelle der Fagade, welche der berühmte Palladio an der Cathedralkirche zu Vicenza gebaut hat, entworfen worden. Hat dieser Baukünstler keine verdienstlichere Erfindung gemacht, als die, nach ihm benannte Säulenordnung, so dürfte sein erlangter Ruf bey weitem unter sein wirkliches Verdienst herabsinken. Sie besteht aus mehreren größern Säulenbogen, in welchen eben so viele kleinere eingeschachtelt sind, welche letztere an dem neuen Gebäude die Thüren bilden, welche aus dem Foyer auf den Balcon führen. Dieses Säulengewirre dürfte, als bloße arabeske Kunstcaprice, einem großen Ballsaal recht passend zum Zierath dienen, aber durchaus untauglich seyn, einem architektonischen Kunstwerke als majestätische äußere Einfassung vorgefetzt zu werden. Genug von dem Baue des neuen Operntheaters. Was die Sängere betrifft, so sind dieß eben so wenig neue, als die alten, wahrscheinlich haben die Stimmen derselben durch die Dämpfer, denen sie während anderthalb Jahren in den beyden kleinen Nadelbüchsen (den Theatern Favart und Louvois) aufgefetzt gewesen sind, dergestalt in die Enge treiben lassen, daß sie noch immer das Weite nicht wieder finden können; selbst Mourrit und Mad. Branchi müssen sich vorwerfen lassen, daß man sie nicht höre. Das will viel sagen. Die Bestalinn ist ein Paar Male gegeben und die beyden Hauptrollen von zwey Anfängern gesungen worden. Die Wege der theatralischen Vorsehung sind unergründlich; warum muß der Unschuldige für den Schuldigen büßen? So verhunzt zu werden, hätte die Olympia verdient.

(Die Fortsetzung folgt)

Theater- und Concert-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Der bucklige Liebhaber, Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen des Scribe und Melleville frey bearbeitet von Castelli, aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

Die Bettelery, welche die deutsche Dramatik vor der Thür der französischen treibt, wo sie nicht allein um ein Stück (ich möchte fast sagen, Brot, denn wirklich scheint

unsern Theaterdichtern die Bearbeitung französischer Producte, wie das tägliche Brot, zu seyn, ohne welches sie nicht leben können) anspricht, sondern selbst die Krumen aufliest, welche von der Reichen Tische fallen, beweist hündiger, als jeder andere Umstand, die Armuth der Deutschen an schöpferischem Genie für die Comödie. Während die deutsche Tragödie in der Wüste des Romantismus sich mit Gemächlichkeit recht weit und breit macht, fühlt sich das Lustspiel, eben weil diesem ein gebahnter und zwar sehr enger Weg (eng ist das menschliche Leben in Vergleich mit den ungemessenen Gebilden der Phantasterey) vorgeschrieben ist, nach allen Seiten hin beschränkt und fällt bey'm ersten Schritte zur Erde. So stürzt man von demselben, schmalen Brete, auf welchem man, wenn es einen festen Boden zur Unterlage hat, ohne Straucheln einherschreitet, in die Tiefe hinab, wenn es über einen Abgrund gelegt ist.

Die Armuth der Deutschen an Talent für das Lustspiel ist also erwiesen; doch kann diese Behauptung nur als eine Regel aufgestellt werden, welche, wie alle Regeln, auch Ausnahmen leidet. Mögen solche Männer, denen die Natur alle Erfindung ver sagt, und dagegen nur Nachahmungstrieb verliehen hat, immerhin den Franzosen ihre Vorräthe abborgen: auf diese Nation läßt sich das bekannte Sprichwort: *On ne prête qu'aux riches*, in: *On n'emprunte qu'aux riches* ungeändert, anwenden. Freylich dauert es mit dem Nachahmungstrieb doch nur eine kürzere oder längere Zeit: der Nachahmer erwärmt sich an dem vorgefundenen dramatischen Feuer, trägt auch einige Brennmaterialien herbey, läßt aber, aus Unkunde des Anschürens, die Flamme verlöschen und verfriert an Händen und Füßen.

Hr. Castelli befindet sich nicht im Falle jener absoluten Armuth. Wirklich muß man bedauern, daß der Bearbeiter des anzuzeigenden Stückes das leichtbewegliche Talent, welches ihm für das Lustspiel eigen ist, nicht ausschließlich auf Originalarbeiten verwendet; es würde ihm gelingen, zur Befreyung von der Knechtschaft, unter welcher die deutsche komische Bühne von der französischen gehalten wird, das Seinige beizutragen.

L'Amant bossu von Scribe und Melleville, nach welchem Hr. Castelli den buckligen Liebhaber bearbeitet hat, ist eins der schwächeren Producte dieser beyden fruchtbarsten und wichtigsten Vaudevilledichter, welche Frankreich jemals besessen; es hat sich bisher einzig durch das Spiel Gonthier's auf dem Theater erhalten. Daß Hr. Castelli eine Umarbeitung geliefert hat, sieht man auf den ersten Blick: es ist darin die Rede von einem „infamen Schneider“, von „Blitzen, mit welchen der Himmel dareinschlagen soll“ u. s. w. Mich dünkt, französische Stücke, wie das gegenwärtige, welche Muster von Grazie und klassischer Correctheit sind, sollten wörtlich übersezt und der Ausdruck nur da mit der größten Sorgfalt umschrieben werden, wo Idiotismen oder Wortspiele eine absolute Treue unmöglich machen. Von den handelnden Personen heißt die eine in der deutschen Übertragung Frau von Merdan. Dieser Name, in welchem sich dem Ohre eines Kenners der französischen Sprache ein höchst anstößiger Anklang bemerkbar macht, kann unmöglich dem Original eigen seyn. Ich rathe Hrn. Castelli, ihn zu streichen, ehe ein französischer Whysling seinen Spott darüber ergießt.

Die Fabel des Stückes läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen. Hr. von Plin (Hr. Costenoble) will seine Nichte (Dem. Weber) an einen Mann mit einem Buckel verheirathen. Das erfährt der Liebhaber der Nichte (Hr. Kettel) und verkleidet sich in den buckligen Schwiegersohn. Dieser ist aber schon verheirathet, wie eine, so eben anlangende Dame berichtet. Dadurch wird der Liebhaber nicht wenig in Verlegenheit gesetzt, bis der Onkel sich endlich erweichen läßt, statt dem wahren buckligen Liebhaber, dem falschen seine Nichte zur Frau zu geben.

Wer l'Amant bossu in Paris, wer besonders die Rolle des Liebhabers von Gonthier hat aufführen sehen, dem bleibt bey der deutschen Darstellung manches zu wünschen übrig. Gonthier, der vorzüglichste *traîneur de sabre**), den es jetzt in Frank-

*) So nannte man ehemals Elleviou, um die Grazie und Annuth zu bezeichnen, mit welcher dieser beliebteste französische Sängler der neueren Zeit die Lutaren-officiere zu spielen pflegte. *Traîneur de sabre* läßt sich hier nicht anders als durch *Wüstling* übersezen.

reich gibt, spielt den buckligen Liebhaber in jener, von ihm selbst geschaffenen Manier, die sich mit Worten nur schwer beschreiben läßt. Sie besteht darin, daß Reden und Gesten ganz entkörpert und bloß in geistige Intentionen umgeschaffen werden, daß überhaupt das Spiel allen extensiven Charakter verliert und rein intensiv wird. Viel leicht hält es Hr. Kettel der Mühe werth, diese Andeutung zu verstehen, und auf sein Spiel anzuwenden zu suchen, ein Unternehmen, welches dem Talente dieses fleißigen Künstlers nicht misslingen dürfte. In Mad. Koberwein habe ich eine recht angenehme Bekanntschaft gemacht. Sobald es diese Künstlerin wagen wird (was sie wahrscheinlich vor allen andern Soubretten Deutschlands allein wagen kann), eine ganze Rolle mit in die Schürzentaschen gesteckten Händen zu spielen, und keinen Fuß von der Stelle zu rühren; so darf sie auf den Namen der deutschen Mars Anspruch machen. Mad. Koberwein hat mehrere Stellen ihrer Rolle mit recht geistvoller französischer Schalkheit gesagt.

Dem buckligen Liebhaber ist ein succès d'estime zu Theile geworden; er dürfte sich, bey gerundeterer Darstellung, auf dem Repertoire erhalten.

Das dritte Concert des Hrn. Capellmeisters Romberg hat sich eines noch größern Publicums zu erfreuen gehabt, und der Beyfall ist noch enthusiastischer gewesen, als bey seinen ersten beyden Concerten. Mir ist vorgekommen, als habe der Künstler dießmal, wo möglich, correcter und classischer gespielt, denn je zuvor. Besonders ist eine kantable Passage im ersten Allegro, die sich in D-moll schließt, so wie eine Terzjen-Passage im folgenden Polaccasake (in F-dur, wenn ich nicht irre) von der allerreizendsten Wirkung gewesen. Auch Romberg's Sohn hat sein reifendes Genie auf eine glänzende Weise dargethan: der junge Mar fliegt dem alten nach. Um ihn zu erreichen, muß er ihn nicht aus dem Auge verlieren. Mad. Grünbaum und Dlle. Bernardine Romberg haben eine Scene nebst Duett mit Chor, aus Aureliano in Palmira von Rossini, in der höchsten Vollendung gesungen und damit den rauschendsten Beyfall eingeerntet. Mad. Grünbaum ist nun wieder dergestalt in Vorschuß bey dem Publicum, daß sie zehn Oboevariationen singen kann, ohne dieß einzige Duett in Vergessenheit zu bringen. Gäbe es doch einen akustischen Spiegel, wie es optische gibt! Ich würde Mad. Grünbaum ersuchen, hineinzuhören und zu vernehmen, wie weit bezaubernder sie ist, wann sie Melodien singt, als wann sie auf der Oboenscala herumtanzt. Übrigens, hoffe ich, wird der Hr. Capellmeister Romberg die beliebte französische Sitte nachahmen und ein zweytes und (warum nicht auch noch) ein drittes letztes Concert geben. Das allerletzte wird immer das allererste seyn, das heißt, es wird eben so viel Vergnügen machen, als das erste.

Aus der dritten Aufführung der Reicha'schen Quintette habe ich noch Spohr's großes Fortepiano-Quintett in C-moll, von Flöte, Clarinette, Horn und Fagott begleitet, nachzuholen, dasselbe Stück, welches mich der Componist in Paris in Manuscript vor'm Jahre hat hören lassen. Mir scheint dieß Quintett eins der vollendetsten Tonstücke zu seyn, welches die neuere Zeit in dieser Gattung aufzuweisen haben dürfte. Fräulein Lafnigg hat die Fortepianostimme, die große, mitunter fast unbezwingliche Schwierigkeit darbietet, mit glänzender Virtuosität vorgetragen und ist von den Hh. Sedlaheck, Krähmer, Sedlak und Gradeckh würdig unterstützt worden. Dieß Stück hat die angenehmste Wirkung hervorgebracht.

Auflösung der Charaden in Nr. 13 und 14.

I. Verstand (Vers-tand). II. Naturforscher. III. Nachtigall (Nacht-i-gall).

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dienstag, den 5. Februar 1822.

16

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung

von Amalie Schoppe geb. Weisser.

(Schluß)

Edmund an Wilhelm.

Madrid.

Olivia liebt mich! Schon habe ich ihren so festen Entschluß bekämpft, in ein Kloster der barmherzigen Schwestern zu gehen; sie ist der Welt erhalten, sie wird für mich leben! Noch gestand mir ihr Mund nicht, daß sie mich liebt, aber jeder Blick dieser göttlichen Augen, ihre Freude bey meinem Kommen, ihr Bestreben mir in allem gefällig zu seyn, verräth es mir zu deutlich, daß ich ihr nicht gleichgültig bin.

Im Arme der Freundschaft, unter den Gefühlen der innigsten und reinsten Liebe blüht jetzt ihr Leben wieder auf. Die Sehnsucht nach Amerika und dem theuern Vaterlande dämmert als geheime Ahnung zukünftigen Glücks wieder in ihrer Seele empor. Sie äußerte den Wunsch, da St. Domingo ihr noch immer wegen des Aufstandes der Neger unzugänglich sey, sich zu Havannah niederzulassen, wo noch jetzt einige Verwandte ihres Vaters leben. Wenn sie meine Liebe, meine Hand nicht verschmäht, verlasse ich freudig Europa und mein Vaterland, um mit der Geliebten dort zu leben, wo es ihr gefällt, wo sie sich wohl und heimisch fühlt; nur wo ihr Athem weht, ist meine Heimath.

Minna an Amalie.

Lange habe ich dir nicht geschrieben, meine glückliche, geliebte Amalie, indem ich durch meinen Brief einen Mißlaut in deinen reinen Freudenhimmel zu bringen fürchtete; jetzt sollen einige freundliche Worte dir sagen, daß ich dich unaussprechlich liebe, und mich deines Glückes wie des eigenen freue. So hast du nun einem edlen Manne deine Hand gereicht, und dein Leben hat sich eine so schöne und erfreuliche Richtung genommen.

Auch meine Julie wird bald das väterliche Haus verlassen, um einem geliebten Gatten in die Fremde zu folgen. Ich habe meine Mutter beredet, mit mir aufs Land zu ziehen; ihre Gesundheit und Regsamkeit erliegen endlich der Macht des Schicksals, und dem herannahenden Alter, daß Ruhe für sie wünschenswerth wird. Mir ist durch ihr Erkranken der richtige und würdige Standpunkt in der Welt angewiesen, der der liebenden Tochter, die ihre Zeit und ihre Pflichten freudig der treuen Pflegerinn ihrer Kindheit weihet. Was aus mir werden wird, wenn mir der Tod diese raubt, und ich gar keinen Lebenszweck mehr habe, weiß ich nicht; aber es scheint mir die Ahnung in der Seele aufzudämmern, daß deine, oder Juliens Kinder mich trösten werden. Wenn auch diese Hoffnung trügerisch wäre, so wird Gott für mich sorgen, wie ich fest und vertrauend hoffe. Nach und nach fängt Manches an, mich wieder zu erfreuen; ich kann zeichnen, lesen, dichten, aber mit der Musik will es nicht gelingen; die Töne regen mich allzuschmerzlich auf.

Seit Eduards Tode ist unsre Handlung, die meine Mutter selbst nach dem Hintritte meines seligen Vaters mit großem Glücke fortsetzte, aufgegeben. Ein Theil unsers Vermögens ist dadurch verloren gegangen, es bleibt uns indeß genug, um auf unserm Landhause anständig leben zu können. Ich kann es dir nicht bergen, theure Amalie, daß das andre Geschlecht mir jetzt minder groß und herrlich erscheint, seit Edmund nicht in der Prüfung bestand; wo er fiel, wer wird da stehen, und diese Überzeugung läßt mir das ganze Geschlecht in einem ungünstigern Lichte erscheinen, als zuvor. Nur die Frauen sind treu und lieben das ewig, was sie einmal wahrhaft liebten.

Nur wenige Worte wollte ich dir heute schreiben, meine geliebte Freundin, und siehe, wie immer, ist ein langer Brief daraus geworden. Einen Gruß an deinen Gatten, der diesen Brief kaum lesen darf, weil sein Geschlecht von mir darin getadelt wird; er wird es dir schon bedeuten, wenn er ihn liest, daß ich sehr Unrecht habe. Lebe wohl, und vergiß in deinem Glücke deine Minna nicht!

Edmund an Wilhelm.

Cadix.

Olivia ist meine Gattinn, das Schicksal kann kein irdisches Gut zu meinem Glücke hinzufügen. Selbst der Gedanke an Minna vermag nicht mein Glück zu trüben, Olivia ist zu sehr eine Gabe des Himmels, als daß ich glauben könnte, von diesem mit ihr beglückt worden zu seyn, wenn ich ein Verbrecher wäre. Das Schiff liegt im Hafen und wird die Anker lichten, sobald wir am Bord sind. Ade, Vaterland und Heimath! Ade, ihr theuren geliebten Freunde! Der jugendlichen Welt eile ich voll Lebenshoffnungen zu.

Edmund an Wilhelm.

Im Hafen von der Havannah.

Mit einem Schrey der Freude begrüßte Olivia die neue Welt, auch ich wollte mich ihrer Heimath als der meinen freuen; ich sagte zu ihr: Hier ist das Ziel aller unserer Sehnsucht, unser Ruhepunkt auf Erden, meine Olivia! Das Wort ergriff mich seltsam, und ich mußte der beklemmendsten Ahnung eine Thräne weinen. O Wilhelm, wenn ich hier dem Klima erlage, das mir ungewohnt ist, wie Olivien das unsrige? Wenn das Glück für einen Sterb-

lichen zu groß gewesen wäre, das ich mir vom Himmel durch heißes Gebet errungen? Wenn es mich nach kurzer Frist tödtete? Mag es seyn! Ich will nicht rechten mit Gott, wenn er mir in wenig Monden den schäumenden Becher des Glücks zu leeren gab, den Andre in einem ganzen Menschenalter nur tropfenweise und unvermerkt schlürfen! Ich bin glücklich gewesen, unendlich glücklich, ich bin es noch, wenn Olivens Auge voll Bärtlichkeit auf mir ruht, wenn sie mich ihren Edmund, ihren Geliebten nennt; ich will keinen Maßstab an das Glück legen, das überschwenglich, wenn vielleicht auch kurz war. Das Boot liegt bereit uns ans Land zu setzen, Olivia eilt, ich muß schließen. Dein bis zum Tode.

Olivia an Cäcilia.

Insel Cuba, im Kloster der barmherzigen Schwestern.
Erbrich ihn nicht eilig, nicht freudig diesen Brief, Cäcilia; haucht dich denn nicht der eilige Tod daraus an? Edmund ist dahin; diese Arme umfingen ihn, als sich sein unsterblicher Geist der irdischen Hülle entschwang, nur wenige Monden durfte ich glücklich seyn! Das grausame klimatische Fieber, das nicht Jugend noch Schönheit verschont, daß sich oft, wie der verderbende Wetterstrahl, gerade an das Höchste wendet, hat ihn dahingerafft. Und ich, die ich hier an dich schreibe, dir mit anscheinender Ruhe das furchtbarste Ereigniß melde, was bin ich denn noch als ein wandelnder Schatten? Ist das fortan mein Leben, durch die düstern Gänge eines Klosters zu schleichen, oder vor dem Todtenkopfe in der Zelle in fruchtlosen Gebeten und Thränen zu ringen?

Mir, nur mir wollte das Leben nichts geben; es haßte mich! Der Entfagung wurde ich geweiht, als ich das Mutter-Anflitz zuerst anlächelte; so war mein ganzes Leben nichts als harte Entfagung!

Mit dieser Hand mußte ich das brechende Auge Edmunds zudrücken, an diesem Herzen erbleichte die süße Knospe Rosalie, ach, und Martinez, den ich kindlich liebte, Eduard, der mir den ersten heiligen Jugendtraum der Liebe verlieh, die theuren Ältern, sanken sie mir nicht schon Alle dahin? Staub wird, was ich liebe, Staub ward, was ich vertrauend und selig umfing!

Heute werde ich zwey und zwanzig Jahr alt; und keine, keine Hoffnung mehr für das Leben, keinen Wunsch mehr für die Zukunft, kaum eine Thräne nach so namenloser Verarmung? Ich habe an diesem Tage mein Gelübde abgelegt; die barmherzigen Schwestern, ein frommer schöner Verein, der sich dem Wohlthun, der liebevollen Pflege aller Unglücklichen weihet, haben mich aufgenommen. Meine Güter habe ich theils dem Kloster geschenkt, theils zu milden Stiftungen verwendet; diese Einrichtungen waren mein letztes Geschäft in der Welt. Fortan bedarf ich nichts, als einer Ruhestätte, um weinen, ringen und beten zu können, ohne der Neugierde Preis gegeben zu seyn?

Als ich das Leben erblickte, weihte mich meine Mutter dem Kloster, bestimmte mich für den Orden, zu dem mich jetzt der Himmel führte; wer vermöchte hier nicht die Hand des Schicksals zu sehen? Edler frommer Martinez, es war ein fruchtloser Versuch, ein Geschöpf dem Leben, der Freude, der Welt erhalten zu wollen, dem das Geschick eine düstre Zelle, einen Todtenkopf und die Entfagung jeglichen Erdenglücks bestimmt hatte!

Freylich stehe ich nun wieder auf dem mir angewiesenen Plage, aber welche Thränen flossen der Rückkehr zu demselben, über wie viele Leichname führte der schaudervolle Weg! Leb wohl Beglückte! Genieß deines Daseyns Wonnen in ungetrübttem Frieden, und nähre die Hoffnung, daß deiner Olivia vielleicht in dem Gedanken Ruhe werden wird, alle Pflichten der Aufopferung und Hingebung für andre Leidende mit Strenge und Freudigkeit zu erfüllen! Wo nicht, so wird doch einst die kühle Erde mich mit meinen Geliebten vereinigen und mir die hier versagte Ruhe gewähren!

C h a r a d e.

Von Carl August Glaser.

I.

In der heißen Zone lebet,
Was die erste Sylbe nennt,
Und der Muthigste erbebet,
Wenn des Thieres Grimm entbrennt;
Nichts bezähmet seine Wuth,
Als des Feindes strömend Blut.

Auch des Menschen böse Zweyte
Scheue wie das wilde Thier;
Wird dein Ganzes ihm zur Beute,
Folgen Haß und Abscheu dir;
Was der Welt verborgen war,
Wird durchs Zweyte offenbar.

II.

Gleich dem hochfüß'gen Fabelgott der Alten,
Des Namen dir die erste Sylbe sagt,
Ward in der Nähe hübscher weiblicher Gestalten
Ein Stutzer auch von Liebesbrunst geplagt.
Die Schöne, die der Seladon mit Seufzern quälte,
Ein Weibchen war's, das endlich sich erbitten ließ,
Indem ihr Mann, der wie die zweyte und dritte hieß,
Der Jahre längst ein halbes Hundert zählte.
Doch dem mißfiel der Tausch, er zog die Stirne kraus,
Schalt treulos seine Frau, allein die lacht ihn aus.
„Du glaubst mich feig?“ zürnt er, „wohlan so sollst du sehn,
Daß ich das Letzte bin (hier griff er nach Pistolen),
Dein sauberer Galan muß mir jetzt Rede stehn,
Und ohne Gnade soll ihn dann der Teufel holen.“
Doch die behende Frau erfaßt mit schnellem Rücken
(O. Schmach dem Ehemann) die ersten dreyn,
Und er empfindet sie im Nu auf seinem Rücken.
Der Lärmen zieht die Nachbarschaft herben,
Ihr gibt der schwache Mann von seinen Leiden Kunde,
Doch statt ihm beizustehen oder zu beklagen,
Beeifert jeder sich, mit höhn'schem Munde
Ihn mit dem Ganzen, das ein Schimpfwort ist, zu plagen.

III.

Die Erste fliehet im fernen Norden
Durch eines mächt'gen Herrschers Land;
An ihren ausgedehnten Borden
Verweilen rauhe Völkerhorden,
In Künsten fremd, doch kampfgewandt.

Und wo des Ganzen Fluthen wallen,
Kann man die Zweyte grünen sehn:
Wie reizend ist in ihren Hallen,
Beym süßen Lied der Nachtigallen,
An Liebchens Hand sich zu ergehn!

Das Ganze fluthet schiffbeladen,
Der Handel blüht an seinem Strand;
Die Trauben reifen und die Saaten,
Die Kunst ist heim an den Gestaden —
Genug, es strömt durchs Vaterland.

IV.

Wenn das ostersehnte Ganze
Noch die blüh'nde Erste ist,
Schwingts der Jüngling froh im Tanze
Und es wird mit Lust geküßt:

Dann, geschmückt mit einem Kranze,
Führt das Ganze er nach Haus,
Und bey Lunens Zauberglanze
Wird die letzte Sylbe draus.

S k i z z e n a u s P a r i s .

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Die Lampe merveilleuse, von Nicolo und Etienne, soll, sagt man fortwährend, die erste neue Vorstellung auf diesem Theater seyn. Sie wird fleißig probirt. Mlle. Leroux, eine unverwüßliche Bruststimme, mit vieler musikalischen Fertigkeit begabt, in welcher sich der äußere Aufwand der Kehle mit einigen lobenswerthen Gefühlsintentionen vereinigt zeigt, ist unstreitig unter dem jungen Anwuchse, durch den die ausgehenden Stämme des baldigsten ersetzt werden müssen, die vielversprechendste Erscheinung. Mad. Fay, die Mutter der kleinen Léontine Fay, auf dem Gymnase dramatique, meines Bedünkens in Frankreich die erste Vestalin (ich meine in der Oper gleiches Namens), ist verabschiedet worden. Die Zulässigkeit einer Sängerin auf dem großen Operntheater wird, wenn auch nicht erwogen und ermessen, doch gewogen und gemessen, die Kehle auf einer Stimmwage, und das Spiel in einem Actionenmesser. Können die Lungen die, mit einem namhaften Gewichte versehene, Wagschale nicht zum Sinken bringen, und die ausgespreizten Arme nach links und rechts und hinten und vorn nicht die bestimmte Breite erreichen; so fehlt dem Subjecte das gehörige Maß und es wird nicht angenommen. In diesem Falle hat sich Mad. Fay befunden. Ohgleich die große Oper einem Polypen gleicht, der sich den Kopf abschneiden läßt und doch fortlebt (ich verstehe unter diesem Kopfe den Gesang, keineswegs negativ den Chef (caput) derselben, nämlich den Hrn. Viotti); so würde dennoch der Verlust der Füße den Tod des ganzen Körpers nach sich ziehen. Einen großen Behen hat sie freylich eingebüßt, weshalb sie bereits ein wenig hinkt; auch der zweyte (die große Oper besitzt einen männlichen und einen weiblichen großen Behen) wäre bey nahe verloren gegangen. Ohne Metapher: Albert, unstreitig der classischste

Tänzer, den die große Oper aufzuweisen hat, hat sich (einige sagen, weil man ihm die dritte Balletmeisterstelle *) verweigert, andere, es sey aus Eifersucht über den Luftspringer **) Paul geschehen) in London engagirt, und Mlle. Noblet, die schönste Tänzerin der großen Oper, welche ihre Kunst nicht sowohl an der Scene, als vielmehr am Ganges, erlernt zu haben scheint, wäre um ein Haarbreit von einem englischen Bewunderer, der seinen Geschmack in Hindostan gebildet hat, engagirt worden. Die unbedeutende Differenz von eintausend Pfund Sterling hat die Unterhandlung zerschlagen und Mlle. Noblet ist nach Paris zurückgekehrt. Über den allgemeinen Zustand der großen Oper verbreiten sich die sonderbarsten Gerüchte im großen Publicum. Ich selbst habe schon vor längerer Zeit in der Leipziger mus. Zeit. die Vermuthung geäußert, die sich damals nur auf sehr allgemeine Wesentlichkeiten stützte, jezt aber durch directe Andeutungen, wenn auch keine positive Gewissheit, doch die höchste Wahrscheinlichkeit, erhält, daß man über kurz oder lang die französische große Oper d. h. den Gesang derselben ganz eingehen, und an deren Stelle die italienische komische Oper treten lassen werde. Mehrere Umstände vereintgen sich, eine solche Maßregel als evident voraussetzen zu dürfen. Es ist bekannt, daß die Natur der großen Oper sowohl, als das Herkommen, den Sängern derselben den eigentlichen Gesang unterzagen, und statt dessen die bloße declamatorisch-rhetorische, ich möchte fast sagen, die prosodische Recitation erforderlich machen. Da letzterer nur Verstandes-, keineswegs gemüthlichen Intentionen eigen seyn können, so darf und muß sich der Gesang auf dem großen Operntheater mehr durch Extensivität, als durch Intensivität, zu äußern suchen, das heißt (ohne ironische Anspielung sey es diesmal gesagt) mehr oder weniger Geschrey werden, wie der öffentliche Redner, wenn er materiell und logisch gehörig verstanden werden will, sich zu immer stärkerer Auftragung der Stimme gezwungen sieht. Die Sänger der großen Oper können von dieser Gesangsweise nicht abweichen, ohne sich, wie es Mad. Fay bereits begegnet ist, dem Tadel des Publicums Preis zu stellen, oder ihm wohl gänzlich zu mißfallen. Worüber aber dieses Publicum in der großen Oper sein Verdammungsurtheil ausspricht, das eben verursacht ihm, höchst consequenter Weise, auf dem italienischen Theater ein großes Vergnügen. Das Wohlgefallen am italienischen Gesange hat seit den letzten drey Jahren beträchtlich zugenommen, während die bloße Gewohnheit, mit welcher man die französische Opernrecitation herkömmlich anzuhören pflegt, in demselben Maße immer mehr vermindert worden ist. Nichts desto weniger dient gerade der Gegensatz, in welchem letztere mit dem italienischen Gesange steht, nur zu immer ernsterer Aufrechthaltung derselben, so wie für die Unverletzbarkeit gewisser verjährter Begriffe oder Vorurtheile um so eifriger gestritten wird, je weniger den Leuten innerlich an denselben gelegen ist. Der Kampf zwischen den Sängern der großen und der italienischen Oper wird von Tage zu Tage ungleicher, ja, der Zeitpunkt ist bereits gekommen, wo erstere gänzlich unterliegen würden, wenn sie nicht durch ihr Ballet immer neue Unterstützung erhielten. Ließe sich wirklich mit der Zeit die französische Oper durch die italienische ersetzen und spielte letztere alsdann, mit dem französischen Ballete vereinigt, alle Tage; so würden, wie die Sachen jezt stehen, die Einnahmen die Ausgaben decken und das Gouvernement jährlich mehrere hunderttausend Franken sparen. Das Übergewicht, welches das italienische Theater über die große Oper, ja sogar über das Theater Feydeau, erhält, wird um so bedeutender, seit sich mehrere Mitglieder desselben den Ruf verdienstvoller

*) Die Administration der großen Oper hat indirect durch die Journale gerade das Gegentheil von dieser Behauptung erklären lassen und angezeigt, Albert habe sich hartnäckig geweigert, diese Stelle anzunehmen. Aus diesem doppelten Widerspruche ergibt sich wenigstens eine einfache Wahrheit: Albert hat entweder verlanget, oder sich geweigert, dritter Balletmeister zu werden. Das ist genug, um die Frage aufzuwerfen: In welchem Verhältnisse steht der eigentliche dritte Balletmeister, Hr. Rumer, mit der großen Oper?

**) So gefällt es mir, den Beynamen (l'aérien), welchen man diesem Tänzer gegeben hat, zu übersetzen. Ich verwahre mich eben so sehr gegen jeden unrichtigen Sinn, in welchem man diesen Ausdruck nehmen, als gegen das ungünstige Licht, welches dadurch über das wirklich erstaunungswürdige Talent Paul's verbreitet werden dürfte.

Schauspieler, gleichviel, ob zu erschleichen oder wirklich zu verdienen gewünscht haben, ein Verdienst, welches ihnen, eben weil es so selten ist, das hiesige französische Publicum doppelt hoch anrechnet. Garcia wird als Don Juan, Almaviva und Otello; Pellegrini als Figaro und verrückter Uberto, besonders aber Mad. Pasta als Donna Anna, Komco und Desdemona, den Schauspielern des ersten französischen Theaters an die Seite gestellt. So verbreitet sich das Gerücht von einer bevorstehenden Verschmelzung des italienischen Theaters mit der großen Oper immer mehr im Publicum; ja, einige meinen sogar, der erste Schritt zu derselben werde nächstens durch die Aufführung der Rossinischen *Gazza ladra*, welche die Administration der Mad. Mainvielle-Fodor bey'm Benefiz bewilligt hat, nächstens auf dem großen Operntheater gethan werden. Einmal auf diesem Theater einheimisch geworden, werde diese Oper, meint man, daselbst verbleiben und somit die erste Bahn zur Ausführung des besagten Plans gebrochen werden. Die theatralischen Politiker gehen noch weiter: will man ihrer Versicherung Glauben bey'messen, so ist der Bassist Galli, der in der *Gazza ladra* debütiren wird, zu der Forderung veranlaßt worden, unter dem Vorwande, es sey ihm unmöglich, den Umfang und die Stärke seiner Stimme auf dem kleinen Theater Louvois zu entwickeln, zum ersten Male auf dem großen Operntheater auftreten zu dürfen. Gleichviel, ob der Plan, von dem hier die Rede ist, entweder schon wirklich entworfen ist, oder zur Zeit noch als ein bloßes bewußtloses Embryon in den Köpfen der Behörde begraben liegt und des Augenblicks harret, wo er an's Licht des Wasserstoffgases, mit welchem die große Oper erleuchtet werden soll, treten wird, die ungemeine Gunst, welche in diesem Augenblicke das italienische Theater bey'm Publicum genießt, leistet jenem Plane großen Vorschub. Ich zeige mit Vergnügen an, daß das wolken Organ der Mad. Pasta, dessen ich in meinen vorigen Skizzen als ihrem Beyfalle höchst nachtheilig erwähnt habe, einiger Maßen verschwunden zu seyn scheint, und so fährt, wie ich aus den Journalen und vom Hörensagen vernehme, der Rossinische *Otello* fort, furor zu machen, und zwar im eigentlichen Verstande, denn neulich hätte der bekannte Meloman, der rechts auf der ersten Gallerie sitzt, die Logenschließerin, die unglücklicher Weise während, ich weiß nicht, welches von ihm besonders geliebten Musikstücks, die Thüre hatte knarren lassen, Angesichts des ganzen Publicums erschlagen, wäre er nicht durch die Bemerkung der Umstehenden, dieser Mord könne die Rossinischen Werke vom italienischen Theater verbannen, auf der Stelle wieder sanft wie ein Lamm geworden, doch nicht ohne vorher der Schließerin zugerufen zu haben: *C'est au grand Rossini *) que tu dois ta vie, créature anti-musicale; tu ne lui dois pas grand'chose, mais c'est égal; remercie-le toujours.* Dieß gesagt, lehnt er sich wieder nach vorwärts und fährt fort, den Dreyvierteltact wie Vierteltact zu schlagen. Auch der *Barbier von Sevilien* zieht fortwährend das Publicum herbey, selbst — wenn Dem. Cinti die Rosine singt. Mozart muß nur dem Hrn. Rossini zum Double dienen, wenn sich dieser einmal ausruhen will, und da ereignet es sich, daß (welches nicht immer der Fall ist) der Double eben so gern gesehen wird, als der Chef d'emploi. Verzweifeln wir daher nicht: jedem wird noch einst sein Recht widerfahren. Die verrückte Befehung des D. Juan dauert fort: Mad. Mainvielle-Fodor macht aus Zerlino eine Donna Elvira, und Dem. Cinti aus der Donna Elvira eine Zerlino. Das Ausgleichungssystem des Hrn.

*) Über die Quantität dieses Namens (nicht über die des Componisten, die ist bey Freund und Feind, obgleich in einem verschiedenen Sinne, unbestritten) erhebt sich jetzt ein wichtiger Streit: muß man *Rossini* oder *Rossini* sagen, that is the question! Die Puristen, das heißt diejenigen, die von vorn oder von hinten den Krieg in Italien mitgemacht haben, schreyen Zeter über die Barbaren, welche den Namen nach französischer Art, das heißt, *Rossini*, aussprechen, dagegen lehnt sich der Daktylus, vermöge dessen diesem Componisten gleichsam das französische Bürgerrecht zugestanden wird, zur Ehre anrechnen und ihrer Seite den Gegnern ihren unpatriotischen Amphibrachys als Schande vorwerfen. Ich werde mich wohl hüten, Partey in dieser Sache zu nehmen: wie Eheleute vom hitzigsten Kampfe ablassen und ihre Waffen gegen den Friedensstifter kehren, der sich unbesorgen für den einen oder den andern von ihnen erklären will; so möchte es mir in diesem Falle mit den Rossinisten ergehen. Mögen sie daher *Rossini* oder *Rossini* sagen: sie haben immer nichts gesagt.

Alais bewährt sich also auch hier, und wenn sich das Publicum dennoch unzufrieden zeigt, tant pis pour lui: sind doch Donna Elvira und Zerline da. Man suche sie nur, wo sie sind, und nicht, wo sie seyn sollten. Neu gegeben ist: Romeo e Giulietta von Zingarelli, Was Gutes oder Schlechtes an dieser berühmten Musik ist, will ich nicht verrathen; wer vermag in einem solchen italienischen Salmagundi was Fleisch, was Häring, was Zwiebel, was Öl, was Essig oder Pfeffer ist, zu unterscheiden? Den Pökel- (Pickel-) Häring glaube ich erkannt zu haben, das ist der Hr. Paer, der jetzt nie mehr in einem rechtlichen und ernstern Kleide, sondern stets in einer aus tausend Lumpen zusammengesetzten Jacke einherzugehen pflegt. Mit dem Dolce far niente gelingt es dem Hrn. Paer über alle Massen. Man verstehe mich recht; ich sage: Niente. Mad. Pasta hat den Romeo gespielt. Ich wünschte, die Schauspielkunst gleiche der Uhrmacherey, wo man um ein Uhrmacher zu seyn, nicht nur alle einzelne Stücke, welche die Uhr bilden, besitzen, sondern diese auch gehörig zusammenzusetzen verstehen muß. Der Mad. Pasta stehen alle Materialien zu einer ernstern, ja tragischen Schauspielerey zu Gebote, diese Materialien sind selbst schon gehörig behauen; aber in der Construction ergeben sich große Mißgriffe. Daß das Publicum eher das regelmäßige Picken einer Uhr, als das regelmäßige Leben einer dramatischen Person wahrnehmen kann, darin liegt die Ursache, daß wir weit mehr große Uhrmacher, als große Schauspieler besitzen, und daß Mad. Pasta für eine große Tragikerin gehalten wird. Spaß bey Seite: Mad. Pasta besitzt in der That große Anlagen; aber der Verstand fehlt ihr. Dieser kommt, wie das Sprichwort sagt: nicht vor den Jahren, und Mad. Pasta ist noch sehr jung. Ihre Sargscene hat mich in Erstaunen gesetzt; es ist ihr hier fast das Höchste gelungen, nämlich das dreifache Gefühl des körperlichen und des moralischen Schmerzens und des freudigen Erstaunens über Guilia's Leben, in ein einziges zu verschmelzen, und ohne Flachheit ohne Grimace darzustellen. Mlle. Naldi hat die Giulia dargestellt. Diese junge Sängerey ist ein Conterfey von der Mlle. Cinti, eben so schön, aber auch eben so apatich, als diese. Auch ihre Stimmen und Actionen gleichen sich; erstere klingen, wie Perlen, die von der Treppe fallen; und letztere sind, was ein Modepüppchen vor einem Toilettenspiegel davon einlernen kann. Aber Mlle. Naldi besitzt einen bedeutenden Vorzug vor Mlle. Cinti; ihr Vater hat vor zwey Jahren durch den ökonomischen Suppentopf des Hrn. Garcia sein Leben eingebüßt. Nun sucht das Publicum an der Tochter gut zu machen, was der holzersparende Sänger dem Vater Leides zugefügt hat. Das zeigt von einem guten Herzen, obgleich von schlechtem Geschmacke. Doch will ich gerecht gegen Mlle. Naldi seyn; sie hat über alle meine Erwartung, die freylich nicht sehr groß war, die Susanne in Figaros Hochzeit gespielt.

(Die Fortsetzung folgt)

*) Hätte ich vor der Erscheinung meiner Schauspielerstudien, in welchen, S. 109, im zwölften Capitel von den Doppelcharacteren gehandelt wird, Mlle. Pasta als Romeo gesehen; ich würde wahrscheinlich veranlaßt worden seyn, auch der Doppelgefühle darin Erwähnung zu thun. Stände nicht, bey der bekannten Gleichgültigkeit der deutschen Schauspieler gegen alle theoretische Studien ihrer Kunst, den Schauspielerstudien dasselbe Schicksal bevor, welches schon Böttigers Entwicklung des Ifflandschen Spiels, Ifflands Fragmente über Menschenendarstellung, Einsiedels Versuch über die Schauspielkunst, ja, sogar Engels Mimik zu Theile geworden ist; ich würde es nicht unterlassen bey einer zweiten Auflage, jene höchst wichtige Materie nachzuholen.

Auflösung der Charaden im vorigen Blatte: I. Schneeglöckchen. II. Heimweh.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 7. Februar 1822.

17

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

P u z z o l i *).

Unter den Städten, welche im Umkreis von Neapel das Alterthum überlebt haben, verdient Puzzoli einer vorzüglichen Erwähnung. So unansehnlich, ja schmutzig, sie heut zu Tage dem Fremden erscheint, so prachtvoll war sie, als sie den griechischen Namen Dikaiarchia, oder den spätern römischen Puteoli trug. Wenn wir annehmen, daß die hier angestellten römischen Colonisten das Wort Puteal, welches einen Gerichtshof bezeichnete, in Puteoli verunstaltet haben, so brauchen wir die Ableitung dieses Namens nicht gleich andern Etymologen in der großen Zahl der hier gegrabenen Brunnen (putei) oder in dem Gestank (putor) der Schwefelwässer zu suchen; wir finden dessen Deutung übereinstimmend mit dem griechischen Dikaiarchia, womit gleichfalls der Sitz einer Gerichtsbehörde ausgesprochen worden. Unter diesem Namen war diese Stadt bis zu Hannibals Zeiten bekannt. Hierher ward unter dem Commando des M. Fabius im Jahr 537 nach Erbauung Roms die erste römische Colonie geführt, um diesen wichtigen Platz gegen die Unternehmungen der Carthaginenser in Sicherheit zu setzen. Wahrscheinlich ward um diese Zeit die griechische Benennung in die lateinische ungeändert. Anfänglich eine Schiffswerfte der Sumaner, bemächtigten sich um das Jahr 232 röm. Zeitrechnung die Völker der Insel Samos dieses Places, als sie der Tyranney des Polikrates entflohen. Später gestaltete sich derselbe in einen Freystaat um, bis er von den Römern unterjocht wurde, die 22 Jahre nach der ersten Colonie eine zweyte hieher führten.

Als ein Freyhafen für alle Nationen verschaffte sich diese Seestadt durch einen ausgebreiteten Handel bald eine solche Berühmtheit, daß sie häufig Klein-Delos genannt wurde. Noch finden sich unbezweifelte Beweise von dem großen Verkehr, welchen die Phönizier und Alexandriner hier getrieben.

*) Der Verf. dieses Aufsatzes schreibt durchaus Puzzoli. Ohne mit demselben rechten zu wollen, haben wir geglaubt, statt dessen die gewöhnlichere Benennung, welche Puzzoli ist, setzen zu müssen. D. Red.

Fünf und zwanzig durch Arcaden verbundene Pfeiler streckten sich 500 Schritt weit ins Meer, und umschlossen den einst so berühmten Puteolanschen Hafen. Noch heut zu Tage ragen dreyzehn dieser Kolosse über die Wellen hervor, und trotzen der Wuth derselben. Diese Pfeiler dienten den Einwohnern zu einem Lieblingsspaziergang, wie uns Seneca berichtet.

Von hier aus baute Caligula eine Schiffbrücke bis nach Baja, 3600 Schritt entfernt, auf welcher er seinen eingebildeten Triumphzug über Feinde feyerte, die er nie bekämpft, noch weniger beslegt hatte.

Die alte Stadt von bedeutendem Umfang lag größeren Theils auf der Anhöhe, und erstreckte sich bis zur Solfatara, wo die ehemalige Straße nach Neapel ihren Anfang nahm, die bis zum Jahre 1568 im Gebrauch gewesen ist. Ungefähr im Mittelpuncte der Stadt erhob sich das Amphitheater, das, gleich jenem des Vespasianus zu Rom, mit dem stolzen Namen Coliseum prangte. Fest und beynahe unbezwingbar waren die Mauern und Thürme, die sie umschlossen.

Nicht minder kostbar und bequem waren die Straßen, welche die Aufmerksamkeit der Kaisers Vespasianus und Septimius Severus auf sich zogen.

Von dieser Pracht sind nur noch Trümmer übrig, welche den weit ausgedehnten Umkreis bedecken. Die Einfälle der Barbaren, wiederholte Erdbeben, die Verheerungen der benachbarten Vulkane haben uns nichts als die Erinnerung und den Namen gelassen, unter welchem jetzt längst dem Meeresufer eine kleine schmutzige Stadt, mit ungefähr 6000 Seelen bevölkert, keinen Schatten ihrer vormaligen Größe mehr liefert. Einzelne Fischerkähne rudern im Hafen, wo vormals die Flotten aller Nationen ankerten. Ungefunde Luft verjagt in gewissen Jahreszeiten die wohlhabenderen Einwohner, und reißt die zurückbleibenden zum frühen Grabe.

Ehe wir die vorzüglichsten der hiesigen Denkmäler des Alterthums durchgehen, wenden wir uns zur Solfatara, an welche sich vor Zeiten östlich die alte Stadt Forum Vulcani gelehnt hat, und welche zu den Leukozeischen Hügeln und zu den Phlegräischen Feldern gehörte, auf denen Herkules seinen Kampf mit den Riesen bestand. Ein ovales Becken von 780' im längsten Durchmesser, von drey Seiten mit Kalkbergen umschlossen, der Boden an manchen Stellen glühend heiß, mit Schwefel bedeckt, wo häufig kleine Dampfwolken emporsteigen, läßt keinen Zweifel über, daß sich hier eine ziemlich dicke Lavadecke über einem fürchterlichen Abgrund befindet, aus dem in frühern Jahrhunderten, und vorzüglich im J. 1198 vulkanische Ausbrüche Puzzoli und die Umgegend verheert haben. Immer mehr neigt sich dieser Vulkan zu seiner einstigen Erlöschung, durch welche die Decke zusammenstürzen, und der Kessel sich mit Wasser füllen dürfte. Eine ergiebige Schwefel- und Alaunfabrik beschäftigt hier eine Anzahl von Menschen, deren Loos in dieser furchtbaren Einsöde wahrlich nicht zu beneiden ist. Gleich außerhalb der nördlichen Seite mag ein Herkules-Tempel gestanden seyn, wie eine hier unter manchen Trümmern gefundene schöne Steinschrift vermuthen läßt.

In dem nicht weit davon entfernten Capuziner-Kloster wird der Stein aufbewahrt, auf welchem der heilige Januarius enthauptet worden. Die darauf befindlichen Blutstropfen beginnen zu schmelzen, wenn das Blut dieses Heiligen in Neapel durch öffentliche Gebete zur Flüssigwerdung gebracht worden ist.

Viele alte Gräber ziehen sich südlich am Abhange des Hügels hin. Einige davon sind zerstört, andere ziemlich erhalten. Von letztern werden manche kostbare Sarkophage im königl. Museum zu Neapel aufbewahrt.

Wir sehen unsern Weg auf der nordöstlichen Seite fort, und gelangen zu den Resten jener großen Wasserleitung, durch welche nicht nur Puzzoli, sondern auch der große Wasserbehälter zu Bajä, unter dem Namen Piscina mirabile bekannt, mit Wasser versehen wurde. Ein ebenfalls prächtiger Behälter, 76 Schritt lang, und 18 Schritt breit, mit einem Gewölbe auf 36 Pfeilern in drey Reihen ruhend, gehört zu den wohlhaltensten Überbleibseln des Alterthums in dieser Gegend. Von hier rechts lenkend, betritt man die Via Campana, und gelangt zu dem Puteolanischen Amphitheater, dessen jetziger Umfang mit Weingärten umgeben ist, welche die massive äußere Einfassung kaum sichtbar werden lassen. Nur ein kleiner Theil des untern gewölbten Ganges hat sich erhalten. Hier sieht man die jetzt in eine Capelle verwandelte Kammer, worin man den heiligen Januarius, Bischof von Benevent, unter Kaiser Diocletian eingekerkert hatte. Als dieser Heilige den wilden Thieren vorgeworfen werden sollte, fügten ihm diese nicht allein kein Leides zu, sondern schmiegeten sich auch sanftmüthig an seine Knie an. Mehr als 5000 Zuschauer traten nach diesem Wunder zum christlichen Glauben. Darüber erzürnt, ließ Elmotheus, des Kaisers Statthalter, den Bischof hinrichten.

Man hat in den Ruinen dieses prächtigen Gebäudes drey über einander fortlaufende Gänge erkannt, von denen der erste, mit 14 Sitzreihen, für die Vornehmen, der zweyte mit 25 für die Bürger, und endlich der dritte, wie gewöhnlich, für das weibliche Geschlecht und die unterste Volksklasse bestimmt gewesen ist. Die Länge der Arena beträgt 174', die Breite 120', im ganzen Gebäude dürften etwa 25000 Menschen Platz gefunden haben. Pappeln, mit Weinreben umschlingelt, heben sich jetzt in üppiger Fülle aus demselben Boden empor, auf dem einst, dem Augustus zu Ehren, die prachtvollsten Kampfspiele gegeben wurden. Wie groß der Zulauf zu denselben gewesen seyn müsse, erhellt aus der Unordnung, welche sehr häufig dabey Statt gefunden, und welche einstens so groß war, daß selbst den römischen Senatoren nicht die gebührende Ehrfurcht gezeigt wurde, weshalb der Kaiser die Verordnung ergehen ließ, jedem Range solle ein eigener Eingang angewiesen werden. Einen andern Vorfall, der sich in diesem Amphitheater unter Nero ereignete, erzählt die Geschichte: der armenische König Teridates, zu dessen Empfange ein großes Thiergefecht darin veranstaltet worden war, überraschte denselben so sehr, daß er, zum Beweise seiner Geschicklichkeit und Körperstärke, vom Podium aus zwey wilde Stiere auf einen Schuß erlegte.

Unter solchen Erinnerungen an die Vorzeit schreitet man auf dem alten Pflaster der Via Campana andern Trümmern entgegen, die neue Genüsse gewähren. Ein Tempel der Diana zur Rechten, und einer des Neptun zur Linken ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ersterer, inwendig in runder Form, wird durch große Bögen in seinem Gemäuer gestützt. Von der vierseitigen Wand, mit welcher er vormals umschlossen, sind jetzt nur noch ein Paar große Stücke übrig, deren Bauart, wie überhaupt die der meisten alten Mauern in hiesiger Gegend, aus kleinen, wohl geordneten Pflastersteinen besteht. Hier soll eine Statue 15' hoch, mit großen Flügeln an den Schultern,

zur rechten Seite ein Löwe, zur linken ein Pantherthier gefunden worden seyn. Im Innern war der Tempel mit korinthischen Säulen geziert, welche jetzt nicht mehr vorhanden sind.

Bedeutende Überreste von Mauern und Bögen bezeichnen, auf der entgegengesetzten Seite, mit der Aussicht gegen Bausi, den Neptunus-Tempel. Man erkennt östlich den eigentlichen Tempel mit vielen Nischen und Fenstern, auf der Westseite aber einen großen Bogengang, denselben, unter welchem Cicero gegen Lucullus, das epikuräische Lehrgebäude bestreitend, über die Täuschung der Sinne disputirte.

Dieser Tempel genoss bey den Alten einer großen Verehrung, da Puzzoli, eine See- und Handelsstadt, vorzüglich des Schutzes Neptuns bedürftig war. Unter diesen Mauern opferten Augustus, als er sich zum Kampf gegen Sextus Pompejus in Puteoli einschiffte, und Caligula, bevor er sich zu dem unglücklichen Triumphzug anschickte, womit er seine geträumten Siege über die Dacier, Parther und Britannier feyern wollte.

Bis hieher dehnte sich die alte Stadt aus; hier wandte sich die Via Campana rechts nach Capua, wo sie sich mit der Via Appia vereinigte. An ihr befinden sich auf beyden Seiten Grabmäler, in denen Aschenkrüge, Statuen, Gemälde, Leichen-Inschriften u. d. gl. gefunden worden. Manche dieser Mausoleen sind zwey Stock hoch, und sind mit einer oder zwey Reihen Nischen versehen, in welche die Urnen gestellt wurden. Hier werden hin und wieder noch vortreffliche Stucatur-Arbeiten gefunden.

Zu andern Grabmälern, in Form eines Tempels, steigt man über mehrere Stufen abwärts, und hier wird man durch Wandgemälde und mancherley Zierrathen angenehm überrascht. Jeder Schritt auf diesem Boden ist mit Überbleibseln aus dem vorigen Jahrtausende bezeichnet. Von hier wandert man links abwärts zu dem noch bewohnten Theil der Stadt, wo sich das schönste Denkmal derselben, der herrliche, selbst in der Zerstörung noch erhabene Serapis-Tempel befindet, dessen ausführliche Beschreibung bereits in diesen Blättern geliefert worden. Hier verlassen wir den äußern Umkreis der Stadt, um in dem Innern noch nach einigen Alterthümern zu forschen, die gleichfalls unser Interesse in Anspruch nehmen.

Auf dem sogenannten kleinem Plage angekommen, erblicken wir ein schönes marmornes Gestell, welches einst die sitzende Statue des Kaisers Tiberius getragen, die nirgends aufgefunden worden ist. Auf den vier Seiten dieses Piedestals bezeichnen vierzehn Figuren in Basrelief die vierzehn Städte Klein-Asiens, welche dieser Kaiser wieder aufbauen ließ, als sie durch ein schreckliches Erdbeben beynah ganz zerstört worden waren.

Durch enge winkelige Gassen steigen wir nun zur Domkirche, vormals ein dem Augustus geweihter Tempel, hinauf. Mehrere noch stehende ausgefehlte Säulen mit korinthischen Capitälern zeigen von der Pracht, durch welche er sich als einer der reichsten Tempel dieser Gegend, ganz von weißem Marmor erbaut, auszeichnete.

In diesem Stadtheile bis zum Thore, das nach Neapel führt, findet man eine große Menge alter Gemäuer, Fragmente von Inschriften, zerbrochene Säulen u. dgl. m., ein sonderbares Gemisch von Kennzeichen verschwundener Pracht und des gegenwärtigen Glendes. Nicht weit davon

stand ein Bacchus-Tempel, wie aus den hier gefundenen Inschriften vermuthet wird.

Jetzt steht hier ein sehr schönes Landhaus des Principe Cardito, in dessen Nähe sich zwey große Wasserbehälter befinden, deren einer rechts, 50 Schritt lang und 40 breit, durch elf starke Pfeiler gestützt, in einen Weinkeller umgeschaffen worden, auf dessen Wänden man ebenfalls jenen festen Anwurf gewahrt, der in der Piscina mirabile bewundert wird. Der zweyte Behälter, als Labyrinth des Dädalus bekannt, hat diesen Namen von seinen verworrenen Gängen und Kammern, die bey der darin herrschenden Finsterniß keine genaue Besichtigung gestatten. Wahrscheinlich waren diese beyden Souterrains mit einander verbunden; wenigstens berechtigen die Überbleibsel der zu ihnen leitenden Wasserrinne zu einer solchen Muthmaßung. Schöne Marmorstücke von Säulen und Statuen, die hler ausgegraben worden, deuten auf irgend ein großes, über diesen Behältern gestandenes Gebäude hin.

C h a r a d e.

Wenn der junge Tag im Osten grauet,
Glänzt die Erste purpurn am Azur;
Wenn der Abend Rührung niederthauet,
Siehst du rosig sie auf Hain und Flur;
Silbern blinzt sie, wenn der Mond vom blauen
Äthermeere sanft hernieder strahlt,
Aber oft erfüllt sie auch mit Grauen,
Bildend eine ferne Truggestalt.

Wer die Zweyte ist, sieht jene nimmer,
Die ihn oft entzückte, oft getäuscht;
Nicht mehr hascht er nach dem eitlem Flimmer,
Denn er fand, was jeder Müde heischt.
Doch wenn beyde sich zum Ganzen einen,
Aufert sich der Ersten Täuschungsmacht;
Ach! die Lieben, die den Freund beweinen,
Scheu'n die Zweyte; doch der Freund erwacht.

Carl August Claver.

S k i z z e n a u s P a r i s *).

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Das Theater Feydeau fährt fort, Emma oder das unbedacht same Versprechen, Oper in drey Aufzügen, Text von Planard, Musik von Auber, mit vielem Beyfalle zu geben. Gliche die Musik derjenigen der Bergère Châtelaine von demselben Componisten, so wäre die musikalische Welt um eine vortreffliche Oper reicher. Ich will versuchen, den verwickelsten, aber nichts desto weniger sehr deutlichen, Inhalt in wenigen Worten den Lesern vor Augen zu legen. Mad. Palmer, eine reiche

*) Es hätte schon früher angemerkt werden sollen, daß die Reihesfolger aller dieser, von Nr. 7 der Zeitschrift bis hierher geliefert, Skizzen schon im September vorigen Jahrs in Paris geschrieben, aber der Abdruck derselben, durch verspätetes Eintreffen des Manuscripts, um mehrere Monate verzögert worden ist.

D. Red.

Witwe, erfährt im Augenblicke, wo sie im Begriffe steht, dem Baron, einem äußerlich apathischen, innerlich aber nichts desto weniger sehr tiefführenden Manne, ihre Hand zu reichen, daß dieser jeden Abend heimlich in das Haus eines ihrer Nachbarn schleicht, der eine sehr schöne Nichte hat, von der der Baron stets mit großem Enthusiasmus gesprochen hat. Die scheinbare Untreue des Barons kränkt Mad. Palmer bis in's Innerste des Herzens: sie beschließt sich zu rächen. Der Hauptmann Edmont, der Sohn eines Gutsbesizers, mit welchem Mad. Palmer in Geschäftsverbindungen steht, hat in ihrem Hause Zutritt. Der Haushofmeister und das Kammernädchen der Mad. Palmer, welche beyde dem Baron nicht gewogen sind, suchen ihre Gebieterinn zu überreden, der Hauptmann bete sie an und sey bisher nur von ihrem Verhältnisse zum Baron abgehalten worden, ihr sein Herz und seine Hand zu Füßen zu legen; dem Hauptmann wird ein ähnliches Märchen in Betreff der Mad. Palmer aufgeheftet: beyde gehen in die Falle. Aber kaum ist der Heirathscontract unterschrieben, als dem Hauptmann, der ein edler Mann ist, die Verpflichtung auf's Herz fällt, die er gegen seine Cousine, ein schönes und tugendhaftes Landmädchen, die er vor seiner Abreise in die Residenz geliebt hat, eingegangen ist. Er faßt den Entschluß, sich auf der Stelle zu seinem Vater zu begeben und diesen, bey dem die Cousine lebt, um Beseitigung seines Verhältnisses mit dieser anzugehen. Der erste Act schließt. Im zweyten zeigt sich uns das Innere der Familie des Hauptmanns, welche in idyllischen Vorbereitungen zum Empfange des Hauptmanns begriffen ist; besonders kann die Cousine den Augenblick nicht erwarten, wo ihr der Geliebte in die Arme sinken wird. Dieser erscheint; von allen mit Freude und Jubel empfangen, steht er allein in Verzweiflung da und weiß nicht, ob er die Umarmungen der Cousine erwidern, oder von sich weisen soll. Der Vater, dem er in einer geheimen Unterredung sein Verhältniß mit Mad. Palmer entdeckt, stößt ihn als einen gefühllosen und wortbrüchigen Menschen von sich. Auf's Äußerste wird er gebracht, als Mad. Palmer, die ihren künftigen Gatten überraschen will, bey dem alten Raimond erscheint. Auch der Baron, dem der Schritt der Mad. Palmer hinterbracht worden ist, läßt nicht lange auf sich warten. Nun entsteht eine Situation von ungemein dramatischem Effecte: der Baron setzt Mad. Palmer, diese den Hauptmann, dieser den Vater (der nicht weiß, wie er die Untreue seines Sohns der Cousine verbergen soll), dieser die Cousine und diese wiederum den Hauptmann in die peinlichste Verlegenheit. Der Baron fordert in seiner gewöhnlichen stegmatischen Manier den Hauptmann, wird verwundet, plänselt Mad. Palmer in einer höchst ergeßlichen Scene, wo besonders die Worte: *Mais, Madame, il paroit que la passion du Capitaine est infiniment moins violente que vous voulez bien vous l'imaginer*, jedes Mal das allgermeinste Gelächter erregen, und das Stück hat auf eine Weise, wie sie sich die Leser von selbst denken können, ein erwünschtes Ende. Dieß das bloße Skelett eines Stücks, in welchem jede Scene ein unerwartetes und interessantes Ereigniß herbeiführt. Die Aufführung ist vortreflich; besonders spielt Paul den stegmatischen Baron auf eine höchst originelle, aber durchaus nicht caricirte Weise. Wollen die deutschen Sängereinen Beweis geben, daß sie auch Schauspieler sind, so fordere ich sie auf, aus der Emma, von einem erfahrenen und verständigen Componisten neu in Musik gesetzt, eine Lieblingsoper Deutschlands zu machen. Gelingt es ihnen damit nicht, dann mögen sie fortan nur in Concerten, aber nicht auf dem Theater, auftreten. Der Baron hat im Originale nicht viel zu singen; somit könnte diese Rolle von einem Schauspieler dargestellt werden. Außerdem sind noch gegeben: *Le jeune Oncle*, in einem Acte, Musik von Blangini, *Le Philosophe en voyage*, in drey Acten, Musik von Creube und Pradher, und *L'Habit retourné*, von einem Anfänger, Namens Marcotte. Der *jeune Onkel* enthält einige Musikstücke, die angenehm klingen, aber nichts desto weniger ohne Kraft und Saft und ohne alle Erfindung sind. Wer hätte geglaubt, daß Hr. Blangini, der vor Jahren Capellmeister zweyer großer und berühmter deutschen Orchester gewesen ist und der tragischen und komischen Opern zu Dutzenden aus dem Ermel geschüttelt hat, in Paris weniger Glück machen würde, als der erste beste Schüler, der sich hinter den Bänken des Conservatoriums hervor auf die Bretter des Theaters Feydeau schwingt? Was ich über den Philosophen auf Reisen und über das

umgewandte Kleid sagen könnte, würden im eigentlichen Verstande verlorne Worte seyn.

Das erste Théâtre-François rechtfertigt das Sprichwort: wer den Schaden hat, darf vor Spott nicht sorgen. Es hat sich in diesen Tagen ein Ereigniß in demselben begeben, welches in den Annalen der Pariser Theater bisher unerhört gewesen ist: die Schauspieler haben den *Légataire universel*, von Regnard, in fünf Acten, und die *École des Maris*, von Molière, in drey Acten, also *Summa Summarum* acht Acte, vor einem einzigen bezahlenden Zuschauer aufführen müssen. Da dieser Vorfall beweisen kann, in welcher Unterwürfigkeit die hiesigen Schauspieler gegen das Publicum gehalten werden, so will ich ihn ausführlicher erzählen. Als an dem Abende, wovon hier die Rede ist, um sieben Uhr (der gewöhnlichen Stunde des Anfangs in diesem Theater) nur ein einziger Zuschauer im Theater vorhanden ist, zögern die Schauspieler mit dem Beginnen, in der Hoffnung, es werden sich, wenn auch keine zahlende Personen, doch endlich „ihre Ältern, Freunde und Bekannte“ einfinden. Aber der einzelne Zuschauer wird über diese Bögerung eben so ungehalten, als wäre er ein ganzes großes Publicum: er pfeift, trommelt, pocht und schreyt: *La toile*. Eine halbe Stunde vergeht, und noch immer läßt der zweyte Zuschauer auf sich warten. Da glauben die Schauspieler, einen Entschluß fassen zu müssen. Einer derselben tritt hervor, macht die obligaten drey Verbeugungen und spricht: „Monsieur (denn des gewöhnlichen: Messieurs, konnte er sich nicht bedienen, da nur ein Zuschauer vorhanden war), l'indisposition subite d'un de nos camarades nous force de donner relâche: On rendra l'argent.“ Dies gesagt, macht er abermals drey Verbeugungen und will von hinnen gehen. Da tritt der Zuschauer auf die Bank, apostrophirt seiner Seite den Schauspieler und erklärt, keine Rücksicht auf der Welt werde ihn bewegen, eher das Theater zu verlassen, als bis er das angekündigte Schauspiel gesehen habe; er beruft sich zugleich auf das uralte Herkommen, vermöge dessen jedes Theater spielen muß, sobald die Thüren desselben geöffnet worden sind. Die Schauspieler, von ihren sämtlichen Theaterbedienten, den Gendarmen, Pompiers (dem militärischen Sprihencorps u. s. w.) unterstützt, lassen sich in Unterhandlungen mit dem Zuschauer ein; dieser aber zeigt sich taub gegen alle Zuredungen. Was sollen die Schauspieler machen? Sie sehen sich endlich genöthigt, nachzugeben und, wie schon oben gesagt, acht Acte für vier und vierzig *Sous* zu spielen. Dieser Vorfall ist während vier und zwanzig Stunden die Unterhaltung von ganz Paris gewesen. Neue Stücke sind auf diesem Theater nicht aufgeführt.

Vom zweyten Théâtre-François kann es mit Recht heißen: Die Pferde, welche den Hafer verdienen, bekommen ihn nicht. Dieß Theater gibt alle Monate ein neues Trauerspiel, alle vierzehn Tage ein drey- oder fünfactiges, und alle Wochen ein einactiges Lustspiel. Nichts desto weniger geberden sich die Pariser, wenn sie über die Brücken *) schreiten sollen, wie jene, welche das Meer fürchten, „weil es keine Balken hat:“ eine Reise nach dem *Odeon* ist eine Haupt- und Staatsaction, zu welcher sie sich nicht alle Tage aufgelegt fühlen. So werden daselbst Muttermord, Blutschande und alle übrigen altgriechischen Schandthaten, benebst den christlichen Tugenden des heiligen Ludwig IX., welche der unermüdete Hr. Lemercier verkündigt hat, vor wie nach im Verborgenen ausgeübt. Die Reise nach *Dieppe* wird wöchentlich ein Paar Male angetreten, lockt aber nicht einmal mehr blinde Passagiere herben. Ist die Noth am größten, so pflegt sich plötzlich Hülfe zu zeigen. Davon hat das zweyte französische Theater freylich noch keine Erfahrung gemacht; nichts desto weniger ahnt es Hülfe in dem *Paria* des

*) Das Faubourg St. Germain, in welchem das zweyte Théâtre-François befindlich ist, liegt auf dem linken Seine-Ufer. Vor der Revolution das glänzendste Stadtviertel, in welchem auch jetzt wieder viele alte Familien wohnen, ist es in der Meinung des modernen Parisers zu einer Art von Provinzialstadt herabgesunken, über welche er sich bey jeder Gelegenheit lustig zu machen sucht. Die Entfernung trägt zu dem Banne, welchen die Mode über diesen Theil der Stadt ausgesprochen hat, das Ihrige bey. Das *passer les ponts* ist für einen Pariser aus dem Mittelpuncte der Stadt eine Handlung, zu der er sich nur in der äußersten Noth entschließen kann.

Hrn. Casimir Delavigne, des bekannten Verf. der *Vépres Siciliennes* und der *Comédiens*. Hr. C. Delavigne ist auf beyden Pferden gesattelt, oder vielmehr an beyden Füßen beschuht, auf dem einen mit dem *Cothurne* und auf dem andern mit dem *Soccus*. Da er wie andere Menschen geht, das heißt, erst mit dem ersten und dann mit dem zwayten Fuße auftritt, so war es vorauszusehen, daß dießmal ein *Tragoë*, das heißt ein *Boë*, gemacht werden würde. Das soll, Ohrenzeugen zu Folge, welche den *Paria* haben vorlesen hören, mit dieser neuen Tragödie der Fall seyn, in welcher, wie man versichert, der *Boë* die Mauer, welche sich zwischen dem Tragischen und Scheußlichen befindet, von Grund aus über den Haufen stößt. Nichts desto weniger hat das Stück einen *passé-droit* vor allen übrigen angenommenen Stücken erhalten und wird Nacht und Tag probirt. Auf einen zwayten Nothschuß, den die Administration gethan, ist gleichfalls ein rettender Kahn erschienen, hat aber noch nicht landen können, weil es von einer andern Gesellschaft *Schiffbrüchiger* (nämlich des ersten französischen Theaters) vorerst in Beschlag genommen worden ist. Ich meine *Mlle. Georges*. Diese Schauspielerinn begann, bey'm Eintritt der neuen Ordnung der Dinge, sich in Paris zu mißfallen, und sie pflegte daher den Urlaub, welcher ihr jährlich zugestanden werden mußte, jedesmal um einige Monate zu übertreten. Die Administration glaubte endlich diesem Mißbrauche steuern und ihn um 6000 Fr. strafen zu müssen. *Mlle. Georges* verlangte ihren Abschied, erhielt ihn und begann von dem Augenblicke an in den Provinzen öffentliche Vorstellungen zu geben. Aber alle irdischen Dinge sind der Zerstörung unterworfen. *Mlle. Georges* begann davon die Erfahrung zu machen, und nahm deshalb die glänzenden Anerbietungen, welche ihr das zwayte französische Theater machen zu müssen glaubte, mit Freuden an. Aber das erste französische Theater, auf das *Règlement* fußend, vermöge dessen kein Schauspieler, der *Sociétaire* desselben gewesen ist, sich bey irgend einer andern Pariser Bühne engagiren darf, that nicht allein Einsprache: sondern erklärte sich, da das Gouvernement zu Gunsten des zwayten französischen Theaters entschieden hatte, plöthlich bereitwillig, Dem. *Georges* von neuem aufzunehmen und in alle ihre vorigen Rechte wieder einzusetzen. Eine natürliche Folge dieser Entscheidung war, daß ihr das Fach der Königinnen, und zwar en chef et sans partage, wieder zufallen mußte. Dagegen aber fängt Dem. *Duchésnoy*, welche während der Abwesenheit der Dem. *Georges* diese Rollen gespielt hat, an, aus allen Kräften zu protestiren, ja, sie weigert sich sogar, mit ihr zu alterniren, und hat ihre *Demission* gegeben, welche aber nicht angenommen worden ist. Dieser Streit beschäftigt bereits eine Menge Federn, ja, es sollen bereits einige Degen darum gezogen worden seyn.

(Die Fortsetzung folgt)

Modenbild VI.

Kleid von Atlas-Dünntuch oder Parege mit Atlaschleifen und Krepp garnirt.
Guirlande von kleinen Blumen.

Auflösung der Charaden im vorigen Blatte:

I. Leumund. II. Pantoffelheld (Pan-toffel-held). III. Donau (Don-au). IV. Jungfrau.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

né-
den
ent
ann
s,
che
els
ben
ve-
er-
ld-
cht
er-
le.
je,
ne
on
e.
in
m
s
n
s
s
e
t
t



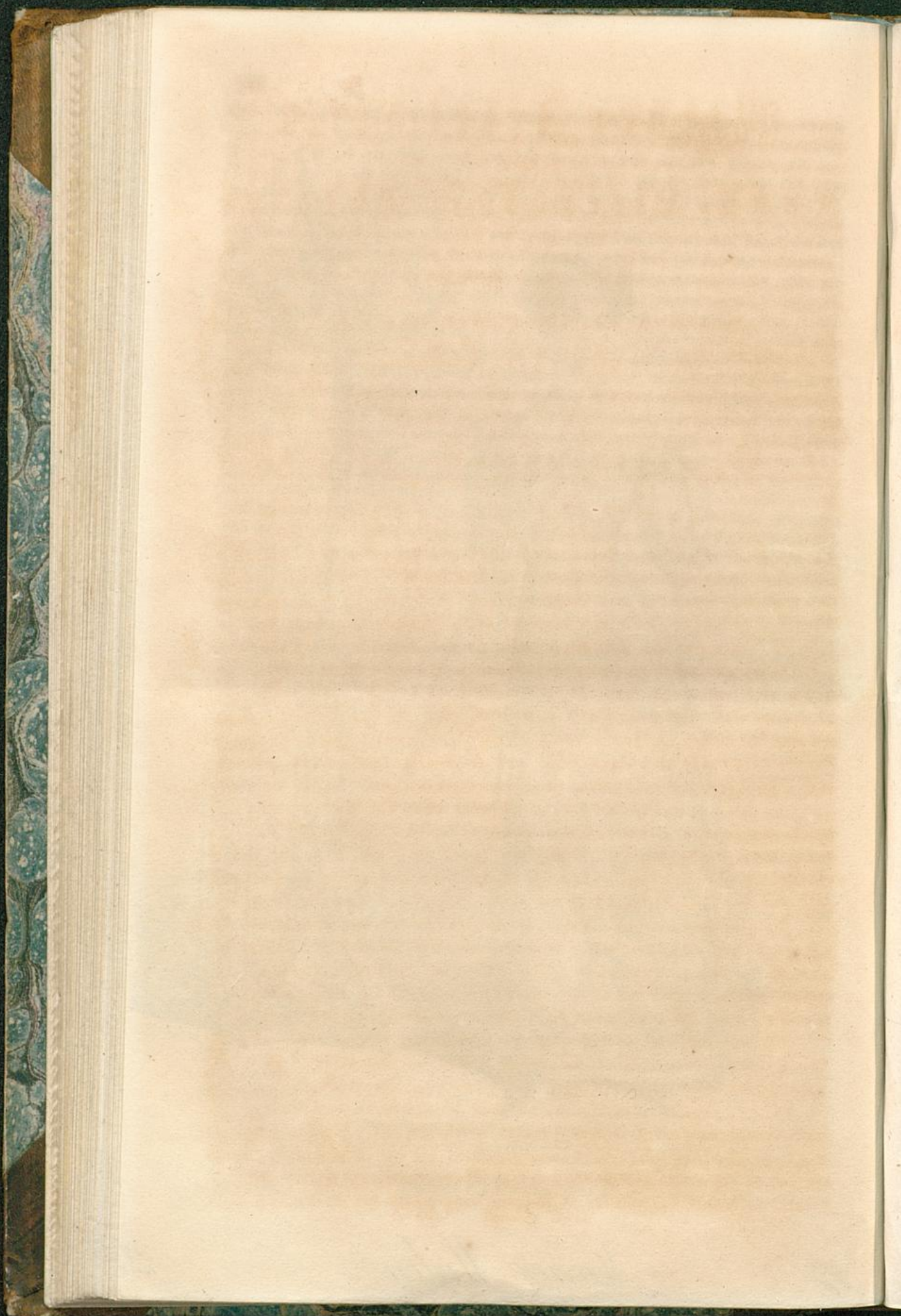
Del. St. Del.

Fr. Stöberer

VI.

Wiener Moden.

*17.
1822*



Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 9. Februar 1822.

18

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halb- um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halb- um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Aus Nelson's Leben.

Folgende Züge aus dem Leben eines Mannes, der unter den Helden der lezt verfloßenen thatenreichen Jahre wie ein Gestirn erster Größe glänzt, sollen nicht sowohl den unerschrockenen und siegreichen Krieger, als den Menschen in ihm kennen lehren, und die hochherzigen Gesinnungen des gefeyerten, ruhmbekrönten Mannes, welche so viele Schlachten und ein unter den Waffen und auf dem stürmischen Meere vollbrachtes Leben nicht zu ersticken vermochten, darlegen. Von dieser Seite ist der Held von Abukir und Trafalgar nicht minder groß und interessant, aber, wie es scheint, weniger gekannt. So dürfen wir hoffen, durch folgende Andeutungen dem Leser, der in der Geschichte nicht bloß nach Kriegen und Schlachten sucht, einen angenehmen Dienst zu erweisen. Die Quelle, aus welcher wir geschöpft, ist ein unter uns sehr wenig bekanntes Werk, welches nach officiellen Berichten und authentischen Familiennachrichten von einem nahen Freunde Nelsons mit seltener Unparteylichkeit abgefaßt worden ist, und den Titel führt: *The life of the right honourable Horatio Lord Viscount Nelson, Baron of the Nile and of Burnham - Thorpe etc. By Harrison.*

Nelsons Großvater und Vater, so wie der Vater seiner Mutter, waren sämtlich Pfarrer. Von sieben Brüdern und drey Schwestern, haben ihn zwey Schwestern und der älteste Bruder William überlebt, dessen Sohn Horatio der Erbe seines Namens und seiner Titel geworden ist. Nelson wurde den 29. Sept. 1758 auf der Pfarre seines Vaters in Burnham = Thorpe geboren.

Folgende Anekdote aus Nelsons frühesten Kinderjahren deutet auf die unerschrockene Furchtlosigkeit hin, durch welche sich der große Seeheld im Verfolge seines Lebens so vielfältig ausgezeichnet hat. Der Knabe Nelson hatte sich einst im Walde verirrt und, nachdem er vergebens den Ausweg gesucht, bey einbrechender Finsterniß ruhig an einem Bache sein Nachtlager aufgeschlagen. Als die um ihn bekümmerten Ältern ihn endlich auffanden, fragte ihn die Mutter, „ob ihn hier in der nächtlichen Einsamkeit keine Furcht angewandelt habe?“ „Furcht? antwortete der sechsjährige Knabe, ich habe

sie nicht gesehn, was ist das für ein Ding (fear? I never saw fear, what is it)?"

Schon in seinem zwölften Jahre wurde er als Midshipman auf dem *Raisonnable* von 64 Kanonen angestellt, und 1772 machte er auf einem Kaufahrtenschiffe seine erste Reise nach Westindien. Kaum funfzehn Jahre alt, begleitete er den jetzigen Lord Mulgrave auf seiner langen und gefährlichen Reise nach dem Nordpole, zur Auffuchung einer nordöstlichen Durchfahrt. Als einstens in einer jener hellen Nächte, welche den Polargegenden eigenthümlich sind, das Schiff unter einer nördlichen Breite von 85 Graden zwischen dem Eise eingefroren lag, ward der junge Nelson vermißt. Nachdem er lange vergebens gesucht worden war, fand man ihn am frühen Morgen im Kampfe mit einem großen Eisbären begriffen, welchen er mit dem Kolben seiner Flinte (denn schießen konnte er mit derselben nicht, da das Schloß verdorben war) zu erschlagen suchte. Ohne die Hülfe seiner Gefährten wäre er wahrscheinlich die Beute des ergrimmtten Thiers geworden. Als man ihm Vorwürfe über seine Vermessenheit machte, antwortete er trocken: „Ich wollte das Fell meinem Vater bringen.“

Bald darauf ging er mit der Escadre des Admirals Hughes nach Ostindien, wo er zwar keine Gelegenheit erhielt, sich auszuzeichnen, sich aber durch seine Kenntnisse und seinen sanften und liebreichen Charakter die Achtung seiner Cameraden und die Liebe seiner Vorgesetzten zu erwerben wußte.

Zu Anfange des amerikanischen Krieges machte er, als zweyter Schiffsleutenant, eine abermalige Reise nach Westindien. Als das Schiff während eines starken Sturms auf einen amerikanischen Kaper Jagd machte, und ihn zum Streichen nöthigte, ward der erste Lieutenant in einem Boote ausgeschiedt, den Kaper in Empfang zu nehmen. Dieser fand das Unternehmen zu bedenklich, und kehrte unverrichteter Sache zurück. Der Capitän beklagte sich darüber, daß er keinen Mann am Bord habe, der sich der Expedition gewachsen glaubte. Da sprang Nelson in das Boot, wußte trotz des heftigen Sturms den Kaper zu erreichen, und nahm ihn glücklich in Besitz.

Im zwanzigsten Jahre lag er, als erster Schiffsleutenant, in der Montego-Bay vor Anker. Das Schiff *Glasgow* lief mit zwanzig Kanonen in den Hafen, und gerieth noch an demselben Abende in Brand. Schon herrschte die größte Bestürzung am Bord, als Nelson unaufgefordert herbeyeilte, alle Pulverfässer in die See werfen ließ, und so durch seine Besonnenheit nicht nur die Mannschaft des *Glasgow*, sondern wahrscheinlich aller andern in der Bay liegenden Schiffe rettete.

Zwey Jahre später (1779) convoyirte er die Expedition gegen das spanische Amerika. Er schlief gewöhnlich auf dem Lande, in einer zwischen zwey Bäumen angebrachten Hängmatte. Eines Nachts lief ihm nicht nur eine Siedehse über das Gesicht, sondern er erblickte auch bey dem Erwachen eine giftige, in jenen Gegenden sehr gefürchtete Schlange ruhig zu seinen Füßen liegen. Da er von keinem dieser gefährlichen Thiere verletzt ward, staunten ihn die Indianer wie ein göttliches Wesen an, und folgten ihm fortan ohne Murren, wohin er sie führte.

Als er um das Jahr 1779 in der Gegend von Savannah kreuzte, um Nachrichten von der Stärke des Feindes einzuziehen, begegnete er einem

Boote, in welchem sich, außer mehreren französischen Gelehrten, auch der Herzog von Zweybrücken befand. Da sich die Mannschaft in französischer Sprache aus einem dem Scheine nach französischen Schiffe angeredet sah, so begab sie sich ohne Bedenken an Bord der Engländer, um die gewünschten Erkundigungen einzuziehen. Aber wie erstaunten alle, als sie sich mitten unter Britten erblickten, und also englische Gefangene waren! Nelson beruhigte sie bald, indem er ihnen „als friedlichen Gelehrten, die mit dem Kriege nichts gemein hätten,“ die verlangten Aufklärungen gab, und sie sogleich wieder in Freyheit setzte.

1783 machte er eine Reise nach Frankreich, um, wie er sagte, die Sprache und die Sitten dieses Landes zu studieren. Allein er lernte beyde nur hassen. Nichts wollte ihm in diesem Lande gefallen. Er schmähete über die „Katten ähnlchen Postpferde, die nur vier englische Meilen in einer Stunde machen, über die Wagen ohne Federn, die schlechten Wege, die noch schlechtern Wirthshäuser, die er Schweinställe“ nannte u. f.

Mit dem Jahre 1793 beginnt Nelson's eigentliche militärische Laufbahn. Als er auf dem Agamemnon von vier und sechzig Kanonen, dessen Commando ihm übergeben war, das erste Mal die schöne spanische Flotte von Cadix erblickte, gerieth er in eine Art von Verzückung, gleichsam im Vorgefühle der herrlichen Siege, die er dereinst über diese Flotte erringen würde. „Dem Himmel sey Dank, sagte er, daß die Spanier nicht eben so brave Matrosen, als schöne Schiffe besitzen.“

Noch in demselben Jahre wurde er mit wichtigen Aufträgen an Sir William Hamilton, den englischen Minister in Neapel, geschickt. Seine erste Zusammenkunft mit S. William und Lady Hamilton ward der Anfang einer zärtlichen Freundschaft, die bis an seinen Tod dauerte. Der Eindruck, welchen unser Held auf S. Hamilton machte, veranlaßte diesen, zu seiner Gemahlinn zu sagen: „Ich stelle Ihnen hier einen Mann vor, der zwar klein und nicht hübsch ist, der aber, wie ich glaube, noch einst die Welt in Erstaunen setzen wird.“ Nelson war nicht minder von Sir Hamilton eigenommen; er sagte am Ende seines ersten Besuches, S. William die Hand drückend „Sie sind ein Mann nach meinem Herzen. Ich bin jetzt nur Capitän, aber mir wird, wenn ich am Leben bleibe, schon ein höherer Rang ertheilt werden.“

Ein geringfügiger Umstand ward Veranlassung, daß unser Held kurz darauf eins seiner Augen einbüßte. Als er eben damit beschäftigt war, bey der Belagerung der Festung Calvi auf Corsica eine Kanone zu richten, schlug eine feindliche Kugel neben ihm in den Boden, wühlte die Erde auf und warf ihm Sand in die Augen. Eins derselben ward davon so heftig beschädigt, daß es auf der Stelle auszulaufen begann. Nelson ließ sich verbinden und setzte seinen Dienst fort, bis sich die Festung ergeben hatte. Trotz dieser bewiesenen Tapferkeit befand sich sein Name in dem officiellen Berichte, an die englische Admiralität gerichtet, weder auf der Liste der zur Belohnung empfohlenen, noch einmal der verwundeten Officiere.

Im Jahre 1795 ward Nelson von dem berühmten Admirale Graf St. Vincent zum Commodore befördert. In der berühmten Seeschlacht bey dem Cap St. Vincent, von welcher dieser den Namen erhielt, weil er mit fünfzehn Linien-
schiffen die aus sieben und zwanzig großen Linienschiffen und zehn Fregatten

bestehende spanische Flotte schlug, nahm Nelson nicht allein zwey spanische Schiffe weg, welche zusammen hundert sechs und neunzig Kanonen führten, sondern ließ sich auch mit seinem Schiffe, welches nur vier und siebenzig Kanonen hatte, mit der Santissima Trinidad von hundert sechs und dreyßig Kanonen, die das größte damals bekannte Schiff der Welt war, in einen Kampf ein. An der Spitze seiner braven Matrosen sprang er in das geenterte spanische Schiff und rief seinen Gefährten: Westminster Abbey or glorious victory. („ein Monument in der Westminsterkirche, oder einen glorreichen Sieg“) zu, und nahm es weg. Kaum war das Schiff genommen, so gerieth es an zwey Stellen in Brand, aber Nelsons Bemühungen gelang es, dasselbe mitten im Getümmel der Schlacht zu löschen. Diese Seeschlacht war eine der mörderischsten, welche je geliefert worden sind. Nelsons Schiff, welches allein hundert siebenzig Tonnen Pulver verschossen hatte, war so übel zugerichtet, daß die Mannschaft sich noch in der folgenden Nacht auf ein anderes Schiff begeben mußte. Nelson ward zum Baronet und bald nachher zum Contre-Admiral von der blauen Flagge ernannt, und erhielt den Bath-Orden.

(Der Schluß folgt)

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Das Théâtre du Vaudeville, vormals das eigentliche Nationaltheater der Franzosen, auf welchem sich ihr Charakter vorzugsweise aussprach, scheint bey der veränderten Richtung, welche die politische, und mit ihr die gesellschaftliche Bildung der Franzosen, zu nehmen beginnt, seinem Verfall nahe zu seyn. Der alte Vers: Le François, né malin, créa le vaudeville, leidet jetzt keine Anwendung mehr: aus dem Schalk ist eine verzweifelt ernste Bestie geworden. Die neuen Vaudeville-Dichter scheinen das Gefühl zu haben; ihre jetzigen Producte sind daher mehr politische, als gesellschaftliche Satyren. Diese Richtung müßte selbst dann dem Theater verderblich werden, wenn auch beyde Parteyen durchgehehelt würden. Aber Hr. Désaugiers, der Director des Theaters, ein braver Ultraroyalist, hat es nur mit den Liberalen zu thun, die ihm ihrer Seite nichts schuldig bleiben. Das Publicum scheint an diesem Kampfe sich gekänkert zu haben und bleibt zu Hause, Hr. Désaugiers spielt meistens vor leeren Bänken, und die Actionnaires des Theaters zeigen sich unzufrieden. Man spricht daher von der Ansetzung eines andern Directors. Den meisten Schaden fügt diesem Theater der Abgang seiner beyden geistreichsten Autoren zu, der H. H. Desestre Poirson, jetzigen Directors des Gymnase dramatique, und Scribe, welcher von seinem Freunde zu der neuen Unternehmung hinübergezogen worden ist. Unter den gegebenen Stücken hat allein La Nina de la rue Vivienne, eine Parodie der bekannten Nina, ou la folle par amour, einen augenblicklichen Beyfall erhalten. Arlequin liebt eine Puzmacherinn aus der Strafe Vivienne *). Da es ihm vorkommt, als sey er nicht der einzige Besitzer ihres Herzens; so will er die Treue der schönen Modistinn auf die Probe stellen. Er verkleidet sich daher in einen reichen Mylord und wird, Dank sey es den Guineen, mit welchen er sich den Weg bahnt (wo der zerlumppte Bergamasker die Guineen hernimmt, wird nicht gesagt), sein eigener begünstigter Nebenbuhler. In Verzweiflung

*) Die Strafe Vivienne, fast unmittelbar an den hintern Theil des Palais Royal stoßend, enthält jetzt die glänzendsten Modeboutiken von Paris. Diese Strafe dürfte einstens, nachdem ihre projectirte Verlängerung bis auf den Boulevard Montmartre in's Werk gerichtet seyn wird, dem Palais Royal, welches mit jedem Tage immer mehr sinkt, sein endliches Garaus spielen.

verläßt er die Treulose und wandert nach Amerika aus. Aber die Puzmacherinn ist keine Person vom gewöhnlichen Schlage: sie wird verrückt. Auch Arlequin kann in der neuen Welt die Geliebte nicht vergessen, welche er in der alten zurückgelassen hat; er macht sich auf den Rückweg, stellt sich der verrückten Puzmacherinn vor und, o Wunder, diese erkennt schleunig den Mylord in ihm, weiß sich aber des Arlequin keineswegs zu erinnern. Arlequin benimmt sich, wie ein Philosoph, das heißt, er erträgt die Dinge, welche nicht zu ändern stehen. Darüber kommt die Puzmacherinn vor Freuden wieder zu Verstande und beyde heirathen sich. Diese lose Intrigue wird durch einen höchst lebhaften Dialog und durch sehr witzige Couplets erträglich gemacht. Anfangs hieß es, alle Pariser Puzmacherinnen hätten gegen die Nina de la rue Vivienne eine Verschwörung anstiften wollen; aber eine von ihnen, Mlle. B., soll ihre übrigen Schwestern mit folgenden kräftigen Worten beschwichtigt haben: *L'auteur n'est qu'une bête; il ne connoît pas plus nos usages que le grand Turc. Nous aimons bien les Lords, mais pas les Arlequins, sût - ce même l'auteur.*

Das Gymnase dramatique fährt fort, in der Gunst des Publicums zu stehen: Perlet und die kleine Léontine Fay, welche letztere die beyden Stücke: *La petite soeur* und *Frosino* bereits über hundert Mal hinter einander gespielt hat, ziehen jeden Abend eine Menge Zuschauer herbey. Wie die Innigkeit zweyer Liebenden nach einer Ausföhnung um desto größer zu werden pflegt, so scheint Perlet seit der *Maulerie*, welche zwischen ihm und dem Publicum Statt gefunden hat, noch in der Gunst des letzten gestiegen zu seyn. Er spielt fast alle Abende den Comédion d'Etampes, ohne daß dieser um ein Haar breit besser dadurch wird. Aus dem Todtengewölbe der Strafe *Fendreau* hat man *Alexis ou l'erreux d'un bon père* wieder aufgegraben und durch Reizmittel (nämlich durch die kleine Léontine) auf dem Gymnase dramatique in's Leben gerufen. Der Text, von dem verstorbenen Marfollier, stellt einen Vater (den ich, statt gut, lieber *du mmelköpfig* nennen möchte) dar, der, das schwächliche Werkzeug einer gehässigen Stiefmutter, seinen Sohn ohne Grund aus dem Hause jagt und ihn ohne Grund wieder in demselben aufnimmt, denn daß der Junge während der Zeit auf dem Claviere klumpern, eine Arie quäken und mit Farben hat klexen lernen, sind keine *moralische* Motive (und auf diese wäre es hier einzig und allein angekommen) zur veränderten Gesinnung des Vaters. Die kleine Léontine, welche in allen bisher von ihr gespielten Rollen wohl *Scenen*, aber keine einzige wirkliche *Situation* darzustellen gehabt, also mit den, ihr eingelernten, oder (wenn man will) von ihr selbst gefundenen, einzelnen Mechanismen hat ausreichen können, muß in der Rolle des Alexis, der von dem ersten bis zum letzten Worte in einem dramatischen Bezuge mit den übrigen Personen des Stücks, besonders mit seinem Vater steht, hinter der Aufgabe zurückbleiben. So lange sie unmittelbar mit diesem oder mit ihrer Schwester (denen beyden Alexis bis zur Entwicklung unbekannt bleibt) zu thun hat, spielt sie im Charakter; aber in allen passiven Scenen, wo sie ihren Vater mit der höchsten Theilnahme beobachtet, ihn gleichsam auszuforschen, ja zu errathen suchen sollte, sinkt sie in eine gänzliche Theilnahmlosigkeit, ja in eine völlige Vergessenheit ihrer Rolle und sieht da, wie die kleine Léontine, nicht wie Alexis. Die Musik dieses höchst leeren und dabey sehr weinerlichen Machwerks, von Dalayrac, ist eben so leer und ebenfalls, wenn nicht weinerlich, doch wässerlich. Nichts destoweniger gefällt die kleine Léontine, und das Publicum scheint von den so eben gerügten Mängeln ihres Spiels keine Notiz zu nehmen. Noch eine zweene Entweihung ruhender Gebeine hat sich das Theater zu Schulden kommen lassen, und so könnte man ihm füglich zurufen: „Ach laß sie ruhn, die Todten!“ *Le Trésor supposé*, Musik von Mehül, der gänzlich vom Theater *Fendreau* verschwunden war, ist von den Erben des Componisten, so wie von dem noch lebenden Dichter (Hofman), jenem Theater entnommen und auf das Gymnase dramatique verpflanzt worden, wo er ein paar Vorstellungen erlebt hat, aber bereits wieder in Vergessenheit gerathen ist. Ich weiß recht wohl, daß es rechtgläubige Herren gibt, denen Mehül zum allerwenigsten ein Mozart zu seyn scheint, und welche roth vor Ärger werden, wenn sie auf Leute stoßen, welche diesen *Glauben* nicht mit ihnen theilen. Wäre den besagten Herren, wie mir, aus authentischen Quellen bekannt, wie Mehül drey mal in

seinem Leben das Rechnungsexempel seines Künstlerthums anders gemacht, und das erste Mal, als Facit der Verstandsklauberey, die Hélène und den Ariodant, das zweyte Mal als Facit der italienischen Nachäfferey, den Irato, das dritte Mal als Facit der forcirten Simpliçität, den monotonen Joseph, und das vierte Mal, als Facit des Rückfalls in die Klauberey, die *Journée aux Aventures* herausgebracht hat, sie würden, wenn auch nicht auf dem unmittelbaren Wege ihres poetisch-musikalischen Sensoriums, doch durch die Reflexion auf andere Gedanken gebracht werden. Sondersbar ist, daß diesen eingestrichelten Anhängern des speculativen Componisten die zwey ersten und lobenswürdigsten Werke Mehüls, *Euphrosine ou le Tyran corrigé* und *Stratonice*, gar nicht, oder doch so gut, wie gar nicht, bekannt sind*)! Eigen für sie angefertigt ist: *Le Mariage enfantin* von Scribe, ein Product, in welchem die persönliche Individualität des Kindes in eine recht kokirende Collision mit der Individualität der Rolle tritt. Zwey Kinder, deren Ehe die respectiven Ältern im Voraus beschloffen haben, werden mit einander verheirathet, um ihrer gegenseitigen Neigung für die Zukunft desto gesicherter zu seyn. Die jungen Eheleute ahnen, daß eine Ehe doch etwas anders zu bedeuten habe, als daß man die Hände in einander lege, und werden deshalb sehr ungehalten, als man jeden von ihnen für die Nacht in ein besonders Zimmer einsperret. Sie steigen zum Fenster wieder heraus, finden sich im Salon, und schlafen zusammen im Lehnstuhle. Am folgenden Morgen begreifen die Ältern (möchte es doch der Verf. schon früher begriffen haben), daß sie einen dummen Streich gemacht und schicken die Kinder auf Reisen. Ich hätte große Lust, den Hrn. Scribe, der zum eigentlichen dramatischen Schneider für die kleine Léontine angenommen zu seyn scheint, auf den Weißeschen, oder (wenn das seiner literarischen Kenntniß zu viel utgemachet wäre) auf den Bertinschen Kinderfreund, oder auch auf das Magazin des *Enfans*, zu verweisen, wo er Sujets finden könnte, welche, geistvoll bearbeitet, das Talent seiner kleinen Kunde hervorzuheben im Stande wären, ohne durch indecente Contraste das moralische Gefühl der kleinen Schauspielerinn und des Publicums zugleich zu verletzen.

(Die Fortsetzung folgt)

*) Ich will, zu Ruh und Frommen dieser Herren, einige Stellen aus der *Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. Méhul*, welche Hrn. Quatremère de Quincy, einen der eifrigsten und wärmsten Verehrer Mehüls, zum Verfasser hat, hier buchstäblich abschreiben: „Là, commença (sagt Hr. Quatremère bey Erwähnung des Mißgeschicks, welches vier seiner Opern (*Doria*, *Horatius Cocles*, *la Caverne* und *Mélidor et Phrosine*) hinter einander erfahren hatten), là commença à se faire remarquer le goût que M. Méhul manifesta depuis pour ces effets d'harmonie inattendus, qui saisissent et excitent la surprise. Ces effets sont dûs à des transitions brusques, à des mouvemens incohérens qui, placés à propos, et appelés par la situation, remuent fortement. Mais, pour surprendre l'auditeur, il ne faut pas le familiariser aux surprises, et ce qui est accident ne doit pas faire habitude.“ Weiterhin heißt es: „Les côtés faibles de M. Méhul étoient le pittoresque, le brillant et un emploi de moyens originaux qui rappellent la singularité, et quelquefois trahissent la prétention à faire du neuf.“ Von der Oper *Uthal* (in welcher bekanntlich Mehul durch das ganze Stück hindurch die Stelle der Geigen durch Bratschen vertreten läßt, um dadurch den düstern Charakter des Ossianischen Stoffs auszudrücken) sagt Hr. von Quatremère: „C'est dans cet ouvrage, et dans tous ceux qu'il composa vers la même époque, que M. Méhul parat le plus ambitionner ce talent de caractériser chaque genre de sujets, en forçant, si l'on peut le dire, la musique d'exprimer ce qui paroît inexprimable, les moeurs, le costume, la physiognomie de chaque siècle, de chaque pays. On pourroit dire de lui ce que Pline a dit d'Apelles: „Il peignit ce que ne peut se peindre (pinxit et quae pingi non possunt).“ In Betreff des Vorwurfs der Uncorrectheit, den man Mehül in Frankreich gemacht hat, während er, sonderbar genug, in Deutschland für einen großen Theoretiker gehalten worden ist, drückt sich der genannte Verf. folgender Massen aus: Nul mieux que M. Méhul, ne connoit les prestiges de son art; nul ne posséda plus de génie qui les met en oeuvre; et cependant nul ne parut se méfier davantage des forces de son art et de son génie. Qui croiroit qu'agé de plus de quarante ans, après les plus éclatans succès, il avoit eu assez de confiance en ses ennemis pour se laisser persuader par eux, comme l'envie se plaisoit à le répandre, que ses anciennes études de composition n'avoient pas eu assez de profondeur, qu'il n'avoit pas assez de science, ou qu'il en étoit trop économe?

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Die reisenden Komödianten, komische Oper in zwey Aufzügen, nach dem Italienischen der Virtuosi ambulanti, Musik von Fioravanti, aufgeführt auf dem k. k. Theater an der Wien.

Die deutsche Oper befindet sich mit dem deutschen Lustspiele in derselben Lage: die Armuth an guten Originalsingspielen nöthigt die Theaterdirectionen, zu ausländischen Erzeugnissen ihre Zuflucht zu nehmen. Dadurch muß der Erfindsamkeit unserer Componisten immer störender entgegengearbeitet werden; ja, es dürften, wenn die Sache des deutschen Lust- und Singspiels nicht bald zur National-Angelegenheit gemacht wird, spät oder frühe auf unsern Theatern nur ausländische Producte dieser Gattungen gegeben werden.

Der mißliche Zustand des deutschen Lustspiels wirkt doppelt nachtheilig auf den dramatischen Zustand unserer vaterländischen Bühnen: durch ihn wird nicht allein die Production der Deutschen in dieser Dichtungsart gehemmt, ja zerstört, sondern auch ihre Ausbildung für die dramatische Musik verzögert. So lange die Deutschen nicht lernen werden, das Lustspiel mit Glück auszubilden, wird es ihnen auch an der komischen Oper gebrechen.

Wie die Sachen stehen, muß es unsern Theatern eher verziehen werden, wenn sie zu ausländischen Singspielen, als zu ausländischen Lustspielen ihre Zuflucht nehmen, denn der Mangel an erstern, zu deren Hervorbringung zwey Talente gehören, macht sich fühlbarer, als an letztern, welche nur eins in Anspruch nehmen.

Die französischen und die italienischen Singspiele sind in ihrer poetischen Grundlage ganz verschieden von einander, erfordern also eine verschiedene Darstellung, ja sogar einen besondern Gesangsvortrag. Die französische Operette faßt ihren Stoff in gesellschaftlichen, und zwar ausschließlich im französischen gesellschaftlichen Leben auf: der Mensch erscheint hier als Product des bürgerlichen Lebens in seiner äußersten Beschränkung, die Stände verschwinden und machen einer conventionellen Allgemeinheit Platz, in welcher sich alle Individualität aufhebt und nach einem ganz allgemeinen Zwecke, denjenigen, die Oberfläche des Lebens mit Witz, ja mit Ironie, aufzufassen, strebt. Im italienischen Singspiele treten dagegen die Menschen in ihrem Naturzustande auf, weder gebildet, noch verbildet, einzig mit ihrer Individualität beschäftigt, höchstens die Caricatur des Standes, dem sie in der bürgerlichen Gesellschaft angehören, zur Schau tragend. Aus jeglicher Darlegung von Individualität ergibt sich aber die Bildung der Charaktere: so kömmt es, daß in der italienischen Operette Charaktere, in der französischen nur Personen vorkommen. Jene Charaktere sind freylich, zum Behufe der Musik, nur oberflächlich skizzirt, nur Schatten von Charakteren, erfordern aber eine gewisse poetische Individualisirung, eine freye, mit der Phantasie aufgefaßte Schöpfung; die Personen des französischen Singspiels sind bloße Schemata von Individuen, wie wir sie in uns selbst, oder in andern erblicken. Diese Unterscheidung führt von selbst zu der Bemerkung, daß, unter übrigens gleichen Verhältnissen, die Darstellung der italienischen Operette für die Deutschen größere Schwierigkeiten darbieten müsse, als die des französischen Singspiels. Damit soll keineswegs auf ein absolutes Gelingen des letztern auf unsern Bühnen ausgesagt werden.

Ein anderes Hinderniß, welches sich dem glücklichen Erfolge der Darstellung italienischer, besonders älterer Singspiele auf den deutschen Theatern in den Weg stellt, ist der veränderte musikalische Geschmack, welcher seit einigen Jahren sowohl in Italien, als in Deutschland, zu herrschen begonnen hat. Dieser Geschmack (es kostet mich einige Anstrengung, mich so milde auszudrücken) verschmährt die gediegene Klarheit, die charakterisirende Bedeutsamkeit der älteren italienischen Meister, um dem Modegözen mit Flittergold behangen, zu huldigen.

Unter den älteren italienischen Componisten der neuesten Zeit behauptet Fioravanti einen ausgezeichneten Rang. Wer Gelegenheit gehabt hat, dessen Cantatrici Villane nicht von untauglichen deutschen Subjecten, sondern von genialen italienischen Künstlern darzustellen zu

sehen, wer sich an der echt komischen Charakteristik, an dem weise und mit besonnener Sparsamkeit genühten Ideenreichtume, an der klaren Auffassung und Darstellung jeder einzelnen Intention und endlich an der Verschmelzung aller Theile zu einem Ganzen, ergeht hat, dem wird das Künstlerthum Fioravanti's eine zu große Verehrung abgezwungen haben, als daß er die Virtuosi ambulanti desselben Componisten, obgleich ein bey weitem schwächeres Product, ohne Unwillen zu einem bloßen Lückenbüßer herabgewürdigt und als solchen darstellen sehen könnte. Dieß ist auf dem Theater an der Wien geschehen.

Die Aufführung ist, fast in allen ihren Theilen, verfehlt, ohne künstlerische und theatralische Haltung; alles zufällig und jeder scenarischen Anordnung gebrechend. Was soll durch das Pferd bezweckt werden, welches man auftreten läßt?

Hr. Spitzeder, den ich in der schönen Müllerinn eine recht lobenswerthe Caricatur darstellen gesehen habe, ist als Theater-Dichter ohne alle Farbe, ohne alle Haltung; auf seinem Spiele scheint ein Dämpfer zu liegen. Dasselbe gilt vom Papageno, den ich ihn neulich auf dem Theater am Kärnthnerthore habe darstellen sehen. Welch ein böser Genius ruht auf Hrn. Hazingger, daß er Trotz der Unnehmlichkeit und Geläufigkeit seiner Stimme so wenig wohlthuenden Effect hervorbringt? Hrn. Neuberck gelingt die Verwandlung des italienischen Bauern in einen österreichischen recht gut: er trägt nicht wenig dazu bey, die Vorstellung erträglich zu machen. Die würdigsten Leistungen sind unstreitig die der Mad. Spitzeder und der Dlle. Hornick. Mad. Spitzeder habe ich schon in der Königin der Nacht kennen und schätzen gelernt; ihre Sängerin Rosalinde ist nicht allein in Hinsicht des Gesanges, sondern auch des Spiels, eine recht lobenswerthe und gefällige Erscheinung. Weniger Bewegung würde ihr anzuempfehlen seyn. Dlle. Hornick, eine Sängerin, wie sie einstens wenige deutsche Theater aufzuweisen haben werden, besitzt eine Körperhaltung, einen Anstand, den man an deutschen Schauspielerinnen nicht selten vermißt.

Für Liebhaber der Botanik.

Hippomane Mancinella. Gemeiner Manjinenbaum.

Linum trigynum. Dreystieliger Flachs. Aus Ostindien.

Olea fragrans. Wohlriechender Ölbaum. Von China.

Pittosporum sinense. Chinesischer Klebsame. Von China.

Plylica buxifolia. Buchsblättrige Phyllica. Vom Cap.

Solanum aggregatum. Gehäufte Nachtschatten. Vom Cap.

B e r i c h t i g u n g.

Im vorigen Blatte dieser Zeitschrift S. 133 Z. 13 v. u. lese man statt der armenische — den armenischen. Z. 11 statt denselben — dasselbe. S. 135 in der zweyten Zeile der Note statt geliefert — gelieferten.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Scheintodt.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dienstag, den 12. Februar 1822.

19

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sammeln viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Aus Nelson's Leben.

(Schluß)

Zwey Jahre darauf ward Nelson bey der Belagerung von Teneriffa der rechte Arm abgeschossen. Im Augenblick der Verwundung ergriff er den Degen mit der linken Hand. Nachdem man ihn wegen zu starken Blutverlusts hinter die Linie gebracht hatte, ließ er über eine Stunde bey einem eben sinkenden englischen Cutter halten, um die Mannschaft desselben in sein Boot aufzunehmen; ja er leistete selbst mit seinem linken Arme thätige Beyhülfe. In der Nähe seines Schiffes angekommen, befahl er, ohne den Armstuhl zu erwarten, man solle ihn, um das Boot desto geschwinder zur Rettung der übrigen Mannschaft des Cutters abzuschicken, an einem, um den linken Arm geschlagenen Thau heraus ziehen. Als er so verstümmelt nach England zurückkam, und der König, der ihn sehr wohlwollend aufnahm, die Befürchtung äußerte, das Vaterland werde seiner fernern Dienste beraubt werden, antwortete Nelson: „So lange ich noch ein Auge und einen Fuß habe, will ich für König und Vaterland kämpfen.“

Bekanntlich ließ die französische Regierung im Jahre 1798 die große französisch-spanische Flotte, die größte seit Philipp II. sogenannten unüberwindlichen Armada, in Toulon gegen die Engländer ausrüsten. Sie bestand aus dreyzehn Schiffen von vier und siebenzig bis hundert zwanzig Kanonen, sieben Fregatten, vier und zwanzig Corvetten und zweyhundert Transportschiffen, alle hinlänglich mit Truppen und Artillerie versehen. Ihr Zweck, die Eroberung von Egypten, war ein Geheimniß. Nelson wurde befehliget, sie zu beobachten. Der Feind segelte während eines heftigen Sturms, in welchem er selbst von seiner Flotte getrennt wurde, und seine eigenen Masten verlor, vor den englischen Schiffen vorüber. Gegen den Willen des sardinischen Gouverneurs lief Nelson in den Hafen S. Pietro ein, wo er, ohne die mindeste Hülfe zu erwarten, sein Schiff in vier Tagen ausbesserte. Von hier schrieb er an seine Frau: „Ich glaube, Gott hat mir dieß Unglück zugeschickt, um meine Eigenliebe zu demüthigen. Gestern Abends stand ich stolz auf dem

Verdeckt, umgeben von meinen Officieren, die ich zu Ruhm und Sieg zu führen versprach. Was ist heute aus dem eiteln, eingebildeten Manne geworden? Sein Schiff ist entmastet, seine Flotte zerstreut und in ^{the} elendem Zustande, daß mir die erbärmlichste französische Fregatte ein ^{zu} ^{un}zukommener Gast seyn würde. Aber mit Gottes Hülfe wollen wir uns schon wieder aufhelfen."

Nachdem er die versprochene Verstärkung von zehn Linien Schiffen erhalten hatte, stach er in See, um die feindliche Flotte aufzusuchen. Aus dem Hafen in Neapel schrieb er an die Admiralität: „Man sagt, die französische Flotte sey nach Alexandrien gesteuert; möge sie sich zu den Antipoden geflüchtet haben, ich werde sie auffinden, sie zum Gefecht zwingen und zerstören." Nachdem er endlich die bestimmte Nachricht erhalten hatte, die Touloner Flotte sey in Malta eingelaufen, verfolgte er sie dorthin, schiffte dann, da sie jenen Hafen schon wieder verlassen, nach Alexandrien, wo er den 28. Juny ankam, aber auch hier keine Auskunft von dem Aufenthaltsorte des Feindes bekommen konnte. Der Schmerz, sich so oft in seinen Erwartungen, den Feind aufzufinden und zu vernichten, betrogen zu sehen, ward Ursache, daß er jetzt in der Gegend des Herzens von einem Krampfe befallen ward, an welchem er nachher bis an seinen Tod gelitten hat. Da er für Sicilien fürchten mußte, richtete er seinen Lauf dorthin, erhielt aber immer noch keine Kunde vom Feinde. Aus dem Hafen von Syrakus schrieb er an Sir W. Hamilton: „Wir haben uns in Syrakus mit Lebensmitteln und Wasser versehen, Wasser aus der Quelle der Arethusa, also müssen wir siegen. Seyn Sie versichert, ich werde mit Lorbern oder mit Zypressen bedeckt, zurückkehren."

Von Sicilien schiffte er wieder nach Egypten zurück, wo er, zu seiner unaussprechlichen Freude, die feindliche Flotte erblickte. Als sein Flaggen-Capitän Berry zu ihm sagte: „Wenn wir über diese Flotte siegen, was wird England, was die Welt von uns sagen?" antwortete er: „Hier ist kein Wenn; wir müssen siegen, das ist gewiß; wer aber überbleiben wird, um von dem Siege Kunde nach England zu bringen, ist ungewiß."

Noch am Abend des Tages, wo sich die beyden Flotten einander im Angesichte befanden, hob das fürchterliche Schauspiel an. Die französische Flotte lag in Abukir-Bay nahe am Lande in gedrängter Schlachtordnung, durch mächtige Landbatterien gedeckt. Das Gefecht begann mit Sonnenuntergang. Unzählige Zuschauer bedeckten die egyptische Küste. Die Resultate dieser merkwürdigen Seeschlacht sind bekannt.

Gegen Ausgang des Treffens war Nelson schwer verwundet worden; die ganze Stirnhaut hing ihm über das Gesicht herab. Als er in den Raum gebracht wurde, wo viele seiner Leute verstümmelt lagen, wollte der Schiffschirurgus ihn zuerst verbinden. Er aber litt es nicht, sondern sagte: „Ich bin nicht besser, als irgend einer meiner Cameraden, und werde warten, bis die Reihe an mich kömmt." Die Wunde schien tödlich; er nahm von seinen Freunden Abschied, und trug dem Prediger Empfehlungen an seine Gattinn auf. Als endlich der Chirurg erklärte hatte, daß keine Gefahr da sey, erhob sich im ganzen Schiffe ein allgemeines Freudengeschrey. Eine halbe Stunde darauf loderte das französische Admiralschiff, l'Orient, in hellen Flammen auf. Nelson, der heftigen Schmerzen ungeachtet, stieg auf das Verdeck, und half durch Boote die französische Mannschaft retten.

Als er einige Tage nach der Schlacht ein Sieges- und Freudenmal gab, flatterte ein Vogel in die Kajüte, und setzte sich auf Nelsons Schulter. Dieser erkannte ihn für dasselbe Thier, welches nicht allein den Tag vor der Schlacht bey Abukir, sondern auch bey mehreren Gefechten an sein Bord geflogen sey. Derselbe Vogel soll sich, wie man versichert, nach der Schlacht bey Kopenhagen wieder bey ihm eingefunden haben.

Als die Nachricht von dem Siege bey Abukir nach England kam, ward London und alle Städte Großbritanniens drey Tage hindurch illuminirt; Nelsons Name erschallte aus aller Munde. Er wurde Pair von England, mit dem Titel eines Barons von Nil und von Burnham-Thorpe (seinem Geburtsorte) mit einer jährlichen Pension von zweytausend Pf. Sterl. für sich und seine zwey nächsten Nachfolger in dieser Würde. Als das Parlament auch auf den Grafentitel für ihn antrug, sagte Pitt: „Nelsons Ruhm und sein Sieg werden stets unvergänglich bleiben, aber Niemand wird sich die Mühe nehmen, darnach zu fragen, ob der Sieger bey Abukir Baron oder Graf gewesen.“ Nelson forderte für den Capitän Trowbridge, dessen Schiff gleich Anfangs ohne seine Schuld auf den Grund gerathen war, dieselbe Belohnung, die man den übrigen Capitäns zuerkannt, ihm aber verweigert hatte; ja er trug die ihm zuerkannte Ehren-Medaille nicht eher, als bis dem tapfern Trowbridge eine ähnliche ertheilt worden war.

Als er bald darauf eine Expedition gegen Livorno unternehmen sollte, bat ihn die Königin von Neapel, seiner schwächlichen Gesundheit wegen, einem andern Seeofficier das Commando zu übertragen. Nelson antwortete: „Wenn ich will, daß meine Unternehmung, klein oder groß, gelingen soll, so sage ich nicht: „Marschirt, sondern, „laßt uns marschiren.“ („Go,“ hut „Let us go.“)

Im Sommer 1799 erhielt er von dem türkischen Großherrn einen großen diamantenen Stern, in dessen Mitte sich der halbe Mond befand, mit der Bedeutung, denselben auf der Brust zu tragen. Nelson that dieß bis an seinen Tod, und nannte sich zum Scherze: „Ritter vom halben Monde.“

Um die Belagerung von Malta mit Nachdruck betreiben zu können, versetzte er das schöne Bronte, ein Landgut am Fuße des Atna gelegen, welches ihm der König von Neapel zum Geschenke gemacht hatte. Zur Belohnung für diesen Edelmuth erhielt er von der englischen Admiralität einen Verweis, daß er nachlässig rapportire. Darüber schrieb er an den Grafen Spencer, ersten Lord der Admiralität: „Lassen Sie, mein lieber Lord, die Admiralität nicht in so harten Ausdrücken an mich schreiben; mein Gefühl erträgt das nicht, denn ich bin mir bewußt, solche Vorwürfe nicht verdient zu haben.“

Nach so vielen ausgestandenen Mühseligkeiten schien sein zerstörter Körper endlich der Ruhe zu bedürfen. Er zog sich daher in den Kreis seiner Familie zurück. Aber auch hier stürmten Bekümmernisse mancherley Art auf ihn ein. Während ganz England den gefeyerten Helden liebte, ja anbetete, während das Volk, wo und wann er sich nur immer blicken ließ, in Strömen herbeyeilte, um sich an seinem Anblicke zu weiden, und seinen Wagen zog, während alle Städte Englands ihm das Bürgerrecht ertheilten, die Truppen vor seiner Wohnung paradirten, nahm seine Gemahlinn allein an dem

Ruhme Nelsons keinen Theil. Sie quälte sich und ihn mit Eifersucht, behandelte ihn mit empörender Kälte, achtete seiner zerrütteten Gesundheit nicht, begegnete ihm mit Stolz, und kränkte ihn auf alle mögliche Art. Oft verließ Nelson, um sich der üblen Laune seiner Gemahlinn zu entziehen, noch um Mitternacht voll Verzweiflung das Haus, und durchwanderte die ganze Nacht die Straßen Londons, bis er des Morgens ganz ermüdet und bitter klagend, bey einem seiner Freunde anlangte, um Trost für seinen Kummer bey ihm zu suchen. Endlich schien es ihm gerathen, sein Haus und mit ihm die Ursache seiner Leiden zu fliehen, und sich wiederum in das Geräusch des öffentlichen Lebens, in das Getümmel der Schlachten zu stürzen. Er bat um eine Anstellung, und freudig kam die Admiralität seinem Gesuche entgegen.

Die Seeschlacht bey Kopenhagen, welche er am 2. April 1801 lieferte, erklärte er von allen den hundert und fünfzig Seegefechten, welchen er in seinem Leben beygewohnt, für die mörderischste. Zur Belohnung für diesen Sieg, ward er zum Viscount erhoben. Als er in der Nacht nach dem Siege auf einem offenen Boote seinen Mantel vergessen hatte, bot ihm einer der Bootsleute den seinigen an. „Ich danke euch, sagte Nelson, es mag wohl kalt seyn, aber in Wahrheit, meine Unruhe macht mir warm genug.“

Im Sommer des nämlichen Jahres kaufte auf seine Bitte Sir W. Hamilton für ihn ein nahe bey London gelegenes kleines Landgut, Merton genannt. Als er zum ersten Male in sein neues Eigenthum trat, zeigte er eine kindliche Freude, und rief bey jedem neuen Gegenstande, der ihm zu Gesichte kam, aus: „Wie, gehört das auch mir?“ Dankbar umarmte er Sir W. Hamilton, und sagte: „Wer von uns am längsten lebt, soll alles, was hier ist, bekommen.“ In der That vermachte er der Lady Hamilton, welche ihn und ihren Gemahl überlebte, dieses schöne Landgut. Hier besuchte ihn sein alter Vater. Der würdige Greis entschloß sich, die letzten Jahre seines Lebens bey seinem Sohne zuzubringen, um Zeuge von des Helden Glück in der Einsamkeit zu seyn. Seine Freude dauerte nicht lange: er starb schon nach einigen Monaten (am 6. April 1803). Kurz darauf verschied auch Sir W. Hamilton in den Armen Nelsons, der die letzten sechs Tage und Nächte der Wartung seines sterbenden Freundes gewidmet hatte.

Im Jahre 1805 bey wieder ausgebrochenem Kriege verließ er sein geliebtes Merton, um abermals dem Staate seine Dienste anzubieten. Den glänzenden Erfolg dieses Entschlusses verdankt England eigentlich Nelsons Freundin, Emma Hamilton, die, in der Seele des Helden lesend, seine Melancholie zu deuten wußte und ihn veranlaßte, dem thatenlosen Leben auf Merton zu entsagen, und sich abermals in das Gewühl des Krieges zu stürzen. Er fiel ihr weinend um den Hals, „Brave Emma, gute Emma, wenn es mehr Emmas gäbe, würde es mehr Nelsons geben. Sie haben meine innersten Gedanken errathen.“ Schon am nächsten Morgen reiste er mit ihr nach London, forderte und erhielt von der Admiralität den Oberbefehl über alle Schiffe im mittelländischen Meere. Vor seiner Einschiffung ließ er sich seinen Sarg zeigen, der aus dem Holze des bey Abukir aufgestiegenen franz. Admiral-Schiffs l'Orient gemacht war, und den er, wie er sagte, wahrscheinlich bey seiner Rückkehr brauchen würde. Den 15. Sept. 1805 Abends riß er sich von seinen Freunden los, sprach über seine angenommene Tochter, Miß Hora-

tia Nelson, die damals, fünf Jahr alt, ruhig im Bette schlief, ein kurzes Gebet her, und eilte dann zu dem größten der Siege, den je ein Held errungen hatte. In seinem Journale finden sich darüber folgende Worte, welche unsern Helden treuer schildern, als es lange Biographien thun würden: „Freitag Nachts verließ ich das liebe Merton, mit ihm alles, was mir auf dieser Welt theuer ist, um noch einmal meinem Könige und meinem Vaterlande zu dienen. Möge der große Gott, den ich anebe, mich in den Stand setzen, den Erwartungen zu entsprechen, die beyde von mir hegen. Ist es sein Wille, daß ich zurückkommen soll, so werde ich nie aufhören, Dank zu seinem Thron der Gnade empor zu senden. Steht in seinem Rathschlusse das Gegentheil beschlossen; so beuge ich mich mit Demuth, und vertraue darauf, daß er die beschützen wird, die mir so theuer sind, und die ich heute zurücklassen muß. Sein Wille geschehe. Amen.“

Gleich bey seiner Flotte vor Cadix versammelte er alle Officiere, theilte ihnen seine Dispositionen mit und sagte: „Sollten die Signale nicht zu sehen seyn; so wird kein Capitän dafür verantwortlich gemacht werden, wenn er sein Schiff an die Seite eines feindlichen legt.“ An Cap. Blackwood schrieb er: „Hier wird es ernst werden. Ich gedenke die Franzosen zu empfangen, wie es ihnen noch niemals begegnet ist. Sobald ihre Flotte ausgelaufen seyn wird, beginnt die Schlacht. Der Ausgang derselben sey, wie er wolle; sie soll nie ihres Gleichen gehabt haben. Überlebe ich den Tag, so wird mein zerstörter Körper Ruhe fordern, und diese allein begehre ich.“ Endlich lief am 20. October die feindliche Flotte aus. Nelson schloß sein Journal mit folgenden Worten, die man als sein Testament ansehen kann: „Möge der große Gott meinem Vaterlande einen großen und glorreichen Sieg verleihen. Möge er von keinem Vergehen irgend eines unter uns befleckt werden, möge nach dem Siege Menschlichkeit auf der brittischen Flotte herrschen. Ich empfehle mein Leben und meinen Tod dem, der mich geschaffen hat.“ Nach einigen Stunden sagte er zum Cap. Hardy: „Jetzt können sie nicht mehr entweichen, ich denke, einige zwanzig Schiffe sollen uns zum wenigsten in die Hände fallen. Wahrscheinlich werde ich das zweyte Bein verlieren, aber der Sieg wird immer noch wohlfeil erkaufte seyn. Als Cap. Blackwood vor dem Gefechte mit den Worten von ihm Abschied nahm, er hoffe ihn nach wenigen Stunden wieder zu sehen, antwortete der Held, indem er ihm die Hand drückte: „Mein lieber Blackwood, ich werde Euch nie wieder sehen.“

Der Erfolg der Schlacht bey Trafalgar ist bekannt. Die feindliche Flotte, welche von den franz. Admirälen Villeneuve und Gravina commandirt ward, bestand aus drey und dreyßig Linienschiffen, mit zehntausend Mann bewaffnet. Die brittische Flotte zählte nur sieben und zwanzig Schiffe. Das letzte Signal, welches Nelson vor der Schlacht durch den Telegraphen gab, war: „England erwartet, daß jeder seine Schuldigkeit thue.“ Zuerst brach Cap. Collingwood mit seinem Schiffe durch die doppelte, enggeschlossene Linie der Feinde. Nelson, der davon Nachricht erhielt, und dessen große Seele nichts vom Meide mußte, rief voll Freude auf dem Verdecke aus: „Seht den braven Kerl! Schaut nur, in welchem großen Style er sein Schiff ins Gefecht führt.“ (Look the noble fellow! Observe the great style, in which he carries his ship into action.) Während des Treffens äußerte er mehrere Male sein

lautes Entzücken über die Tapferkeit beyder Parteyen. Die Kanonenkugeln fielen häufig neben ihm auf das hintere Berdeck, wo er seine Befehle ertheilte; der Stumpf seines rechten Arms bewegte den Armel des Rocks schnell auf und ab, wie es zu geschehen pflegte, wenn sich Nelson recht glücklich fühlte. Da die verschiedenen Ordenszeichen, mit welchen er geschmückt war, ihn zu kennbar machten, bat ihn Cap. Hardy einen Überrock anzuziehen. Nelson antwortete: „Ich habe noch keine Zeit dazu.“ Eben bemerkte der Capitän, daß ein Scharfschütze im Mastkorbe des franz. Admiralschiffs Bucentaure auf Nelson zielte, und rief diesem zu, seinen Platz zu ändern, als in demselben Augenblick Nelson oben neben der linken Schulter einen Schuß erhielt, der durch die Lunge ging, und im Rückgrathe stecken blieb. Verwundet sank er in Hardy's Arme und sagte: „Sie haben mir endlich den letzten Rest gegeben (they have done for me at last).“ Die Feinde erhoben ein wildes Freudengeschrey, das den ermordeten Helden mehr ehrte, als sie. Nachdem Nelson in den Raum herabgebracht worden war, wollte er, wie immer, erst dann von den Chirurgen Beystand annehmen, wann die Reihe an ihn kommen würde. Während der Untersuchung der Wunde beobachtete er das Gesicht des Wundarztes, und fragte ruhig, als er ihn erblissen sah: „Ich sehe, die Wunde ist tödlich.“ Zu seinem Secretär, der ihm das Kissen unter dem Kopf hielt, sagte er: „Empfehet mich dem Andenken meiner Emma und meiner verlassenen Tochter. Sagt ihnen, daß ich sie Beyde in meinem Testamente meinem Vaterlande vermacht habe.“ Bald nahmen die Schmerzen dergestalt zu, daß er laut den Tod wünschte. Schon war der untere Theil seines Körpers erkaltet, schon drohte die Menge Blutes, die aus der Lunge strömte, ihn zu ersticken, als er bey dem Freudengeschrey Victory, welches in diesem Augenblicke die englische Flotte erschallen ließ, noch einmal aus dem Todesschlummer erwachte, und ein neuer Glanz sein schon gebrochenes Auge belebte. Er fragte den Cap. Hardy, wie viel feindliche Schiffe bereits genommen seyen. „Zwölf,“ antwortete dieser. „Wie, rief Nelson lebhaft aus, nur zwölf, nur zwölf? Nach meiner Meinung hätten es mehr seyn sollen.“ Dann sagte er zu den Schiffsgesittlichen: „Ich halte mich für keinen großen Sünder, und Gott sey Dank, ich habe meine Schuldigkeit gethan. Nicht wahr, ich bin kein großer Sünder gewesen?“ Dann schrie er vor Schmerz laut auf, sank zurück, und hauchte seine große Seele aus.

Die Trauer der Flotte, als die Nachricht von Nelson's Tod erscholl, war herzerreißend. England war nicht minder bestürzt über den Verlust seines Helden. Niemand rühmte sich des großen Sieges; der König las die Relation mit Thränen, und rief dabey aus: „Ach, wir haben mehr verloren, als gewonnen!“ Sein Bruder und Erbe ward zum Grafen mit dem Titel: „Earl Nelson of Trafalgar and Merton“ ernannt und diese Würde auf seine und seiner zwey Schwestern männliche Nachkommen übertragen. Die Nation schenkte dem Bruder außerdem noch 120,000 Pf. St. in Gütern. Nelson's Leichnam wurde in Greenwich bey London einige Tage hindurch feyerlich ausgestellt und dann am 9. Jänner 1806 unter dem Dom der St. Paulskirche mit großer Pracht zur Erde bestattet.

Nelson's einzige hinterlassene, jetzt zwanzigjährige Tochter, Miss Horatia Nelson, verließ mit ihrer Mutter, Lady Emma Hamilton, England und

bezog in der Nähe von Calais ein kleines Landhaus, wo letztere im Jänner 1815 gestorben ist. Das fernere Schicksal von Horatia Nelson ist unbekannt.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Dem Théâtre des Variétés muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es sich nicht allein auf die vernünftigsten Grundsätze stützt, sondern daß die Administration desselben, vorzugsweise vor allen übrigen Pariser Theatern, diese Grundsätze am beharrlichsten zu befolgen strebt. Rechnet man dazu den seltenen Zufall, daß alle Mitglieder dieses Theaters, besonders der männliche Theil, ein ausgezeichnetes und (was nicht immer der Fall ist) vom Publicum goutirtes Talent, wenn gleich keinen classischen Ruf, besitzen, und daß die ganze Truppe unermüdbar im Einstudieren neuer Stücke ist; so begreift sich das glänzende Glück, welches dieß Theater seit seiner Gründung gemacht hat: Brünet genießt, so wie ein jeder der übrigen Actionnaires, außer seinem Gehalte von zwölftausend Franken, ein jährliches Einkommen von dreißigtausend Franken. Dieß Theater bedurfte einer so ungemein soliden Grundlage, um nicht durch den Abgang Potier's den Ruin zu erleiden, welcher ihm von jedermann vorausgesagt wurde. Wenn die Administration diesen Schauspieler von neuem zu engagiren sucht, so beweist sie damit den ganzen Umfang ihrer klugen Verwaltung. Sie, oder vielmehr Potier, hat freylich den Prozeß gegen das Theater am Sct. Martinsthore verloren und Potier muß bey diesem seinen Contract aushalten; aber die noch übrigen drey Jahre werden leicht hinlaufen und dann muß die Rückkehr dieses Schauspielers das Glück des Theaters des Variétés um so dauerhafter begründen. Die Gesamtdarstellungen sind auf dieser Bühne ergeßlicher, so wie die Gattung der daselbst aufgeführten Stücke allgemeiner und weniger beschränkt, als auf allen andern Pariser Theatern: während man auf letztern, im Lustspiele, nichts als den ewigen Zirkel französischer, witzig-frivoler Collisionen und, im Trauerspiele, nichts als den Wiederhall halb-griechischer und halb-gallischer poetischen Plastik sieht, zeigen die Stücke des Théâtre des Variétés, wenn gleich in ungezügelter, oft sogar rohem Muthwillen, das Menschliche im Menschlichen und ergehen eben durch die nackte Natürlichkeit, in welcher sie entworfen und ausgeführt werden. So ist es begreiflich, wie ein bekannter deutscher Kritiker, durch die colossale Statue Shakespears in seiner Aussicht auf Euripides und Racine beschränkt, bey seiner hiesigen Anwesenheit den Ausspruch thun konnte, „er besuche nie das Théâtre François, sondern nur die Varietäten,“ eine Erklärung, deren zu ausschließliche Natur ihrem Urheber einen Haufen von Hohn und Spott zugezogen hat. In der That gibt es auf diesem Theater Stücke, welche Meisterwerke in der niederländischen Gattung sind. Ich rechne dazu le Coin de rue, la Marchande de gouxous, les Bonnes d'enfans, Cadet Roussel beau-père (eine Parodie der deux Cendres von Etienne, in welcher man, besonders bey der Scene, wo Cadet Roussel, der sich zu Gunsten seiner beyden Schwiegeröhne aller seiner Habe begeben hat, mit seinem Bedienten auf die Gasse geworfen wird und die Vorübergehenden um ein Frühstück anspricht, zugleich lachen und weinen muß) u. s. w.; andere Stücke dieses Theaters schließen sich dem feinsten und correctesten Lustspiele an, wie le ci-devant jeune Homme, les chevilles de maître Adam u. s. w. Im verfloßenen Monate hat dieß Theater neu gegeben: Les Moissonneurs de la Bauce ou le Soldat laboureur, ein Vaudeville, an dessen Inhalte und Darstellung ein gebildeter Mann sich ergehen könnte, machte sich nicht der patriotisme d'antichambre auf eine höchst widerliche Art breit darin. Wer erräth nicht, daß ein Krieger (hier Francoeur genannt), nachdem er sich durch seine Tapferkeit Lorberen gepflückt hat, in seine Heimat zurückkehrt und daselbst Kohlköpfe pflanzt? Daß dieß nicht ohne nahmhafte Lobredneren auf die Heldenthaten der großen Nation abgeht, versteht sich von selbst. Letztere sind, wie gewöhnlich, in

Couplets eingekleidet, welche von Lepointre, der den Soldaten spielt, in der bekannten überforcirten Manier abgesungen werden und jedes Mal den wüthendsten Beyfall erhalten. Ein Oberst, dem der Soldat in der Schlacht bey Musterlich das Leben gerettet hat, und der der Beschützer und Wohlthäter desselben geworden ist, muß, um den Zuschauern voll für's Geld vom alten Sauerteige zu geben, von der Mousquete aufgedient haben und singt folgendes Couplet:

Moi, j'avois dix-huit ans à peine
Que je fus sous-lieutenant,
A trente ans je fus capitaine,
Je suis Colonel maintenant.

Oui, chez nous, la seule vaillance
Des soldats fait des généraux;
Et plus d'un maréchal de France
Est parti le sac sur le dos.

Übrigens wimmelt das Stück von höchst angenehmen und witzigen Einzelheiten.

Auf dem Théâtre de la Porte St. Martin spielt der Solitaire schon seit mehreren Wochen im Charakter, das heißt, vor leeren Bänken. Rechnet man dazu die Hitze, und die Abwesenheit Potier's, der seinen Urlaub angetreten hat und Gastrollen auf den Provinzialtheatern gibt; so ergibt sich die Nothwendigkeit, in welcher sich dieses Theater befinden mußte, seinem Publicum schleunig ein mundgerechtes Melodrama aufzutischen. Dieß ist mit *Jacques ou la fatale Révélation* geschehen. Die Entdeckung ist wirklich unheilbringend, aber für die Administration, denn das Publicum hat sie bey der ersten Vorstellung ausgepiffen. Der Inhalt (auch ein hinverbranntes Melodrama kann in so fern einen Inhalt haben, als es keinen leeren Raum gibt) ist etwa folgender. Adèle, die Tochter des französischen Consuls zu Palermo, wird von Edmund, dem Secretaire desselben, geliebt und liebt ihn wieder. Edmund ist, herkömmlicher Weise, ein Ausbund von Tugend und Geschicklichkeit; aber es geht ihm, wie vielen andern ehrlichen Leuten: er kennt seinen eigentlichen Vater nicht. Bekanntlich meint der geistvolle Brid'oison in Figaro's Hochzeit, „man müsse doch irgend jemandes Sohn seyn;“ aber das gnügt unserm Secretaire nicht: er zieht auf Erkundigung aus, und da entdeckt sich's, daß sein Vater ein gemeiner Marinesoldat, ein zum Tode verurtheilter, entlaufener Verbrecher, der leibliche Bruder des Consuls und ein tugendhafter Mann, alles zusammengenommen in einer Person, ist, auch obenein dem Nebenbuhler des Secretairs das Leben gerettet hat. Dem tugendhaften Marinesoldaten fehlen aber die Beweise seines Standes und seiner Unschuld, er stürzt sich also aus beleidigtem Ehrgefühle in's Meer. Dieser Einfall hat das Mitleidsgefühl der gefühlvollen Bewohner der Stadtviertel du Marais und du Temple verlezt; wohl verlangen sie, daß die versorgte Unschuld einige Zeit lang am tragischen Schicksalsknoten hänge; aber er muß zur gehörigen Zeit abgesehen werden. Der Sturz in's Meer hat das Stück gestürzt. Die Administration hat nun ihre Sache auf Nichts gesetzt, nämlich auf den Byronischen Marino Falieri, Dogen von Venedig, den sie sich zu einem Melodrama umschaffen läßt. Wenn ich das bekannte Stück Nichts nenne, so geschieht es, dem Werthe desselben unbeschadet, im Sinne des Verfassers, der das ganze Weltall ein Nichts nennt. Wie man sagt, hat das erste französische Theater ebenfalls eine Bearbeitung desselben Originals zur Aufführung angenommen; ja, man setzt hinzu, beyde Bearbeitungen seyen von einem und demselben Verfasser, nämlich von dem Hrn. Théaulon gemacht. Bekanntlich hat sich dieser Theaterdichter schon mehr als einmal durch Parodien über seine eigenen Stücke selbst ausgelacht, wozu übrigens eine gewisse eiserne Stirn gehört, die nicht jedermann besitzt. Daß er sich jetzt aber gar in einem Melodrama beweinen will, ist von trauriger Vorbedeutung.

(Die Fortsetzung folgt)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 14. Februar 1822.

20

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von L. M. Fouqué.

Am Strande von Norwegen ging vor nun schon einigen hundert Jahren ein edler Ritter mit einem ehrwürdigen Mönch im tiefen Gespräch auf und nieder, während die Reifigen und Knappen des Kriegsmannes eifrig bemüht waren, ein schön geordnetes Schiff, das in der Felsenbucht vor Anker lag, vollends zur Abfahrt auszurüsten. Der Mönch warf im Sprechen bisweilen bedenkliche Blicke auf den herbstlich grauen Himmel und das dunkelwogende, weißbeschäumte Meer. Da sagte endlich der Ritter lächelnd: „Oheim, kommt euch denn wirklich, seit ihr in den heiligen Mauern wohnt, eine Seefahrt an die Küsten von Frankreich als etwas so Ungeheures vor? In euren Jünglingsjahren habt ihr sie doch, wie man sagt, gar kühn unternommen, ohne euch von Herbstnebeln und Winterstürmen abschrecken zu lassen. Soll denn nun ich, in den rüstigsten und besonnensten Jahren meiner Manneskraft eine jegliche Wolke um Rath zu einer solchen Reise fragen?“ Der Mönch seufzte, und blieb eine Zeitlang still. Darauf sagte er: „Eben weil ich die Fahrt in jenes schöne Land, wo schon in der Heidenzeit und auch späterhin unser Stamm wohnte, recht sehr genau kenne, eben weil du noch im rüstigen Mannesalter stehst, eben deshalb, lieber Neffe Falco, möchte ich dich abhalten von der Reise.“ „Soll ich etwa harren damit, bis ich zum Greise werde?“ rief der rasche Ritter Falco aus. „Wer weiß, thätest du nicht gut daran!“ entgegnete nachdenklich der Mönch. „Für mich wär' es wohl besser gewesen, segelte ich etwa jetzt zum ersten Male dort hinaus!“ „Reuet es euch, in den geistlichen Stand getreten zu seyn?“ fragte staunend der Ritter. Eine leichte Röthe flog über des Geistlichen Antlitz, indem er mit inniger Heftigkeit erwiederte: „Nein! Nein! Da sey Gott vor! Mag es den Schiffbrüchigen reuen, daß er das Ufer einer stillen grünen Friedensinsel erklommen? einer Insel, von wo ihm fromme, freundliche Brüder die Hände mit rettendem Erbarmen entgegenbreiteten?“ Und die Stimme zum leisen Gespister sinken lassend, setzte er hinzu: „Ich

meine nur so viel: auch ohne Schiffbruch hätte man am Friedenseiland Fuß fassen können, und zwar schöner und mit minder gebrochener Brust. Segle nicht in diesem Jahre nach Frankreich, guter Nefse!" Falco, von der Bitte des ehrwürdigen, ihm längst väterlich theuren Mannes wunderbar erweicht und gestillt, sagte mit sanfter Freundlichkeit: „Haben wir denn nicht den ganzen vorigen Winter hindurch die Fahrt besprochen, guter Oheim Gabriel? Und da fandet ihr es doch ganz recht und billig, daß ein Nordmann die Küste der schönen Normandie, nach seinem edlen Volkess Stamm geheissen, einmal mit eigenen Augen beschauet, und die Burg seiner Ahnherrn grüßet, ob sie vielleicht auch schon halb in Trümmer zerfallen sey!"

„Als ich das letzte Mal dort war, stand sie noch!" unterbrach ihn seufzend Mönch Gabriel. „Aber die Zinnen der Thürme hatten sich schon mit alterndem Moose gekränzt, und wenn man in ihren Schatten ausruhete, rieselte bisweilen Staub und bröckelndes Gestein wie ein leiser Herbstregen neben Einem herunter in das hohe Gras."

„Seltsam," sprach Falco, „recht seltsam, daß kein ehrbarer Rittersmann sie eingenommen und für ihre Erhaltung gesorgt hat."

„Ja, das hat seine Ursachen," sagte nachdenklich der Mönch. „Es geht mir auch oft genug im Sinn herum."

„Nun, so laßt mich hin, daß ich euch nähere Kunde bringen mag!" rief der Ritter.

„Ach Kunde bringen!" wiederholte wehmüthig der Mönch. „Daraus wird ja nun doch nichts. Ja, wenn du im Frühlinge hingefegelt wärest!"

„Oheim, sollte das einen Unterschied machen?"

„Einen großen Unterschied, lieber Nefse. Sieh, der Frühling lockt zu Thaten und Fahrten immer weiter hinaus. Da gilt's kein langes Rasten. Du hättest die verfallende Burg unserer Heldenahnen gesehen, und ihr Bild in der Seele festhalten fortan, wie das gewiß einem jeden echten Ritter ein erquickendes und anspornendes Gefühl gibt, um das ich dich nicht bringen möchte. Dann aber, dafür ließ ich dein Heldenblut sorgen und den Lenz, dann aber wär' es rasch fürdergegangen mit dir in die Welt, und so dereinst wieder zurück. Jetzt ist es ein andres. Der Herbst wird dich locken, ach er ist sehr lieblich in unsrer Stammesheimath, daß du der Mannschaft und dem Fahrzeug Ruhe gönnest, und enger und enger wird die schöne Normandie ihre Bande um deine ihr verwandte Seele flechten; aus der Herbstruhe wird Winterruhe; da erkundest du so manches Seltsame, dir jetzt noch Unbekannte, und, Falco, dann kehrest du uns nun und nimmer wieder!"

„Oheim, waret auch ihr ja dort! War ja mein seliger Vater auch dort! Und Beyde seyd ihr wiedergekommen; warum denn nicht ich?"

„Dein seliger Vater kam als ein zum Tode Verwundeter zurück; ich als ein Mönch."

„Oheim, da muß es noch andre Geheimnisse geben, als die Anziehungskraft des heimischen Stammbodens allein. Denn die fränkische Normandie mag wohl ein blühenderes Land seyn, als unsre Klippengebirge, aber italiisches Blüthenland ist sie denn doch immer noch nicht. Und selbst aus dem ja kehren immer unsre Kampfgenossen unverzaubert, und meist gar fröhlich heim. Freylich ist die liebe Normandie meine Stammesheimath; aber ist doch dieß

ehrsame Norweg meine Geburtsheimath, und die Heimath einer ganzen Reihe wackerer Vorfahren. Dergleichen läßt einen frommen und getreuen Geist so leicht nicht los. Kündet mir denn, Welch ein Geheimniß eure Besorgnisse weckt. Ich ahne nun schon zu viel, um nicht alles erfahren zu müssen."

"So ist es, lieber Sohn;" sagte Mönch Gabriel nach einigem Besinnen. "Komm! Folge mir dort in die Felsenkluft. Du sollst alles vernehmen." Sie traten in ein dunkel überhängendes Steingewölb an der Bergeswand, und ließen sich auf zwey große, uraltbemooste Grabsteine, von einer bereits verdämmerten Vorzeit hierhergelegt, nieder, um sich her nur das Dunkel der Felsenkammer, vor sich nur das Gemälde des grauenden Herbstabends, und das schäumige Meer.

Da hub Oheim Gabriel folgendergestalt zu erzählen an:

"Unser größter Ahnherr, der, wie du auch, Falko geheissen war, diente dem Herzoge der Normandie, Wilhelm dem Erobrer, und hatte ihm geholfen, diesen Beynamen zu gewinnen, indem er manch einen getreulichen und sieghaften Schwertes Schlag für seinen Lehnsherrn bey der Einnahme des schönen Inselreiches England führte. Nun wollte der Lehnsherr ihn dort behalten; Falko hingegen wollte nach der geliebten Normandie zurück und nach der ihm unaussprechlich theuren Burg, die seine Väter sich mit dem Schwert er siegt hatten. Vergeblich alle hochehrenden Anerbieten des Herzogs! Nach der Normandie stand des Ritters Sinn, und er schiffte auch wirklich dorthin zurück, obgleich nicht ganz in der alten Freundlichkeit von seinem Herzoge entlassen, der sich nun König nennen ließ. Das Herrschen in einem eroberten Lande, wo man zu seinen neuen Vasallen kein rechtes Herz mitbringt, und also auch keines von ihnen erwarten kann, mag wohl die Seele eines Menschen sehr schlimm versteinern können, wenigstens war das mit dem zum König gewordenen Herzog Wilhelm der Fall, und die Ritter und andere Männer der Normandie erfuhren das wohl noch herber, weil er seit seiner neuen Eroberung sie nicht mehr von Auge in Auge sah, welches ja unter den Menschen oft so vieles ausgleicht, und sie empfanden es schmerzlicher, weil sie es in frühern beglückten Tagen so gar viel anders von ihm gewohnt gewesen waren."

"Es geschah in dieser trüben Zeit, daß unser Ahnherr in Streit mit einem benachbarten Ritter über einige Äcker und Wiesen gerieth. Die Sache mochte von Anfang wenig oder nichts bedeuten, wie es beynah mit allen weltlichen Streithändeln der Fall zu seyn pflegt, als sollten wir daraus begreifen lernen: das, warum man sich bey dergleichen Fehden zanke, sey überhaupt nur nichtswerther Staub und verfliegende Asche. Doch hat das Feuer der Zwietracht erst einmal gezündet, so dringt es furchtbarlich in Ader und Brust und Herz der beyden Parteyen. Jedweder fühlt mit gerechter Bangigkeit das eigne theuerste Leben gefährdet, ach aber statt in sich zu löschen, wirft er gemeiniglich nach Kräften den Brand in des Gegners Grenzen hinaus, und so ist dann plötzlich ein Kampf auf Tod und Leben geboren, und die schwache menschliche Kraft sieht kaum ein Friedensmittel mehr vor Augen."

"Der Gegner unsres Stammes, von dem sieghaften Arm unsres Ahnherrn gedrängt, rief den Lehnsherrn um Entscheidung an. Der sandte ein kurzes, strenges Wort über Meer, sein Falko habe verloren, und als nun

der auf seinem vermeintlich guten Recht bestand, und sich nicht sogleich in den eigenmächtigen Ausspruch finden wollte, da erklärte der zornige König ihn als seiner Lehen verlustig, ja auch verlustig der Stammburg, die unser Ahn doch als freyes Eigenthum besaß. Die Lehen ließ Falke fahren ohne Widerstand, die Stammburg und ihre Ländereyen hielt er fest, noch immer dadurch einer der mächtigsten Barone der Normandie. Da bot der König die andern Ritter des Landes insgesammt gegen ihn auf, und sie zogen mit überlegener Heeresmacht heran, ihn aus dem Stammschlosse zu vertreiben. Falke, an Mannschaft nicht stark genug, ihnen im freyen Felde zu begegnen, beschloß, die Burg zu halten, und eh unter ihren Trümmern zu erliegen, als einen Feindesfuß eindringen zu lassen. Man kennt auch noch heutigen Tages in der Normandie ein altes Lied, welches die Scheu, mit welcher die Barone dem Neste des kriegerischen Falken naheten, halb spottend halb schauernd besingt. Es hebt sich an:

„Wahrt euch vorm Falkenneste!

Wahrt euch, ihr bleichen Gäste!

Der kühne Falke wacht!“

Die Klänge des alten Liedes, wie der greise Mönch es wehmüthig ernst über die Lippen tönen ließ, brachen sich schauerlich an der Felsenwölbung, und der abendlich wachsende Sturm summt von draußen über das Meer als Begleitung mit herein.

Die beyden Männer sahen sich wie fragend nach allen Seiten um. Es war, als müsse vor den jahrhundertalten Klängen irgend eine Erscheinung jener Vergangenheit wieder auftauchen. Aber es blieb alles still.

„Die Todten schlafen sehr fest in ihren Gräbern!“ seufzte Falke.

„Du meinst ihre Leiber, mein Sohn!“ sprach der Geistliche heiter. „Die Seelen der Frommen wachen ja droben bey Gott. Und das dürfen wir von unserm Ahnherrn Falke in recht heittrer Zuversicht glauben; denn daß er nicht nur ein tapftrer, sondern auch ein recht frommer Mann war, bewies sich aus seinem Benehmen in diesem herandrohenden Kriege. Es hatte den Baronen vergeblich vor der Falkoburg gegrant. Als nämlich der Schlossherr das Banner seines Königs im Vortrab des anrückenden Aufgebotes flattern sah, fiel ihm eine schwere Reue auf's Herz; daß er jemals wider dieß theure Zeichen habe kämpfen wollen. „Burgen,“ sprach er, „gibt es auch noch in andern Landesmarken nach ehrbarem Recht zu gewinnen. Aber ein Schwert, das sich einmal wider seinen König und Lehns Herrn erhoben hätte, gewönne wohl durch alle Zeit hin seinen ursprünglichen Glanz nicht wieder, und ich will das Schwert unsres Stammes rein erhalten. Bleibt ihr nun hier zurück, meine treuen Mannen, und unterwerft euch friedlich. Ich ziehe allein und einsam nach den Nordlanden zurück, woher meine Väter mit Herzog Wilhelms Vätern gekommen sind. Und möge,“ setzte er in seltsamer Begeisterung hinzu, „möge fortan jedes Schwert in unserm Stamme, das gegen die Waffe seines Königs oder eines Blutsverwandten anklingt, zerspringen, wie sprödes Glas!“

„Ist wohl ein Schwert unsres Stammes seitdem schon also zersprungen, Oheim?“ fragte der Ritter schauernd.

„Gottlob nein, lieber Sohn!“ entgegnete Mönch Gabriel. „Die Unsern

haben bisher noch immer gewußt, sich von Rebellenkämpfen rein zu bewahren und auch von Bruderkämpfen rein. Deswegen blieben unsre Schwerterklängen scharf und ganz."

„Gott erhalte sie so!" sagte feyerlich der Ritter.

„Amen!" sagte, seine Hände faltend, der Mönch.

(Die Fortsetzung folgt)

Auf einem Maskenballe.

Der Liebende.

Wer bist du, schöne Maske? Heb' den Schleier!

— Da strahlt mir der Geliebten Angesicht!

Die Geliebte.

Barg nicht auch dich die Maske, mein Getreuer?

Doch frag' ich nach dem holden Namen nicht!

Ein Unbekannter tratsst du mir entgegen;

Doch stiller Zauber hieß mich froh dir nah.

Mir kündete mein Herz in lauten Schlägen

Die Gegenwart des theuern Herrschers an.

Louise Weichmann

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel, den 15. Jänner 1822.

Am 27. Dec. vorigen Jahrs fand die Benefizvorstellung Statt, welche dem hier nun seit sechs Jahren sich aufhaltenden Rossini vom Könige bewilligt worden war. Der Componist hatte eine, dem Vorgeben nach neu von ihm componirte, Pastoralcantate: *La Riconoscenza*, gewählt. Es fand sich aber, daß dieß die nämliche Musik war, welche Rossini schon vor länger als einem Jahre zum Behufe einer Privatfeyerlichkeit gesetzt hatte. Je höher die Erscheinung eines neuen Products eines Genies dieser Art die Erwartung spannt, desto unangenehmer fühlt sich das Publicum in seinem Vergnügen verkehrt, wenn es sich, wie hier, getäuscht findet. Mit Ausnahme eines einzigen Duetts der beyden Schächerinnen Argene (Sgra. Dardanelli) und Melania (Sgra. Comelli) in F-dur zu Anfange der Cantate, ist alles Übrige ein bedeutungsloses Rauschen und Säufeln. Die Cantate schließt mit einem lärmenden Janitscharen-Saße, einer bisher noch wenig gekannten Art idyllischer Musik. Rossini, gewohnt alle seine Schöpfungen von dem hiesigen Publicum, welches er in Rom als das einzige, seine Werke gehörig würdigende erklärte, vergöttert zu sehen, wird die bey dem Herabsinken des Vorhanges eingetretene Stille sich sehr wohl zu deuten wissen.

Ricciardo e Zoraide, in einen Act zusammengezogen, konnte für die Cantate nicht entschädigen, und war nur noch an einigen wenigen gelungenen Musikstücken zu erkennen. Diese Zusammenziehung, obwohl von dem Compositeur selbst veranlaßt, ist ohne Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit der Handlung vorgenommen worden. Der erste Act ist bis zur zehnten Scene fast ganz geblieben, springt aber von da gleich auf das Duett im zweyten Act zwischen Ricciardo und Zoraide: „Cielo, che veggo!" über. Aus dem Reste ist, mit gänzlicher Hinweglassung des Ircano und der Confidenten, das Finale gebildet. Die Rollen waren, mit Ausnahme der Zomira, welche einer Anfängerinn anvertraut worden, und der Sgra. Colbran (Zoraide), welche sich zu singen weigerte, von unsern besten Sängern besetzt. Selbst an David (Ricciardo) wurde der gewöhnliche Eifer vermißt, und Sgr. Rozzari (Agoranti) war nicht bey Stimme. Das Orchester hat die etwas schwierige Musik vortreflich ausgeführt, besonders gelang die

Ouverture, die ich hier zum ersten Mal in dieser Vollkommenheit hörte. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Discretion der Posaunen, die sich auf andern Bühnen ein schreyendes Vorrecht anzumahnen pflegen. Decorationen und Costum, vorzüglich erstere, waren mittelmäßig. Den übrigen Theil des Abends füllten zwey schon etwas ältere Ballete von der Erfindung des Mr. Henry aus, in deren ersterem: „Il Giudizio di Paride“ das Ballabile sehr anziehend, im letztern: „L'orsano“ die Pantomime vorherrschend ist.

Der Zulauf des Publicums an diesem Abend war ungeheuer. Nie erinnere ich mich ein so volles Theater gesehen zu haben. Die Einnahme betrug, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, gegen 3000 Ducati (5000 fl. Conv. Münze), während den ersten Tänzern und Sängern die jährlichen Einnahmen nur mit 800 Ducati (1333 fl. Conv. M.) versichert sind.

Rossini ist im Begriff, die Gestirne Parthenopons zu verlassen und den Beyfall des Publicums der österreichischen Kaiserstadt persönlich zu ernten. Während der sechs Jahre, seitdem er sich als Compositeur und Directeur der königl. Theater in Neapel befindet, hat er die Opern Elisabeth, Othello, Armida, Zoraide, la Donna del Lago, Ermione und das Oratorium „Moses,“ ferner die Oper „Zalmira,“ welche Anfangs des künftigen Monats zum ersten Mal hier aufgeführt werden wird, geschrieben. Von Wien wird er im Juny nach London gehen, und dann über Paris nach Neapel zurückkehren, wo er mit dem Pächter der hiesigen königl. Theater neuerdings einen Contract abgeschlossen hat. „Siamo sicuri,“ sagt das Giornale del regno delle due Sicilie, welches Rossini's Abreise verkündigt, und sich in Lobsprüchen über ihn ergießt, „siamo sicuri, che il cangiar clima, lungi dal nuocere al magico genio di questo insigne maestro, sarà in vece una occasione felice, per farli creare nuovi capi d'opera, ed estendere i confini delle teatrali bellezze.“ Auch wir wollen hoffen, daß die Genien eines Haydn, Mozart, Neumann, Stadler, Cramer, dieser Pflanze des südlichen üppigen Himmels sich freundlich nahen, und sie mit jenem himmlischen Thau gestärkt werden möge, welcher ihren Werken die Gabe der Unsterblichkeit verliehen hat.

(Der Schluß folgt)

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Ria King, pantomimisches Ballet in fünf Aufzügen, von Hrn. Titus, Decorationen von Hrn. Neefe, Maschinerie von Hrn. Koller, aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Es kann kein angenehmes Geschäft für denjenigen seyn, der während eines Zeitraums von mehr als sieben Jahren Gelegenheit gehabt hat, die Ballete der großen Oper zu Paris kennen zu lernen, mit der Beurtheilung ähnlicher Erzeugnisse im Auslande beauftragt zu seyn. Die Franzosen, abgeschlossen in dem Streben nach Verschönerung der äußeren Form und frey von den Störungen, welche durch jede nach dem Innern strebende Gemüthlichkeit erzeugt zu werden pflegen, sind vorzugsweise im Stande gewesen, den Tanz bis zu seiner höchsten Vollendung auszubilden. Kein Volk der Erde wird, so lange sich in der europäischen Kunstbildung keine absolute Umwälzung ereignet, die Franzosen in ihren choreographischen Leistungen erreichen, noch weit weniger übertreffen. Vergebens, daß man französische Tänzer in's Ausland engagirt: so lange nicht auch das französische Publicum mit verschrieben werden kann, muß selbst der beste Künstler von dort her vor Zuschauern, die ihn nicht zu beurtheilen, nicht vor'm Zurückschreiten in seiner Kunst zu bewahren verstehen, an Talent verlieren. Die Bildung, welche besonders das Pariser Publicum seinen Künstlern und Tänzern ertheilt, ist so über allen Zweifel erhaben, daß ein Engagement in der Provinz, dauere es selbst nur ein Jahr, Angewöhnungen erzeugt, welche zu Paris auf der Stelle bemerkt und gehandelt werden.

So erfordert Rücksicht und Billigkeit, daß ich bey Anzeige der hiesigen Ballete mich

jeder Vergleichung mit der Pariser großen Oper enthalte und diese Leistungen nur mit sich selbst und mit den Mitteln, welche den Künstlern zu Gebote stehen, zusammenstelle.

Das Ballet *Kia King* ist in fünf Aufzüge getheilt. Wie ehemals, als man noch in dem Wahne stand, nicht jede weinerliche Lappalie sey ein tragischer Stoff, und dafür hielt, ein wahrhafte tragischer Stoff müsse gehörig entwickelt und nicht bloß wie eine Anekdote skizzirt werden, eine Tragödie in einem Aufzuge für ein dramatisches Embryon gehalten worden seyn würde; so schien gleichfalls ein Ballet höchstens drey Aufzüge enthalten zu dürfen, sollte nicht durch die Entbehrung der mündlichen Rede und der aus ihr notwendig hervorgehenden mangelhaften Entwicklung der Handlung, Langeweile und Überdruß bey dem Publicum erzeugt werden. Aber da man in der neuern Zeit gelernt hat, Trauerspiele in einem Acte zu verfertigen, so sehe ich nicht ab, warum wir, zur Entschädigung, nicht auch Ballette in fünf Acten bekommen sollten. Hr. Titus hat mit dieser Neuerung den ersten und gar nicht misslungenen Anfang gemacht; somit müssen wir diesem Künstler verpflichtet seyn, daß er die Bahn gebrochen hat, die Kürze der Trauerspiele durch die Länge der Ballette zu compensiren.

Um die fünf Acte des gegenwärtigen Ballets ist es ein so verdienstlicheres Ding, als die Handlung, welche zu denselben ausgesponnen worden ist, kaum einmal für einen einzigen zugereicht haben würde. Wenn dessen unerachtet die Production gefallen hat und wahrscheinlich noch recht lange auf dem Repertoire bleiben wird, so muß es dieses Schicksal den darin enthaltenen scenarischen und choreographischen Nebendingen zu verdanken haben. Wirklich gleicht das Ballet *Kia King* einem Frauentzimmer, welches, entblößt von allem Geiste, bloß durch ein niedliches Gesicht und die Künste der Toilette zu gefallen versteht.

Der Inhalt ist folgender. Hantsou hat den Beherrscher von China vom Throne gestoßen, ihn ermorden lassen und die Regierung an sich gerissen. Die Wittve des unglücklichen Kaisers, Min mit Namen, lebt als Bäuerinn mit ihrem Sohne Kia King in einer entfernten Provinz, nur von dem Gouverneur derselben gekannt. Kia King's Seele hat sich, wie das Programm besagt, eine düstere Schwermuth bemächtigt: es ahnt ihn, daß er statt des Reichens einen Zeyter führen sollte. So mag's kommen, daß ihn die Kelche der schönen Lihu, der Tochter des Gouverneurs, fesseln, ob er gleich, als Bauer, seine Augen nicht so hoch erheben sollte. Eben steht diese Liebe auf dem Puncte, einige dramatische Verwickelungen herbeizuführen, als die Mutter ein Einssehen in die Sache thut, ihrem Sohne seinen Stand entdeckt und ihm eine Rolle zeigt, auf welcher man die Worte liest: „Mein Mörder ist Hantsou. Kia King, mein Sohn, räche mich!“ Aber Kia King hat etwas Anderes im Sinne: er heirathet Lihu. Als es eben recht herrlich und in Freuden zugeht, erscheint ein Abgesandter Hantsou's, die Ankunft des Tyrannen verkündigend. Man sollte jetzt glauben, Kia King werde bey dieser Nachricht den Abscheu, welchen ihm der Mörder seines Vaters einflößen muß, zu erkennen geben. Nicht so: Kia King liebt und von der Liebe kann es heißen, was Ovid von den Künsten sagt: „Sie mildert das Gemüth und leidet nicht, daß die Sitten wild seyen.“ Der erste Act schließt mit den Zubereitungen zu Hantsou's Ankunft. Im zweyten Acte sitzt dieser auf dem Throne, das Volk tanzt; dann werden Kia King und seine junge Gemahlinn dem Tyrannen vorgestellt. Dies geschieht, damit sich Hantsou in Lihu verlieben und eine Art von dramatischem Knoten schlingen möge. Der dritte Act beginnt mit den Besorgnissen, die Min über die Gefahr äußert, der sie durch die Ankunft Hantsou's ausgesetzt ist. Sie hat nicht Unrecht; nur hätte sie diese Betrachtungen früher anstellen sollen. Hantsou erscheint, erblickt Min und dunkle Erinnerungen steigen in seiner Seele auf. Min kommt noch mit dem Schrecken davon; aber Lihu'n geht es desto schlimmer: Hantsou will sie, da sie sich nicht gutwillig seinen Wünschen fügt, erstechen. Kia King stürzt herbey, rettet seine Gemahlinn und droht, den Tyrannen, werde er nicht in seinen und Lihu's Abzug willigen, seiner Seits zu erstechen. Da Hantsou sich in solcher Gefahr sieht, läßt er Kia King ziehen. Kaum ist dieser über die Schwelle, als der Tyrann nach seinen Wachen schreyt und ihnen Befehl zur Verfolgung Kia King's ertheilt. Im vierten Acte werden beyde eingeholt, in Fesseln geschlagen und stehen auf dem Puncte, vor Hantsou geführt zu werden. Da entdeckt Min ihren Stand, das Volk huz

diget ihr und schwört dem Tyrannen den Untergang. Alles geht nach Wunsch, und das Ballet endet, wie es die Leser gleich bey'm Anfange desselben vorausgesehen haben.

Es spricht, wie schon oben gesagt, für den Werth der scenarischen Details und der Erfindung der Tänze, daß die Dürftigkeit der Handlung, welche in diesem Ballete verspürt wird, dem Gefallen desselben keinen Abbruch thut. Wirklich verrathen die Ensemble-Stücke, obgleich dann und wann ohne Correctheit und ohne jene Strenge in der Composition, welche der gute Geschmack erfordert, Erfindung, Reizheit und eine gewisse Originalität. Die Heirath der beyden kleinen Chinesen ist gut erfunden, steht am rechten Orte und belustigt in der Ausführung. Unter den Figurantinnen möchten sich leicht mehr wohlgebildete Frauenzimmer befinden, als unter allen Ballet-Corps in ganz Frankreich, die große Oper zu Paris nicht ausgenommen.

Mlle. Bretel besitzt Virtuosität und Begeisterung, aber eine Ungebundenheit, welche nicht selten der Grazie und Correctheit ermangelt. Sie erreicht einiges, verfehlt vieles und wagt alles. Mlle. Millière ist regelrecht und geschmackvoll. Mme. Rosier zeigt viel pantomimische Kunst; sie sucht, ihrem Muster, der Vigottini, auf eine erfreuliche Weise nachzustreben. Eine Stelle in dem, von ihr mit Mlle. Millière und Hrn. Taglioni getanzten, Pas de trois ist von recht lieblicher Wirkung gewesen und hat allgemein angesprochen.

Es ist mir nicht wenig aufgefallen, daß die Kleider der hiesigen Solotänzerinnen um einige Finger kürzer, als auf dem großen Operntheater zu Paris getragen werden. Diese Kürze muß bey Seide und andern Stoffen um so bemerkbarer und unästhetischer erscheinen.

Unter den Decorationen zeichnet sich die des zweyten Act's, eine Aussicht auf die im Hintergrunde liegende Stadt darstellend, sehr zu ihrem Vortheile aus.

Vor dem Ballete ward die Puppe von Hrn. Castelli gegeben. Dieß ist die so berühmte und beliebte petite Soeur, von Scribe, in welcher die kleine Leontine Fay hinter einander nahe an hundert Male zu Paris aufgetreten ist. Ich selbst habe mehr als zwanzig Vorstellungen dieses allerliebsten Stück's, einer der vollendetsten Leistungen des Gymnase dramatique, begewohnt. Von der Wirkung, welche die Puppenscene hervorbringt, läßt sich nur aus eigener Erfahrung urtheilen. Man erlasse mir, eine Vergleichung zwischen der Aufführung zu Paris und der hiesigen anzustellen: sie ist nicht wohl thunlich. Nichts desto weniger verbindet mich die Unparteilichkeit zu dem Geständnisse, daß Mlle. Caroline Kupfer ihrem Vorbilde bey weitem näher gekommen ist, als ich je geglaubt hätte, daß es auf irgend einem deutschen Theater geschehen würde. Dieses talentvolle Kind verdiente, daß jemand, dem schauspielkünstlerische Kenntniß (Routine dürfte es allein nicht thun) zu Gebote stände, die Puppenscene mit ihr durchginge und sie auf die Wirkung aufmerksam machte, welche beynabe jede Phrase in derselben hervorzubringen im Stande ist. Hier nur eine einzige Bemerkung: Mlle. Kupfer muß sich in dieser Scene nicht auf das Labouret, sondern auf einen Stuhl setzen, und die Puppe stets ruhig und in derselben Stellung halten. Das übrige wird sich dann theilweise schon von selbst finden.

Modenbild VII.

1. Crepp-Hut mit Straußenfedern und einem Häubchen mit Barben.
2. Blondhäubchen mit Blumen.
3. — — von Crepp.
4. — — von Gaze.
5. Turban von Gaze mit einem Perlen-Diadem.

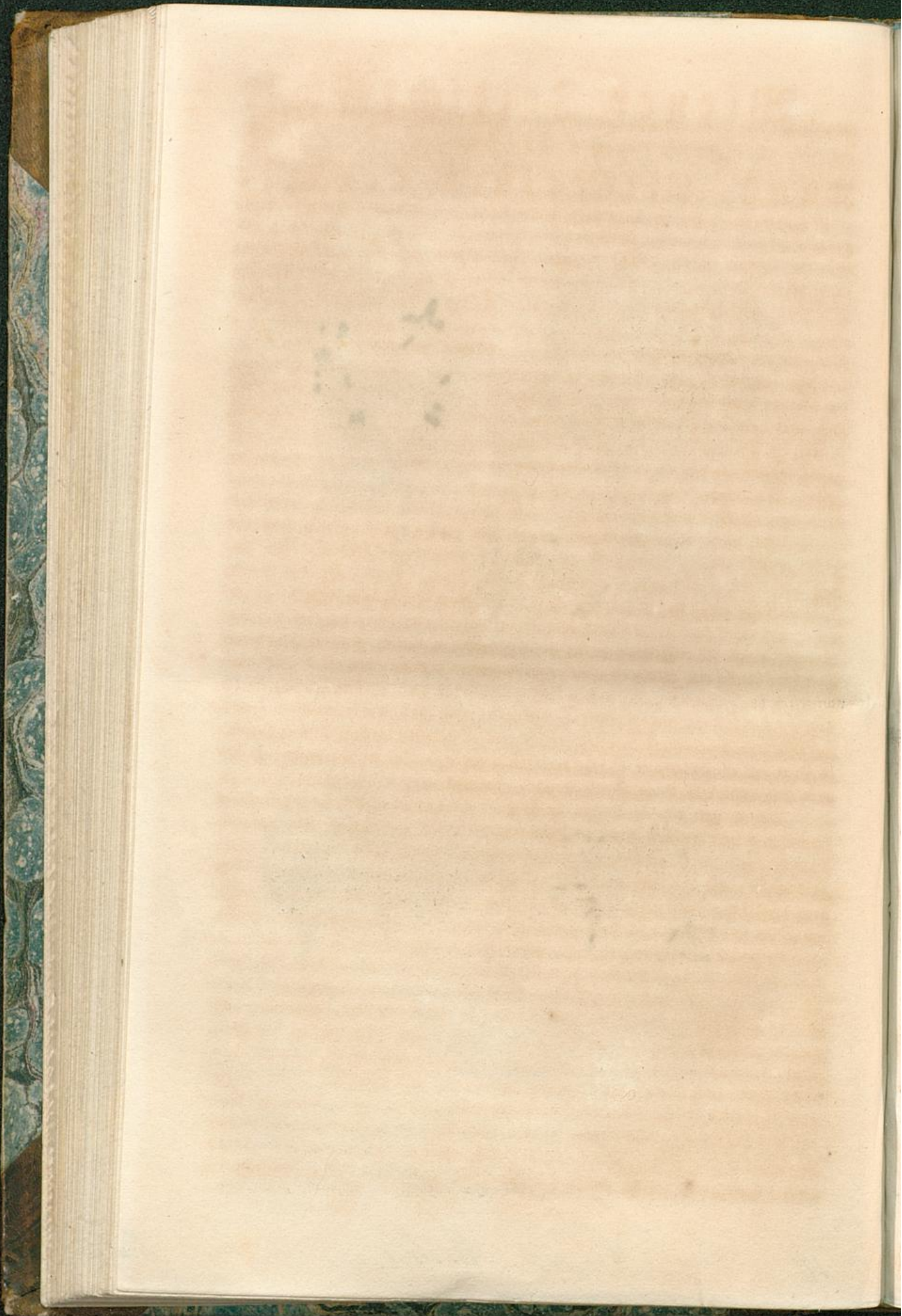
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Pa. de. Del.

Fr. Stöber. sc.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 16. Februar 1822.

21

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von E. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

Hierauf fuhr der Greis folgendergestalt in seiner Erzählung fort:

„Als die Pforten unserer Stammburg aufgingen, scharten sich die Belagerer, einen Ausfall erwartend, rasch zusammen, aber es kam der große Freyherr Falco auf seinem hohen, kohlschwarzen Pferde ganz allein und ganz langsam herausgeritten, in vollem Kriegesharnisch zwar, aber die Lanze nach dem Königsbanner hin ehreverbietig neigend, und so, weder rechtshin noch linkshin umschauend, ritt er feyerlich seines Weges fürder. Die Schaaren theilten sich ehreverbietig vor ihm, und grüßten; er dankte nicht; er meinte nur dem Königsbanner einen Gruß schuldig gewesen zu seyn!“

„Schon war er durch die Geschwader hindurch, und wäre vermuthlich schweigend von dannen gezogen. Aber da hatten sich auf einem nahen Hügel, über den sein Weg ihn führte, viele Hirten mit ihren Weibern und Kindern gesammelt, die wollten noch gern Abschied von ihm nehmen, denn er war dem friedlichen Volk immer ein gar hülfreicher und großmüthiger Herr gewesen. Wie er denn nun in dem wehmüthig freundlichen Kreise sein Ross anhält, und Dank und Abschiedsgrüsse empfängt und wieder spendet, denn hier ging ihm das freundliche Herz noch zu guter Letzt im Vaterlande recht innig auf, da wirft er auch noch einen Scheideblick auf seine Stammburg, und siehe, so eben will der Nachbar, welcher ihn mit seinem Könige entzweyt hatte, dahineinreiten, als gedanke er Besitz zu nehmen von dem verlassenem Bau. Das übermannte des tapfern, vielgekränkten Herzens Geduld. „Halt!“ donnerte Falco mit gewaltiger Stimme dahinüber, und donnerte gleich darauf noch einen mächtigen Hornesruf nach, daß der dreiste Besitznehmer in wunderlichem Schrecken sein Pferd wild herumriß, und bey der übereilten Bewegung sich mit dem scheuenden Thier überschlug. Während man ihm emporhalf, wandte der ganze Haufe sich staunend nach dem Hügel, von wo der

Doppeltonner den Ritter zu Boden geschleudert hatte. Da hielt nun Falko hoch unter den ihn umringenden Landleuten, und rief den ehedem bundsverwandten und freundlichen Helden zu: „Halt! Niemand von euch soll einreiten in die Beste als Herr! Einsam und öde soll sie bleiben zu allen Tagen. Das ist mein letztes Vermächtniß, und Wehe dem, der es bricht! Wehe! Wehe! Wehe!“ rief er wie ein zürnender Geist über die blühende Gegend hin, und die Schaaren wichen von dem verfehmten Baue zurück, welchen zugleich die bisherige Besatzung, scheu aus allen Pforten und Pfortlein strömend; verließ. Falko sah dem Allen mit grimmigem Behagen zu. „Recht so!“ donnerte er noch einmal. „Und so soll es bleiben!“

Da singen die Hirten und Weiber zu weinen und zu wehklagen an, daß die Burg, ihnen und ihren Vorfältern seit so lange her ein siegreicher Schutzort, nun verödet bleiben solle für alle Zeit, wohl gar ein wild verfallener Trümmerhaufen. Aber Herr Falko winkte mit der Hand, und ihre Klage hielt inne. Darauf sprach er etwas erweichteren Herzens: „Soll dennoch je wieder ein lebendiger Mann diese Burg bewohnen, so mag es ein Hirtenkind dieses Landes seyn, und ein tapferer Heldenritter zugleich, oder mein Weh bleibt über Burg und Burgherrn fest!“ Und rasch wandte er sein Roß, und eilte von hinnen. Das Schloß aber steht seitdem verfallend und leer. „Wie sollte auch ein Hirtenkind zum ritterlichen Helden werden!“ sagte Falko. Der Mönch aber entgegnete: „Es sah doch einstmalen darnach aus. Aber ein finsterner Geist wohl herrscht über die Burg, und gibt nicht zu, daß ein lebendes Wesen dort wieder einzieht in heittrer Freudigkeit.“

Es war, als ob er mühsam einige hervorquellende Thränen hemme. Dann sprach er weiter: „Voll reicher Tapferkeit und Milde stieg der edle Falko hier in unsern Nordlanden auf, als ein herrliches, weitangestauntes Heldenbild, und gründete die Macht seines Stammes bald aufs neue. Es blieb die Sitte unsres Hauses, jedweden Erstgeborenen in Haupt- und Nebenzweigen Falko zu nennen, wie auch ich diesen Namen trug, ehe mich ein dunkles Gewölb überwebte und umwandelte zum Klosterbruder Gabriel. Doch Alle, die wir des großen Ahnherrn Namen führten, waren in unserm Herzen wundersam hingetrieben nach der schönen Normandie, so wie es auch dich jetzt treibt, geliebter Falko. Ach es trieb und treibt uns nicht zum Glücke. Den Sinen begrub ein Meeressturm, noch eh er die ersehnte Küste schaute; den Andern, als er die öde Bäterburg erstieg, erfasste auf des lustigen Hauptthurms Gipfel eine wilde Lust nach dem blühenden Lande ringsher, überkühn breitete er die Arme hinab, und ein plöglicher Schwindel stürzte ihn zerschmettert auf den steinigen Burghof. Ein Dritter erlag, als er im ehemaligen Bannforst unsers Gebietes jagen wollte, um dem eingedrungenen Besitzer zu trohen, lautlos zu Boden gestreckt, ohne daß dieser eine Hand deshalb rühren durfte. Der unvorsichtige Armbrustschuß seines eignen Knappen hatte ihn gefällt. Zwey andre Falkos, jugendlich blühende Betera, segelten auf zwey Schiffen zugleich hinüber. Der Sturm trennte sie, und trieb sie zur Nachtzeit auf zwey verschiedenen Stellen ans Land ihrer Väter. Dennoch war es, als habe das Unheil sie mit einem Schlage getroffen. Denn in der ersten Morgenstunde fand man den Sinen, der aus dem besetzten Schiff ans Ufer schwimmen wollte, mit durchranntem Herzen an einer ehernen Stange schwancken, zum Anbinden der Na-

hen vom Ufer ins Meer hinausgestreckt, und sah den Andern aus seinem ungestüm landenden Boote stürzen, und unter seiner herrlichen Rüstung Wucht versinken. Als nun auch ich hinaus wollte ins Land der Ahnen, wehrten es aufschiebend meine Ältern; mein Vater, als jünger geborner Sohn, führte den bedrohlichen Namen nicht, sondern hieß, wie auch dein Vater, Angilbert. Aber ob er auch wehrte und zögerte nach besten Kräften, die wilde Sehnsucht entschloß in meinem Busen nicht. Schon in voller Reife des Mannesalters sprach ich endlich, nun sey es eine Schmach für unsern ganzen Stamm, wenn ich noch fürder daheimsitze, während unsre älteste und herrlichste Burg von Fledermäusen bewohnt werde, und eingedrungene Besitzer von ihren Feldern ernteten, in ihren Forsten jagten, ihre Hirten und Bauern bedrückten."

„Ha Oheim, wie redet ihr so begeisternd wahr,“ rief der kühne Ritter aus, und sprang empor. „Ist es mir doch, als tönten tausend Stimmen über die See, und riefen: Falko! Falko! nach! nach! Leb wohl, du edler greiser Falko! Dein Stamm- und Namensgenosse zieht hinaus auf die glorreiche Fahrt!“

Aber der Alte streckte wehmüthig bittend seine Hände aus, und der jüngere Held hemmte den schon gehobenen Tritt. „Ich bin ja kein Falko mehr! Ich bin ja nur ein Gabriel!“ seufzte aus schwerem Herzen der Greis. „Ach und dennoch mußte ich wider Willen so wildkühne Worte sprechen, die Fahrt dir flügelnd, die ich dir aufzuhalten gedachte. Ich sehe wohl, dieß Streben ist vergeblich. Aber mindestens vernimm nun erst alles, was ich dir noch zu künden habe.“

Der Ritter nahm wieder auf dem Grabsteine Platz, und der Mönch sprach folgender Maßen weiter:

„Wie ich nun die Ehre des Stammes vorschob, als Grund für meine Fahrt, da ward mein alter Vater still mit seinen Einwürfen; aber er sah so recht herzlich betrübt aus. Die Mutter sagte auch nichts mehr; aber sie weinte. Und mir ward die Seele davor so schwer, daß ich nun von Herzen gern daheim geblieben wäre. Doch konnte ich natürlicher Weise nach Worten, wie ich sie gesprochen hatte, nicht wieder umwenden. Da mischte sich dein Vater in die Sache, und obgleich eben dazumal seine herzliche Gattin dich ihm geboren hatte, meinte er doch, es sey am Besten, wenn er die Fahrt beginne nach der Normandie. Wer bis jezt dorten aus unserm Hause verunglückt sey, habe immer den Namen Falko geführt; nun wolle es einmal Angilbert versuchen, ob er das Abenteuer nicht glücklich zu Ende führen möge. Die Ältern sahen es nach dem ersten Staunen gern, denn sie hofften wirklich auf diese Weise die Lösung des alten Fluches zu erleben, und wie wenig auch ich Anfangs von einer solchen Vertauschung hören wollte, besiegten mich doch endlich die Bitten deiner lieben Mutter, welche mit einer seltsamen Zuversicht den fröhlichsten Erfolg von der Fahrt ihres Gatten prophezehte. Angilbert segelte aus.“

„Ach aber wie hatten die holde Weissagerin ihre schönen Hoffnungen betrogen! Zwar kam uns Angilbert zurück nach wenigen Monden; aber wie! Todtenmatt auf seinen Speer gelehnt trat ans Nordlandsufer aus dem Schiffe der noch jüngst erst so freudig und rasch hineinspringende Held! Er hatte die Burg unsrer Väter ohne Hemmung noch Unfall betreten; er hatte

sein Recht darauf geltend gemacht, und meinte nun fast, die ganze Sache sey gethan. Da sprachen aber die Barone, welche unsre Forsten, Acker und Weiden innehatten, und von unsern Bauern die Frohndienste und Kornpächte empfangen, ehe sie ihn dort leiden wollten, müsse er sich erst feyerlich all dieser Dinge begeben. Angilbert entgegnete freundlich, eben um all diese Dingen den rechten Erben wieder anzueignen sey er ja gekommen: wie wolle denn nur eine Ritterburg bestehen ohne Ländereyen! Und was sey ein Ritter werth, wenn er keine Schutzgenossen zu verfechten habe! Da kam es zum Kriege, und Angilbert behielt das Feld. Zugleich aber empfing er eine lähmende Wunde in die Hüfte, und weil er fühlte, daß die sein Leben auszuzeihen beginne, wollte er doch wenigstens unter den trauten Seinigen sterben, und brachte mir nun Anspruch und Ehrenschild zurück. Da trieb mich mein Vater selber zur Fahrt, und mit ungestüm klopfender Brust, mit Zorn und Liebe zugleich im Herzen ging ich bald an der fränkischen Normandie anmuthigem Gestade vor Anker."

„Mein Rechts- und Ehrenkampf begann siegreich; aber die Burg wollte ich nicht eher betreten, als bis Alles rückerrungen sey, was jemals unserm Stamme in diesen Landen zugehörte. Nur an den weithinschattenden Mauern des Heldenschlosses lagerte ich oft, und mir war dann in nächtigen Träumen, als erscheine mir unser großer Ahnherr Falco, mit wohlgefälligem Lächeln auf mich blickend; doch immer wieder, kurz eh ich erwachte, umzog sein Antlitz ein wehmüthig warnender Ernst. Das hemmte mir noch immer strenger jeden Gedanken von allzurasthem Eintritt in die Stammburg. Doch kämpfte und siegte ich rüstig und glücklich fort. Jahre waren auf diese Weise vergangen, da streifte ich einst in der Verfolgung des Feindes durch ein abgelegenes Wiesenthal, das ich bis jetzt noch nie wahrgenommen hatte. Es war, als habe, all unsern blutigen Kriegen zum Trost, der Friede sich ungestört hierhergelagert in dieses stille, einsamliche Blütenreich. Der Lenz kam eben über die Lande hereingezogen, und mit wie holdseligem Prangen er die sanfte Hirtenstelle schmückte, weiß ich mir wohl noch lebendig in die alternde Seele heraufzurufen, aber auszusprechen und mitzuthellen weiß ich es nicht. Nur das vernimm: zwischen all den schönen Blumen und Blüten blühte eine holde Schäferin als die lieblichste Blume des Thals. Mein ganzes Leben war von ihrem Anblicke zugleich entzündet und beruhigt, zugleich entflammt und verklärt. Nach dem ersten Schreck über den Anblick des als so kriegerisch wild verrufenen Falco, sah sie nicht unfreundlich zu mir auf, und wie ein gezähmtes Täublein schmiegte sie sich bald wohlgefällig in meiner mächtigen Waffen Schutz. Hatten bisher unsichtbare Engel dieß Thal behütet, so standen jetzt meine Kriegsmannen mit kühner Achtsamkeit als sichtbare Wächter umher, und wo auch fernehin eine Kunde von Gefahr des lieben Thales zu meinen Ohren drang, flog ich unaufhaltsam zur Rettung herbey, überreich belohnt durch einen dankenden Blick aus dem Himmelsauge meiner holden Schäferinn."

„Da trat es mir einst vor die Seele, wie unsre frühesten Ahnherrn wohl auch schon Ehebündnisse mit schönen Hirtinnen geschlossen hatten, ohne daß ihr Ruhm und Wappenschild davon geniedert ward, und als ich bald darauf wieder einmal im Schatten der Stammburg lagerte, sah ich im Traume die

Erscheinung des Helden Falco sanfter und milder als je. Erwachend eilte ich nach dem lieben Thale hin, und bot der Hirtinn meine ritterliche Hand. Sie nahm sie an, mit dem sanften Erröthen beglückter Liebe, und mit jener edelstolzen Demuth, die sich vor Gott noch weit tiefer neigt, als vor den machtvollsten und herrlichsten Menschen. Ach, wie war ich nun ein beglückter Mann! Vor einem Nasenaltar im lieben Thale gab ein ehrwürdiger Geistlicher mich und meine Schäferinn zusammen, und Hirten und Krieger hielten in anmuthiger Verschlingung Blumen- und Waffentänze um uns her."

„Mein Glück sollte nur wenige Wochen dauern! Mein dießseitiges Glück, mein' ich. Drüben! Ja, drüben!"

(Die Fortsetzung folgt)

Unverhofft kommt oft.

Mir ward ein großes Glück zu Theil,
Ein seltner Himmelsseg'n,
Und alle Herzen rufen: Heil!
Die seinen Werth erwägen.
Es ist ein vielgeprüfter Freund,
Der an mein Ich gebunden;
Zu Rath und Thaten sich vereint,
In gut' und bösen Stunden.
Er nennet sich — Herr Unverhofft!
Und ungerufen kommt er oft.

Längst flog die gold'ne Zeit vorbey,
Wo wir Studenten waren.
Ich lernte viel und Mancherley,
Doch leider Eins nicht: — Sparen!
So lang schien jegliches Quartal,
Daß mich's noch heute wundert;
Da lieb mein Freund, recht liberal,
Mir Hundert für Zweyhundert.
Zur Zahlung kam Herr Unverhofft
Mit meinem Solawechsel oft.

D'rauf trieb ich feurig Poesie
Mit zweifelhaftem Glücke,
Vereichert' uns're Tragödie
Durch schwarze Schicksalsstücke:
Schrieb auf, bey Tabak und Kaffeh,
Was sich im Innern rührte;
Herr Unverhofft, in stolzer Höy',
Sah zu und recensirte.
Auch damals kam mir Unverhofft
Mit seiner Weisheit a l l z u o f t.

Die Poesie besoldet knapp
Den allertreu'sten Diener:
Drum fiel ich ihr in Zeiten ab
Und ward ein Mediciner.
Ich wehrt' und währte manche Noth
Durch Pulver, Tranck und Geister.
Freund Unverhofft gewann sein Brod
Mit mir als Tischlermeister.

Zur Arbeit kam Herr Unverhofft
 Bey meinen Sanften schlafen oft.

Da nahm ich mir ein reiches Weib,
 Jung, lustig, schön daneben,
 Gab Ruh' dem Geiste, Ruh' dem Leib,
 Und lebt' ein Himmelsleben.

Drey Monat', ja beynah vier',
 Ging Alles wohlgefällig;

Bald schlichen Schmeichler ein bey mir,
 Mein Weib ward recht gesellig:
 Vor Allen kam Herr Unverhofft
 Um diese Zeit tagtäglich oft.

Ich ließ die Liebe Liebe seyn
 Und schuf mir and're Wonnen.
 Ein Weiser kroch in's Fass hinein,
 Auch ich kroch zwischen Tonnen.

Das edle, reine Rebennas
 Wählt' ich zur Lust und Freude;
 Doch selbst im Keller, hinter'm Fass
 Erspähten mich die Leute.

Am meisten kam Herr Unverhofft
 Zu mir, zu meinem Rheinwein, oft.

Jetzt eben ist es Jahr und Tag,
 Daß mir die Frau gestorben.
 Drey Wochen d'rauf hat Wetterschlag
 Mein Haus im Brand verdorben.

Der Quell des Wissens fließt nicht mehr,
 Nicht fließen mehr die Fässer;
 Und dennoch, aller Sorgen leer,
 Fühl' ich mich nüchtern besser.

Seitdem nur kommt Herr Unverhofft
 Nicht, wie in früheren Zeiten, oft.

Friedrich Treitschke.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß)

Neapel.

Eine neue Oper von Generali „la Sposa indiana“ eröffnete am 12. d. M., dem Geburtstage Sr. Majestät des Königs, die Carnevalszeit. Sie sollte das Andenken an ihre matte Schwester „Elena ed Olredo“ verwischen. Der Erfolg bewies das Gegentheil.

Der Text ist werthlos und verbindet mit einem verbrauchten Stoffe eine gemeine Sprache. Zorai (Sigr. David), ein indischer König, ist im Begriff, sich mit seiner Geliebten, Grissena (Sgra. Camelli) zu vermählen, als seinem Nebenbuhler Palmoro (Sgr. Nozzari), welcher ihn schon lange belagert hält, durch Verrätheren die Thore geöffnet werden. Zorai geräth in die Gewalt des Siegers. Grissena, durch ihren Vater Abissarre (Sgr. Benedetti) veranlaßt, beschließt die Rettung ihres Geliebten durch Aufopferung ihrer Selbst, und verspricht Palmoro unter der Bedingung, daß er die Stadt räume, und Zorai wieder in seine Rechte einsetze, ihre Hand. Palmoro hat diese Bedingungen erfüllt, und dringt auf die Erfüllung ihres Versprechens. Da zieht Grissena einen verborgenen Dolch und will sich durchbohren; die Umstehenden hindern sie an ihrem Vorhaben. Gerührt durch so viel Treue, opfert Palmoro seiner Großmuth die Liebe zu Grissena, und versöhnt sich mit Zorai.

Generali hat es sich zum Grundsatz gemacht, ganz dem gegenwärtigen Musikgeschmacke zu huldigen. Er benimmt sich dabey so gewissenhaft, daß er nicht nur die Ver-

wechslung des Gesanges mit den Instrumenten, sondern sogar die Motive zu Urien und Chören, die Terzengänge, die ganze Instrumentirung nebst dem Crescendo und Decrescendo, ja sogar die unermüdblichen „Bis“ von dem Schöpfer dieser Periode entlehnt, so, daß man in diesen beyden Opern nichts anders als eine veränderte Auflage der Rossinischen Werke findet. Es ist nicht zu läugnen, daß in der Sposa indiana einige gute Nummern sind, z. B. die Cavatine der Crissena im ersten Act „di voce querula sento“ in F-dur, eine Arie mit Chor des Palmoro im ersten Act, „quello sdegno, che m' accende“ in B-dur, dann das Quartett ohne Begleitung im ersten Act „Infelici affetti miei, quanto vai penar mi fate!“ und das Finale desselben Acts. Aber der zweyte Act ist gänzlich arm an guten, oder auch nur an erträglichen Musikstücken. Der Originalität verzeiht man das Zurückfallen in seine eigenen Manieren. Nicht so dem Copisten, dem es, als solchem, an origineller Kraft gebricht, und der mit matten Farben auf alten Contouren herumpinselt. Die vielen Beispiele hätten diesen Compositeur belehren sollen, daß die Copie, selbst mit allen Vorzügen, doch nur Copie bleibt. Generali hätte weit besser gethan, auf dem gut gewählten eigenen Wege fortzuschreiten, als bey schon geläuterten Ideen sich mit Rossini's Federn schmücken zu wollen.

So viel Gutes man auch von dieser Oper vorausgesagt hatte, wurde sie im Ganzen dennoch mit stummen Beyleidsbezeugungen aufgenommen. Viel trug dazu der Umstand bey, daß das Costum sehr fehlerhaft war. Nur das Orchester zeichnete sich auch hier zu seinem Vortheil aus. Ich kann nicht genug die Ruhe und Gelassenheit loben, mit der Sgr. Fesla diesen Cosos dirigirt. Manchmal regt sich in mir der Wunsch, daß es einigen unserer Herrn Directoren vergönnt seyn möchte, sich an ihm ein Beispiel zu nehmen, und weder ihre Hand zu heftig auf das Pult fallen zu lassen, noch auch durch ein durchdringendes Wischen das Decrescendo und Piano bewerkstelligen zu wollen.

Das neue Ballet für die Carnevalszeit: „La Niobe“ von Gioia, welches dieser Oper folgte, hatte die Neugierde der Neapolitaner sehr hoch gespannt. Obwohl dieses Product schon fünf Jahre hindurch der Reihe nach fast alle Theater des nördlichen Italiens durchlaufen hat, gewährte es dennoch den südlichen Bewohnern dieser Halbinsel den neuen Anblick, das Ballabile möglichst innig mit der Pantomime zu einem Ganzen verbunden zu sehen. Der Stoff ist zu bekannt, als daß ich hier viele Worte darüber verlieren sollte. Die Wacht desselben war eine glückliche Idee, die Hauptmomente sind gut aufgefaßt, auf eine ungezwungene Weise verbunden, und mit schönen Tänzen und Tableaux ausgeschmückt. Bey der anerkannten Vortrefflichkeit des Personals konnte die Ausführung nicht anders, als den Erwartungen entsprechen. Vorzüglich gelang der Tanz der Horen bey der Rückkehr des Phöbus, und jener der Cyclophen, im Augenblicke, wo sie die Pfeile für die Diana schmieden. Die Musik ist ein Potpourri aus verschiedenen ältern Opern. Decorationen und Costum waren vortrefflich, und die Aufnahme Amphion's in den Olymp bey der ungeheuren Tiefe des Theaters sehr imponant.

Das widrige Schicksal, welches der „indischen Braut“ widerfuhr, wird Rossini's neue Oper „Salmira“ früher, als es bestimmt war, auf die Bühne bringen.

Im März werden die H. H. David, Nizzari, Ambrogio und Mad. Colbran uns verlassen. Letztere wird, von Rossini begleitet, ihre Debuts in Wien beginnen. Als Ersatz erhalten wir indessen den Tenor Donzelli und Mad. Feron.

Für das königl. Theater al Fondo wird eine neue Oper von Gambieri „la Foresta di Ostropol“ einstudiert und nächstens gegeben. Ob sie in der gegenwärtigen stürmischen Zeit nicht Schiffbruch leiden wird, muß die Zeit lehren.

München, im Jänner 1822.

Kaum war eine neue Polizei-Verfügung rücksichtlich der Masken im Stande, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, eine Gleichgültigkeit, welche in dem sonst so maskenlustigen München recht auffallend ist. Die Masken dürfen nur noch an den Tagen öffentlich erscheinen, an denen maskirte Bälle oder Academien gegeben werden. Wenn mehr als sechs zusammen gehen wollen, muß zuvor eine besondere Erlaubniß eingeholt werden. Auch das Anrufen und Necken der Masken ist verboten. Dieß sind Maßregeln, welche den hiesigen Gewohnheiten geradezu widersprechen, übrigens aber recht heilsam

und in die Zeit eingreifend sind. Die icheige Epoche, nach einigen Erscheinungen zu urtheilen, ist keineswegs besonders geeignet, Zutrauen zu erwecken. So wurden z. B. in der ersten Hälfte dieses Monats von der Polizei nicht weniger als sechshundert acht und fünfzig Personen wegen Polizeyfreveln, zwanzig andere wegen Diebstahles und Veruntreuung, vierzehn wegen Verfälschungen und zwey wegen Desertion verurtheilt. Auch das Theater behauptet, der dem Scherze geweihten Carnevals-Periode ungeachtet, eine ernsthafte Haltung. Nathan, Tasso, Yngurd, die Mündel und Maria Stuart folgten schnell auf einander. Die Bühnen-Neuigkeiten des Jänners waren im Hoftheater: Torquato Tasso, von Goethe; im Hoftheater: Gisela, die moderne Fee, Zauberpössel mit Musik, Julie, oder die verstoßene Tochter, Schauspiel nach dem Französischen, und der Tausendsassa; im italienischen Theater: Mosè in Egitto, von Rossini.

Am 21. d. d. wurde der diesjährige erste Maskenball im neuen Theater gegeben, und durch die Anwesenheit Ihrer Majestäten und der königlichen Familie verherrlicht. Der Zuspruch war zahlreich. Die an diesem Abende zum ersten Mal angeordnete Spiegelbeleuchtung des Saales gewährte einen überraschenden Anblick. Das zu gleicher Höhe mit dem Theater heraufgeschobene Amphitheater zeigte einen glänzenden Saal, mit der Aussicht in ein Bosket mit einem Springbrunnen. Das Publicum gefiel sich in dieser geschmackvollen und reizenden Umgebung, und überließ sich mit Anstand den Ausbrüchen der Freude.

Zum Schlusse einige Nachrichten von inländischen nützlichen Erfindungen, welche Hr. Mechanikus Bauer aus Nürnberg jüngst angekündigt hat, und welche vielleicht auch anderswo ein Interesse erregen möchten. Der Künstler liefert unter anderen ein Erhöhungsperspectiv, mit dem man bey Versammlungen über die Köpfe der Zuschauer hinweg oder um eine Straßenecke sehen kann, für den geringen Preis von 2 fl. 48 kr. Welch einen Vortheil kann dieß Perspectiv gewähren! Die Frauenzimmer können jetzt ihre wagenradähnlichen Hüte auf den Köpfen behalten. Auch sein Salonsperspectiv, mit welchem man rückwärts und seitwärts sehen kann, während der Betrachtete glaubt, man sehe vorwärts, verdient auf Bällen und Concerten die Berücksichtigung eifersüchtiger Männer, Frauen und Liebhaber. Nicht minder empfehlenswerth scheint das Multiplicirperspectiv desselben Künstlers zu seyn, worin man jeden Gegenstand hundert- und mehrfältig erblickt. Wenn das Theater z. B. leer ist, so können die damit versehenen Schauspieler sich einbilden, sie stehen vor der zahlreichsten Versammlung. Seine verdienstlichste Erfindung ist ein sogenannter englischer Rothsteiger, vermittelt dessen man, wie die Ankündigung sagt, bey dem schlechtesten Wetter und auf der kothigsten Gasse mit den feinsten Ballschuhen gehen kann, ohne sich zu beschmutzen. Diesen englischen Rothsteiger sollten wir aus Patriotismus umtaufen, da wir es, was kothige Straßen und Fußwege betrifft, sehr wohl mit den Engländern aufnehmen können.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Acacia longifolia. Langblättrige Acacie. Aus Neuholland.
- Correa alba. Weiße Correa. Aus Neuholland.
- Daphne odora. Wohlriechender Seidelbast. Von China.
- Dryandria floribunda. Aus Neuholland.
- Erica baccans. Beerenförmige Heide. Vom Cap.
- Pitcairnia bromeliaefolia. Ananasblättrige Pitcairnie. Von Jamaica.
- Psychotria undata. Wogenblättrige Psychotrie. Von den Bahamainseln.
- Salvia Boosiana Boosische Salben. Aus Peru.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 19. Februar 1822.

22

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich sechs Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. von M. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von E. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

Verstummend sah der greise Mönch mit einem so freundigen Blick in die dunkle Nebelferne hinaus, daß es war, als ziehe davor ein lichter Strahl durch Wolken und schäumende See. Dann sprach er wehmüthig lächelnd weiter:

„Wär' ich ein kunstreicher Maler, schon längst hätte ich sie abgebildet, meine schäferliche Gattinn, wie sie eines Abends, als ich von einem siegreichen Zuge wiederkam, mir an der Thür der Hütte, die wir noch immer bewohnten, hoch und herrlich entgegentrat wie eine Königin, und gebietend zu mir sprach: „Ich will, daß du mir gewährest, warum ich jetzt dich bitten werde. Es ist meine erste Bitte an dich.“ Da sprach ich natürlich in freudiger Überraschung Ja.“

„Ach aber, was gebot sie! „Deine Feinde“ sprach sie, „haben dich heut nur mit einem kleinen Theil ihrer Macht angefallen, während du wähtest, mit ihren gesammten Schaaren zu kämpfen, und deßhalb auch alle deine Geschwader hinausführtest ins Feld. Das wollten sie eben nur, und dein scheinbarer Sieg wird der Grund deines Verderbens. Sie überschauten deine ganze, ihnen bis heut noch immer räthselhaft dunkle Macht. Ihnen aber sind drey mächtige Barone aus der Bretagne zu Hülfe gerückt. Du kannst einer solchen Überzahl nicht widerstehen, und das Schlimmste ist: deine Feinde wissen es jetzt, wie es denn ihr überlauter Jubel einem nah bey ihrem Lager weidenden Schäfer verrieth. Meine Bitte an dich, oder nein, nach deinem heiligen Mitterwort darf ich ja nun wohl sprechen; mein Gebot an dich heißt: warte die verderblich aufdämmernde Nacht am Lande nicht ab. Gil' in dein Schiff mit deinen Waffengenossen, und segle nach der Insel Jersey hinüber.“ Ich mochte wohl im zornigen Schreck über eine solche Anmuthung zusammenzucken. Da sprach meine hochgestimmte Schäferinn zu mir: „Denke nur nicht, ich wolle meinen Helden zu einer unedlen Flucht erniedrigen. Auf Jersey

wohnen Hirten Erlegerischer Art, und meine verklarte Mutter stammte von ihnen ab. Da, nimm dieß Zeichen von mir," sie knüpfte ein Metallkreuzlein von ihrer Brust und legte mir es in die Hand, „so werden sie dir freudig zur Hülfe bereit seyn, und du schiffest dann rüstig wieder zurück, und bietest mit ihrer Verstärkung, so Gott will, sieghaft aufs neue deinen Gegnern die Stirn!" „Was gibst du denn das Zeichen in meine Hand?" fragte ich. „Du wirst mir ja doch folgen!" „Nicht dießmal, o mein Falco!" entgegnete sie mit schmeichelnder Wehmuth. „Nicht dießmal! so schwer es mir fällt, mich auch nur um wenige Tage so weit von dir zu trennen. Aber," und wieder erhob sie sich in aller Hoheit ihres edlen Stolzes, „aber nähmest du dein Weib mit von hinnen, da hielten es ja deine Feinde für eine wirkliche," sie stockte, und brachte nur mühsam und mit heißem Ervöthen die Worte hervor, „für eine zaghafte Flucht! Und das verhüte Gott, daß Jemand, und wärs der bitterste Feind, und wärs auch nur auf einen Augenblick! dergleichen von meinem tapfern Falco wähen möge. Nein, zeuch allein! Und bleibt dann deine Gattinn hier zurück, ich sprech es mit großer Freude: die ganze Gegend weiß, wie sehr du mich liebst, da sieht ein jegliches Auge, du zogest nur zum sieghaften Wiederkommen fort, wie ja auch der tapferste Held im Zweykampf wohl einen Schritt zurückthut oder zwey, um mit desto kühnem Anlauf wieder vorzustürmen. Und darfst du für mich das Mindeste fürchten in der Nähe von französischen Rittern, seit ihrer ersten Waffeumgürtung dem Schutze, dem Dienste der Frauen geweiht? Geh Falco! Beleidige mit keinem argen Gedanken in meinen Landesgenossen mich, in deinen Stammesgenossen dich selbst. Im Namen der Ehre, mein Falco, geh!" Was konnte ich noch erwidern? Ich küßte ihre Hand, und ging."

„Aber noch hatte ich mit den Meinen das Schiff nicht bestiegen, da raselte von allen Seiten ein übermächtiger Angriff gegen den Strand herab. Die Gegner waren unseres Zuges inne geworden, und daß ich nun nicht daran dachte, etwa in schmählicher Eile noch den Bord zu erreichen, kannst du wohl denken. Wir thaten, wie es im Todesgefange des alten Helden Ragnar Lodbrog heißt:

Wir stritten mit Schwertern!

Und wohl darf ich mit den Worten desselben Liedes hinzufügen:

Gut hat da mein Schwert gekämpft!

Zwey der gekrönten Helme auf tapfrer Barone Häuptern sanken vor meinen Hieben ins Blut. Aber da traf die Streitart des Dritten spaltend auf meinen Brustharnisch, und ich taumelte vom schroffen Ufer hinab in das Meer, das wilde Siegesgeschrey meiner Gegner mir als gräßliche Begleitung nachdonnernd, bis meine Sinne mir vergingen in den von meinem eignen Blut beschäumten Wogen."

„Als ich nach vielen Tagen wieder zur vollen Bestinnung erwachte, fand ich mich auf Jersey, die wenigen meiner geretteten Krieger, die mich aus den Fluthen ins Schiff gehoben hatten, um mich her. Sie schlugen freudig ihre Schilde zusammen, wie ich meine Augen aufschlug, und das schien mir der rechte Gruß des Lebens, denn Wiedervergeltung meinen übermächtigen Feinden und sieghafte Rückkehr zu meiner schäferlichen Heldinn, das schien mir für jetzt des Lebens Bedeutung. Ach, ich hatte mich sehr betrogen; denn wie ich nun meinte, in wachsender Besserung die Rüstung tragen zu können, und

ſie zum erſten Mal prüfend angelegt hatte, da trat ein aus glücklichen Tagen bekanntes Antliß vor mich hin, der ehrwürdige Oheim meiner geliebten Gattinn, der warf einen Trauerſtor als Feldbinde über meinen Harniſch und ſprach: „Das magſt du fortan nun zum Feldzeichen führen, du Trauernder. Denn deines Lebens Freude, deine Hirtinn und Gattinn iſt todt. Fahre nicht ſo wild mit der Hand zum Schwerte! Kein Menſchenkind hat ſie dir geraubt. Als die verſtörende Kunde, du ſeyeſt blutend vom Meere verſchlungen, zu ihr kam, da rief der Schrecken ſie plötzlich von hinnen in ein Leben, wo es keinen Schrecken mehr gibt! Ich ſchiffte, nach ihrem letzten ſtammelnden Gebot hinaus in die Bucht, deinen Leichnam zu ſuchen; da ergriff bey der heiligen Pflicht ein Sturm mein Boot und warf mich hier herüber. Nun fand ich, o Armer, dich lebend, und muß nun dir die Todeskunde bringen, ich ſelbſt ein Sterbender, dem der tiefe Gram nur kaum noch Athem ließ, die trübe Kunde auszuhauchen.“ Wir haben ihn bald darauf begraben. Ich meinte, mir ſolle man bald die gleiche Wohlthat erzeigen. Aber meine nordiſche Heldenkraft widerſtand dem innern Feinde. Da dachte ich: „ſo oder ſo geſtorben für dieſe Welt!“ und ward ein Mönch.“

„Heimkehrend fand ich die Ältern geſtorben, und deine holde Mutter als trauernde, ſchon halb ihrem Angilbert nachziehende Wittib. Sie gebot mir, ich ſolle dein pflegen, und ich hielt ihr nach Kräften Wort, auch darin, als ich ihr in der Scheideſtunde verſprach, dir fernerhin, wie ſie es gethan hatte, die Geſchichten aus der Normandie zu verſchweigen. „Es ſey denn,“ ſetzte ſie hinzu, „daß ganz von ſelbſt der wunderbare Geiſt ſeines Stammes über ihn komme, und ihn hinaustreibe auf die verderbliche Fahrt. Dann mögt ihr ihm zu ſeiner Warnung berichten, was in den vergangenen Tagen auf ſolchen Fahrten geſchah. Ach aber es wird ihn wohl dennoch nicht hemmen und retten!“

Und als ein trauerndes Echo ſetzte der Alte ſeufzend hinzu:

„Nun iſt er über dich gekommen, der furchtbare Geiſt! Nun hab ich die Warnung dir berichtet! Ach aber es wird dich wohl dennoch nicht hemmen, nicht retten!“

„Hemmen nicht, lieber Oheim,“ ſagte der Ritter, indem er ſich in ſeinen raffelnden Waffen emporhob, „hemmen nicht, und auch das kann mich nicht retten. Aber verloren bin ich deßhalb dennoch nicht. Muß der Kriegsmann den Mönch erſt an den beſten Retter und Helfer erinnern? Oheim, ich gehe jezt auf ſeinen Wegen, ob früher nur ein wilddunkles Ahnen mich hintrieb nach unſrer wunderſamen Normandie. Ihr habt ſehr wohl gethan, mir alles zu verkünden. Denn nun will ich mit Gott den Waffenruhm unſres Stammes, das Glück unſrer Vaſallen, und abſonderlich das Glück des lieben Thales wieder herſtellen. Auch hoffe ich euch Kunde zu bringen oder zu ſenden, von der ſtillen Grabſtatt eurer holdſeligen Gabriele.“

Der Mönch fuhr mit der Hand an ſein Herz. „Gabriele!“ ſeufzte er. „Woher weißt du denn, daß ſie ſo hieß? Ich habe ſie dir ja nicht genannt.“

„Ich weiß ja, Oheim,“ entgegnete der Ritter, „daß ihr euch den Kloſternamen Gabriel erwähltet.“

„Recht, mein lieber Sohn!“ entgegnete der Mönch. „Die Männer unſres Stammes verſtehn einander doch immer noch ausnehmend gut. Und ich

dente, ich habe nichts Sündhaftes oder auch nur Weltliches gethan, als ich dieß Andenken mit in meine Abgeschiedenheit herüberzog. Gabriel ist ja ein Engelsname, und Gabriele also wird sie wohl auch dorten noch heißen."

Da preßten Mönch und Ritter einander innig an die Brust. Dann ging der Ritter schweigend an den Strand hinab; der Mönch blieb betend im Eingange der Hütte stehn. Bald verkündete ihm das stürmisch durch die Wasserwüste hinwehende Segel, nun habe sein Liebling die Fahrt nach der Normandie begonnen.

Frommes Gefühl der Stammverwandtschaft und Heimathliebe, wie glühetest du auf in Ritter Falko's Busen, als nun die Küsten des Landes seiner Väter aufdämmerten vor ihm am Horizont, und näher und näher segelnd, sich die Gegenstände in immer deutlicheren Umrissen entfalteten! Ein sanft-röthlicher Herbstabend lag über Land und Meer, und vergoldete die Zinnen einer Burg, welche er nach den Schilderungen seines Oheims für die seiner Ahnherrn erkannte. Aber auf dem Hauptthurme des Schlosses wehte statt des Banners eine hohe, schlanke Birke, als die Fahne der Verödung und des Verfalles, anmuthig nach dem landenden Stammerben herniederwinkend, und dennoch ihm eine so wehmuthvolle Bedeutung entgegenwehend.

Er ließ die Kriegersleute bey dem Schiffe, und ging einsam nach dem edlen, verfallenden Gebäude hinan, die Blicke bisweilen links und rechts umherwendend, wie forschend nach den Gräbern seiner Vorfahren, die ehemals hier auf gleichen Wegen den Tod gefunden hatten.

Eine fröhliche Musik von Schalmeyen, Zithern und Flöten drang plötzlich seltsam, beynah störend in seine trüb ahnenden Gedanken, und als er nun den Blick wieder nach der Burg emporrichtete, sah er, wie ein Reihenzug schön geschmückter Hirtinnen und Hirten von der andern Seite des alternen Baues herangewandelt kam, und sich nun in den letzten Goldschimmern der Abendstunde auf einen zierlich eingehetzten Rasenplatz unweit der feyerlichen Mauern zum Tanz ordnete.

Fast durchzuckte etwas wie Unwillen seine stolze Seele über diese Lustigkeit auf den Grabstätten seines Stammes, doch rief er sich alsbald mit gewohnter Freundlichkeit zurück, wie ja den Hirten schon sein großer Ahnherr Falko so lieb und hold gewesen sey, und wie Falko Gabriel in Mitten seines stolzeßen Heldenglanzes froh unter diesen wandelnden Blumen der Wiese geleuchtet habe: „Gewiß," sprach er zu sich selbst, „diese freundlichen Gestalten kamen nicht, um höhrend den Fall unsres Hauses zu bejubeln! Sie kamen nur, sich in der altgewohnten Nähe der ehemals schützenden Burg ernster und schöner zu erfreuen!"

(Die Fortsetzung folgt)

S k i z z e n a u s P a r i s .

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Das Theater de la Gaîté führt, seit Hr. von Pixérécourt seinen Mont Sauvage auf diese Bühne versetzt hat, den Namen mit der That: während das Publicum über das Schicksal der rose printanière, der alouette matinale, der colombe du monastère

des faible roseau du rivage du désert, des fantôme sanglant, des homme de l'adversité und des esprit du mystère, Ströme von Thränen vergießt, lacht der Cassier vor der gefüllten Chatulle in's Häufchen. So vertheilt der Himmel seine Gaben recht wunderbar: während der Solitaire dem Theater de la Porte St. Martin nicht das Pulver einbringt, welches darin verschossen wird (weßwegen man mit Grund sagen könnte, dieß Stück sey keinen Schuß Pulver werth), macht der Mont Sauvage das Stück der Gaité und wird daselbst seit drey Monaten, mit sehr wenigen Ausnahmen, und einzig und allein um den Homme de l'adversité etwas verschmaufen zu lassen, in den Abgrund geschleudert.

Das Theater de l'Ambigu - Comique, ein unmittelbarer Nachbar der Gaité, hat den Schmerz, die Brosamen auflesen zu müssen, welche vom Tische des Reichen fallen, und nebenher auch zum Hospitale derjenigen zu dienen, welche im Mont Sauvage erdrückt oder erstickt werden. Dieß Theater hat übrigens von jeher das Unglück gehabt, kein eigentliches classisches Melodrama zur Aufführung zu bekommen: seine Tyrannen sind nicht blutdürstig genug, seinen verfolgten Tugenden bleibt immer noch ein Ausweg offen, seine Dümmlinge sind zu vernünftig und seine Ketten klappern zu wenig. So schreiten Les Mines de Pologne, la Suédoise, les Francs-Juges (die Fehmrichter), Le Songe, La Fille de la nature und mehrere andere Melodrame ejusdem farinae, in völligem Incognito über diese Bühne.

Das Panorama Dramatique hatte bisher nicht durch seine Stücke (denn die sind noch immer nichts gewesen, obgleich in einem andern Sinne, als der Byron'sche Doge von Benedig), sondern durch seinen Spiegelvorhang, dann und wann einige bonnes d'enfans und ihre beschnurrebarteten Liebhaber, auch wohl einige Kohlenbrenner, Savoyarden und Fruchthändlerinnen an sich gezogen, welche, der eignen Spiegel entbehrend, in dieß Theater kamen, um sich von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Aber jetzt ist die melodramatische Sonne auch über das Panorama Dramatique aufgegangen: Ogier le Danois ou le Temple de la mort, so heißt das Meisterstück, zu welchem die Bewohner des Faubourg St. Antoine und der umliegenden Gegenden schaaarenweis ziehen, wie die Heringe, aus dem Nordmeere in das Atlantische. Folgendes ist der Inhalt: Der irrende Ritter Ogier (eigentlich Olaus), genannt der Däne, hat vor längerer Zeit am Hofe des Dänenkönigs Gotherich gelebt und daselbst die königliche Tochter Etwa in sich verliebt gemacht. Dann ist er an den Hof Carl des Großen gezogen, wo er mit Roland, der hernach wüthend wird, einen Freundschaftsbund schließt. Als späterhin der Frankenkönig einen Zug gegen die Sachsen und übrigen nordisch-deutschen Völker macht, auf welchem ihn Olaus begleitet, erwacht in diesem von neuem die Liebe zur schönen Etwa: er landet, von einem einzigen Knappen begleitet, an Dänemarks Ufern. Hier wird ihm der Tod seiner Geliebten hinterbracht; sie soll, sagt das Gerücht, vom Varden Harold, einem ehemaligen Busenfreunde Ogier's, ermordet worden seyn. Ogier geräth in Verzweiflung; er stürzt zum Grabe der Prinzessin und läßt in demselben die Schärpe zurück, welche diese ihm einst geschenkt. Da erscheint Harold: der Ritter will ihn umbringen. Aber der Varde ist kältern Bluts; er meldet seinem Freunde, der Tod Etwa's sey ein bloßer Vorwand, dessen man sich bedient, um die Prinzessin dem Günstlinge ihres Vaters, dem ehrgeizigen Minister Cigar, der sie eheligen wollen, zu entreißen; Etwa befindet sich wohlbehalten unter dem Schutze der Priesterinn Orbai im Todestempel. Große Freude auf Seiten des Paladins. Der König und Cigar erscheinen, der Ritter verbirgt sich. Cigar, ein Verräther, wie es wenige gibt, selbst in französischen Melodramen, zeigt sich wüthend über den Tod Etwa's, welcher ihm die Krone raubt, nach welcher er strebt. Auch er stürzt zu ihrem Grabe; da erblickt er, o Überraschung! die Schärpe Ogier's. Cigar überredet den König, Ogier habe den Tod verwirkt; der König ist seiner Meinung und der Ritter wird gesucht. Das Theater verwandelt sich in den Garten des Todestempels, der recht artig mit Vipern und Schlangen verziert ist. Die Priesterinn meldet Etwa, daß „sich die Strahlen der Hoffnung im Bilde des Todes wieder spiegeln (que les rayons de l'espérance se reflètent sur l'image de la mort).“ Was kann die Prinzessin mehr verlangen? Sie faßt Muth. Da tritt Ogier auf, von seinem Freunde Harold geleitet; großes Entzücken zwischen den

Liebenden. Aber der Verräther schläft nicht: Cigar ist beyden auf dem Tische gefolgt und Ogier wird gefangen genommen. Hier schließt der erste Act. Im zweyten erscheint der König Gotherich in seinem Pallaste. Er gibt ein Fest, bey dem es recht lustig zugeht. Daß die Prinzessin erst vor kurzem gestorben ist, ja, daß noch im ersten Acte „die Völker herbeugeeilt sind, um Blumen auf ihr Grab zu streuen,“ daran scheint niemand mehr zu denken. Nach dem Feste geht der König zu Bett. Er scheint sehr eng logirt zu seyn, denn es wird ihm im nämlichen Saale ein Lager zubereitet. Die Höflinge wohnen, der Etiquette gemäß, dem petit coucher bey. Schlaftrunken begibt sich alles zur Ruhe, selbst die Wachen, die den König bewachen sollen. Unter diesen befindet sich Etwa, in einen gemeinen Soldaten verkleidet; auch sie schläft ein. Da tritt der Verräther Cigar auf und (denn er will König werden, es koste, was es wolle) ersticht den König. Etwa hätte ihn wohl retten können, aber auch sie hat geschlafen. Vom Gewinsel des sterbenden Vaters erweckt, stürzt sie zu dem Lager desselben, reißt den Dolch aus der väterlichen Brust und macht Lärmen. Die Wachen erwachen, und die Prinzessin, welche noch immer den blutigen Dolch in den Händen hält, wird von Cigar des Königsmordes beschuldigt und in das nämliche Gefängniß geworfen, in welchem Ogier schmachtet. Die Liebenden erkennen und freuen sich des Wiedersehens. Die Priesterin will beyde retten und verwechselt ihre Kleider. In diesem Augenblicke treten die Wachen Cigars auf, um Ogier zu holen und ihn auf den Altären Odins zu opfern. Statt seiner schleppen sie Etwa fort. Das Theater verwandelt sich in den Todestempel mit der Aussicht auf das Meer. Cigar, der sich in aller Eile hat krönen lassen, will Gotherich's Tochter, die jetzt erkannt worden ist, als die vorgegebene Mörderin ihres Vaters, dem großen Odin opfern. Aber Ogier hat unterdessen die Hände nicht in den Schooß gelegt: er stürzt mit einem Corps fränkischer Truppen herbey, bekämpft den Verräther Cigar und siegt, denn länger als bis eck Uhr darf kein Verbrechen auf den Boulevards triumphiren. Cigar'n widerfährt, wie recht und billig: er kommt in die Hölle. Dieß die zusammengedrückte Analyse eines der verrücktesten Melodramen, welche mir je vor die Augen gekommen sind. Die Kritik desselben läßt sich in drey Worten aussprechen: es ist ein Stück, in welchem alles so kommt wie es ist. So gewiß es ist, daß kein gebildeter Mann, wenn er nicht gezwungen ist, dasselbe bis zu Ende sehen kann, so gewiß ist es, daß der Pöbel, weß Standes und Charakters er seyn möge, von einzelnen ergreifenden Scenen, besonders aber von der Decoration des Todestempels, welche wirklich in Erstaunen setzt, unwiderstehlich wird angezogen werden. Ein Kindergefecht hat großes Vergnügen gemacht. Man schlägt die Unkosten der Aufführung auf funfzigtausend Franken an. Diese Verschwendung sticht sehr gegen die Knäuseren ab, welche sich der Director dieses Theaters gegen seine Schauspieler zu Schulden kommen läßt. Folgende Anekdote, welche sich bey einer Vorstellung des Todestempels ereignet hat, möge davon einen Beweis geben. Eben ist der tapfere Dlaus (so heißt Ogier im genannten Stücke) im Begriffe, sich zu dem Zuge nach dem Dänenlande anzuschicken, als er gewahrt, daß sein ritterliches Zelt nur von einem Talglichte erleuchtet wird. Großer Tumult von seiner Seite; die dienenden Knappen, so eben im Begriffe, die tapfern Lenden mit dem Schwerte zu umgürten, schützen demüthig den Befehl des Herrn vor. Dlaus jagt sie hinaus, verschließt sich in sein Zelt und schmolzt um das Talglicht, wie einst Achill um die schöne Briseis. Gesandte werden an ihn abgesandt, aber der Ritter weigert sich hartnäckig mit zu ziehen ins Dänenland. Was soll der Zug beginnen ohne Dlaus? Da erscheint ein Deus ex machina, nämlich der Viertels-Polizeycommissair tritt vor Dlaus und spricht: „Tapferer Ritter, ihr weigert euch, gen Norden zu ziehen, weil man euch das zweyte Talglicht abgezwackt. Eure Beschwerde ist gerecht, denn im Norden ist's finster und ein Talglicht zu wenig. Wolltet mir vergönnen, diesen Streit in Güte zu schlichten und mich ins Mittel zu schlagen.“ Dieß gesagt, ergreift der Viertelscommissair das Licht, schneidet es mit dem Dolsche des Ritters in der Mitte durch, zündet beyde Hälften an, und spricht zu Dlaus: „Zieht nun in Frieden, tapferer Held, ihr seyd erleuchtet genug.“ Alles lacht; selbst die krause Stirn des erzürnten Ritters entfaltet sich, und der

Zug begibt sich auf den Weg, nachdem jedoch die Zuschauer über eine Stunde lang haben warten müssen.

(Die Fortsetzung folgt)

Correspondenz-Nachrichten.

Pesth, am 6. Februar 1822.

Daß ich seit vier Monaten nicht geschrieben habe, liegt nicht an mir, sondern an unmaßgeblichen Charakter der Begebnisse im Reiche der hiesigen Musen, namentlich unserer Thalia, welche noch im Ablegen der großen Theaterprobe begriffen ist. Direction und Schauspieler (so meint das Publicum) thun ihre Schuldigkeit, und diese Meinung spricht sich durch leidliche Fülle des Hauses, wenigstens des Parterres, fortwährend und öfters auch dadurch aus, daß man neue Stücke, neue Decorationen etc. mit Attention aufnimmt und halbwegs brave Leistungen und Anstrengungen der Künstler durch Applaus und Ruf zu lohnen mehr als zu freigebig ist. War sonach auch in den drei letzten Monden des vorigen Jahrs die Tafel unserer scenischen Genüsse ziemlich frugal besetzt, gab es auch viel siebes tägliches Brot, gewässerten Wein, aufgewärmte Speisen und überhaupt mehr Hausmannskost, als Delicatessen, so waren doch Wirth und Gäste mit einander und der wechselseits mäßig gefundenen Rechnung zufrieden und begrüßten sich in freundlicher Stimmung und Hoffnung zum neuen Jahre und beginnenden Fasching. Solches war auch nicht ohne Grund, denn in unsere Theaterfreuden, welche (zumal die musikalischen, wegen des unserm braven Tenoristen Hrn. *Babnigg* zugestossenen Vereinsbruchs) ziemlich lau und flau zu werden anfangen, ist auf einmal und zwar von Ihnen herab, Geist und Leben durch einen Gast gekommen. Dieser ist Ihr trefflicher Bassist, Hr. *Siebert*, welcher von der Direction anfangs auf sechs und nachher auf fernere Gastrollen engagirt, durch seine meisterhaften Leistungen die Seele unserer scenischen Faschingslust geworden. Zuerst am 14. Jänner trat er auf als *Sarastro* und hiermit in die vollen und genuinen Rechte seiner Meisterschaft. Hernach bewunderten wir im *Lancred* den Umfang seines Talents, sich diese Altpartie anzueignen, fanden im *Podesta* (in der diebischen Eifer) und im *Osmin* (in der Entführung aus dem Serail) die Kraft der wahren Kunst, aus Nebenrollen Hauptrollen zu machen, bethätigte, und beschieden uns wohlwollend, daß im *Othello* (womit er am 30. Jänner den ersten Cyclus schloß) zufällige Heiserkeit die Kunst des Sängers begrenzte und daher das Urtheil bis zur nächst zu hoffenden Wiederholung suspendirte. Desto reicher und kräftiger entfaltete Hr. *Siebert* sich als Seneschall in *Johann von Paris*, ja übertraf sich so zu sagen selbst in der großen Arie des ersten Actes. Das Publicum, von Bewunderung hingerissen, nöthigte ihm ein da Capo ab und lohnte dessen Gefälligkeit durch rauschenden Beyfall und Ruf sowohl nach dem ersten Acte, als am Schlusse, obgleich der ganze zweyte Act ihm zu keiner andern Auszeichnung, als der des großen Talents vor dem Mittelmäßigen darbot. Auch die Tochter des Künstlers, *Mlle. Clara Siebert*, überraschte das Publicum im zweyten Acte durch eine so schön als stark, richtig und rein vorgetragene italienische Arie und wurde applaudirt und zur Wiederholung aufgefordert, welchem Verlangen die anmuthige Novize mit ungeschwächter Kraft und holder Unbefangenheit entsprach. Nächst diesen öffentlichen Auszeichnungen wurden dem braven Künstler am 3. d. M., an welchem Tage er die Ehre hatte, sich vor einem erlesenen Privatjirkel des *Ofen* er und *Pesther* Adels in der Behausung des kunstliebenden Hrn. Grafen *Györny* zu *Ofen* hören zu lassen, die aufmunterndsten Beweise verdienten Beyfalls zu Theil, indem die desfallige großmüthige Subscription der edlen Musikkreunde gegen 1200 fl. W. W. betrug. Rechnen wir hinzu, daß nach der mit der Direction getroffenen Übereinkunft der Antheil an den bisherigen Einnahmen gegen 2000 fl. W. W. ergeben haben und wohl noch eben so viel versprechen mag, so darf Hr. *Siebert* wohl mit dem reellen Kunstsinne des hiesigen Publicums zufrieden seyn, und mag es leicht verschmerzen, daß ihn die *Pannonia* in ihren

Theaterkritiken vornehmlich gleichgültig behandelt, ja durch Gleichsetzung und Überschätzung unsers sehr mittelmäßigen Bassisten, Hr. Gned's, insultirt hat.

„Wie!“ fragen sie, „die Pannonia? Diese dem Vernehmen nach zu Michaelis vorigen Jahres nach und nach abgestorbene Muse, auf deren Abonnenten-Nachlaß bereits die W. Theaterzeitung öffentlichen Anspruch gemacht hat, ist wieder lebendig geworden?“ Ja! So ist's und nicht anders! Das in 4to entschlafene ästhetische Murmelthierchen ist mit dem ersten Jänner 1822 in 8vo wieder aufgewacht und macht seine kritisch-belletristisch-patriotischen Capriolen wieder nach alter Manier. Die Ankündigung ihrer neuen Productionen war von einer cüriosen garentirenden Note abseiten der Druckerey begleitet. Doch lassen wir diese Spielereyen ihren Gang gehen! und nehmen wieder unser Theater und zwar dessen erste Seite, das Finanzwesen der Actien-Unternehmung vor! Trotz der löblichen Bemühung der Direction, mannigfache Ersparnisse bey dem Theaterhaus halt anzubringen, trotz der immer wachsenden Frequenz der Vorstellungen, hat es doch bis jetzt immer noch nicht recht vorwärts gehen wollen. Man hat den größten Theil des Actien-Capitals zum Ankaufe der Garderobe, Direction und Theaterbibliothek von einer der frühern Unternehmungen und mehr noch zu deren Ergänzung und zur Herstellung neuer Stücke verwenden müssen, und soll sich überdem noch in einem Deficit von 17,000 fl. W. W. befinden. Jedoch hat dieses Ergebniß den gemeinnützigen Eifer der Actionnaires keinesweges niedergeschlagen, sondern in einer vor kurzem gehaltenen Generalversammlung dahin gewirkt, daß sie flugs und fröhlich sich entschlossen haben, fünf und zwanzig bis dreißig Procent zu arroßiren, um auf jeden Fall das zu Ostern d. J. erforderliche baare Cassenquantum zu decken. Daran thut man meines Bedenkens sehr wohl und recht, denn auf halbem Wege soll man nie stehen bleiben, am wenigsten bey einem solchen Institute, welches aus gänzlichem Verfall zu heben war und welches wirklich im kurzen Zeitraume von neun Monden unter durchaus ungünstigen Umständen doch ziemlich gehoben worden ist. Es steht auch mehr als je zu hoffen, daß es mit jedem Jahre besser gehen werde, und namentlich verspricht die zu Ostern d. J. eintretende anderweite Restauration der Schauspielergesellschaft, daß solche sich immer mehr und mehr zu einem gediegenen Vereine guter Künstler gestalten werde. Wir bescheiden uns gern, daß es die finanziellen Kräfte der Direction übersteige, das vollkommene Personale einer Metropolitan-Bühne zu engagiren, aber einige Meister und Meisterinnen sollten wir doch, und könnten sie haben, oder doch häufiger gute Gäste bitten und halten. Vielleicht macht die gute Aufnahme, deren Hr. Siebert sich bey uns erfreuet, auch andern Koryphäen der Residenz Lust, uns zu besuchen und auch zu erfahren, daß unser Publicum für das hohe Talent, besonders das musikalische, reellen Kunstsinne hegt.

Übrigens geht unser Faschings-Vergnügen im gewöhnlichen Gleise fort, und läßt außer den, durch den Druck der Zeit sichtlichen Beschränkungen des Luxus noch das bemerken, daß die unter den Honoratioren immer mehr vorwaltende Vorliebe zu Privat-Unterhaltungen auch in die mittlern und niedern Stände überzugehen scheint: also, daß man auch Dienstboten von den Freuden eines Hausballs mit Selbstgefühl sprechen hört. Man kann dies wohl und übel deuten, doch mein' ich, soll man es zum Besten und dahin kehren, daß auch in dieser Classe ein Sinn für die Vorzüge geselliger Freuden in geschlossenen Zirkeln sich rege, und soll ihr diese Nachahmung um so weniger verübeln, als diese Vergnügungen dadurch wohlfeiler für sie werden und sie danächst vom anmaßlichen Zudrängen zu den öffentlichen Lustbarkeiten gebildeter Stände abhalten.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 21. Februar 1822.

23

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. von K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von L. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

„Wenn es anders wirkliche Hirten sind!“ fügte er, auf einmal stehen bleibend, nachdenklich hinzu.

Denn wie er ihnen näher gekommen war, erkannte sein scharfes Auge so reichen Schmuck an der fröhlichen Gesellschaft und eine so gewählte Kleidung, daß er sich überzeugete, hier seye von glänzenden Frauen und Rittern die Schäfertracht nur für wenige Stunden zu Scherz und Spiel angelegt worden. „Und wenn sie dann zu dem Stamme der feindlichen Barone gehörten,“ murmelte er, „und es gälte wohl dennoch neben andrer Lust auch einen kecken Hohn der Falko's, die sie sich einbilden, bestegt zu haben, vielleicht gar einen Hohn, auf Gabriel Falko und seine holde Schäferinn gezielt,“ er schritt rascher vorwärts; doch zügelte er wieder seinen Schritt durch den Gedanken: „Es scheinen ja doch Männer und Frauen von edlen Sitten. Die werden sich dergleichen nicht gestatten. Und auf den schlimmsten Fall sind die Ritter noch unbewaffnet, und haben also einstweilen Friede vor mir.“ So wandelte er denn langsam feyerlichen Ganges hügelan, durch die Fremdartigkeit seines ganzen Wesens, durch die Schwere und ungewohnte Form seiner Waffen die Blicke der Versammlung auf sich ziehend. Mehrere aus derselben ließen vom Tanzen ab, und traten neugierig an das zierliche Gehege ihres anmuthigen Rasenplatzes vor.

Da gewahrte Falko unter ihnen ein wunderliebliches Frauenbild, so stillklaren Angesichtes wie der aus unbewegtem Seespiegel heraufleuchtende Mond, und fast auch eben so regungslos, wozu wohl jetzt ihr Staunen über den Fremdling mitwirken mochte, aber man sah es ihr dennoch auf den ersten Blick wohl an, eine heiter stille Ruhe und Klarheit, seltsam gegen die unruhige Beweglichkeit der übrigen lachenden und plaudernden Gesellschaft abstechend, machte das Eigentlichste und Vorherrschendste ihres ganzen Daseyns

aus. „Wo solch eine Gestalt erscheint,“ sagte Falco zu sich selbst, „kann nichts Unwürdiges erfonnen werden; am mindesten ein Verhöhnern rühmlich erlegener Helden!“

Er grüßte nach der Gesellschaft mit ehrerbietiger Freundlichkeit hinauf, und einen ähnlichen Gegengruß empfangend, schritt er heiter und behaglich dem Gehege näher, wobey er sich nicht enthalten konnte, leise in sich hinein zu flüstern: „Es ist doch ein ausnehmend liebliches Land, dieß Land unsrer Ahnen!“

Edlen und zierlichen Grußes kamen ihm einige blühende Jünglinge entgegen, ihn gastlich zur Theilnahme an ihrem Feste einladend, und ihm die Vermuthung, daß hier eine Rittergesellschaft in heittrer Bekleidung beisammen sey, nun auch mit Worten bestätigend. Oft genug hatte Falco zu Oheim Gabriel in der zierlichen Sprache seines Stammlandes geredet, um nun ohne Verlegenheit, wenn auch nicht ohne Anklang des Ausländischen, ihre Aunrede erwidern zu können, und so ging man denn in ritterlich höflichem Gespräch mitfsammen vollends den Hügel hinauf. Unterweges sagte einer der schäferlichen Ritter:

„Diese Hirtenfeyer, die euch vielleicht auf den ersten Blick von etwas weichlicher Art erscheinen mag, wird nichtsdestoweniger zum Andenken eines der rühmlichsten Helden gehalten, welche das Nordland, von wo ihr, edler Gast, zu kommen scheint, und dem auch fast der gesammte Adel dieses Landes entstammt, noch jemals erblickt hat. Seht, aus der nun schon etwas verfallenden Burg dort oben ward vor uralten Tagen ein Ahnherr jenes Kriegsmannes vertrieben, und schiffte nach Norweg hinauf. Er selbst aber kam einstmalen in unser Land zurück, und hielt Wohnung unter den Hirten, den tapfern Arm aus einem Thale, welches er das liebe Thal zu nennen pflegte, weit ausstreckend zum Kampfe durch all unsre Gauen hin. Fast immer focht er sieghaft, und war, ob aller nächsten Burgesritter Widersacher, doch von allen Rittern des Landes hochgehalten als ein rühmlicher Held. Deshalb da sie nun endlich ihn besiegten, — mein Großvater focht mit im Vorreihen wider ihn, und blieb von einem seiner letzten Schwertesstöße todt, — und nun der Nordlandskämpfer auf Nimmerwiederkommen in die schäumige See versank, beschloß des ganzen Landes Adel, alljährlich ihm zu Ehren hier ein Schäferfest zu halten, in der Nähe seiner verfallenden Stammburg.“

„Und warum läßt der gesammte Adel des Landes diese Heldenburg verfallen?“ fragte Falco mit flammendem Blick.

„Es liegt eine schwere Verwünschung darauf,“ entgegnete der junge Ritter, „an eine so seltsame Bedingung geknüpft, und durch so mannigfach trübe Vorfälle bestätigt, daß wohl Niemand es hinfürder wagen wird, die edlen, verwitternden Mauern als sein Eigenthum zu betrachten. Wir zwar, die Miterben der umliegenden Besitzungen, könnten nach allen Rechten auch die Burg einnehmen, welche dazu gehört; vorzüglich seit mit jenem tapfern Hirtenfreunde Falco wohl der letzte Zweig seines Stammes vertilgt seyn mag und bezwungen!“

Da blieb Falco stehen, und mußte die rechte Hand fest zusammen drücken, daß sie ihm nicht etwa unwillkürlich an den Schwertgriff führe, so gewaltig loderte das rasche Nordlandsblut in ihm empor. Doch verneigte er sich mit

feiner Ritterſitte, und ſagte, ernſt aber freundlich lächelnd: „Verzeiht, Herr Ritter, da ſcheint ihr mir in einem doppelten Irrthume befangen. Ob ihr jenen Stamm für bezwungen halten könnt, weil der Held, von dem ihr redet, vor der Übermacht erlag, darüber will ich jetzt und hier nicht ſtreiten. Wenn ihr aber die Zweige des edlen Wurzelbaumes für vertilgt haltet, ſo kann ich euch zuverſichtlich eines Beſſern belehren. Ich ſelbſt bin der Neffe des tapfern Fallo, den ihr mit ſo ehrenden Worten priefet, und auch mir ward der bedeutungsvolle Name Fallo zu Theil.“

Ein kühnes Erröthen ſlog über die Wange ſeines jungen Gefährten; er zuckte zuſammen, wie im freudigen Schreck, und ſtieß raſch die Worte heraus: „Ja, vermuthlich werd ich noch die Ehre haben, eure Bekanntschaft auf eine ſehr ernſte Weiſe zu machen, mein edler Gaſt. Aber eben, weil ihr das für jetzt noch ſeyd, bitte ich um Erlaubniß das Geſpräch zu ändern, und euch den vornehmſten Damen unſres Feſtes vorzuſtellen.“ Er führte ihn ſomit durch die raumgebende Geſellſchaft in den zierlichen Tanzesrund ein, und zu einer edlen, recht königlich ausſehenden Matrone hin, die auf einer Art von Kaſenthrone am obern Ende in Mitte der übrigen Zuſchauer ſaß, während zu ihren Füßen die anmuthig ſtille Mädchengeſtalt, vorhin dem Normann am blühenden Gitter entgegenleuchtend, Platz genommen hatte.

Fallo's freundlicher Geleiter ſtiſtete ihm ins Ohr: „Die edle Clementia, des hohen Baron von Hauteville Witwe, und ihr einziges Kind, die ſchöne Fiordilifa.“ Dann ſtellte er den Damen ſeinen Genoffen vor, die ſtaunend nach dem fremdartigen Ritter hinklickten, und beynah etwas ſcheu vor dem Namen Fallo von Norweg erbehten. Doch gaben ſie ſich alſbald voll freundlich edler Sitte mit ihm ins Geſpräch, und als er ihnen ihre holden Worte in fränkischer Mundart heiter und ehrerbietig zu erwiedern wußte, verſchwand alſbald jede Spur der Überraschung, oder der Ahnung von künftig bevorſtehenden ernſten, wohl auch trüben Ereigniſſen. „Wäret ihr nicht ſo ſchwer geharniſcht, Meſſire,“ ſagte endlich Dame Clementia, „ich würde euch meine Tochter Fiordilifa zum Tanze zuführen.“ „Dame,“ entgegnete Fallo mit freudeglühenden Blicken, „wir Norweger ſind an dieſe Erzestracht gewohnt, wie edle Frauen an ihr Seidengewand. Aber wird dieſe holde Blume ſich nicht vor dem dunkel eiſernen Fremdling ſcheuen, aus deſſen Biſſer kein Jünglingsbild hervorſieht, ſondern ein bärtiges Mannesangeſicht?“

Mit ernſt hoher Freundlichkeit ſagte die Jungfrau: „Meſſire, die Tochter und Enkelinn braver Ritter ſcheut nicht die Nähe der Waffen, wohl eben ſo gern an der Seite eines ritterlichen Mannes als eines edlen Jünglings.“

Da führte ſie der Normann freudig in den Tanz, und wie er leicht und würdig in ſeinen rasselnden Waffen durch die Windungen des Reigens mit ihr dahinzog, wandten ſich die Augen der verkleideten Schäfer und Schäferinnen voll ſtaunenden Wohlgefallens auf das edle Paar.

Die Ordnung des Tanzes führte den Ritter und ſeine ſchöne Gefährtinn zur augenblicklichen Ruhe dicht an das bunte Gehege des Plazes, und während Fallo ihr einige zierlich bewundernde Worte zuſprach, das kühne Herz von leiſe erwachender Liebe geſchwellt, nahte ſich ihnen von außenher ein junger Schäfer, blühend in allen Lichtern der Schönheit und Jugend, aber einen ſo tiefen Ausdruck des Schmerzes auf den edlen Zügen, daß Fallo

selbst in Fiordilisa's lieblicher Nähe davon ergriffen ward, und in seiner Rede stockte. Der Schäfer aber neigte sich ehrerbietig vor der Dame, und ließ durch das Gitter eine hohe Blume von wunderbarer Schönheit zu ihren Füßen niederwehen. Sie dankte ihm nur leicht, aber hocherröthend, ohne sich jedoch nach der Blume zu bücken. „Verschmähst!“ flüsterte kaum hörbar der Schäfer, und wollte sich abwenden, indem er in sich hineinsagte: „Und es war doch meines armen, kleinen Gartens liebste Zier.“ Da war es, als wolle Fiordilisa sich nach der Blume neigen, aber es traf sie ein ernster Blick ihrer Mutter. Sie trat scheu zurück, und in eben dem Augenblick schwebte ein rasches Tänzerpaar dicht vorüber, die Blume zertretend. „Das war ich!“ sagte der Schäfer, und ging fort. Falco aber dachte bey sich: „Ach nein! Vielmehr wohl bin ich es gewesen!“ Und in den stechenden Schmerz, welcher ihn bey dem Gedanken durchzuckte, Fiordilisa's Liebe gehöre jenem Glücklichen - Unglücklichen, empfand er staunend, wie tief schon ihm selbst das Bild der zarten Schönen in die Seele gedrungen war.

Dame Clementia gab bald darauf mit wehendem Tuch ein Zeichen, und der Reigen hielt inne. Als Falco der schönen Mutter die schöne Tochter wieder zuführte, gebot jene dem Ritter, neben ihrem Nasenthron Platz zu nehmen, und während edle Weine und köstliche Speisen im Kreise der Gesellschaft umhergingen, unterhielt sie ihn auf das anmuthigste und freundlichste.

Es fiel so ins Gespräch hinein, Falco wußte selbst nicht wie, das Geschlecht der Hauteville besitze einen ansehnlichen Theil der Rechte auf die alte Burg der Falco's mit. „Doch,“ setzte die Dame lächelnd hinzu, „das gilt ja nicht von der Burg selbst, sondern nur von ihren Ländereyen. Wie ihr auch, Herr Falco von Norweg, künftighin euer Recht wider uns Mitbesitzer alle vertheidigen mögt, die Burg mag keiner von uns für sein Eigen halten. Ihr wißt ja wohl: die wunderbare Verwünschung eures zürnenden Ahnherrn erlaubt nur einem Schäfer, als Burgherr einzuziehen.“ „Nun,“ entgegnete der Ritter lächelnd, „an Schäfern kann es ja heut nicht fehlen, die der schönen Fiordilisa gern die Hand bieten würden, um sie als schäferliche Burgherrin in die Bestie einzuführen.“ Dame Clementia blickte etwas ernst, beynah unwillig nach der Seite hin, wo vorher jener schöne Hirt mit seiner armen Blume erschienen und verschwunden war, doch gleich wieder wie zu geselligem Scherze gestimmt, sagte sie: „Schlimm nur, daß vermuthlich eures Ahnherrn gestrenges Wort keinen verkleideten Schäfer meinte, sondern einen ganz echten, nach Abstammung und Gewerbe. Zwar,“ setzte sie lachend hinzu, „einen Solchen gab es eben noch hier in der Nähe. Bemerktet ihr jenen armen Jüngling, der sich vor kurzem mit einer Blume in der Hand zu meiner Tochter drängte?“ „Ich bemerkte ihn sehr wohl,“ entgegnete der Normann. „Und nach Gestalt und Wesen hielt ich ihn, gleich den andern Herren, für einen verkleideten Ritter, der die schäferliche Lust dieses Tages theile, so weit ihm das nämlich ein süßer, aber tiefer Schmerz seines Busens vergönnen mag.“ „Es ist wahr,“ sagte Dame Clementia etwas verwirrt, „man könnte versucht werden, ihn für weit vornehmer zu halten, als er ist. Auch scheint sich der Unglückliche bisweilen wohl selbst so etwas einzureden, denn wie möchte er es sonst gewagt haben, seine phantastische Verliebtheit bis zu meiner Tochter erheben zu wollen? Wirklich ist er seit geraumer Zeit in diese wehmüthige Tollheit

verfallen, wozu es wohl beytragen durfte, daß er als Knabe einst Fiordilisen ein zahmes Lämmchen schenkte, und zu dessen Wartung und Pflege, auch weil er ein so liebes, freundliches Kind war, öfters auf mein Schloß berufen ward. Ich bereue jetzt sehr, ihn so aus seinem Stande gezogen zu haben, denn weder abstoßender Ernst noch gütige Milde scheinen den Unglücklichen von seinen thörichten Einbildungen heilen zu können." „O des armen, verbluteten Herzens!" seufzte Falko. Und dennoch stieg zugleich wider seinen Willen ein Strahl der Freude in ihm auf. Konnte ja doch nun Fiordilisen's Erröthen vor des schönen Jünglings Nähe unmöglich auf etwas andres gedeutet haben, als auf zartes Mitleid mit dem Verirrten! Und daß eben ihm Dame Clementia diese Kunde mit sinniger Gewandtheit beybrachte, kam es nicht vielleicht aus einer Ahnung des mütterlichen Herzens, die Aussprüche Falko's und ihres eignen Hauses könnten auf einem anmuthigern Wege ausgeglichen werden, als auf dem des Kampfes? Als man sich nun erhob, um zu den im Thale für den Heimweg harrenden Rossen hinabzuschreiten, ging der Normann in zweyfacher Heiterkeit zwischen Mutter und Tochter, die Einladung der edlen Matrone nach ihrem Schlosse voll freudigen Dankes auf Morgen annehmend. Heut noch hinderte ihn die pflichtmäßige Sorge für die Ausschiffung seines Geschwaders, dem anmuthigen Winke zu folgen. Er hatte Dame Clementia auf ihren weißen Zelter gehoben, und leistete nun auch ihrer schönen Tochter denselben ritterlichen Dienst, als deren edles Thier mit einmal scheuend seitwärts drängte, und Falko nur mit Mühe die holde Erschreckte vor dem Falle schützen konnte. Unwillig blickte er nach der Veranlassung dieser Störung hin, es war abermal der Schäfer, der, hinter einer Ulme lauernd, durch eine unvorsichtig rasche Bewegung das Pferd erschreckt hatte, und nun wie zur Hülfe herbeyeilten wollte. Doch als er die Gefahr gehoben sah, trat er scheu wieder zurück; dem Ritter war es fast, als habe Fiordilisa ihn mit einer leichten Bewegung ihrer schönen Hand fortgewinkt. In unwilliger Hefigkeit schritt er, als nun die Dame verschwunden waren, auf den Hirten zu, sprechend: „Ich rathe euch künftig mehr Bescheidenheit an, junger Mensch, in der Gegenwart edler Frauen. Zweymal hab ich nachsichtig euer wunderliches Betragen geduldet. Zum dritten Male möcht' es euch minder gut bekommen!" „O, gar eine Drohung?" erwiederte der Schäfer hoch und stolz. „Messire, habt die Güte mir dahin zu folgen, wo ich euch nach geziemender Sitte Antwort geben kann." Staunend ging der Ritter dem Jünglinge nach, unfähig auch nur ein herabwürdigendes Wort noch gegen ihn herauszubringen, und im Herzen entschlossen, ihm keine Genugthuung, die ein Ehrenmann von dem andern begehren mag, zu verweigern. „Doch will ich nach Kräften seiner schonen;" dachte er dabey für sich. „Gott verhüte, daß mein erstes Erscheinen in der holden Normandie durch den Fall eines so schönen, jungen Reises bezeichnet werde! Das wäre ja schier noch der schlimmste Erfolg von allen unheilbringenden Fahrten meines Stammes hierher."

(Die Fortsetzung folgt)

Allemannisches Lied.

Die Vergänglichkeit.

Im Spätjahr, 1821.

(S. Ign. Felner's neue Allemannische Gedichte. S. 88.)

Man mag jetzt horchen, wo man will,
In Feld und Wald ist Alles still;
Kein Distelfink singt mehr im Ried,
Das greise Jahr ruht matt und müd.

Der Himmel, sonst so hell und blau,
Umwölkt sich weißlich, schwarz und grau;
Die Blüthen streift das Blümlein ab,
Und neigt sich leise hin in's Grab.

Kein Mücklein summt in frost'ger Luft,
Es scheut des Reifen rauhen Duft;
Von Bäumen macht das Laub sich los,
Fast Alle stehn schon nackt und bloß.

Es wandelt sich der Mensch sogar:
Wer frisch wie Milch und Blut einst war,
Der ist jetzt gelb und braun und grau;
So welkt die schönste Magd und Frau.

Der Mann, stark; sonst ein Eichenbaum,
Hält jetzt sich auf den Füßen kaum;
Hat Müh' und Noth; er schwitzt und leucht,
Bis er aus seiner Stube schleicht.

Sieh, ringsum Alles, weit und breit,
Währet hier nur eine kurze Zeit;
Kaum steht's in seinem Wohlsenn da,
So ist auch schon sein Abschied nah.

Nur Eines ist, was nie vergeht,
Was ewig hier und dort besteht:
Ein Herz, das stets mit gleichem Muth
Dem Freund' und Feinde Gutes thut.

Gottlieb v. Leon

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Nachschrift. Am 18. Sept. ist endlich, zum Benefiz der Mad. Fodor, die Gazzaladra von den italienischen Sängern auf dem großen Operntheater und zwar bey doppelt erhöhten Preisen (das Parterre, zum Beyspiele, zu sieben Franken) gegeben worden. Die Einnahme soll nahe an zwanzigtausend Franken betragen haben. Die Gazzaladra ist, meiner Meinung, eben so gut ein Notenwerk, wie alle übrigen Rossinischen Compositionen. An diesem Urtheile sey es genug, denn ich bin es müde, Leeres Stroh zu dreschen. Aber die Meinung aller hiesigen Journale (den unverschämten Spiegel ausgenommen, der so schmuzig ist, daß er diese kraft- und saftlose Mascherey als das größte Meisterstück der neueren Zeit darstellt) kann ich nicht verschweigen. Sie geht dahin, daß die Musik, obgleich an einzelnen Stellen Genialität

verrathend, doch in allen ihren einzelnen Nummern zu weitschweifig, zu flach und ohne alle wahrhaft künstlerische Intention sey, daß sie keinen Schatten von Charakteristik enthalte und daß sie endlich bis zum Ekel sich selbst, den Barbier von Sivilien und den Türk in Italien wiederhole. Der Effect, den die Vorstellung auf das Publicum gemacht hat, ist sehr zweydeutig gewesen: mehrere Stücke haben wirklichen Überdruß erregt, unter andern die Ouverture (dieses unsinnige, ohrenbetäubende Geräusche, wo die Saiteninstrumente von den Blasinstrumenten, diese von der Janitscharenmusik und diese endlich von der großen Trommel erdrückt werden), fast der ganze erste Act, seiner leeren Unendlichkeit wegen, besonders das Final desselben und die Untersuchungsscene ihrer ungebührlichen Länge wegen; im zweyten Acte haben das Terzett, das Duett zwischen den beyden Weibern (in welchem sich besonders die Alt- sängerinn Rossi ausgezeichnet hat) und besonders die Scene im Final gefallen, wo das Urtheil gesprochen wird, obgleich auch hier die allerermüdensten Längen vorkommen. Der Chor der Richter zeichnet sich so auffallend von dem übrigen Nachwerke aus, daß ich dreist behaupte, er ist nicht von Rossini. Könnte ich einer Reminiscenz, welche ich von meiner Jugend her in mir trage, vertrauen, ich würde darin einen Chor von Gluck, vielleicht aus seinem Orpheus, erkennen. Ein eigentliches Urtheil läßt sich von dem Effecte, welchen diese Oper auf das große Publicum machen wird, nur dann erst fällen, wann eine zweyte Vorstellung im italienischen Theater Statt gefunden hat, wo eines Theils weder die zu lange Dauer, noch der Unwillen über den hohen Legepreis, noch die erdrückende Hitze das Publicum verstimmen, andern Theils die Sänger, frey von der Bedrückung, in welche sie das ungewöhnte Theater, besonders die ungemeyne Größe desselben, versetzen mußten, ihrer Kräfte mehr Herr werden und der Darstellung eine größere künstlerische Vollendung geben werden. So ist es immer möglich, daß es der Gazza ladra ergehen wird, wie vor zwey Jahren dem Barbier von Sivilien, der bey der ersten Vorstellung ausgepfiffen ward und sich späterhin zur Lieblingsoper des italienischen Publicums emporgeschwungen hat. Ich darf diesen Artikel nicht schließen, ohne des primo buffo cantante Galli zu gedenken, welcher in der Gazza ladra zum ersten Male aufgetreten ist. Er hat eine reine, klingende und höchst metallreiche Stimme von großem und sich gleichbleibenden Umfange, und ein vernünftiges Spiel; das ist alles Gute, was ich bis jetzt von ihm sagen kann. Um entscheidend über ihn abzusprechen, will ich die Vorstellung auf dem italienischen Theater abwarten. Vorsäufig nur so viel von seinen Mängeln: er hat besonders im ersten Acte häufig falsch intonirt, besitzt nicht genug künstlerische Abgeschlossenheit im Vortrage, hat aber doch im zweyten Finale viele Beweise eines vortrefflichen Sängers gegeben; als Schauspieler war er schlecht und gerecht, im Finale einige Male recht brav. Die zweyte Vorstellung ist bisher durch eine Unpäßlichkeit Bordogni's, der den Giannetto spielt, verzögert worden. Die Arie, welche dieser bey seinem ersten Auftritte zu singen hat, wird von einem hiesigen Journale für „passablement ridicule dans la bouche d'un soldat“ erklärt. Die Administration der großen Oper hatte alle Mittel und Wege eingeschlagen, der Vorstellung Interesse zu geben; das italienische Orchester war durch eine Menge Musiker von der großen Oper verstärkt und die Chöre beyder Theater vereinigt worden. Es hat Männer gegeben, welche die *xai* in der griechischen Bibel und viele andere dergleichen erbauliche Dinge gezählt haben. Fände sich nirgends ein ähnliches Subject, welches ausrechnen wollte, wie oft Hr. Rossini, nicht in allen seinen Opern (denn ein solches Unternehmen möchte die Kräfte eines einzelnen Menschen übersteigen), sondern bloß in seiner Gazza ladra, folgende Figur variirt hat?



Die Kosten der nächstens auf dem großen Operntheater aufzuführenden *wundersbaren Lampe* von Nicolo und Etienne schlägt man auf zweihunderttausend Franken an. Diese Summe übersteigt bey weitem alle Ausgaben, welche die Administration je für irgend eine Oper, ehemals für *Trajan*, gemacht hat.

Die Schauspielerinnen im Nachtröckchen und am Gängelbände schießen wie Pilze aus der Erde: so eben erhält die kleine Sidonie, welche sich schon früher als *Fee Carrabossa* im *Riquet* mit dem Haarbüschel bemerkbar gemacht hat, auf dem Theater de la Porte St. - Martin in einem eigends für sie geschriebenen Stücke, *les deux Portraits* betitelt, einen succès fou, wie es der hiesige Salon-Jargon zu nennen pflegt. Auch die sogenannte *Waise* von *Wilna* ist nach Paris zurückgekehrt und wird Vorstellungen auf dem Privattheater der Rue Chantereine geben; auch die Kindergesellschaft der *Mad. Füssl* hat die ihrigen bereits begonnen. Ist das nicht ein Kindergräul! Gott bewahre, daß ich ein Gelüste, wie der König Herodes, in mir verspüren sollte; aber ein dramatischer Kindermord, wie jener leibliche zu Bethlehem im jüdischen Lande, möchte zur gelegenen Zeit kommen. Und was wird am Ende *Hr. Fay* sagen, der es mit seiner kleinen *Léontine*, welche vom Gymnase dramatique monatlich sechstausend Franken erhält, auf nichts geringers, als auf eine jährliche Rente von dreysigtausend Franken, angelegt hat! Das gemahnt mich an die Scene zwischen einer hiesigen Kinderleierinn und einem Stummefarme, der ich neulich auf dem italienischen Boulevard bengewohnt habe. Beyde hatten ihren Bettel-Standpunct neben einander genommen. Die Kinderleierinn sagte zu dem Stummefarme: Ah, Monsieur François, les affaires vont mal; der Stummefarm antwortete: Plaignez-vous, Madame, je vous le conseille! Vous avez votre douzaine (nämlich Kinder) bien complet et moi, hélas, je n'ai qu'un bras! Seufzend rief die Kinderleierinn aus: Heureuse, si j'avois votre bras! car on ne fait plus rien avec les enfans. So dürfte vielleicht nächstens *Hr. Fay* zur *Mad. Fay* sprechen: Ah, ma chère femme, on ne fait plus rien avec les enfans!

(Der Schluß folgt)

Concert-Ankündigung.

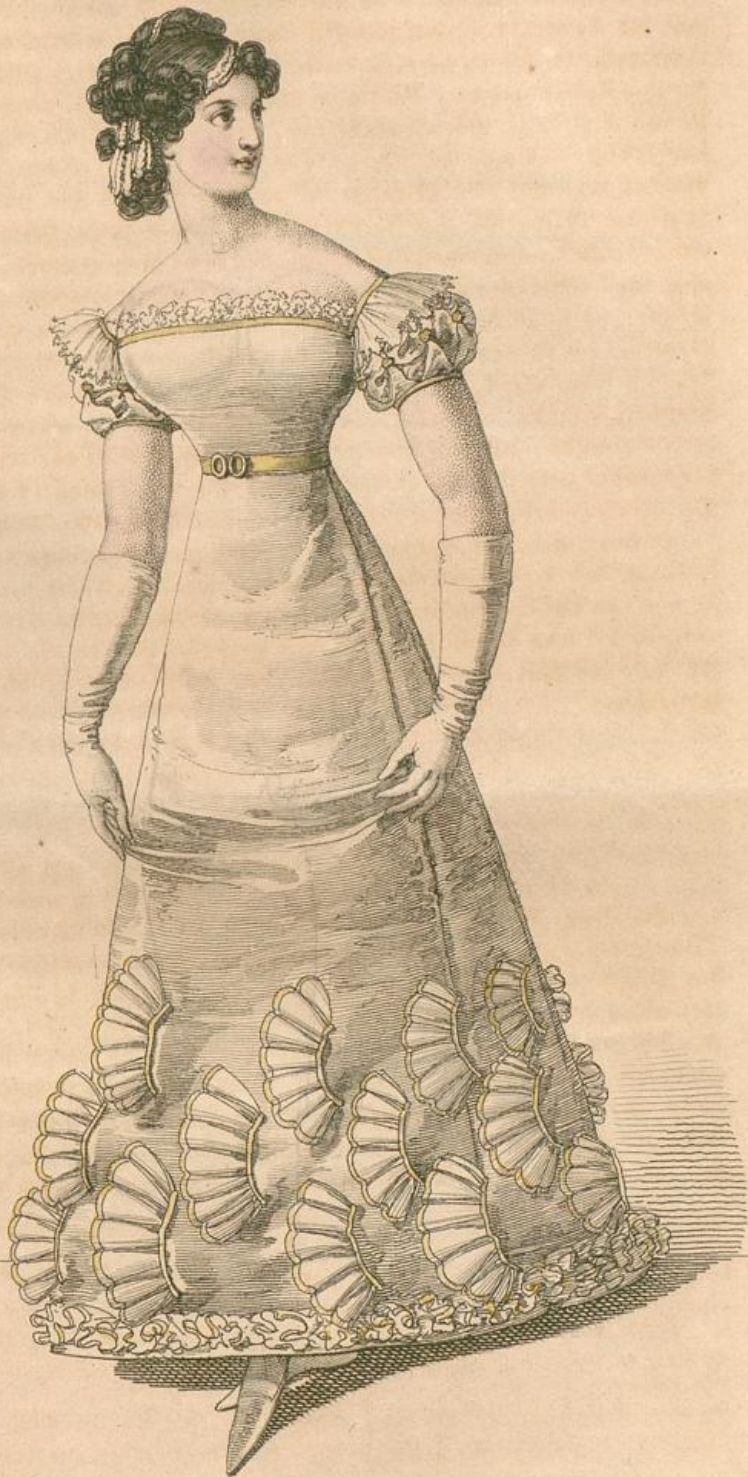
Hr. Franz Rav. Gebauer wird künftigen Sonntag, am 24. Febr. 1822, um die Mittagsstunde im Saale der nied. österr. Landstände in der Herrengasse, unterstützt von den Mitgliedern des Concert Spirituel, das Weltgericht, Oratorium in drey Abtheilungen von *Apel*, in Musik gesetzt von *Friedrich Schneider*, aufführen. Diese in allen größeren Städten von Norddeutschland mit ausgezeichnetem Beyfalle aufgenommene Composition wird auch in *Wien* die Aufmerksamkeit aller Musikfreunde, deren Geschmack sich von dem Einflusse des frivolten Modegelingels rein zu halten gewußt, in Anspruch nehmen. Wir wünschen, die Ausführung möge dem anerkannten Werthe des geschätzten Werks auf eine würdige Art entsprechen.

Modenbild VIII.

Kleid von Atlas; die Garnirung von Crepp mit Goldschnürchen eingefast. Der Gürtel von einem Goldbände, die Haare mit Perlen geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schick*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.



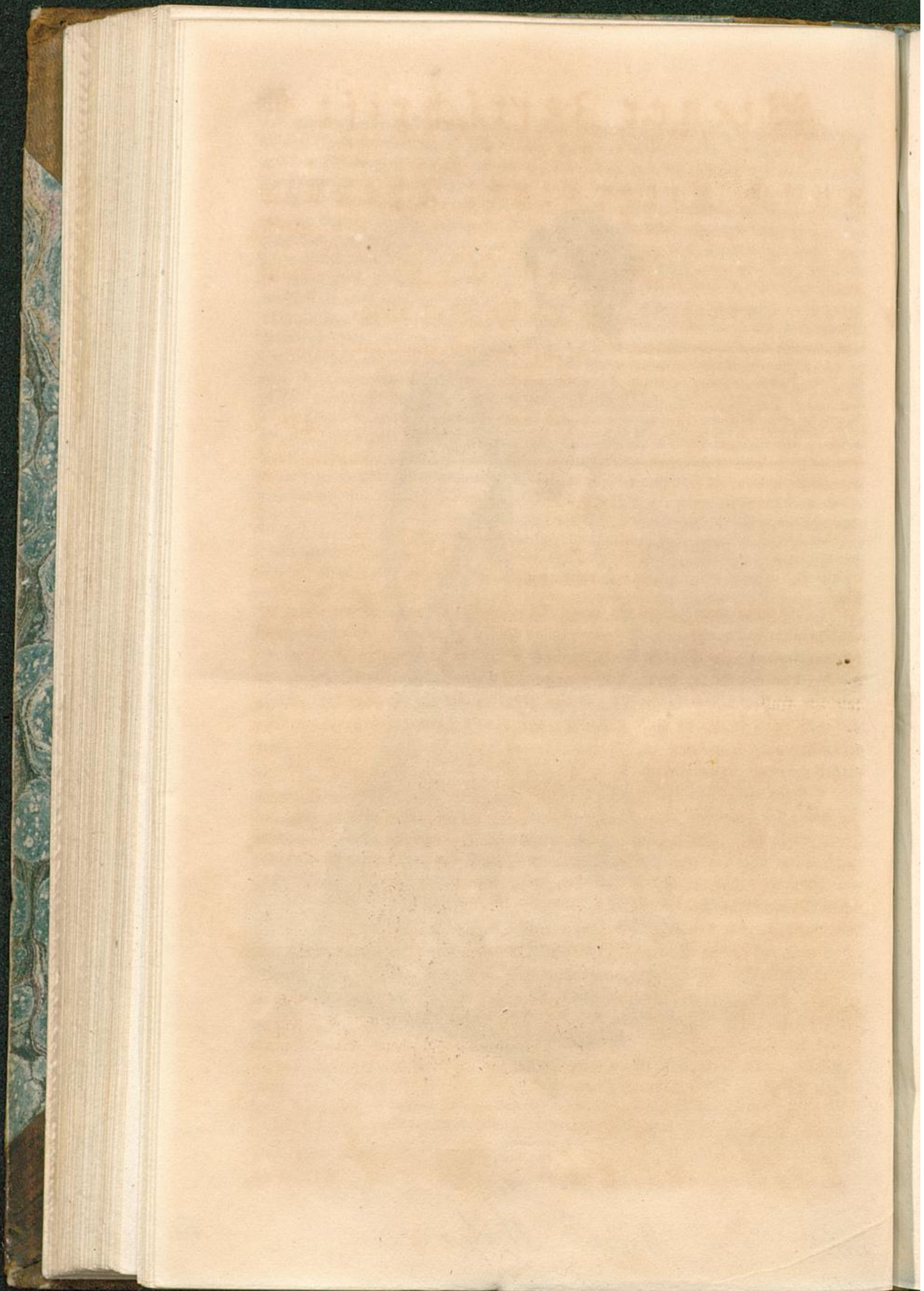
P. v. H. del.

J. v. Heber, sc.

VIII.

Wiener Moden.

*23.
1822.*



Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 23. Februar 1822.

24

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W., dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von L. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

Der Jüngling wandte indes seinen Gang rasch bergan, so daß ihm der geharnischte Falko nur mit Anstrengung zu folgen vermochte, und bald standen die beyden schweigenden Genossen hoch oben im rauschenden Nachtwinde vor der nun mondbeleuchteten Falkoburg; auf einer andern Seite jedoch, als wo man vorhin das fröhliche Tanzespiel gehalten hatte. Hier war der Schloßfeshügel ganz rauh und wild gestaltet, von den Trümmern eines zusammengebrochenen Außenwerkes wie übersäet, und auch die Burg selbst war weit verfallener und schauerlicher anzusehn, als von der vorhinbetretenen Stelle. Durch einen dachlosen Nebenthurm sandte der Vollmond seine Strahlen in die Gemächer des öden Baues, so daß es dem Normann beynah schien, als seyen einige halb scheibenlose Fenster von innenher durch Lampenlicht erleuchtet. Wie er aber ein Paar rasche Schritte vorwärts that, erkannte er alsbald, nur Mondlicht und Nacht hauste in den verödeten Hallen seiner tapfern, gastlichen Väter. Eine unbeschreibliche Wehmuth drang durch alle seine Sinne, und verhüllte ihm dergestalt die Gegenwart, daß erst das Geräusch einiger zusammenprasselnden Steine dicht neben ihm seine Träume verscheuchte, und ihn an seinen jungen Widersacher erinnerte. Dieser war eifrig bemüht, einen Trümmerhaufen aus einander zu räumen, und zog bald darauf ein langes, schönes, im Mondlichte hellfunkelndes Ritterschwert hervor. „Jüngling,“ fragte der stannende Falko, „wie kommst du zu dieser Heldenwaffe, die fast dem guten Schwert, welches ich hier an meiner Hüfte trage, ähnlich sieht?“ Einen flüchtigen Blick darnach hinwerfend, entgegnete der Hirt: „Ja wirklich, diese Schwerter haben einige Ähnlichkeit mit einander, und das ist mir lieb; so wird in dem ehrbaren Zweykampfe, der euch und mir bevorsteht, Niemand einen unbilligen Vortheil über den Andern haben. Wie aber dieß Schwert in meine Hände kommt, mag euch gleich gelten. Genug, ich besitze es

mit gutem Rechte. Zieht, edler Herr, und legt euch aus? Ich hoffe, diesen ernstesten Platz entweder gar nicht wieder, oder mit vollkommen reingewaschener Ehre zu verlassen. Ihr zögert? Und doch kommt ihr mir viel zu edel vor, als daß ihr einem durch euch Beleidigten deshalb eine edle Genugthuung versagen könntet, weil der nur ein Hirt ist, ihr aber ein Ritter!" „Behüte mich Gott vor einer solchen Unbilligkeit!" sagte der Normann. „Ich weiß, du bist ein unbescholtener Ehrenmann, und wenn dein hochstrebendes Gemüth meine Worte von vorhin nicht tragen kann und mag, wohlan, ich will dir gern behülflich seyn, sie mit Blut wieder auszulöschen. Aber der Geharnischte gegen den Ungeharnischten? Hilf mir, mich rasch entwaffnen, und dann sollen so gleich unsre guten Klingen gegen einander bliken." Der Schäfer schien etwas einwenden zu wollen, aber vor einem ernstesten Wink des Ritters schloß er seine etwas trozig zuckenden Lippen, und ging nun seinem edlen Gegner bey dem Entharnischen zur Hand, mit so vieler Geschicklichkeit und scheinbarer Geübtheit, daß ihn Falco mit wohlgefälligem Lächeln fragte:

„Hast du denn etwa je schon selbst einen Harnisch getragen, mein linker Knab?"

„Nein, edler Herr! Ach nein! Wie sollt' ich armer Hirtenbube dazu kommen? Aber als mich Dame Elementia noch bisweilen in ihr Schloß rufen ließ, da hab' ich mich oft in die Waffenhalle geschlichen, und die Ritterhelme und Ritterharnische recht genau betrachtet, auch öfters sie aus einander genommen und wieder zusammen geschnallt, und welcher Mensch, der einmal so etwas Schönes erlernt hätte, könnte es wohl jemals wieder vergessen!"

„Aber du zeigst dich doch ganz so ausnehmend geübt! Hast du vielleicht einmal Knappendienste gethan bey einem der umwohnenden Barone und Ritter?"

„Nein, Herr!"

„Was antwortest du mir so barsch und kurz darauf?"

„Weil mich die Leute schon allzuoft gefragt haben, warum ich nicht Reiterdienste nähme, wenn mich denn doch eine so große Lust zu den Waffentriebe; und wenn ich dann nach der Wahrheit antworte: „Ich bin zu hochmüthig dazu!" da sehn sie mich so verwundert an, als sey ich toll geworden."

„Aber wär' dieß denn eine Erniedrigung, eines Ritters Knappe zu seyn? Ich bin das in meinen Jünglingsjahren auch gewesen."

„Nun ja, das glaub' ich! ein Edelknabe! aber dazu nehmen die Herrn in unfrem Lande nur Rittersöhne auf."

„Auch ein wackerer Reistger ist ein Ehrenmann!"

„Herr, neben den wackern Reistgen zu reiten, halt' ich mich nicht zu hoch. Aber seht, mir kommt es immer vor, als wär' ich zu hoch, um hinter den Rittern dreinzureiten, vorzüglich, wo es feindan geht. Da möchte ich immer gern der Erste seyn. Und zum Ritter wird ja doch wohl meines gleichen nun und nimmer geschlagen. Ach, niemals der Erste bey dem Angriff seyn zu dürfen! fröhlich rufend und jubelnd, den Schaaren voran! diese schönste Lust für ein rüstiges Mannesherz! nein, kann mir die nicht zu Theil werden, da bleib ich lieber ein Schäfer ganz und gar."

„Du bist ein wunderlicher Gesell, mein Knab."

„Mag seyn, Herr Ritter. Aber ihr habt mich doch nun einmal gewürdigt, an diesem Abende eurer Gesell zu seyn, und die Entwaffnung ist vollendet. Wenn's euch also nun gefällig wäre?“ setzte er mit einer höflichen, beynahe blöde bittenden Verneigung hinzu. Und lächelnd zog Falco sein vielerprüftes Schwert, und legte sich in edler Fechterstellung aus.

Wie nun so der Ritter mit schlankgestrecktem Arm und kampfbereiter Klinge dem Hirten gegenüber stand, ward diesem plötzlich die ganze Obermacht seines geübten Widersachers deutlich. Er fühlte, um das Gefecht nicht sieglos zu beenden, müsse er alle Kraft und alle stürmische Kühnheit seiner Jugend aufbieten, und so faßte er sein Schwert mit beyden Händen, und in Blitzesschnelligkeit gegen den Ritter vorspringend, führte er einen gewaltigen Hieb nach dessen Haupt. Eben so schnell sauste Falco's Klinge ihm von unten auf entgegen, und warf die seinige zurück. Beyde Waffen klirten mit betäubendem Gellen. Jeder der Kämpfer fühlte einen seltsamen Schlag in seinen Arm, und als sie die Schwerter zu erneuten Hieben schwingen wollten, sahen sie beyde Klingen in der Mitte zersprungen, fern im Grase leuchteten links und rechts die abgeflognen Spitzen. Staunend, ganz regungslos, standen die gehemmten Fechter einander gegenüber. Doch bald erhob sich des Hirten wehmüthige Klage: „O Jammer!“ rief er aus; „zum ersten Mal im Ernstkampfe schwing' ich meines Heldenvaters Schwert, und zertrümmernd weist es mich zurück auf meine dunkelwaffenlose, schäferliche Bahn! O Dame Clementia, wie hattet ihr doch so vollkommen Recht, diesen unglücklichen, ach wohl ganz unwürdigen Jüngling fern, fern von eurer holden Tochter zu verbannen! Wehe! Wehe! Das Schwert meines Vaters hat gegen mich entschieden! Weh mir Verstoßenem, o Wehe!“ „Stille deine Klagen!“ sprach Herr Falco. „Stille deine Klagen, du wunderfamer junger Freund! Siehst du denn nicht, daß meine Klinge mich eben so spröde verlassen hat, als dich die deinige? Und ich sage dir, die hat bis hierher manch ehrbarheissen Kampf in meiner Hand bestanden.“ Und ernst in sich hineinsehend, erwog er seines Oheims Worte an jenem Scheideabende von Norwega's Küsten, wie der den Spruch des Ahnherrn wiederholte: „Möge fortan jedes Schwert in unsrem Stamme, das gegen die Waffe eines Blutsverwandten anklingt, zerspringen, wie sprödes Glas!“ Da setzte er im unbewußten Heben seiner flüsternden Stimme plötzlich laut hinzu: „Und beyde Schwerter zersprangen! Beyde auf den ersten Hieb! Traf uns denn etwa hier auch jener ernste Spruch, o Falco Gabriel?“

Der Jüngling fuhr im seltsamen Erschrecken zusammen, ausrufend: „O du räthselhafter Nordlandsritter, woher denn weißt du meinen Namen? meinen ganzen Namen? Daß ich Gabriel geheissen bin, weiß hier jeder, der mich kennt, aber daß ich auch Falco heiße, nach meinem nordischen Heldenvater Falco, das gebot ja meine sterbende Mutter mir zu verschweigen vor aller Welt, und ich hab' ihr wahrhaftig auch Wort gehalten. Woher denn wißt ihr?“

„Ich habe nicht dich gemeint,“ sagte der Ritter; „doch wie ein überraschender Wiederhall rufft du neue, schauerlich süße Ahnungen in meiner Seele empor. Jüngling, hieß deine Mutter Gabriele? Aber nein, das ist ja nicht möglich!“

„Wunderlicher Mann!“ sprach der Hirt. „Warum denn nicht möglich?“

Ja wohl hieß sie Gabriele! O, daß ich euch so thöricht plaudernd den Falko-
namen verrieth; doch halt! wie Schuppen fällt es mir von den Augen! Seyd
ihr ja doch ein Nordmann! Sprach meine holdselige Mutter ja doch, wenn
einst etwa ein Ritter von den kalten Norwegküsten erscheine, ein Mann, in
Waffen, groß und edlem Muth, dem dürfe ich Alles vertrauen! der werde
mich schützen, wo ich des Schutzes bedürfe, oder wohl schöner noch, sein
Schwert dem meinigen vereinen für mein Recht! Doch wehe, nun sind ja
unsre beyden Schwerter zersprungen!"

„Das mag dir vielleicht eine schöne Ahnenprobe gewesen seyn, du kühner
Jüngling. Nur sprich, als der tapfere Falko aus diesem Lande von hinnen
fuhr, gleich nach den ersten Wochen seiner Vermählung, da starb ja seine holde
Gabriele am Schreck über seinen vermeinten Tod!"

„Ach edler Herr, ihr müßt wohl von ganz andern Leuten reden. Mein
Heldenvater segelte nicht von hinnen. In einem Küstengefecht stürzte ihn die
Übermacht der Feinde blutend ins Meer, und das begrub ihn für immer.
Zwar meine Mutter soll in Erstarrung gelegen haben, als sie das erfuhr, so
daß man sie wohl manche Stunde lang für todt gehalten hat, aber sie ward
wieder zum Leben erweckt, und gebar späterhin als trauernde Wittib mich un-
beglücktes Kind. O ich könnte euch all die Geschichten erzählen aus dem Thale
her, welches mein edler Vater immer das liebe Thal genannt hat! Es sind
gar sanfte, rührende Dinge, und doch auch zugleich wieder so heldenkühn!"

„Erzähle, Falko!" rief der Ritter aus. „Es ist ein Falko, dem du dich
anvertrauest!"

Der Hirte blieb im Staunen ganz verstummt, aber voll heitrer Erge-
bung ließ er sich von dem Ritter zu dem Trümmerhaufen leiten, wo er vor-
hin das Schwert hervorgesucht hatte. Dort nahmen die zwey Fechter mit den
zersprungenen Klingen Platz; und abermal sprach der Ritter: „Erzähle! Und
sprächst du die ganze Nacht hindurch, mein Schiffsvolk mag diesmal selbst
für die Ausschiffung sorgen; hier stehe ich vor einer Pforte, die aus blutig
trüber Vergangenheit in hell fröhliche Zukunft führen mag. Erzähle!"

Und der Schäfer begann eine Kunde, die keinen Schlaf in des Ritters
Augen kommen ließ. Erst als der Morgen den östlichen Himmel zu röthen be-
gann, schritten die Beyden Arm in Arm mitsammen zum Strande hinab, wo
das Fahrzeug des Norweghelden vor Anker lag.

In den Mittagsstunden dieses Tages schmückte Dame Clementia ihre
schöne Tochter mit frischen Blumen, die sie ihr sorgsam durch die finsterhol-
den Locken flocht, und auch mit goldnen Kettlein und leuchtend edlem Gestein,
wie sie es alle Tage so zu thun pflegte, sich an dem schuldlosen Reiz ihres
edlen Kindes erquickend. Aber wie heut die holde Fiordilisa auf dem himmel-
blauen Sammtkissen vor dem Stuhl der liebenden Mutter kniete, hob sie
nicht, wie wohl sonst, die freundlichen Augen lächelnd zu ihr empor; tief
senkte sie die schattenden Wimpern herab, und hielt das Köpfchen vornüber
geneigt, wie eine trauernde Blume.

Da erhob sich folgendes Gespräch zwischen beyden:

„Tändle ich dir heute zu lange, mein holdes Mägdlein, mit deinem schö-
nen Gelock?"

„Nein, Mutter, es macht dir ja Freude; wie könnte mir nur da etwas zu lange währen!“

Einen sanften Kuß über die reine Stirn der Tochter hinhauchend, fuhr Dame Clementia fort:

„Wer weiß: bald schmücke ich dich wohl noch sorgfältiger und noch schöner aus, und flechte dir eine Myrthenkrone dazu ins Haar!“

Fiordilisa schüttelte sanft verneinend das liebliche Haupt.

„Was heißt das, meine Tochter? Bernahmest du nicht, wie gestern das edeltapfere Herz des Norderhelden Falco dir süßbezwungen entgegenflog?“

Fiordilisa starrte erschrocken zurück.

„Und würdest du dich weigern, ihm deine Hand zu reichen, als Friedens- und Segensunterpfand für unser Haus, und für alle Marken der schönen Normandie?“

Da senkte Fiordilisa wieder, wie vorhin, die Stirn, und flüsterte: „Schmückt nur, o Mutter! o schmückt! Und wie diese armen Locken, so ordnet auch nur eures Kindes Leben ganz nach eurem Gefallen. Euch ja gehört dieß Leben und dem lieben Vaterlande an. Warum es nicht hingeben zu beyder Frieden und Freude?“

„Hingeben mein Kind? Hältst du es denn für ein Opfer deines Lebens, wenn du es in die Hand des edlen, ritterlichen, zartgestitteten Mannes legst?“

„O Mutter, so eine Heldenbraut zu seyn, es wäre für jedes andre Fräulein der Normandie wohl Ehre und Freude! Wohl auch für mich, wenn—“

Ihre Stimme verhallte.

„Himmel!“ sagte leise, ganz leise Dame Clementia, als fürchte sie, von den Wänden des Gemaches vernommen zu werden. „Himmel, wär' es denn möglich, daß Fiordilisa von Hauteville, daß die Seele einer Heldentochter, einer Heldenekelinn durch ganze Reihen von Jahrhunderten her, daß diese so edel, so reichbegabte Seele—“

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Fiordilisa legte das geschmückte Lockenhaupt sanft in ihrer Mutter Schooß, und weinte bitterlich. Lautlos, stille Thränen des Grams in den großen herrlichen Augen, sah die Matrone himmelan.

Aber bald richtete sich Fiordilisa wieder empor, trocknete ernst und still ihre Augen, und dann mit süßem Trosteslächeln in das bange Antlitz der Mutter schauend, sagte sie freundlich:

„Nun ist es vorbey. Nun sey nur getrost, du liebende, sorgende Mutter. Herr Falco von Norweg ist ein edler Ritterheld. Und in mir sollst du mit Gottes Hülfe eine nicht unedle Tochter des Stammes der Hauteville finden.“

„Ein Opfer! Ein Opfer mein einziges Kind?“

„Wähne das nicht, du gute, zärtliche Mutter. Ich werde leben, ich werde nicht unglücklich leben an der Hand des Helden, den es mir zu beglücken geziemt; ich werde würdig leben! Mutter, was darf der Mensch auf Erden noch mehr, noch Größeres erwarten? Die reine Liebe und Freude in all ihrer Pracht wohnt jenseits, auch für den Allerbeglücktesten jenseits noch!“

(Die Fortsetzung folgt)

S k i z z e n a u s P a r i s .

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß)

Chacun prêche pour son saint, das heißt, dessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe. Dieß Sprichwort hat ein Hr. L., ein reicher Weinbergbesitzer in Mâcon, im buchstäblichen Sinne genommen und in einer Oenologie, poëme didactique en quatre chants, suivi de notes historiques, dem Weine ein Lied gesungen. Der Dichter lebt auf einem classischen Boden; was Wunder, daß er sich, wenn auch nicht geistvoll, doch begeistert, zeigt? Der Glückliche brauchte dazu weder auf den Parnass, noch auf den Helikon, sondern nur in seinen eignen Keller zu steigen. Die Weinlese oder Weinlehre hat, wie uns der Verf. versichert, schon seit Jahren fix und fertig in seinem Pulke gelegen. Wir wollen hoffen, daß sie, gleich dem Gegenstande, den sie besingt, dadurch besser geworden ist. Aber, warum ist die Begeisterung des Verf. so spät erst an's Licht getreten? Fragt noch, lieben Leser! Lebt nicht das französische Publicum in den vier Mauern seiner Kammer wie eingesperrt und ist nicht außerhalb derselben die Welt wie mit Brettern für dasselbe vernagelt? Der Verf. hat vollkommen Recht, über den Nachtheil zu klagen, den die Politik den schönen Künsten zufügt: denn wäre nicht die Snologie des Hr. L. um ein Haar breit ungedruckt geblieben? Mögen die Leser einen Blick in die Weinlehre thun, doch nur davon nippen, sonst laufen sie vielleicht Gefahr, wo nicht trunken, doch wenigstens schläfrig zu werden. Im ersten Gesange handelt der Verf. vom Weine der Alten. Hr. L. ist ein braver Patriot, also zieht er, wie natürlich, seinen Côte rôtie *) selbst jenem berühmten Neohantes vor, in welchem sich die Homerischen Helden gütlich thun. Dem Dichter scheint es ausgemacht, daß der Wein der Alten Kreker gewesen ist; doch rechnet er es den Einwohnern Griechenlands sehr hoch an, daß sie ihn ungemischt getrunken haben. Wenn Hr. L. den bekannten Melampus, den ersten Weinverfälscher, in die Hölle wünscht, so geschieht diesem freylich nach Recht und Billigkeit; aber er hätte die Mühe sparen können, denn ein alter Dichter, auf dessen Namen ich mich nicht besinne, hat den genannten Verbrecher schon längst zum Gefährten des Lantalus, Irion und der andern berühmten tartarischen Delinquenten gemacht. Den bacchischen Heldenthaten, als Producten des Weins, wird vom Verf. ein gerechtes Lob ertheilt: gegen sie, meint derselbe, sey die Eroberung von Troja ein Kinderspiel. Wären die griechischen Helden vom Weine begeistert gewesen, sicher hätten sie nicht zehn Jahre vor einem Nefte (bicoque) gelegen, welches heut zu Tage in zehn Minuten erobert werden würde. Der zweyte Gesang lehrt eine Auswahl des Weins treffen und gibt Unterweisung zur Erhaltung desselben. Hier mögen sich die Weinhändler die wichtige Lehre merken:

Dans la même retraite évitez de loger

Les vins qui de leur fleur n'ont pu se dégager,

Et ceux qui tous les ans, quand la vigne fermente,

Agitent leurs voisins du feu qui les tourmente.

Der Verf. hätte freylich ganz kurz sagen können: Legt keinen jungen Wein zum alten, und der Ausdruck wäre vielleicht eben so poetisch, und bey weitem kürzer, gewesen. Aber, was thut's? Ist etwa Hr. L. verpflichtet, bindig zu schreiben, weil er in gebundenen Reden schreibt? Warum aber soll der alte Wein vom jungen getrennt werden? Weil, antwortet uns der Dichter, das Alter des Weins, gleich dem Alter des Menschen,

De repos et de paix, doux plaisir de cet âge,

Hélas, qu' ignore encor la jeunesse volage,

*) Die Côte rôtie, in der Oberbourgogne, ein Weinberg (clos) von mäßigem Umfange, hat von der ungemein starken Sonnenhitze, welcher er durch seine Lage ausgesetzt ist, den Namen bekommen. Der Wein, der dort wächst, wird von Liebhabern dem Mâcon, dem Château Margot, ja selbst dem Clos de Vougeot, vorgezogen.

bedürftig ist. Die Nothwendigkeit dieser Vorschrift will ich unbefehends, oder vielmehr unheroischen, annehmen, denn ich mag wohl Wein trinken, aber nicht aufbewahren. Doch eins kann dem Dichter nicht ungeroichen (ungerächt) hingehen: er scheint nämlich selbst nicht zu wissen, was er sagt, ein Umstand, der vielleicht seine guten Gründe haben mag, wie wir gleich weiter sehen werden. In den zuerst angeführten vier Versen behauptet er nämlich, daß der alte Wein „zur Zeit der Weinlese seine Nachbarn durch die Blut, die ihn selbst quäle, in Wallung setze.“ Hier ist es also der alte Wein, der auf den neuen einwirkt. In der zuletzt angezogenen Stelle, wo es heißt, „der alte Wein sey der Ruhe und des Friedens bedürftig,“ scheint dagegen behauptet zu werden, der junge Wein habe Einfluß auf den alten. Oder will der Verf. etwa von einer Wechselwirkung reden, welche beyden gleich sehr verderblich werden könne? Bis er uns darüber eine deutliche, wenn auch gleich keine poetische, Erklärung gegeben haben wird, muß und will ich glauben, daß Hr. L., der es jedem Weinbesitzer zur unerläßlichsten Pflicht macht, seines Kellers in eigener Person zu warten, und der behauptet, „selbst ein Pair von Frankreich vergebe seinem Stande nichts, wenn er selbst in den Keller gehe,“ eben aus dem seinigen gekommen ist, als er obige Verse gemacht hat. Denn wie wichtig die Kellergeschäfte unserm Dichter sind, davon gibt er einen Beweis, indem er anführt:

Que Guillaume premier, au bruit de ses tambours,
Descendoit dans sa cave au moins tous les huit jours,
Pour visiter ses vins, en faire l'inventaire,
Qu'il ne confioit pas, même à son secrétaire.

Hr. L. hätte bey dieser Gelegenheit von eben dem Könige Wilhelm eine Anekdote anführen können, welche hier am rechten Orte gestanden wäre. Dieser König, der ein großer Verehrer des Weins war, ließ einst alle seine Akademiker zusammenberufen und that folgende wichtige Frage an sie: Warum ist der Champagner schäumend? Nachdem die gelehrten Herren eine lange Zeit vergebens nachgedacht hatten, baten sie den König, ihnen einige funfzig Bouteillen von diesem Weine zukommen zu lassen, daß sie die nöthigen Versuche damit anstellen könnten. Aber der König sagte: „Mögen sich die Kerle zum Henker packen; ich kann meinen Wein allein trinken.“ Schon oben habe ich angemerkt, daß Hr. L. ein guter Patriot, das heißt, daß er ein guter Franzose ist und daß er daher die französischen Weine allen andern vorzieht. Aber, ehe Hr. L. ein Franzose war, war er ein Mäconer, und wenn es wahr ist, was der bekannte Vers sagt,

Que la patrie est chère à tous les coeurs bien nés;

so muß dieß von einem Vaterlande, welches ein Weinland ist, noch in einem weit höheren Grade gelten. Hr. L. zieht also den Mäcon wiederum allen andern französischen Weinen vor. Fern sey es von mir, in einer so hitzigen Streitsache Partey zu nehmen; aber hüte sich Hr. L. vor den Champagnern, die keinen Spaß verstehen, wenn es darauf ankömmt, die Sache ihres Weins zu verfechten. Im dritten Gesange wird der Nutzen des Weins dargethan. Hier möchte es der Dichter mit den Ärzten zu thun bekommen, wie im zweyten mit den Einwohnern der Champagne. Denn behauptet Hr. L. nicht, wer ein Weinkeller besitze, könne des Doctors entbehren, und die Medicin aus dem Weinfasse sey wirksamer als alle Apotheker-Quacksalbereyen? Hat der Körper dem Weine schon eine große Verpflichtung, so geht, nach des Verf. Versicherung, der Geist bey demselben eben so wenig leer aus: er führt mehrere berühmte Dichter an, welche sämmtlich ausgemachte Trunkenbolde gewesen sind. Einmal in so gutem Zuge, bleibt der Verf. nicht auf halbem Wege stehen, sondern besingt im vierten Gesange sogar die Trunkenheit selbst. Der Vernunft, welche hier vielleicht ein Wörtchen mitzureden haben dürfte, schlägt der Dichter im voraus Schnippchen unter die Nase, indem er sagt:

Cette fière raison, dont on fait tant de bruit,
Un peu de vin la chasse. Eh bien, quand elle fait,
Amis, que perdons nous? Je crois, fort peu de chose;
Un ennuyeux tyran qui jamais ne compose.

Allerdings muß es mit der Vernunft schlecht auszukommen seyn, weil so viele ehrliche

Leute sie vor die Thür werfen. Doch glaube man nicht, daß Hr. T. jeder Art von Trunkenheit das Wort redet: nur der aus gutem und echten Weine schenkt er seinen Beyfall. Auf letztern wendet er an, was Boileau vom dramatischen und poetischen Stoffe sagt:

Rien n'est beau que le vrai; le vrai seul est aimable,
ändert jedoch das letzte Wort in buvable um. Wäre es übrigens von einem Dichter, der die Trunkenheit besingt und dabey der Vernunft Hohn spricht, zu verlangen, daß er sich um Lappalien, wie, zum Beyspiele, um die Grammatik seiner eignen Muttersprache, bekümmere; so möchte man Hrn. T. wohl zu! verstehen geben, daß er in folgenden Versen:

Puisse une ardente soif le consumer sans cesse,
Et ne la tempérer qu'avec des vins de Bresse,

eine gänzliche Unkunde, nicht des Ländchens la Bresse, dessen Wein er vollkommen in ne zu haben scheint, sondern der französischen Syntaxis verräth. Der zweyte Vers hätte heißen müssen: Et puisse-t-il ne la tempérer etc. Die fehlenden drey Sylben, als nicht in sein Maß (ich hätte bald gesagt, in seinen Rram) passend, hat der Dichter, mir nichts, dir nichts, bey Seite geworfen.

Schauspiel.

Im K. Hoftheater an der Burg wurde am 11. Febr. zum ersten Male aufgeführt: Die Sühnung, Drama in zwey Aufzügen von F. E. v. Houwald. Einem zahlungsunfähigen Erbpächter, der nirgends Hülfe findet, werden von einem Seiltänzer drehhundert Thaler zur Bezahlung seiner Pachtschuld unter der Bedingung angeboten, er solle ihm seinen zwölfjährigen Sohn Moritz für das Seiltänzergewerbe überlassen. Da aber der Vater in seinem Entschlusse schwankend ist, so überliefert sich Moritz aus freyem Antriebe dem Seiltänzer, damit dieser die Pachtschuld bezahle und dem Vater die Buße in dem Schuldenthurm erspart werde. In dem Augenblicke, wo die Mutter voll Verzweiflung die Flucht ihres Sohnes beweint, tritt der Seiltänzer ein, und gibt sich, nachdem er überzeugt wird, daß der Vater an der Auslieferung des Sohnes keinen Theil hat, daß er sogar die Verzweiflung der Mutter theilt, als der Mutter Bruder zu erkennen, der nun den Rest seines Lebens in ihrem Kreise beschließen will. Der Pächter darf nicht in den Schuldenthurm wandern, und Moritz nicht Seil tanzen. Welche Freude für die besorgliche Gattinn und Mutter! Welcher Jubel für die ganze Familie!

Man sieht, daß hier nur von einem Drama die Rede ist. Mad. Schröder gibt die Rolle der Mutter und Hr. Heurteur die des Erbpächters. Letzterer wußte sich von dem Pathos der Tragödie zum Tone des sentimentaln Familienstückes weniger herabzustimmen, als erstere, welche hier eine neue Seite ihres umfangreichen und vollendeten Talents entwickelt, indem sie zeigte, daß sie des Cothurns nicht bedürfe, um eine große Künstlerinn zu seyn. Der Übergang von einer Gattung der Darstellung zu einer andern ganz verschiedenen, kann nur der Genialität des wahrhaft künstlerischen Gemüths in solchem Maß gelingen. Ihr zur Seite spielten ihre zwey jüngsten Töchter Betty und Auguste. Erstere trug besonders die Abschiedscene mit vieler Wirkung vor.

Sowohl der sentimentale Inhalt, als die gemüthvolle Darstellung des Stückes, bewirkte bey den Zuschauern die lebhafteste Rührung. D.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dienstag, den 26. Februar 1822.

25

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von E. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

Der Ruf des Thurmwächters meldete Herrn Falco von Norweg, den edlen Gast.

„Der liebe Gott hat deinem Vater ein herrliches Kind gegeben!“ sagte Dame Clementia, ihre Tochter emporhebend und umarmend, und beyde Frauen schritten voll ernster Heiterkeit dem erwarteten Helden entgegen.

Als sie in die große Halle traten, ritt er so eben in den Burghof ein. Auf einem hohen lichtbraunen Streithengste sitzend, mit riesig besiedertem Helm ragte die Heldengestalt in blaugoldig leuchtenden Waffen stolz über die zwey edlen Gefährten empor, welche zu seinen beyden Seiten einherzogen. Der zur Rechten war der junge edle Ritter, welcher ihn gestern in den blühenden Tanzesrund eingeführt hatte, Herr Raoul geheissen; er tummelte ein zierliches Köpflein von lichtgelber Farbe, und trug hellgrüne, silbergestickte Jägerkleidung mit rosenfarber Schärpe; an goldner Kette ein zierliches Jagdhorn, am goldfarbne Leibgurt ein leichtes, schönes Schwertlein hängend. Der Gefährte zu des Normanns Linken dagegen war in eine schöne Silberrüstung wie ganz eingebaut, und glänzte wie ein kunstreiches Erzgebilde. Sein dichtgeschlossenes Visier trat in seltsam räthselhafter Form sehr weit hervor, so daß bey aller Schönheit der hochschlanken Gestalt sich von daher etwas märchenhaft Schauerliches der ganzen edlen Erscheinung mittheilte. Er ritt ein schönes Ross von schneeweißer Farbe, aber von seltsam scheuem und unruhigem Wesen, daß es fast war, als ahne das edle Thier etwas Fremdes und Ungewöhnliches an seinem Reiter. Doch bändigte es dieser, während die Ritter zum Gruß der Damen einen zierlichen Kreisritt in dem geräumigen Schloßhofe begannen, mit so vieler Kühnheit und Kraft, daß es, wenn gleich noch scheuer vielleicht, als zu Anfang, doch bald in demüthigem Gehorsam jedem Winke seines Reiters zu Willen war.

Die Ritter saßen ab, ihrem im Thor haltenden Knappen die Kasse überlassend, und näherten sich nun ehrerbietig den Damen, während Herr Raoul als oft und gerungesehener Bekannter des Hauses sagte: „Wie man in der alten guten Märchenzeit wohl von verschleyerten Zauberinnen liest, die erst nach irgend einem beseitigten Abenteuer ihr holdseliges Antlitz schauen ließen, stell' ich euch auf Herrn Falco's von Norweg Verlangen heut einen verhüllten Ritter vor. Ist auch der Schleyer von etwas massiver Natur, so thut er seinen Dienst um so undurchsichtiger. Ich selbst weiß nicht, was für ein Gesicht dahinter wohnt, ich weiß des Helden Namen nicht, ich weiß nur, daß ein Gelübd ihn bindet, sein Visier geschlossen zu halten.“

„Verzeiht, Messire,“ unterbrach Falco die leicht hintändelnde Rede, „verzeiht, da habt ihr mich mißverstanden. Von Gelübd ist kein Wort über meine Zunge gegangen. Gelübde sind hochernste Dinge.“

„Nun,“ entgegnete Raoul leichtthin, „ich dachte, er hätte etwa ein gethan; etwa nur so eines von den leichtern, und von der bloß galanten Art, und das hätte auf allen Fall hübscher und dichterischer geklungen, als wean ich nun bloß zu verkünden habe: der Fremde hat wichtige Ursachen, verhüllt zu bleiben, aber es ist Herrn Falco's nächster Kampfgefell, und der bittet um gütige Aufnahme für ihn.“

„Genug, um ihn gern in meinem Schloß willkommen zu heißen!“ sagte Dame Clementia, und reichte dem Fremden ihre schöne Hand. Der, ein Knie zur Erde setzend, neigte sein Haupt, und berührte leise mit dem Stahl des Visiers die zarten Finger, daß die Dame vor dem kältenden Gruß unwillkürlich etwas zusammenfuhr. Da sprang er in demüthiger Scheu wieder empor, und trat hinter seinen Gefährten zurück.

Man setzte sich im großen Saal zu der runden, mit Blumen zierlich ausgeschmückten Mittagstafel: Falco zwischen beyden Damen, der unbekante Ritter neben der Tochter, Herr Raoul neben der Mutter. Seinen geschlossenen Silberhelm nicht lüften wollend, blieb der verhüllte Gast ohne Speise und Trank, aber in das immer lebhafter werdende Gespräch der Andern warf er bisweilen anmuthige Lichter der Rede, ja sogar der in jenen Tagen allwärts beliebten Poesie hinein, und wenn ihn zu Anfang die Frauen mit heimlicher Furcht betrachtet hatten, fanden sie sich jetzt an die verhüllte Silbergestalt gewöhnt; vorzüglich Dame Clementia, welche mehr und mehr zu glauben anfang, es laure ein frohwikiger Scherz unter diesem seltsamen Geheimniß, und die deßhalb die Standhaftigkeit des Unbekannten durch das Anbieten der erlesensten Weine auf die Probe stellte. Ja, als er bey seinen höflichen, aber immer wiederholten Weigerungen blieb, gebot sie endlich ihrer Tochter ihm einen Goldbecher zu credenzen; erröthend nippte die Jungfrau: da nahm der Ritter mit zierlichem Neigen den Becher aus ihrer Hand, zugleich aber auch sprang er leicht in der rasselnden Rüstung empor, auf klirrte sein Visier, daß keiner der Sitzenden in des hochschlancken Fremden Antlitz sehen konnte, vor welches er schnell den goldnen Becher hielt, und als dieser im raschen Zuge geleert war, klirrte das Visier wieder zusammen; der Ritter saß neben Fiordilisa nieder, und pries in einem zierlichen Reim sein Glück, den edlen Wein genießen zu haben, von solchen Lippen geweiht.

Dame Clementia, ganz von der Anmuth ihres unbekanten Gastes er-

griffen, richtete nun immer öfter und immer freundlicher das Gespräch an ihn, und als man die Tafel aufhob, war eben er es, dem sie den Arm bot, sie auf den Altan des Schlosses zu führen, von wo man einen großen Theil der schönen Normandie und des anfluthenden Meeres überschaute. Falko ward Fiordilisa's Geleiter, während, einem fröhlichen Sangesvogel gleich, Raoul trillernd und scherzend und lachend die schöngeformten Treppen zum Altane voranflog.

In Falko's edlem Angesichte wollte etwas aufgehn, wie das Leuchten von Lieb' und Freude, aber mit so seltsamer Anstrengung preßte er es zurück, daß sein Auge feucht davor zu funkeln begann. Staunend blickte seine schöne Gefährtinn nach ihm hin; und kaum daß er es bemerkte, so war auch mit ernster Heiterkeit ein Gespräch von ihm begonnen, in dessen freundlichen Lauten kein Ton des Kummers wiederklang.

Droben in den Goldlichtern des aufsteigenden Herbstabends blickte man froh durch die anmuthige Gegend hinaus, und Falko pries mit begeisternden Worten die Schönheit seines Stammlandes. „Und in diese friedlichen Weideplätze,“ sagte Dame Clementia mit einem Seufzer, „in diese blühenden Pflanze und Gärten, vielleicht auf manches noch glücklichen Dorfes Dächer, auf die Zinnen mancher noch edel prangenden Ritterburg möchtet ihr, mildritterlicher Falko, das Blut und die Flamme des Krieges schleudern?“

„Ich hoffe, noch ein andres Mittel gefunden zu haben, mein Stammrecht mit Ehren zu behaupten,“ sagte der Nordmann; „ein Mittel, das diese holdseligen Fluren befriedet läßt, und keine Seele darin erschreckt. Aber freylich bedarf es zuvörderst eurer Bewilligung, und dann werden hoffentlich die andern geringer belehnten Theilhaber an des großen Falko Verlassenschaft zum Beytritt zu bewegen seyn.“

„Ich spreche ein unbedingtes Ja,“ erwiderte Dame Clementia freudig, „zu Allem, was ein edler Held, wie ihr, uns vorschlagen kann.“ Fiordilisa aber senkte die schönen Blicke abwärts. Wie vorhin in des Ritters Augen, perlten jetzt in den ihrigen helle Thränen, aber Thränen von wohl noch weit bängrer und schmerzlicherer Art. Jedoch auch die edle Jungfrau wußte ihren Gram zu besiegen, und bald sah sie hell und ernst und ergeben nach dem schon mit einzelnen Sternen sich schmückenden Himmel.

Aber seltsam ward Fiordilisens Angst und ihrer Mutter freudige Erwartung getäuscht. Denn Falko, statt nach einer schöneren Hand zu fassen, ergriff die Erzhand des Unbekannten, und sagte: „So stelle ich denn uns zwey, o edle Dame, als verbündete Kämpfer im Schrankengitter euch vor, um ein für allemal den Anspruch der Falko's auf die Besitzthume der Normandie entweder sieghaft zu behaupten, oder erliegend aufzugeben. Meine nordischen Kriegsmannen sollen Zeugen seyn, und segeln sie dann ohne mich nach der Heimath zurück, so melden sie meinen Anverwandten, wie hier nun entscheidend die Fehde geschlichtet ward und unser Anspruch rechtlich verloren ging. Und dann mein Ehrenwort darauf: es soll kein Norweger je um dieser Sache willen euer schönes Küstenland feindlich heimsuchen.“

Er schwieg. Aber auch Dame Clementia, von seltsamer Überraschung noch ganz befangen, schwieg. Da nahm er nach einigen Augenblicken das Wort wieder auf, sprechend:

„Hier hat nun Raoul, der fröhliche Ritter und Mitbesitzer meines Erbes, schon eingewilligt, sich mir selbst als Kämpfer gegenüber zu stellen in dem Entscheidungsgesecht. Ihr hättet also nur noch für meinen ungenannten Freund und Anverwandten dort einen Gegner zu wählen. Überlebe ich aber sieghaft den Entscheidungsgang, so behalte ich mir noch eine Bitte sanfterer Art an euch vor.“

Ob Frau Clementia die letztern Worte richtig deutete, steht dahin. Aber das ist gewiß: sie fühlte sich durch dieselben sehr erheitert, und sah nun mit gänzlich klarem Geiste, wie allen Partheyen und vorzüglich der gesammten Normandie nichts Erwünschteres begegnen könne, als ein solcher entscheidender Ausgang des so langher verderblich zürnenden Streitens. Sie gab voll heitrer Würde ihr Ja, und bald darauf verließen die Ritter mit edlem Abschiedsgruße das Schloß, um alle Anordnungen und Bedingungen für den eingegangenen Kampf nach Kräften zu fördern.

Alle Mitgenossen am Erbe der Falko's hatten eingewilligt, durch den vorgeschlagenen Doppelzweykampf die lange Fehde für immer zu entscheiden. Auf selbigem Platze, wo Falko an jenem heitern Abende landend, die Tanzgesellschaft begrüßt hatte, waren nun die Schranken errichtet, und drängte sich das Volk zusammen, den herrlichen und vielentscheidenden Ernstkampf mit anzuschauen. Die Kampfesrichter, zwey weitberühmte greise Barone der Bretagne, Niemanden der Partheyen weder befeindet noch verwandt, saßen auf einem hohen, mit Purpurdecken behangenen Gerüst; in ihrer Mitte zwey Plätze lediglassend für Dame Clementia und ihre Tochter.

Diese holdseligen Frauen kamen jetzt eben auf reichgeschmückten Zeltern, hinter sich ein kleines, aber edles Gefolge, das Thal herauf, und folgendes leise Gespräch erhob sich unter ihnen, als nun die alte Burg der Falko's an einer Windung des Weges mit der auf der Thurmeszinne trauernden Birke sichtbar ward:

„Ich denke, meine Tochter, nun soll dieß trübe Zeichen der Verödung wohl bald einer freudigeren Fahne die Stelle räumen.“

„Wie so, theure Mutter? Ob auch Herr Falko von Norweg in diesem Kampfe Sieger bleibe, die Länderen seiner Ahnherrn mag er sich gewinnen; aber ihr wißt so gut als ich, daß nur ein Schäfer es wagen darf, als Burgbesitzer auf dem Herde dieses Baues das gastliche Feuer wieder zu erwecken.“

„Versteh ich dich, meine Tochter? Dächtest du wirklich auch in so feyerlicher Stunde noch an jenen unglücklichen Hirten Gabriel?“

„Ja, liebe Mutter, ich denke an ihn. Und warum sollte ich davor erröthen oder wohl gar meine Gedanken verläugnen? Ich denke seiner, wie man vielleicht einer edlen, treutingenden Gestalt gedenken möchte, die vor unsern Augen aus zertrümmertem Boot in die Fluthen des Meeres hinabgesunken wäre. Und könnten euch nicht vor einem solchen Bilde die Augen feucht werden, Mutter? Und könntet ihr es jemal vergessen?“

Den Augen des Mädchens noch mehr, als den Worten ihrer Lippen, antwortete eine halbzurückgedrängte Thräne der Mutter, während sie jedoch zugleich mit etwas erzwungenem Lächeln sprach:

„Wie man nun auch gleich Alles so schwer und ernsthaft nehmen kann!

Wer sagt dir denn, daß der arme, freundlichträumerische Hirt versunken sey?"

„Niemand sagt mirs, liebe Mutter; auch daß er versinken werde, klagt er selbst mir nicht mehr vor, weder durch Liebeshauhe, noch durch den wehmuthvollen Blick seines Auges. Denn seit jenem Tanzesreigen an derselben Stätte, wo jetzt der Kampfesreigen beginnen soll, hab' ich von dem armen Gabriel nie wieder das Mindeste gesehn oder gehört. Und haltet ihr es denn also für möglich, daß er noch lebt?"

Dem seltsam schwer wiegenden Grunde wußte Dame Elementia nichts zu erwiedern, und es war ihr also im Herzen willkommen, daß die fröhliche Fanfare, welche jetzt den nahenden Frauen entgegenjubelte, das Antworten unmöglich machte.

(Die Fortsetzung folgt)

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Die Reise nach Dieppe, Lustspiel in zwey Aufzügen, nach dem Französischen von Hrn. von Kurländer, aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

So lange die Kunst, oder vielmehr die Wissenschaft, der Ästhetik von den Deutschen erfunden worden ist, hat man sich über das Princip und die Definition des Komischen gestritten. Das Resultat davon ist gewesen, daß wir eben so viele Erklärungen desselben, als Ästhetiker, besitzen. Jeder hat eine andere auf seine Weise versucht, und zwar sehr häufig, auf die gewaltsamste, um sich für die gehabte Mühwaltung schadlos zu halten.

Statt zu fragen: Welches ist das Princip des Komischen, möchte es zweckmäßiger seyn, die Frage so zu stellen: Welches ist die Ursache des Lachens? Denn, wenn auch die Ursache des Komischen nicht, so ist uns doch die Wirkung desselben bekannt: das ist das Lachen.

Ich glaube, der Grund des Lachens liegt in dem Widerspruche zwischen dem, was ein Individuum thun will, mit dem, was es wirklich thut, also (um einen bestimmtern Ausdruck zu gebrauchen) in der Zweckwidrigkeit der Handlung, welche wir vor unsern Augen vorgehen sehen. Was kann, zum Beyspiele, zweckwidriger seyn, als wenn jemand, dem es um Eile zu thun ist, zu Boden fällt, oder, statt sich die Behaglichkeit des Sitzens zu verschaffen, sich neben den Stuhl auf die Erde setzt?

Was das Lachen erregt, möchte also ausgemittelt seyn. Aber wie, das heißt, durch welchen moralischen Prozeß wird es erregt? Das Lachen ist ein Merkmal der Freude; wir empfinden Freude, wenn wir unsere Nebenmenschen eine Zweckwidrigkeit thun sehen; die Freude am Komischen ist also Schadenfreude. Wir freuen uns, daß nicht wir, sondern ein anderer, dergleichen Zweckwidrigkeiten begangen haben.

So scheint es erklärt zu seyn, warum alle Arten von Foppereyen (mystifications), so viel wir deren bereits auf dem Theater gesehen haben, immer noch einen unerschöpflichen Stoff zu dramatischen Darstellungen an die Hand geben, und immer noch auf das Wohlgefallen der Zuschauer Anspruch machen dürfen. Denn was verlangen wir von dergleichen Darstellungen auf der Bühne? Daß sie in der Natur begründet seyen! Was ist aber mehr der Natur des Menschen angemessen, als eben die Mystificationen? Ist der Mensch nicht von der ersten Stunde seiner Geburt, bis zu der letzten seines Todes, den Foppereyen des Schicksals ausgesetzt? Muß nicht der Mächtige sowohl, wie der Bettler, vor diesem allgemeinen Mystificateur des ganzen Menschengeschlechts sein Haupt beugen? Der Wetteroberer Bajazet, im Käfige Timurlan's, und der Bettler, dem das erbettelte Stück Brot aus der Tasche gestohlen wird, sind sie nicht, einer, wie der andere, Beyspiele von der Wahrheit, daß das Loos des Menschen ist, gefoppt zu werden?

Der Reise nach Dieppe liegt, wie tausend andern Theaterstücken, eine Mystification zum Grunde, aber eine von ganz besonderer Art. Ein ehrlicher Pariser Bürgermann, den edlen Trieb verspürend, sich vor seinen übrigen Standesgenossen, welche hinter den Barrieren von Paris die Welt mit Bretern versperrt zu seyn glauben, auszuzeichnen, hat schon seit vielen Jahren den Wunsch gehegt, einen Meereshafen zu sehen, und wohlbedächtig ist Dieppe, als der nächste, nur zwanzig Stunden von Paris liegend, dazu von ihm ausersehen worden. Oft schon hat die Reise von Statten gehen sollen, aber immer ist sie durch eingetretene Umstände verhindert worden: der ehrliche Mann meint, ein feindlich Geschick habe sich verschworen, daß er nie das Meer sehen solle. Endlich bietet sich ihm eine neue Gelegenheit dar, die Reise anzutreten: alle Vorkehrungen sind getroffen, ja der Wagen steht, so zu sagen, schon vor der Thüre. Da fällt es einem lockeren Zeisige ein, den seinigen unterzuschieben und den ehrlichen Mann, während der Nacht, statt nach Dieppe, um ganz Paris herum, und in eine entlegene Vorstadt zu fahren. Der Reiselustige glaubt sich in Dieppe: die Ausern, welche er isst, scheinen ihm wohlschmeckender, und die Luft, welche er einathmet, gesunder zu seyn; freylich begreift er nicht, wie das Pariser Zeitungsblatt, welches ihm in die Hände fällt, schon am nämlichen Morgen von Paris nach Dieppe gekommen ist. Endlich kann er dem Drange, den Hafen zu sehen, nicht länger widerstehen. Er stürzt aus dem Hause, liest aber schon an der nächsten Straßenecke, daß er noch zu Paris ist. Die Mystification erhält den letzten, aber zugleich den kräftigsten Vorschub, indem das eigne Dienstmädchen des betrogenen Reiselustigen, welches mit in's Complot gezogen worden ist, ihm in's Gesicht behauptet, sie befänden sich in Dieppe. Das Ende erräth sich von selbst.

Wenn die Reise nach Dieppe in ihrer Neuheit zu Paris nahe an hundert Vorstellungen erlebt hat, wenn sie noch in diesem Augenblicke alle Monate zwey bis drey Mal daselbst gegeben wird, so hat sie dieß günstige Schicksal um so mehr ihrem Stoffe, das heißt, der so sehr belustigenden Mystification der Hauptperson, zu verdanken, als die Darstellung selbst, wie ich schon ehemals in meinen, in der Wiener Zeitschrift abgedruckten Skizzen aus Paris gesagt habe, nichts weniger, als zu den vollendetsten dieses Theaters gehört. Armand spielt die Rolle des gesoppten Bürgers mit jenem glücklichen Naturmechanismus, der dem großen Haufen zusagt, weil ihm jede Zweckwidrigkeit abgeht, der aber den Kenner unbefriedigt läßt, weil er aller Kunst gebricht: Armand schüttelt, so zu sagen, die Rolle aus dem Ärmel.

Die Fopperen des guten Pariser Bürgers interessirt die Pariser Bürger um so mehr, weil sie, gutmüthig genug, in Herbelin ihr eignes Schema erkennen und also an Leiden, in die sie selbst jeden Augenblick verfallen zu können befürchten müssen, einen um so lebhafteren Antheil nehmen. Rechnet man dazu die übrigen Localitäten des Stücks, das heißt, die Junggesellschaft der Pariser verheiratheten Männer, welche alle Wochen einmal unter vier Augen speisen, um den zwey Argusaugen ihrer Ehehälften auszuweichen, den Glauben an die ungesunde Luft von Paris, die aber im Grunde gesunder ist, als die Luft aller übrigen großen Hauptstädte Europa's, die Liebe des Pariser kleinen Bürgers zu den Ausern, seine ungemeine Wissbegierde (die sich recht gut verträgt mit der Unwissenheit, welche einen Hauptcharakterzug des Pariser Mittelstandes ausmacht) u. s. w., so begreift man, wie dieß Stück, Troz der eigentlichen Nichtigkeit seiner dramatischen Entwicklung (welche ganz verschieden von dem Stoffe desselben ist), einen so fortgesetzten Beyfall hat erhalten können.

Alle diese Bezüge (selbst die Mystification, weil der Deutsche in seinem loyalen Ernste der Fopperen abholder ist, als der leichtsinnig, fröhliche Franzose) mußten bey der Bearbeitung dieses Stücks für deutsche Bühnen verloren gehen. So ist es leicht zu begreifen, wie die Reise nach Dieppe auf andern deutschen Theatern hat nicht gefallen, ja sogar mißfallen können.

Ganz dasselbe Schicksal würde die Uebersetzung dieses Stücks auf der hiesigen Bühne gehabt haben, wenn sein Gelingen von denselben Bedingnissen, als das Französische, abgehangen hätte. Aber glücklicher Weise sind der Bearbeitung in Ermangelung jener Localitäten, welche in Paris das Glück des Originals gemacht haben, zwey Ersatz-

mittel zu Theile geworden, die dem deutschen Stücke einen fortwährenden Beyfall zu sichern dürften: das vortreffliche Spiel aller darin auftretenden Künstler, und die Änderungen, welche der Bearbeiter mit demselben vorgenommen hat.

Mit Vergnügen geschehe ich es: die Reise nach Dieppe wird (was nicht mit allen französischen Lustspielen auf deutschen Bühnen der Fall ist) auf dem k. k. Hoftheater an der Burg nicht allein in der Hauptrolle, sondern auch in den meisten Nebenrollen, so wie in der Gesamtdarstellung, künstlerischer und sorgfältiger gegeben, als in Paris. Besonders zeichnet sich Hr. Koberwein, dieser vortreffliche Künstler, dessen hohe Meisterschaft ich schon in mehreren andern Rollen, besonders im Mercutio in Romeo und Julie, zu erkennen und zu bewundern Gelegenheit gehabt habe, in der Rolle des Herzogin (Erbel) aus: von ihm hing das Schicksal der deutschen Bearbeitung ab, und er hat das Stück derselben gemacht. Ich würde mich der Pflicht, diesen Schauspieler zu beurtheilen, unwürdig zeigen, wenn ich von ihm sagen wollte, er habe nichts zu wünschen übrig gelassen; diese abgedroschene Phrase kann nur im Munde derjenigen Theaterkritiker Sinn haben, denen, bey allem, was sie immer sehen, nichts zu wünschen übrig bleibt. Hr. Koberwein hat die Rolle während des ersten Actes zu langsam gesprochen, mit zu geringer Rundung gespielt und überhaupt mit zu viel Präension nuancirt: mich dünkt, die Haltung derselben muß mehr passive, als active Lebendigkeit seyn. Ich müßte mich sehr irren, oder Hr. Koberwein ist deshalb in diese zu große Detaillirung verfallen, um der Exposition des Charakters in den ersten Scenen eine größere Verständlichkeit zu geben, allerdings ein lobenswerthes Bestreben, eines denkenden Künstlers würdig, von welchem jedoch der Routinier keine Ahnung hat. Mich dünkt aber, Hr. Koberwein hat die enge Grenzlinie zwischen dem Hinfälligen und Überflüssigen, wenn auch nur um ein Haar breit, überschritten. Doch noch während des ersten Actes, namentlich von der Scene der Abreise an, ist es dem Künstler gelungen, an die Stelle der vorigen fast pedantischen Ausmalerey die dem Charakter zukommende rührige Passivität zu setzen; besonders hat er den ganzen zweyten Act mit jenem bewußtvollen Sichgehenlassen (abandon) gespielt, das allein dem wahren Künstler zu Gebote steht, weil dieser allein es vermag, der entschiedensten Absichtlichkeit das Ansehen des augenblicklichen Zufalls zu geben. Darf ich mir einen Wunsch erlauben, so ist es der, Hr. Koberwein möge sein letztes Auftreten (nachdem er an der Straßenecke gelesen hat, daß er nicht in Dieppe, sondern in Paris ist) und die gleich darauf folgende Scene mit seiner Dienstmagd noch vollkommener, aber immer mit Passivität, ausmalen. Hr. Wotho (Lamont) hat seine kleine Rolle so gut gespielt, daß man wünschen möchte, er erschiene auch im zweyten Acte. Sein Anzug war zu nachlässig: ein Pariser courtier oder homme d'affaires macht täglich drey Toiletten, die glänzendste zum Mittagessen. In Paris karrirt sich das Costum dieser Rolle in die elegante englische Mode hinein, eine Außerlichkeit, welche sich recht wohl mit dem Barocken des Charakters verträgt. Hrn. Kettel's Anzug ist, wie ich höre, der eines englischen Fashionable im allerneuesten Geschmacke. Allerdings soll der Schauspieler, welcher Liebhaber und junge Männer darzustellen hat, sich nach der Mode kleiden, aber diese Mode muß erst Zeit gehabt haben, bekannt, oder vielmehr herrschend zu werden, damit das Auge des Publicums durch den ungewohnten Anblick nicht verletzt werde.

Die Reise nach Dieppe vertrat, oder forderte vielmehr, eine Umarbeitung, weil das Original, als Carnevalstück, durchaus auf keine Regelmäßigkeit Anspruch machen kann. Hr. von Kurländer hat diese Umarbeitung mit Geist, Geschmack und Theaterkenntniß unternommen: die Episode der Verkleidung Lamont's in einen Corsaren capitän, in dessen schöne circassische Gemahlin Erbel verliebt gemacht werden soll (ein hors d'oeuvre im eigentlichsten Verstande) ist ausgemerzt, mehrere Scenen gekürzt und dadurch das Stück selbst in zwey Acte zusammengezogen, endlich nicht allein der Rolle Erbel's, sondern auch denen Dümontel's, des Mahlers und des Mäklers mehr Ausführung und Bedeutsamkeit gegeben. Der Bearbeiter hat, wie hieraus folgt, nicht wenig aus eigenen Mitteln hinzugefügt. Zweyerley davon ist mir, obgleich mit vielem Geschmacke erfunden, als dem raschen Gange des Stückes hinderlich erschienen, die

Tirade des Mahlers, in welcher er die Gründe zu erkennen gibt, warum er die Portraitmalerey gegen die Landschaftsmalerey vertauscht hat (eine Stelle, welche übrigens von Hrn. Korn mit viel geistvoller Laune gesagt wird) und die zwey Mal vorkommende Erzählung von dem Untergange des mit Affen und Papageyen beladenen Schiffes.

Nach der Reise nach Dieppe ward der bucklige Liebhaber gegeben. Dieses kleine Stück erhält sich auf der Bühne, weil Hr. Kettel die Hauptrolle zur Zufriedenheit des Publicums spielt. In Folge der Darstellung ward bemerkt, daß eine Schauspielerinn von den Winken, welche eine wohlwollende Kritik ihr zu geben sich unterfangen hat, Gebrauch machte. Diese Bereitwilligkeit, sich nicht für unfehlbar zu halten, deutet die Künstlerinn an: das Künstlerthum unterscheidet sich dadurch von der Handwerkererey, daß ersteres, als über sich selbst und seiner Production stehend, den Blick nach allen Seiten frey und mit Bewußtseyn beherrscht und das Fremde mit dem Eigenen zu vergleichen im Stande ist, während der Handwerkererey, eingekerkert in ihre eigene kümmerliche und befangene Subjectivität, jede Aussicht aus sich selbst hinaus benommen wird. Nicht minder ergab es sich, daß eben diese Künstlerinn einen gewissen Namen, den niederzuschreiben, die Achtung vor den, die französische Sprache verstehenden, Lesern der Wiener Zeitschrift verbietet, durch eine leise Veränderung die Anstößigkeit seines Klanges zu benehmen wußte. Auch der „infame Schneider“ war verschwunden, aber „der Himmel, der mit seinen Donnerkeilen darcin schlagen soll,“ ließ sich noch immer vernehmen.

Concert-Ankündigungen.

Morgen, Mittwochs am 27. Februar, wird Mlle. Caroline Schleichner (dieselbe, welche sich neulich im k. k. pr. Theater an der Wien mit dem ausgezeichnetsten Beyfalle auf der Clarinette hat hören lassen) die Ehre haben, im Saale des großen Musikvereins im Gudelhof (dritte Treppe, zweyter Stock) ein Concert zu geben und in demselben ein Concertino von Hrn. Carl Maria von Weber auf dem nämlichen Instrumente und ein Potpourri von Danzi auf der Geige vorzutragen. Billete, zu 4 fl. W. W., sind in der Musikhandlung des Hrn. Steiner und Comp. am Graben im Paternostergäßchen zu haben.

Zum Behuf eines mildthätigen Endzwecks.

Mit besonderer Genehmigung der obrigkeitlichen Behörden wird am 28. Februar 1822, als an einem Normatage, Abends um sieben Uhr in dem k. k. kleinen Redoutens-Saale zum Besten der Kranken-Berpflegung bey den barmherzigen Brüdern eine musikalische Unterhaltung gegeben werden, deren Hauptbestandtheil ein ganz neues dramatisches Gedicht für Musik von Ruffner betitelt: Rosa von Viterbo, in Musik gesetzt von Drechsler, ausmachen wird.

Vorauf gehen die Ouverture aus Cyrus von Hrn. Hofrath von Mosel und das erste Stück des Cis-moll Concertes von Ries, von der eilfjährigen Leopoldine Blahetka vorgetragen.

Man hofft mit Zuversicht, daß der Edelmutb der wohlthätigen Bewohner dieser Hauptstadt die dargebotene Gelegenheit mit menschenfreundlichem Eifer ergreifen werde, um den frommen Endzweck des Ordens durch zahlreichen Zuspruch zu unterstützen.

Billete sind in der Kunst- und Musikalienhandlung des Hrn. Steiner und Comp. im Paternostergäßchen und Abends an der Cassa zu 3 fl. W. W. zu bekommen. Durch diese Bestimmung des Preises gedenkt man keineswegs der Wohlthätigkeit des großmüthigen Publicums Schranken zu setzen.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Donnerstag, den 28. Februar 1822.

26

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sam m e n viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von E. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

Die zwey schönen Zuschauerinnen hatten ihre Ehrenplätze eingenommen, und nach dem Verhallen der kriegerischen Hörner und Trompeten lag die lautlose Stille der Erwartung über der Kampfesbahn. Beyde Richter erhoben sich. Der Eine winkte mit dem Silberstabe nach Norden, der Andere eben so nach Süden, und durch die geöffneten Schrankenthore ritten aus den Gezelten, wo sie sich zum Kampfe bewaffnet und geistig vorbereitet hatten, von dorthen Falco mit seinem unbekanntem Gefährten, ihnen gegenüber der edle Raoul, jetzt auf einem hohen Rothrosse prangend, das dem Lichtbraunen Falco's nichts nachzugeben schien; er selbst nach der Sitte seines Stammes stahlblank geharnischt, mit grünsammetnem Waffenrock überkleidet, hochwallende grüne Federn auf dem blanken Helm. Neben ihm zog als sein Gefährte eine wunderliche Gestalt. Weiß und schwarz getigert der beynah kleine Gaul, wenigstens klein erschien er neben den drey andern mächtigen Rossen, aber gewaltig an breiter Brust und stampfendem Gange, sehr wild dampfend seine weitoffenen Nüstern, sehr dicht beschäumt sein Gebiß, und auch des Reiters dunkle, mit Silber eingelegte Rüstung dicht beschäumt von des fleckigen Gauls unbändigem Gebrause. Der Ritter selbst war von kleinem, breitschultrigen, aber entstellten Wuchse, wie das selbst die Formen seines Harnisches verriethen. Er trug gar keine Federn auf seinem Helm, sondern nur ein kunstreich aus Erz und Silber getriebenes Elsterbild, dessen Fittige bey jedem Sprunge des Rosses sich spreiteten und gellend wieder zusammenrasselten, den zornigen Gaul immer zu noch größerer Wildheit erhitend.

Als Fiordilisa die Augen nach dem Ritter hinwandte, konnte sie ein leises Seben kaum unterdrücken, und flüsterte in ihrer Mutter Ohr: „Ist es nicht, als ritte neben Herrn Raoul der finstre, höhnisch lustige Mord? O warum hat man diesen gräulichen, so vieler schlimmen Dinge bezüchtigten Yvain mit zugelassen als Verfechter unsrer Sache!“

„Verbirg dein Grauen!“ flüsterte die Mutter sorglich zurück. „Du würdest die Ritter altgallischer Abkunft beleidigen, die Mitbeliebte der Falkosgüter sind, und diesen ihren furchtbaren Stammgenossen zum Vorfechter erkoren haben. Vielleicht,“ setzte sie noch leiser hinzu, „vielleicht hätte Mancher von ihnen selbst gern eine andre und schönere Wahl getroffen, aber du kennst ja die wilde, für zauberhaft verschriene Tapferkeit dieses Iwain, und die Überzahl seiner Vasallen. Er bot sich zu Raouls Genossen an; da hatte Niemand Lust, zu widersprechen. Ich bitte dich, zähme deine Scheu vor ihm, damit nicht aus diesem frieðeverheißenden Kampfe der Samen neuer Zwietracht und Fehde für unsre liebe Normandie entsprosse.“

Der Gedanke an ihres schönen Vaterlandes Heil hatte wohl schon weit mehr über Fiordilisa vermocht, als jetzt von ihr gefordert ward. Ohnehin schämte sie, ein edles Ritterkind, sich ihres fast kindischen Vangens, und wie nun die Kämpfer langsam einen dreymaligen Umritt durch den Kreis hielten, jedes Mal vor Dame Clementia und ihrer Tochter die mächtigen Speere neigend, gewann es diese über sich, den gräulichen Iwain, wenn zwar nicht ganz so freundlich, doch eben so steten Blickes zu grüßen, als die übrigen Helden.

Als nun alle Vier einander wieder gegenüber hielten, erhob Iwain seine mislautende Stimme, und sprach:

„Mir hält ein unbekannter Widersacher Stand. Wer bürgt mir dafür, daß er edlem Stamm entsprossen ist, und ich meinen Heerschild nicht niedre durch einen Schrankenkampf mit solchem Genossen?“

„Falko von Norweg bürgt und alle seine Gefährten!“ rief unser Held, und die außen an den Schranken stehenden Normannen seiner Schaar wiederholten mit ihren wohl lautenden Schlachtenstimmen: „Falko von Norweg und alle seine Gefährten!“

Abermal fragte Iwain:

„Trägt mein Gegner das Schildesamt?“

Falko erwiderte:

„Ich schlug ihn gestern auf meinem Schiffe zum Ritter im Kreise all meiner Gefährten.“

„Im Kreise all seiner Gefährten!“ wiederholten bestätigend die Normannen.

Ritter Iwain senkte befriedigt und einwilligend Haupt und Lanze. Da erhoben sich abermal beyde Kampfesrichter von ihren Sitzen, und der Älteste sprach laut und feyerlich folgendergestalt:

„So gilt es denn als beschlossen und angenommen: der Kampf dieser vier Ritter soll über die Ansprüche der normannischen Falkos an die hiesigen Marken auf ewige Zeiten entscheiden!“

„Die vier Helden fechten, wie in offner Schlacht, so also, daß jeder seinem bedrängten Gesellen zu Hülfe kommen darf!“

„Der Kampf gilt nur dann für entschieden und beendet, wenn beyde Fechter einer Parthey durch Tod oder Ohnmacht bewußtlos am Boden liegen, oder lebend sich für überwunden bekennen!“

„Ist das so all euer Wille, ihr Kämpfer, und ihr Theilhaber der Ansprüche, und ihr Kampfeszeugen ringsumher? Und wollt ihr die Bedingungen sämmtlich halten bey euerem Eid?“

Ein lautes: „Ja!“ von vielen Heldenzungen tönte himmelan; Dame Clementia erhob sich und neigte ernst einwilligend das schöne Haupt. Da winkten die Kampfesrichter, und riefen in das losbrechende Schmettern der Trompeten hinein: „Sieg dem, der Recht hat!“ Und: „Sieg dem, der Recht hat!“ riefen Ritter und Volk ihnen nach, und die vier Kämpfer ließen ihren feurigen Rossen Zügel.

Beim ersten Rennen blieb jeder Ritter im Sattel, doch Raoul und sein Gefährte hatten sehr gewankt, und hielten nur mühsam die Zügel fest. Sieg hoffend glühten die Augen der zuschauenden Nordlandshelden, und nur Schrankenrecht und edle Sitte hemmten ihren schon in den Herzen anschwellenden Jubelruf. Wohl ihnen, daß sie so ernsten Mahnern Gehör gaben! der vorzellige Siegeschrey hätte ihnen Beschämung bringen mögen. Denn als im zweyten Rennen Herr Dvain voll rasender Wuth seinem Genossen voran jagte, scheute vor der widrigen Gestalt Herrn Falco's edler Lichtbrauner, und eh den Bäumenden noch seines Ritters Sporn wieder vorwärts trieb, erfaßte ihn der Speer des flinken Raoul, daß Roß und Reiter über einen Haufen stürzten; Dvain indeß hatte den unbekanntem Ritter mit so gewaltigem Hornesstoß getroffen, daß dieser weit aus dem Sattel dahinslog, ohnmächtig gegen die Schranken geschmettert, die gleich darauf sein verwilderter Schimmel im mächtigen Satz überflog, und seldein rannte, durch die aus einander stäubenden Zuschauer hin. Ritter Raoul sprang vom Roß, und sich dem gestürzten Falco nahend, der unter der Wucht seines betäubten Pferdes noch nicht wieder hervor konnte, sprach er mit freundlichem Neigen: „Gebt euch, Messire! Ihr seht, das Recht unsres Anspruches war stark genug, mir den Sieg über einen so edlen Kämpfer, als ihr euch erprobt habt, zu verschaffen. Gebt euch, und nehmt meine Hand, als die eines Freundes, zum Beystand an!“ Aber Falco erwiederte freundlich, indem seine freygebliebne Rechte den zweyschneidigen Dolch an seinem Gürtel zückte: „Nehmt euch in Acht, mein edler Gegner! Ihr seht, dieser Waffe bin ich noch Herr, und nach der Bestimmung der Kampfrichter entscheidet hier kein augenblicklicher Unfall den Sieg. Es gilt, wie im Kriege; man wehrt sich, so lange man kann. Wer mich anrührt, ist des Todes, und leid sollte es mir seyn, wenn ich euch so ohne alle Schonung treffen müßte, aber meine Bedrängniß erlaubt es mir nicht anders. Nehmt euch in Acht!“ Der edle Raoul, jedweden sonstigen Vortheil verschmähend, welchen der Stand des Kampfes ihm darbot, warf sein Schwert in die Scheide, und bemühte sich, seinem Widersacher den Dolch zu entringen. Aber das war nicht leichte Arbeit. Der rüstige Arm des Nordlandshelden bligte rasch hin und her, den Nahenden immer mit verderblichem Todesstoße bedrohend, und ob es auch zwey- oder dreyimal dem Gegner gelang, diesen starken Arm zu fassen, schnellte sich doch der immer mit so gewaltigem Schlage wieder frey, daß Raoul davor auf einen Augenblick zurückwanken mußte.

Die allgemeine Aufmerksamkeit hatte sich dergestalt auf den Ausgang dieses ungewöhnlichen Kampfes gerichtet, daß erst das wildeste Bäumen und Brausen von Dvains kleinem, zornigen Gaulle einige Blicke dorthin wenden konnte. Aber da riefen alsbald Stimmen des Entsetzens und Unwillens auch die andern Blicke sich nach, und man sahe nun, wie der häßliche Dvain sich bemühte, sein Roß über den noch immer ohnmächtigen Gegner hinzutrei-

ben, daß es ihm mit den erzbeschlagnen Hufen Panzerschienen und Glieder zerstampfe. Das wilde Geschöpf zeigte sich besser, als sein Reiter, indem es vor dem unedlen Beginnen zurückscheute. Doch immer ergrimmt trieb dieser es vorwärts, und es schien, der Augenblick, wo seine rücksichtslose Wuth es bezwingen werde, sey nicht mehr fern. Laut schrien die Damen den unritterlichen Ritter an, die Kampfesrichter riefen Halt! Auch wirklich hielt Iwain augenblicklich sein Roß an, aber nur um mit höhrender Stimme die Worte zu sprechen: „Seht mir doch, was das hier für ein zärtliches Kampfgericht werden will! Ein recht überaus zärtliches Spiel! Aber der dort unter seinem gestürzten Rosse liegt, berief sich ja nun eben selbst erst darauf, es dürfe hier zugehn, wie in der Schlacht! Nun denn! In der Schlacht hat doch wohl schon manch ein tadelsfreyer Fechter seinen hingestürzten Gegner überritten. Also nur vorwärts zum Siege! Nur vorwärts mein Roß!“

Wild bäumte sich abermal das scheckige Pferd, aber nun schien es, nun eben werde es zerstampfend losfahren auf den ohnmächtigen Ritter, da schleuderte Falco plötzlich den Dolch gegen seines Bekämpfers Wirth, daß der davor in Betäubung gegen die Schranken taumelte, und mit Anstrengung all seiner Kraft riß er sich nun im gewaltigen Schwunge unter dem Pferde hervor, hoch blitzte zugleich das riesige blitzleuchtende Schwert in seiner tapfern Rechten, und ein Stoß in die Hüfte des Schecken warf diesen in den Sand, und den wilden Reiter weit aus dem Sattel. Zwar raffte sich Iwain rasch wieder empor, und es begann nun ein grimmiger Schwertkampf unter den erzürnten Fechtern. Doch nicht lange, so wankte der gallische Krieger unter den mächtigen Nordlandshieben, und rief seinen Genossen um Hülfe an. Raoul, von der augenblicklichen Betäubung rasch wieder erholt, hatte dem Zweykampfe mit ruhiger Ehrliche zugeschaut, aber nun durch die Befehle dieses Tages berechtigt, durch den Hülfesruf seines Gefährten gespornt, brach er mit geschwungner Klinge gegen Falco los. Eine Zeitlang hielt dieser den beiden starken Widersachern festen Stand; doch ein dröhnender Hieb Raouls auf seinen Helm kamm drückte ihn in die Knie nieder. Zwar dräute sein Schwert noch zorneskühn ringsher, und traf noch mit gar manch gewaltigem Hieb und Stoß seiner Bedränger Waffen, aber doch schien die Niederlage für ihn und für den ganzen Stamm der Falkos unwiderruflich entschieden.

Da plötzlich, als dringe seine Noth in die ohnmächtigen Sinne seines tapfern Genossen, begann sich dieser am Boden zu regen, hob das Haupt, drehte es, wie ein aus schweren Träumen Erwachender, hin und her, und plötzlich stand er auf den Füßen, und flog, das Schwert wild über sein Haupt geschwungen, auf Iwain los. Der wandte sich ihm kühn entgegen, und ein rasches Gefecht begann, worin Iwain, seiner Mißgestalt zum Troß, die gewandteste Behendigkeit eines Waffenkundigen, der unbekannte Ritter aber die rücksichtsloseste Tapferkeit und Stärke eines jungen Helden kund gab, der zum ersten Male den Ernstkampf besteht. Falco derweil, nur noch von einem Gegner bedrängt, hatte sich wieder stark und frisch emporgerafft. Jetzt, wie er so ruhig und still den feurigen Angriffen des jungen Raoul begegnete, nur feltne Hiebe führend, aber mit jeglichem Hieb den Widersacher schwer und gewichtig treffend, staunte die ganze Versammlung sein Übergewicht in den Waffen an. Er selbst, das freudig empfindend, hielt noch eine Zeitlang den

Kampf hin, wie ein heitres Spiel. Aber auf einmal, als flammte eine plötzliche Ungeduld in ihm empor, schmetterte er einen gewaltigen Schlag auf Raouls rechte Schulter; der schwankte, rasselte gleich darauf in seinen Waffen zusammen, und lag regungslos am Boden. Und Thränen flossen um ihn aus Dame Clementia's und ihrer schönen Tochter Augen, wenn sie gleich auch selbigen Augenblicks ein beynah freudiges Gefühl durchzuckte: die Hoffnung nämlich, nun werde Falco entscheidend dem fremden Ritter zu Hülfe kommen, welcher Beyden auf unbegreifliche Weise lieb und theuer geworden war, und dem eben jetzt der scheusliche Dwain immer gewaltiger und beynah sieghaft entgegenrang. Aber so wie der Nordlandsheld sich nur den Beyden nähete, rief ihm der unbekante Ritter zu: „Um Gott, mein edler Waffengenoss, verstört mir nicht diesen Kampf! Es ist ja mein erstes Ernstgefecht! Und wollt ihr denn die Kränze des Tages allein von hinnen tragen?“ „Nicht du nur freudig weiter!“ rief Herr Falco zurück, und senkte seine gute Klinge. „Ich hindre dich nicht; fällst du aber, so räch ich deinen Tod!“ Und wie von zweyfacher Begeisterung entzündet, stürmte nun der junge Held auf seinen gräulichen Gegner ein. Nicht lange, so spaltete sich vor seinem gewaltigen Klingenschlage die ehrne Elster auf Dwains Helm; ein zweyter Schwung derselben Art, und der Helm selbst klappte aus einander, ein Blutstrom sprühte daraus empor, und todt stürzte der fürchterliche Kämpfer vor die Füße seines Bewältigers hin. Ein unwillkürlicher Jubelruf aller Partheyen pries die rüstige Waffenthat des jungen Siegers, der etwas entathmet und ausruhend sich mit beyden Händen auf sein Schwert stützte, doch das hochgehelmete Haupt recht stolz und freudig emporhielt.

(Der Schluß folgt)

Correspondenz-Nachrichten aus und über Italien.

Venedig, Ende Decembers, 1821.

Das in Turin neu erbaute Theater wurde am 29. Sept. mit einem großen Concerte eröffnet. Das Gebäude entspricht dem Zwecke vollkommen, und läßt auch hinsichtlich der Schönheit der Verzierungen nichts zu wünschen übrig. Die Vorhalle, die Stiegen sind breit und groß; viele Thüren sichern das Publicum vor Gefahr bey eintretender Feuersbrunst. Es hat vier Reihen von Logen, und noch eine fünfte Gallerie nach Art der Theater in Deutschland, Paradies genannt; der Vorhang von Luigi Vacca ist ein Meisterstück der Perspective und Malerey. Nach dem königlichen Theater ist dieses neuerbaute das vorzüglichste in Turin. Im teatro Carignano ward ein neues Ballet von Garzia, Eloisa e Camillo, mit vorzüglichem Beyfalle aufgeführt, der jedoch großen Theiles den herrlichen Decorationen und dem schönen, zeitgemäßen Costum zuzuschreiben war. In demselben Theater fiel Gucco's komische Oper: Die Probe einer ernsthaften Oper betitelt, gänzlich durch.

In Florenz im großen Theater alla Pergola wird ein neues heroisches Ballet von Galzerani aufgeführt: Die Weißen und Schwarzen (zwey Factionen, die einst in Florenz hausten). Dieser patriotische Stoff erfreut sich eines großen Beyfalls, die Tänzer zeigen sich desselben würdig; besonders die Damen Torrelli und Brugnoli, und die H. Scotti und Vestris. Rossini's Oper: Eduard und Christine, kann in Florenz nicht gefallen, da ein gutes Drittheil früheren, daselbst schon bekannten Opern eigenthümlich zugehört; auch sind die Sopran- und Tenorstimme in derselben für Bonini und Tacchinardi sehr unvortheilhaft.

Im größten Theater Italiens, S. Carlo in Neapel, erhielt mäßigen Beyfall

eine neue Oper von Marchese Sampieri aus Bologna, *Valmira* und *Zaide*, eine spanische Geschichte aus den Zeiten der Maurenherrschaft; der berühmte Sänger Davide und die vortreffliche Colbran zeichneten sich vorzüglich in zwey vortrefflichen Duetten aus. Die Wiederholung der Rossinischen Oper: *la Donna del Lago* machte jedoch, ob schon nicht mehr neu, die neue Oper bald vergessen. Von diesem allgefeyerten Meister verbreitet sich das Gerücht, er schreibe unter sehr vortheilhaften Bedingungen eine neue Oper für London; auch wird er, wie es heißt, daselbst die meisten seiner Compositionen unter eigener Leitung zur Aufführung bringen. Die Italiener sind entzückt über den immer mehr sich ausbreitenden Einfluß ihres Rossini, der erst neuerlichst auch in Amsterdam mit dem *Barbiere di Seviglia*, und in Paris mit der „Italienerin in Algier“ *) Triumphe gefeyert hat. Dagegen schmerzt sie tief eine in Paris erschienene Carricatur-Darstellung auf einen berühmten italienischen Tonmeister (der zwar nicht mit Namen darin erscheint), derselbe ist dargestellt im Mohrenanzuge des Othello, mit großen Stäben bewaffnet, mit welchen er nach Doppelstreichen auf eine Trommel schlägt; mit dem Munde seht er eine Posaune in Bewegung, und zertritt mit dem Fuße eine Hoboe, das Sinnbild der Harmonie; eine Elster begleitet sein musikalisches Treiben; Apollo flieht, die Leier verbergend und sich die Ohren verstopfend; eine andere Figur, mit Mida's Attributen geziert, hält ihm einen Spiegel **) vor, und geräth in immer steigende Extase; die Werke Mozart's und Cimarosa's liegen zerstreut zu den Füßen der Hauptperson. Ob diese derbe Carricatur den Tonseher des Othello wirklich treffen könne, dürfte wohl schon in allen Musik verehrenden Ländern Europa's entschieden seyn!

Im Theater der Scala in Mantland gefiel die neue halberne Oper des neapolitanischen Meisters Mercadante, *Elisa* und *Claudio*; es war des Herausrufens des Tonsehers kein Ende; Mad. Belloc und der Basso Buffo de Grecio gefielen sehr, etwas weniger der obgleich brave Basso Lablache und der Tenor Donzelli; Mercadante soll erst vier und zwanzig Jahre, und seinem Aussehen nach kann er nicht viel älter seyn. Die Mantländer recensirenden Blätter loben vorzüglich das in der Oper herrschende soltende richtige Verhältniß zwischen Gesang und Begleitung, finden jedoch darin Reminiscenzen aus Cimarosa's und Rossini's Werken, besonders die Crescendo's des Letzteren. In wie fern Mercadante bey seiner neuesten Production in Venedig in diesen Fehler gefallen sey oder nicht, wird die später folgende Beurtheilung seiner bey der Eröffnung der Fenice in Venedig im December 1821 zur Aufführung gekommenen neuen Oper zeigen.

(Der Schluß folgt)

*) *L'Italiana in Algieri*, die erste in Paris gegebene Rossinische Oper, ward daselbst schon vor vier Jahren aufgeführt. D. Red.

**) Dieser Spiegel ist das Journal *le Miroir*, welches sich für Rossini und gegen Mozart erklärt hat. D. Red.

Theater = Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Das Fräulein vom See, Oper in zwey Aufzügen, nach dem Italienischen, Musik von Rossini. Aufgeführt auf dem k. k. Theater am Kärnthnerthore.

Der Text zu dieser Oper ist bekanntlich dem Gedichte gleiches Namens von Walter Scott nachgebildet. Die *Lady of the Lake* wird von einigen englischen Kritikern dem *Lay of the last Minstrel* (Lied des letzten Minnesängers) desselben Dichters am Werthe nachgesetzt, dürfte aber doch das populärste Balladengedicht dieses Schriftstellers seyn. Trotz der Einfachheit der *Lady of the Lake* (welche ihr übrigens nur im Vergleiche mit den übrigen Scottischen Werken zuzugesehen ist) muß es in Verwunderung setzen, wie ein sogenannter italienischer Opern-Poeta in derselben Stoff zu einer ernstern Oper hat finden können: ist das nicht, als wollte man eine lebendige Pflanze mit Fleiß aus ihrem Boden reißen und sie getrocknet in einem Kräuterwerke aufbewahren, um sich an ihrem Geruche und ihrer Farbe zu ergehen?

Der Inhalt des zu einer italienischen Oper umgearbeiteten Fräuleins vom See

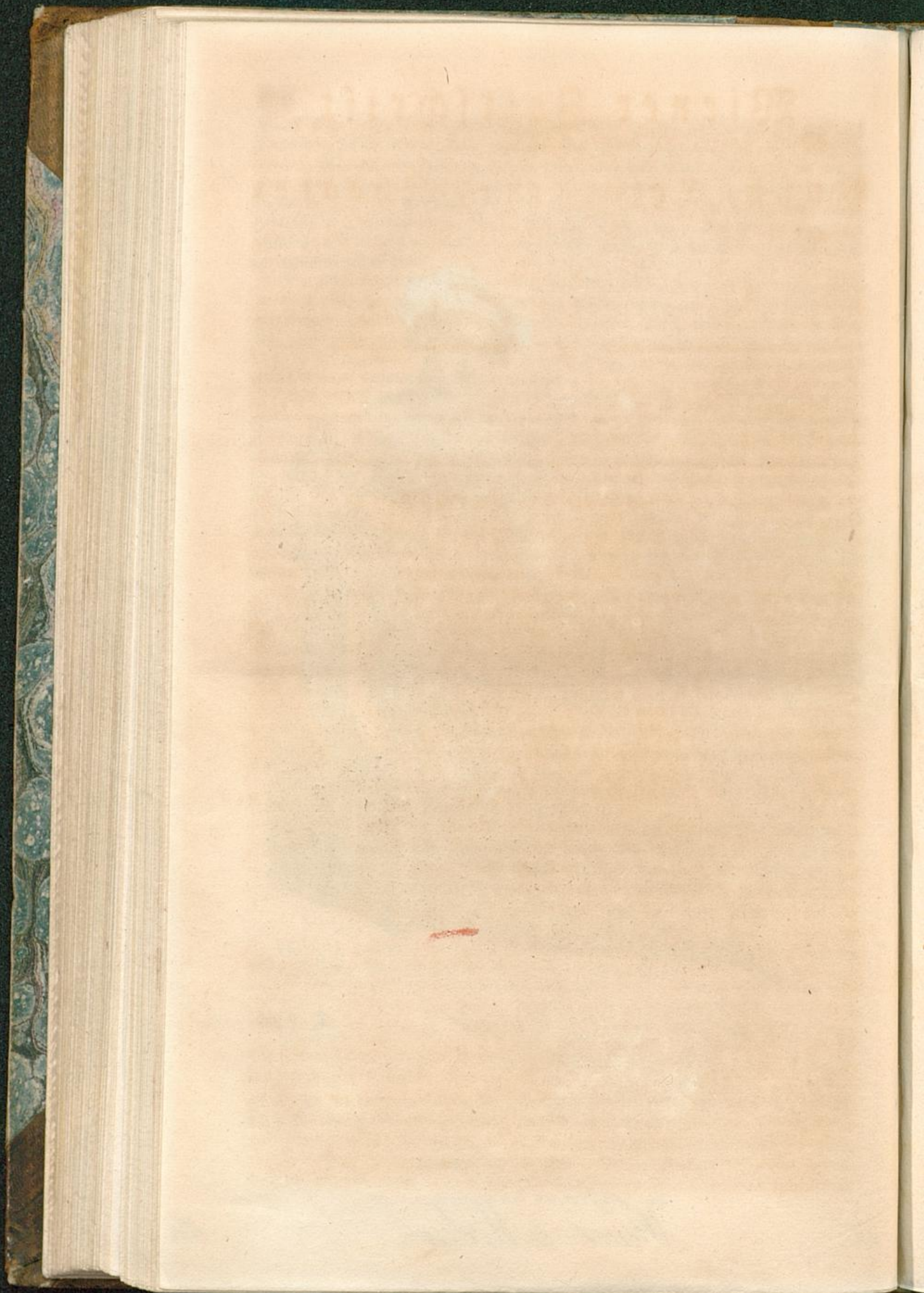
ist folgender. An der Spitze des Aufrihrs, welcher in Schottland gegen Jacob V. ausgebrochen ist, stehen Douglas, Lord von Bothwell, und Roderich von Dhu, Haupt eines mächtigen Clans der Bergbewohner. Um Roderichen desto inniger an das Interesse der Unzufriedenen zu fesseln und durch seine Theilnahme an der Empörung dieser ein desto größeres Gewicht zu geben, hat ihm Douglas seine Tochter Helene zur Gemahlinn versprochen. Letztere nährt eine heimliche Zuneigung für Malcolm Grame, einen der Unteranführer der Empörer, und wird von ihm wieder geliebt. Dieß die Vorbegebenheiten des Stücks. Nach aufgezoogenem Vorhange stellt sich uns eine schottische Felsenwüste, mit einem See im Hintergrunde dar; Schnitter und Schnitterinnen ziehen auf's Feld. Wir sehen daraus, daß eben der Tag angebrochen ist, denn wo wäre ein ländlicher Morgen auf einem Opern-Theater zu finden, der nicht mit Sichel und Rechen begrüßt würde? Helene macht eine Morgenpromenade auf dem See und sucht die Einsamkeit zwischen Felsen und Klippen, um an ihren Geliebten zu denken. Ein Jäger erscheint: es ist der König, der sich auf der Jagd verirrt hat und weder wo aus, noch wo ein weiß. Helene nimmt ihn in ihren Kahn, schifft ihn mit sich auf die von ihrem Vater bewohnte Insel und erquidat ihn — mit einem Trunke Gerstensaft. Ein Glück, daß Lord Bothwell abwesend ist, sonst hätte das Glas Bier leicht der Henkerstrank des Königs werden können. Klüglich nimmt dieser seinen Rückzug, als ihm Helene meldet, in wessen Hause er sich befindet. Malcolm Grame tritt auf, um mit Helenen eine Zusammenkunft zu halten und geht dann wieder ab. Douglas und Roderich erscheinen, Truppen marschiren auf, man rüstet sich zu einem neuen Angriffe gegen den König und der Act schließt. Im zweyten erfahren wir, daß die Rebellen geschlagen sind: Roderich hat sein Leben eingebüßt und Douglas ergibt sich auf Gnade und Ungnade. Helene, in Verzweiflung über das Schicksal ihres Vaters, stößt auf den König, den sie immer noch nicht kennt; dieser, eingedenk — des Glases Gerstensaft, händigt der trostlosen Tochter einen Ring ein, der ihr, wie er versichert, den Zugang zu dem Könige und zu dessen Gnade verschaffen werde. Helene, mit dem Kleinod am Finger, geht an den Hof; der König gibt sich zu erkennen und läßt an Douglas und Malcolm Gnade für Recht ergehen; ja, letzterer erhält sogar aus seinen eigenen Händen Douglas Tochter zur Gemahlinn. Diese Großmuth ist um so verdienstlicher, als Jacob selbst sterblich in Helenen verliebt ist.

Theaterkundigen Zuschauern wird die Bemerkung nicht entgehen, daß sich in dem Texte, obgleich ein fleischloses anatomisch-ästhetisches Präparat ohne Spiritus, ein Gehen und Stehen verspüren läßt, welches, wenn auch keine Handlung, doch der Schatten davon ist. Auch Schattenspiele können unterhalten, wenn die Bilder dazu so reizende Gestalten sind, als die Damen Grünbaum und Schütz, und mit so imponantem Gefolge erscheinen, als die H. Forti, Jäger und Rosner. Wirklich ist die Darstellung des Fräuleins vom See, in Hinsicht des Gesanges, eine der gelungensten, die man hören kann. Mad. Grünbaum soll bey der ersten Vorstellung, der ich nicht beigewohnt, unrein intonirt haben. Ich bin keineswegs geneigt, die Reinheit des Gehörs oder der Absicht irgend jemandes in Zweifel zu ziehen; nur kann ich versichern, daß mir bey der zweyten und dritten Vorstellung die Stimme dieser Sängerin lieblicher, elegischer, an's Herz greifender, überhaupt reiner geschienen hat, als je zuvor: die Rolle der Helene dürfte schwerlich mit reizenderer Persönlichkeit, gefühlvollere Ausdrucke und glänzenderer Virtuosität gesungen werden, als eben von Mad. Grünbaum. Was Mad. Schütz ist, habe ich schon in der schönen Müllerin erfahren, ein glänzendes und sehr getroffenes Conterfey der Mad. Catalani, fast bis zur Verwechsetung ähnlich: dasselbe Organ, dieselbe Geläufigkeit, dieselben Verzierungen, wie sie etwa diese berühmte Sängerin vor zehn oder zwölf Jahren im höheren oder verminderten Grade mag besessen haben. Mad. Schütz hat bewiesen, daß sie auch Schauspielerinn ist: ihre sinnige Darstellung des Malcolm erscheint um so verdienstlicher, als oft die talentvollsten Künstlerinnen in Männerrollen sich verlegen zeigen. Es stände zu wünschen, der Umfang ihrer Singpartie wäre weniger beschränkt, damit sie einen glänzendern Gebrauch von ihrem vortreflichen Talente machen könnte. Hr. Forti hat seine Arie in der gewohnten Meisterschaft gesungen. Hr. Rosner's



P. v. J. t. del.

Fr. Stöber sc



Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 2. März 1822.

27

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer ein Viertel, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey M. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von V. M. Fouqué.

(Schluß)

Falko hatte kaum den entscheidenden Sieg seines Freundes gesehen, so war er auch zu dem erlegnen Raoul hingeeilt, und neben ihn an den Boden kniend, öffnete er ihm das Helmvissier, und zog aus seinem Gürtel ein Balsamsfläschlein, bemüht durch dessen Duft seinen besiegten Gegner zu ermuntern. „Er lebt!“ rief er nach wenigen Augenblicken freudig zu den zwey weinenden Damen empor, und weckte dadurch ein mildes Lächeln auf den holdseligen Angesichtern; zugleich löste er eifrig aber sanft Raouls Helm und Halsberge, und nach der Stelle sehend, die nur kaum erst sein tapfres Schwert getroffen hatte, rief er noch fröhlicher aus: „Die Verletzung lähmt ihn nicht für immer, wenn auch für die nächsten paar Wochen. Dann soll mit Gottes und meines Wundbalsams Hülfe diese edle Blüthe der Ritterschaft wieder eben so frisch und makelfrey glänzen, als sie heute der aufgehenden Sonne entgegenlachte.“ Indem, von dem Schmerz der untersuchten Wunde vollends erweckt, schlug Raoul etwas zuckend die Augen auf; doch in seines edlen Siegers und Helfers Antlitz schauend, lächelte er alsbald mit recht himmlischer Freundlichkeit, und sagte: „Daß ich besiegt bin, zwingt euer Schwertschlag mich zu bekennen; daß es eine Ehre ist, ob sieglos, doch nicht unrühmlich, wider euch gestritten zu haben, wird mir diese ganze edle Rittersversammlung gern zugestehn; daß mein Herz dir auf immer brüderlich angehört, brauche ich dir nicht erst zu sagen, du starker, hülfreicher Held!“

Da richtete ihn Falko sanft in seinen Armen empor, und übergab ihn mit zarter Sorgfalt den herbeyeilenden Knappen; dann unter dem Jubel der Hörner, Pauken und Trompeten und dem preisenden Zuruf aller Ritter faßte er seines Kampfgenossen Hand, mit ihm zu dem Sitze Dame Clementia's und ihrer holdseligen Tochter emporsteigend.

Beide sieghafte Ritter senkten vor den edlen Frauen das Knie, während

die Kampfesrichter ihnen den Gewinn des Tages laut und feyerlich zusprachen. Aber die Ritter blieben noch auf den Knien, und während Trompetenschall und Freudenruf abermal die Luft durchschmetterte, sagte Falco leise, und mit tiefbewegter Stimme:

„Noch ist uns kein Beyfallswort aus euerm Munde geworden, ihr edlen Frauen! Und wenn ihr uns das noch fürder verweigert, wo bleibt dann die Freude des Sieges für uns?“

„Ich sehe,“ sprach Dame Clementia mit heiterm Lächeln, „ich sehe, mein edler Held, die Rückverpflanzung nach Norweg hat euerm Stamme nichts von dem leisen Blüthendufte genommen, auf welchen mit Recht die blühende Ritterschaft Frankreichs so stolz ist. Ob zwar euer Sieg mich um einen Theil meines Eigenthumes bringt, glaube ich doch wahrlich nicht, das Anschauen eines so edlen Heldenkampfes, als ihr und euer Genosse ihn hielten, theuer erkauft zu haben.“ „So wag ich denn“ flüsterte der Held, „so wag ich denn die Bitte auszusprechen, die ich euch schon vor einigen Tagen ankündigte. Doch Fräulein Fiordilisa muß sich näher herzuneigen, denn ihr gehört die ganz entscheidende Stimme dabey.“ Mit freudeleuchtenden Augen entgegnete Dame Clementia: „Gern wiederhole ich meinen frühern Spruch: was ein so edler Ritter, als Herr Falco von Norweg, von mir bitten kann, sey ihm in Voraus gewährt!“ Ein innres Beben ergriff wunderbar den tapfern Mann, daß seine Harnischringe gegen einander klirrten. „Fräulein Fiordilisa hat noch nicht gesprochen!“ seufzte er. „Ich verbürge es: meine Tochter denkt, wie ich;“ sagte Dame Clementia; und Fiordilisa neigte bejahend das schöne Haupt. Aber ihr selbst unbewußt rollten dabey zwey helle Perlethränen über die glühenden Wangen. Da ermaunte sich Herr Falco in all seiner edlen Heldenkraft, und feyerlich sich emporrichtend, sprach er: „So begehre ich denn für meinen edlen jungen Waffenbruder hier die Hand eurer engelholden Tochter, o gütige Dame!“ „Wie denn? für euern Waffenbruder?“ fragte Dame Clementia staunend, während Fiordilisa vor schaurig süßen Ahnungen erbleichte. „Bist er auf, junger Held!“ rief Falco dem noch immer knienden Unbekannten zu, und als nun dessen blühendes Antlitz aus dem Silberhelm hervorleuchtete, verrieth ein halb erdrückter Ausruf aus Fiordilisens schönem Munde, wessen Bild noch immer sieghaft in ihrem schönen Herzen wohne. Dame Clementia sprach unwillig lächelnd: „Und so war denn Hirt Gabriel des großen Falco von Norweg Kampfesgefährte?“ „Wohl Hirt Gabriel,“ entgegnete Falco bejahend, „aber auch Ritter Gabriel Falco, meines Vaters kühner Brudersohn, mein ritterlicher, heldenstarker Vetter, den mit diesem Namen zu nennen ich stolz und freudig bin, fast stolzer und freudiger noch, als um den errungenen Sieg!“ Und froh und rasch und klar strömte von seinen Lippen die Kunde dahin, wie Gabriel Falco Hirt sey und Ritterheld zugleich, und zweifelsohne erkoren, die düstre Verwünschung von der Stammburg zu heben, und dort an Fiordilisa's schöner Hand zu thronen, die Bewohner des lieben Thales und alle Vasallen der Falco's neubeglückend, und den Frieden herniederrufend in die fortan von keinen innern Fehden mehr ver störte schöne Normandie. Freudig legte Dame Clementia die Hand ihrer holdseligen Tochter in die des überglücklichen Gabriel Falco, und der Ort des blutig ernstern Kampfes wandelte sich in den Schauplatz eines edelsröhli-

chen Verlobungsfestes. Als nun die Becher umhergingen, und Falco, um einem ritterlichen Baron der Normandie Bescheid zu thun, das Bist ermporschlug, sahe der edle Franzose staunend und sorglich in des Norderhelden schier todtblaues Angesicht, leise fragend: „Traf euch, o muthiger Sieger, vielleicht eine Wunde, die ihr bis jetzt verbargt?“ Falco aber, eben so leise, doch freundlich lächelnd, erwiderte: „Eine Wunde, edler Freund; aber nicht von Manneshand, sondern aus Frauenblicken!“ „Ah, ist es nur das?“ lachte der fröhliche Franzos. „Dergleichen Wunden empfängt man hier zu Land eine unzählige Menge!“ Doch plötzlich ernster werdend setzte er staunend hinzu: „Nur daß ihr ordentlich davor erleiden könnt, nimmt mich Wunder. Wir singen dergleichen wohl in Liedern, aber im Ernst ist es mir noch eben nicht vorgekommen.“ „Im Nordland,“ entgegnete Falco, „empfangen wir zwar nicht unzählige Wunden solcher Art; aber eine einzige genügt!“ „Und man stirbt daran?“ fragte der Franzos theilnehmend. „Das eben nicht!“ sagte Falco. „Aber man nimmt sie mit ins Grab.“

Mit ernstem Eifer gab sich Falco daran, die Stammburg wieder herzustellen für den Einzug des jungen Paares, und da die äußern Mauern in ihrer Heldenkraft bis jetzt noch immer den Elementen fest widerstanden hatten, hemmte der Winter die im Innern nöthigen Arbeiten nicht. Raslos zeigte sich Falco an der Spitze der Werkleute, ihr Schaffen besonnen und rüstig leitend, wie sonst die Schaaren im Kampf. Dabey war es, als stehe eine unsichtbare Gewalt ihm helfend zur Seite, so daß die scheinbar hemmendsten Schwierigkeiten sich oft unerwartet in Förderung der Arbeit umwandelten, indem bald eine hindernde, aber stark aussehende Mauer von selbst zusammenbrach, bald wieder ein wankend scheinender Pfeiler bey näherer Untersuchung sich wundersam fest und zusammengedrängt erwies. Die Bauleute meinten, das komme vom Wohlgefallen der Stammesgeister, die sich an dem nahen Einzuge des schäferlichen Ritters freuten. Diesem war indessen von allen ehemaligen Unterthanen der Falcosburg auf Begehr des steghaften Norderhelden der Vasalleneid geleistet worden, und er verlebte selige Tage in Dame Clementia's Burg, von dorthier die Hirten und Bauern mit reichen Segnungen überschüttend. Oft lud man den edlen Normann in die gastlichen Hallen, aber der Schloßbau gab ihm Grund genug an, nur selten zu erscheinen. Dame Clementia und Fiordilisa mochten die tiefer liegende Ursache wohl ahnen, und hielten deßhalb den freudigen Gabriel ab, mit allem Ungestüm eines Glücklichen in den armen Falco um häufigere Besuche zu dringen.

Der Frühling war gekommen, der Bau vollendet. Von allen Zeichen ehemaliger Verödung war in der Stammburg nur noch jene hohe Birke übrig geblieben, die ihre Wurzeln durch die Zinnen des Hauptthurmes getrieben hatte. Mehrmal dachte Falco daran, sie fällen zu lassen; doch immer überkam ihn ein seltsames Mitleid für den schönen, einsamen Trauerbaum, und als er vollends einmal in Fiordilifens Gegenwart davon sprach, und die holdselige Braut eine Fürbitte einlegte für den grünenden Gast, meinent, es werde sich schön ausnehmen, wenn künftig das Banner der Falco's durchhinaus durch die wehenden Zweige, wie hätte da der bedeutsame Raum einen eifrigern Beschützer finden mögen, als den treuen Falco von Norweg?

Am Vorabende der Hochzeitfeyer erschien der Nordlandsritter in Frau Clementia's Burg; so hell und klar, so heiter und frisch von Angesicht und Seele, als seye nun jeglicher Erdengram von ihm abgefallen, und schwebte er sonnengleich über Nebel und Gewölk dahin. Doch eben auch sonnengleich lächelte er so mild und traulich in die Freudenblüthen herab, die an diesem glücklichen Abende emporknospeten, daß er den Andern gar nicht etwa fremd oder feyerlich erschien, sondern ihnen näher und inniger vorkam, als sie ihn noch je zu sehn vermeint hatten. Da sprang im fröhlichen Gespräch die Frage über Fiordilifens schöne Lippen: „Werdet ihr denn aber morgen wieder in so kriegerischer Harnischpracht erscheinen, edler Falke, wie ihr es sonst immer bey Festen an der Art habt? Ich sähe euch wohl lieber einmal, gleich den Rittern unsres Landes bey solchen Gelegenheiten, im farbigen, lachenden Festschmuck.“ „Im farbigen, lachenden Festschmuck!“ wiederholte der Nordmann ganz leise, und wie eine Wolke der Wehmuth zog es über seine königliche Stirn. Ihn schnell verstehend, bereute Fiordilifa schon fast ihre allzu sorglose Frage; aber der Sonnenschein in Falke's Angesicht war alsbald wieder da, und zugleich die heitre Antwort: „Die Nordlandsitte will es freylich, daß man bey allen hohen Festen in voller Waffenpracht erscheine; aber sie will noch Schöneres; sie will, daß man den Winken edler Frauen gern und ohne Grübeln gehorche. So soll denn morgen mein theurer Gabriel einen recht zierlich gepuhten Hochzeitführer an mir haben, und auch übermorgen, wenn ich euch in die Burg unsrer Ahnen geleite, sollt ihr mich ohne Harnisch sehen, im farbigen, lachenden Festschmuck.“ „Ach ihr seyd so gut und fromm!“ sagte die tiefbewegte Braut. „Doch bey dem feyerlichen Burgfest, da ist es euch wohl recht störend, anders als in euerm kriegerischen Heldenschmuck zu erscheinen? O bitte, gebt meinen kindischen Einfällen nicht allzuviel nach!“ „Keiner Frauen Wünsche sind nicht kindische Einfälle, sondern kindliche Engelsgebote,“ sagte Falke, „und so geschieht es öfters, daß höhere Bedeutung darin liegt, als selbst die holden Wünschenden es wissen. Jetzt eben stieg mir der Gedanke auf: wenn Gabriel und ich in Waffenpracht unsre Stammburg beträten, säh es da nicht aus, als nähmen wir durch Waffengewalt Besitz? Und müßte euch holdem Paar das nicht die Herzen eurer ritterlichen Nachbarn entfremden? Nein, nein, durch ehrbares Recht und friedlichen Vertrag gehört hinfort dem Falkostamme die Burg, und das letzte Blut deßhalb ist in geweihten Schranken geflossen. Laß uns denn einziehen als heitre Friedensgäste, du lieber Gabriel.“ Dieser beugte sich voll tiefer Verehrung dem Ausspruche seines mild erhabnen Stamm- und Waffenfreundes, und die Frauen thaten deßgleichen. Es war ihnen, als ordne ein freundlicher Bote von Jenseit des morgenden und übermorgenden Tages Feyer.

Hell und wunderklar sah der liebe Frühlingshimmel drein, als der Brautzug in Dame Clementia's Burgcapelle ging, über den mit Kränzen und Laubgewinden zierlich geschmückten Burghof hin. Das holde Brautpaar leuchtete wie die Jahreszeit; aber dennoch haftet viele Blicke fast ausschließlich auf dem edlen Nordlandsritter Falke, wie er im blaugoldnen Sammettschmuck, einen reich wallenden Federhut auf seinem Haupte, hoch und freudig neben dem Bräutigam herschritt, als seyre er den herrlichsten Sieg seines thatenrei-

chen Lebens, ja, als seye nun dieser Tag für ihn fast noch mehr ein Festtag, als für den beglückten Gabriel geworden. Freylich, als nun der Priester vor dem Altare die Hände der Liebenden zusammengab, da perlten zwey helle Thränen im Adlerauge des Helden, und Dame Clementia warf einen wehmüthig theilnehmenden Blick auf ihn, aber er flüsterte lächelnden Mundes ihr ins Ohr: „So mir Gott helfe, es sind Freudenthränen!“ Und eine gleiche, fast fröhliche Heiterkeit durchleuchtete ihn während des ganzen Festes, das er durch schöne Harfenlieder und sinnvolle Reimsprüche auf das anmuthigste belebte. Und wie um seine Freudigkeit noch zu erhöhen, sagte er bisweilen, halb zu sich selbst: „Und morgen nun vollends! Das herrliche Morgen! Wenn ich einziehen werde durch die Thore meiner Väter, ihre Hallen diesem edlen Paare zum Wohnsitz weihend!“

Es ging ihm auf, dieses ersehnte Morgen!

Wieder, wie gestern in himmelblau goldnem Sammet schmucke, schritt er mit demüthig frohem Stolze zwischen dem jungen Ehepaar einher, während Dame Clementia, von dem durch Falko's ritterliche Heilkunde wiedergenesenen Raoul geführt, ihnen nachging, und in dessen Ohr flüsterte: „Er hat doch immer noch vieles von dem leichten französischen Blut geerbt. Seht, wie fröhlich tändelnd er mit der jungen Frau zu Kosen weiß, als hätte nie das heiße Weh der Liebesehnsucht ihm das edle Herz durchglüht!“ Aber der sonst so leichtgesinnte Raoul erwiderte diesmal voll ahnender Ernsthaftigkeit: „Ich weiß nicht, mir scheint, es belebe ihn jetzt eine viel andre Fröhlichkeit, als die aus unsrem leichten Blute kommt. Ich denke immer, wir werden es bald erfahren.“ „Ich verstehe euch nicht!“ sagte staunend Dame Clementia. „Sollte man doch fast meinen, ihr hättet mit dem ernstestem Nordmann die Rollen gewechselt. Was sollen wir denn erfahren?“ „Wahrhaftig, Dame, das weiß ich nicht im mindesten!“ entgegnete Raoul. „Die Worte kamen mir so ganz unversehens auf die Lippen; aber daß sie aus dem Innersten meiner Seele kamen, darauf könnt ihr euch verlassen.“

Jetzt tönte der laute Jubel der Kriegsmannen und des Landvolkes in das Gespräch, denn indem sich der Zug den Pforten der Falkosburg nähete, und die Hörner und Trompeten schon durch die gewölbte Thoreshalle schmetterten, pflanzte ein Reissiger an den Zinnen des Thurmes neben der uralten Birke das blaugoldige Banner der Falko's auf.

„O Gott, du gütiger Gott, so durste ich doch das noch erleben!“ rief Falko von Norweg in heiliger Entzückung. „O seht nun, holde Burgfrau, wie nach euerm Willen unsre Wapenfarben die Zweige des bisher so einsamen Trauerbaumes durchrauschen! O seht.“

Aber in eben diesem Augenblicke drängte der Kriegsmann droben auf den Zinnen den Bannerstab zu gewaltsam zwischen die widerstrebenden Quadern ein. Es begann eine derselben zu weichen, und zugleich auch wankte die ganze morsche Brüstung des Thurmes. Mehrere mächtige Steine schmetterten herab, und dadurch entwurzelt, fauste die fallende Birke ihnen nach. Schreckenbleich sank Fiordilisa in das Knie, Gabriel beugte sich über sie, sie vor dem fallenden Baume zu schützen, aber blickschnell sprang Falko diesem entgegen, und als nun die laubige Krone in den Grund fuhr und zugleich die mächtigen Wurzeln verderbendrohend nach den Liebenden hinüber schwankten, faßte der

Nordmann mit gewaltiger Kraft den Baum und drängte ihn seitwärts ab, selbst jedoch von der riesigen Wucht zu Boden gerissen.

Unter dem hingekrachten Baume lag der Ritter, umlaubt von dessen dichtem Gezweige all, wie von unzähligen Kränzen, aber blutend sein geschmücktes Haupt von dem Stöße des Stammes, und einzelne Blutstropfen aus der verletzten Brust über die bleichgewordenen Lippen quillend. Den ängstlich Herzweilenden winkte er freundlich abwehrend mit der Hand, und flüsterte: „Laß mich sterben unter meinem hellgrünenden Baldachin. Die Fahrt nach der Normandie mußte ihr Recht behaupten, und nur dem Schäferritter vom Stamme der Falko's gebührt der Eintritt in die Burg unsrer Väter.“ Da rief der ganz in Wehmuth aufgelöste Gabriel: „Und willst du denn nicht das erste Feuer zünden auf dem durch dich wieder neu belebten Herde?“ „Das geziemet dem Hausherrn;“ sagte der lächelnde Falko. „Ach,“ seufzte die neben ihm kniende Fiordilisa, „so bin es denn ich, die euch in den Tod sandte, ihr sanfter, ihr freundlicher Held! Deckte euch jetzt euer hoher, festleuchtender Helm, euer gewölbter Kürass, ihr dürftet nicht unsre Rettung mit euerm Leben erkaufen. O über meine kindischen Einfälle! O warum gabt ihr ihnen nach!“ „Ihr wißt das Warum, edle Frau!“ sagte Falko. „Ihr wißt, was ich für einen Unterschied mache, zwischen kindisch und kindlich. Und fürwahr, euer Kindliches Wollen hat mich herrlich geleitet! Ich sterbe in Erfüllung meines sehulichsten Wunsches, o das schwebte mir gestern und heute schon immer so heiter ahnend vor! O du lieber, freundlicher Trauerbaum, wie machst du einem umdüsterten Leben ein so erquickliches Ende! Gilt euch, ihr Lieben, ihr beyden schönen, reinbeglückten Gestalten, und zündet das Feuer auf dem langverlassnen Herde der Falko's wieder an. Gilt euch, wenn ihr mich liebt! Ich werde das aus meinem laubigen Bett hervor sehr gut gewahren können, und das soll der letzte Lichtstrahl für mich auf Erden seyn, und gewiß: der wird mich in unaussprechlichen Freuden gen Himmel geleiten!“

Sie thaten nach seiner Bitte, und es kam, wie er gesagt hatte. Als der erste Lichtstrahl vom Falkosherde in seine Augen drang, schloß er sie mit einem seligen Lächeln auf immer für diese Erde zu.

Der gute Mönch Gabriel empfing noch in eben diesem Sommer die Kunde vom Tode seines Lieblings, aber er empfing sie durch seinen Sohn Falko Gabriel, der auf dem Schiffe des todten Helden auch die holde Gattin mit sich geführt hatte, um das Auge des alten Vaters mit dieser Engelserscheinung zu erquickern. Da mußte der Greis nicht recht, ob er jubeln oder weinen solle. Er sagte aber: „Es ist eigentlich mit allen Erdenfreuden nicht viel anders!“

Auch war er nicht zu bewegen, sein nordisches Kloster mit einem Aufenthalt in Frankreich zu vertauschen. Mit den Fahrten nach der Normandie, meinte er, gehe es nun an ein fröhliches Ziel; die Rückfahrt Gabriels und Fiordilisa's müsse die letzte seyn, und nicht durch seine dunkle Erscheinung getrübt werden. Er sandte die Beyden auch noch vor Herbstesanfang dahin zurück, und ihr Geschlecht blühte in reichem Segen und mannigfacher Herrlichkeit empor. Mönch Gabriel in Norweg aber ward um die Zeit des ersten Schnees begraben, und damit hatte der Stamm der Falko's im Nordland

ein Ende. Es soll recht wehmüthig ausgesehn haben, wie man neben dem Scapulier auf seinem Sarge, ihm, als dem Letzten seines Hauses, auch Helm und Schild auflegte, und das Alles mitsammen in die Erde versenkte.

Correspondenz-Nachrichten aus und über Italien.

(Schluß)

Venedig.

In Padova starb am 27. October in seinem Landhause im Alter von sechs und siebenzig Jahren der berühmte Sopransänger Pacchierotti. Schon seit 1793 vom Theater abgetreten, galt er für den principe del canto italiano. Bey einer sehr großen, nicht angenehmen Figur, bey einer von Natur gar nicht lieblichen Stimme, und einer an sich ungetrübten Kehle, war es ihm dennoch gelungen, zu solchem Ruhme zu gelangen, und unerreicht ist nach dem Urtheile aller, die sich seiner glänzenden Periode erinnern, seine Kraft, sein Ausdruck und die Rührung, die sein Gesang erzeigte. Bologna brachte die neue Oper des königl. bairischen Capellmeisters Philipp Celli *), Emma di Resburgo, zur Aufführung, welche nebst dem Ballette: Friedrich II. von Domenico Serpos sich sehr großen und gerechten Beyfalls erfreute. Sonst erschien daselbst Rossini's Cenerentola, mit der lieblichen Lipparini **), und ein neues Ballet von Salvator Scarpa, Emma in Cartagine, beyde mit Beyfall.

In Venedig ward in dem alten, großen Theater von S. Crisostomo Paer's Griselda zur Aufführung gebracht; Mad. Paer, obwohl eine wahre Bravour-Sängerinn, konnte mit ihrer nicht mehr in die Zeit passenden Methode nur sehr vorübergehenden Beyfall erringen; freylich mußte es ihr schwer fallen, die großen Blößen des ganzen sonstigen Sing- Personales allein zu decken. Im Theater von S. Luca erhält sich in fortwährendem Beyfalle das Schauspiel: Die Waise aus Genf, hier noch mit dem Titel: „Der Schatten eines Lebenden,“ versehen. Eine der vorzüglichsten Schauspielerinnen Italiens, Mantionni, gibt darin die Hauptrolle.

Der Abbate Gregorio Trentin, schon rühmlich wegen mehrerer Vervollkommnungen musikalischer Instrumente bekannt, hat ein neues Instrument erfunden, das er Violin-Clavier nennt. Es hat die Form eines Fortepiano mit einer Claviatur von sechs Octaven, ist mit Darmsaiten bezogen und bringt mittelst eines, durch cylindrische Bewegung über die Saiten gleitenden Bogens von, auf Wolle genähten, Seidenfäden einen dem Spiele auf Saiteninstrumenten, Violin- und Violoncell- ähnlichen Ton hervor, welcher gleich jenem der Orgel so lange dauert, als der Finger die Taste drückt. Wenn auch das Instrument seines näselnden, und in den hohen Octaven nicht angenehmen Klanges wegen noch nicht für eine vollkommen gelungene Erfindung gelten kann, so machen doch eigends für dasselbe componirte Tonstücke einen neuen, angenehmen Effect, und das Instrument dürfte bey noch einseitiger Vervollkommnung eine schätzbare Bereicherung der musikalischen Schöpfungs- Werkzeuge werden.

Eines der in London erfundenen musikalischen Kaleidofkope (eine der Etymologie nach freylich sehr unpassende Benennung) ist nach Italien gelangt. Es enthält eine Anzahl Blätter mit wenigen Tacten aus gleicher Tonart, welche durch ihre Mischung verschiedene Melodien hervorbringen. Es scheint oft, als ob die neuesten Tondichter wirklich sich eines solchen Compositions- (Zusammensetzungs-) Instrumentes bedienten.

Am 26. Dec. wurde, wie alljährlich, zu Venedig das große Theater della Fenice eröffnet. Wie schon oben gesagt, war die erste Oper für dasselbe von Mercadante componirt worden. Belluti, Festa und der Tenor Crivelli haben sich in derselben hören lassen, eine Verbindung, von welcher sich in voraus viel Schönes versprechen ließ. Die Oper heißt: Andronico, fällt in die Geschichte der griechischen Kaiser, und hat in der Hauptidee mit Alfieri's Filippo und Schiller's Don Carlos eine große Ähnlichkeit. Die Bearbeitung

*) So viel wir wissen, heißt der Componist dieser Oper Stunk.

D. Red.

**) Diese liebe Lipparini ist vor vier Jahren in Paris durchgefallen und verdiente es. Vielleicht hat sie sich seitdem gebessert.

D. Red.

des Stoffes ist zwar schulgerecht und consequent; es sind jedoch darin zu wenige musikalisch-dramatische Situationen, und die Schlusscene, da sie zu rasch herbegeführt wird und ohne Pomp und Lärm die Oper endigt, dem hiesigen Geschmacke nicht zusagend. Von der Composition läßt sich geradezu nicht sagen, daß sie schlecht sey; allein es ist darin nicht das Genie zu finden, das Mercadante in früheren Arbeiten gezeigt haben soll, und die Composition ermangelt ganz der Originalität, indem sie sonst den Hauptanforderungen einer gewöhnlichen italienischen Oper wohl Genüge leistet. Ohne gerade sagen zu können, eine Stelle gehöre dieser oder jener Oper an, hört man dennoch in derselben keinen neuen Tact; einen gewissen Grad von Effect wird sie jedoch, gut dargestellt, nicht leicht verfehlen, und dies war hier der Fall. Belluti singt seine Rolle in seiner bekannten Manier und erhält stürmischen Beyfall in der großen Scene des zweyten Actes. Seine Stimme hat an Stärke und besonders an Höhe verloren, aber an Rundung, Biegsamkeit und Deutlichkeit des Vortrages, vorzüglich im Recitative, gewonnen; Crivelli'n steht zwar nur eine Octave zu Gebote, er imponirt aber mit dieser, da er dem hier beliebten Fehler des zu ausdrucksvollen Declamirens ergeben ist; Mad. Festa gibt eine Stelle, wie alle übrigen, mit schöner klingender Stimme, ist aber nicht in Affect zu bringen, selbst wenn Belluti im Duetto sie mit fortreißen will. Die Vereinigung dieser drey Künstler gibt Mercadante's Oper das Leben, welches sie wohl bis zur Erscheinung der zweyten von Morlacchi geschriebenen erhalten wird. Mit der Oper betreten zugleich die Bühne zwey neue Ballets, ein heroisches: *Romulus* und *Herfili*a und ein komisches, das eine Scene aus dem bekannten Romane: *Gil-Blas* von Santilana zum Stoffe hatte; ein choreographischer Veteran, Favier, war Erfinder dieser Tanzproducte, die wohl die abgeschmacktesten und geistlosesten seit Eröffnung des prachtvollen Theaters Fenice sind. Ein fortwährendes Lachen, Zischen und Äußerungen der größten Langweile und Ungeduld des sonst nachsichtigen Benediger Publicums konnten die Impresa bald über den Ausgang des Spectakels belehren, und es kam so weit, daß das komische, nach dem zweyten Acte der Oper begonnene Ballet sein Ende nicht erreichte, indem das, mehr als sechs Stunden hindurch, nämlich von acht Uhr bis halb drey Uhr, im Theater beschäftigte Publicum in seiner großen Ermüdung selbst das Ende des Ballets herbezuführen zu müssen glaubte. Die Impresa verspricht zwar, so schnell als möglich, ein neues Ballet zur Darstellung zu bringen, aber was läßt sich von einem Balletmeister erwarten, dem jene zwey Monstra der Tanzkunst ihren Ursprung verdanken? Daß nur diesem der unglückliche Erfolg bezumessen seyn kann, ist klar, wenn man erwägt, daß Baque-Molin, Demartini und Angiolini sich im choreographischen Personale befanden, die auch in den sehr sparsam bemessenen einzelnen Tanzstücken nicht ohne Beyfall blieben. Sogar der sonst gewöhnliche prachtvolle Aufwand an Decorationen und Kleidern zeigte sich diesmal im Theater der Fenice keineswegs, und den Impresario des Spectakels, Crivelli, muß es zweckmäßiger dünken, die zur Erhaltung des Glanzes jenes Theaters von der Freygebigkeit der Regierung beygetragene so beträchtliche Summe lieber für sich, als für das Publicum zu verwenden.

Origineller, als die Production in der Fenice, war die der Frühstunden desselben Feiertages, nämlich eine Überschwemmung Benedigs, durch die vom heftigen Scirocco aufgethürmte Meeresfluth, welche seit 1794 nicht in so hohem Grade sich ereignete. Der Marcusplatz, gleich einem großen Bassin mit herrlichen porticoi rings umgeben, bot einen interessanten Anblick dar, indem mehr als hundert Barken einen Raum befuhren, der wenige Stunden vorher und einige Stunden nachher, nämlich bey Eintritt der Ebbe, wieder der Feiertags-Spazierplatz des venetianischen Publicums war.

Biel unbefriedigender jedoch, als in Benedig, war der Erfolg der zur Eröffnung der Winter-Periode in der Scala zu Manland gegebenen neuen Oper von Pucitta: *Andromaco*, von der nichts, als das totale Mißlingen berichtet werden kann, welches auch auf die Sänger Winter (Tenor) und Tosi (Sopran) sich bezieht. Das neue Ballet des Hrn. Numer: *Cleopatra in Ears*, hatte zwar günstigeren Erfolg; doch soll dieser nur den Talenten des Tänzerpaares Pellerini und Molinari und den herrlichen Decorationen des Malers San Quirico zu danken seyn. Das niedliche zweyte Ballet jedoch: „Die Pagen des Herzogs von Vendome,“ erhielt den ausgezeichnetesten Beyfall.

In Rom wird jetzt das von Ritter Canova entworfene Modell zu einer Gruppe, den vom Kreuze abgenommenen Heiland vorstellend, zu dessen Füßen Maria und Magdalena sich befinden, allgemein bewundert, und es wird sich von der Ausführung desselben der Genuß eines der größten Meisterwerke dieses Künstlers versprochen.

Dresden, Anfang Februar 1822.

Recht ernst und traurig sieht es bey uns in dieser sonst so frohen Carnevalszeit aus. Der unerwartete Verlust, der unser allgeliebtes Königshaus traf, der frühe Tod, der unsern trefflichen Prinzen Clemens aus der schönsten Blüthenzeit des Lebens hinüberrief in die bessere Heimat, beugte alle Herzen und verbreitete eine so allgemeine, tiefempfundene Trauer, daß selbst jetzt, wo die äußere Sitte es erlaubte, doch keine wahre Fröhlichkeit wieder einkehrt in unsere Kreise, welche bey dem Beginn des Jahres recht heiter werden zu wollen schien.

Der Sylvesterabend wurde hier auf mannigfaltige Weise gefeyert, am schönsten und sinnigsten unstreitig von dem hiesigen Liederkreis. Ein herrlichangeordnetes Fest vereinte die Mitglieder desselben; gegenseitige Sylvestergaben nebst passenden Gedichten dazu, sind gebräuchlich in diesem Kreis. Diesmal wurde der Reiz des Festes erhöht durch den glücklichen Gedanken, daß alle Damen theils ernste, theils scherzhafte Fragen aufgegeben hatten, welche an die Herren vertheilt und von ihnen durch Gedichte in mannigfachen Formen beantwortet wurden. Dieß gab Veranlassung zu geistreichen Liedern und Spielen der Phantasie, welche die Nähe der Mitternachtsstunde rasch herbeiführten. An der Tafel wurden an die ganze, aus mehr als vierzig Personen bestehende Gesellschaft, Blumensträuße ausgetheilt, welche die holde geistvolle Tochter des verehrten Hauses mit lieblichen Strophen umwunden hatte, die für jeden einen zarten sinnigen Wunsch enthielten. Der Glockenschlag ertönte, mit tiefer Rührung begrüßten alle einander, und im Nebenzimmer wurde ein heiliger Gesang angestimmt zu den Worten des Vater Unser von Kaupach. Diese frommen Töne wirkten recht wohlthuend auf die vielbewegte Stimmung Aller in diesem feyerlichen Momente, der uns die Grenzen der Zeit so scharf bezeichnet. Bald ging nun die Rührung wieder in Freudigkeit über, heitre Gefänge und kräftige Trinksprüche strömten von den Lippen unserer Dichter und dankbar preisend verließen alle erst am frühen Morgen die allem Schönen und Guten geweihten, gastlichen Arthurshallen, wo dieß wahrhaft ausgezeichnete Fest war gefeyert worden.

Das italienische Theater wurde mit der Oper: *Clotilde* von *Coccia* eröffnet, welche eine kalte Aufnahme fand. Die Musik, ziemlich flach und unbedeutend, erinnert oft an Paer's Opern, obwohl letztere genialer sind. Doch fehlt es auch dieser Musik nicht an lieblichen und ausdrucksvollen Stellen, und da unsere braven Sänger *Cantu* und *Venincasa* sich vortheilhaft darin durch Spiel und Gesang auszeichneten, und das Sujet der Oper interessant ist, so war wohl einzig die Ausführung der Hauptrolle selbst an der Kälte Schuld, womit sie aufgenommen wurde. Unser Publicum zeigte sich dießmal eben so unbestechlich als gerecht. Mlle. *Wilman* gab sich viele Mühe, doch war die *Clotilde*, welche ein tiefgefühltes Spiel erfordert, für sie nicht passend. Was würde unsere *Sandrini* aus dieser Rolle gemacht haben! Diese ist im romantischen sowohl, wie im tragischen und komischen Fach eine echte, seltene Künstlerinn. Bey Mlle. *Wilman* geht alles in Manier unter; weder Gefühl, noch Wahrheit, noch Grazie kann bestehen, wo Affectation und Gefallsucht herrschen. Diese Sängerin zerstört dadurch alle Wirkung der Lieblichkeit, welche ihrer äußeren Erscheinung eigenthümlich ist. Als Concertsängerinn verdient sie Lob, da sie eine seltne Sicherheit und Fertigkeit hat, und da ihre Höhe sehr rein und bewundernswerth ist, obschon ihre Mitteltöne klanglos sind. Dennoch ertönte ihrem Gesang in dieser angreifenden Rolle lauter Beyfall. Einmal wurde die *Bestalinn* aufgeführt, worin Mad. *Sandrini* wieder durch ihr hinreißend tiefes Gefühl und edles Spiel entzückte; wenig Tage zuvor hatte diese vielseitige Künstlerinn die *Emmeline* in der *Schweizerfamilie* in deutscher Sprache so brav gesungen, daß sie mit einstimmigem Beyfall herausgerufen wurde.

und in der nächsten Woche gab sie wieder die *Rosa in den Cantatrice villane* mit so reizender Laune, daß es schwer hält zu entscheiden, in welchem Fach sie sich am meisten auszeichnet. Denselben Abend ließ sich im Theater zwischen den Acten ein fremder Künstler, Hr. di Nantey, mit einem Concert von seiner eignen Composition auf dem Pianoforte hören. Er spielte mit eben so edlem Anstand als zartem Gefühl, sein Vortrag war voll Grazie und Präcision, nur etwas mehr Kraft hätte man ihm gewünscht.

Ungemeines Aufsehen machten die ersten Aufführungen des von uns längst erwarteten *Frenschühen*. Am 26. Jänner wurde diese geniale Oper hier zum ersten Mal aufgeführt unter der Direction von C. M. v. Weber selbst. Es waren weder Kosten noch Anstrengungen und Proben gespart worden, um ein gelungenes und würdiges Ganzes zu geben. Die Decorationen waren neu, die Maschinerie, die bey der großen Beschwörungs-scene in der Wolfschlucht während des Kugelgießens so überaus viel zu thun hat, ging vortreflich, und selbst Fremde, die es auf größern Theatern sahen, fanden die hiesige Darstellung vorzüglich gelungen. Das Haus ist stets überfüllt und enthusiastischer Beyfall ertönt einem Werk, welches durch Originalität, Neuheit und echte Volksthümlichkeit in ganz Deutschland gefallen muß. Es verdiente wohl einer lautern Anerkennung, welsch' ein großes Verdienst um diese Oper der Dichter, unser würdiger Kind, hat. Er fand nicht allein diesen überaus glücklichen Stoff, in welchem alle erdenkliche Würze der romantischen Oper sich vereinet, er bearbeitete ihn auch wahrhaft künstlerisch, so, daß der Contrast zwischen dem Wilden und Grauensvollen, und dem Anmuthigen, Lieblichen und Frommen, höchst gelungen zu nennen ist. Sogar in der Wahl der Worte und Reime vergaß der sinnige Dichter nie die Rücksicht auf den musikalischen Klang, lauter erfreuliche Mittel für den Tonseher, dergestalt in diesen Stoff einzudringen, daß man mit Recht sagen kann, Musik und Dichtung seyen bey diesem Werk ganz Eines. Dieß und das schauerlich Anziehende der Volkssage bewirken den mächtigen Zauber dieser Oper.

Um über die Composition im Einzelnen noch etwas zu sagen, so finden die meisten unserer unbefangenen Kenner, daß die Symphonie besonders ausgezeichnet schön ist. Höchst genial ist das höhrende Spottchor der Landleute, dieß: He, he, he, drückt den neckenden und gemeinen Übermuth meisterhaft aus. Das darauf folgende Terzett und Chor ist ebenfalls brav. Poetisch und glücklich ist der Gedanke, während Maxens Arie den bösen Geist im Hintergrund sichtbar werden zu lassen, und durch ihn das aufgeregte innere Böse darzustellen, welches entschwindet, sobald die Seele sich zu Gott wendet. Caspar's Lied und Arie sind sehr genial und tief durchdacht. Recht lieblich ist in der Musik der muntere Charakter Annchens ausgeführt, minder vortheilhaft erscheint Agathe, ihre sehr lange Scene wird ermüdend. Auch ihre Abschieds-scene mit Max wäre zu lang, wenn nicht Annchens reizende Schalkhaftigkeit sie würzte. Die melodramatische große Scene ist mit wunderbarer Phantasie erfunden, sie steht einzig da im Reich der Tonkunst. Möge nie ein schwächerer Meister, der minder vertraut wäre mit den labyrinthischen Geweben herzererschneidender Dissonanzen, es wagen, Ähnliches erschaffen zu wollen! Im dritten Act sind die beyden Volksgesänge, das Lied der Brautjungfern und das Jägerchor so romantisch und nationell, daß man sie mit Recht zu den glücklichsten Erfindungen zählen kann; das letztere mußte hier wiederholt werden, etwas bis jetzt auf unserer Bühne Unerhörtes. So erfreulich und moralisch richtig der glückliche Schluß ist, so fühlt man, daß er den Tondichter beengte; die künstlerische Wirkung hätte durch einen tragischen Schluß unstreitig gewonnen. In einer großen Oper erwartet man freylich manches, was wir hier vermissen, z. B. ausgeführte größere Tonstücke, Quintetts, Finale's etc. (diese wären bey diesem Sujet freylich unpassend gewesen); lieblichere Melodien in den Arien und Cavatinen würden auch mehr zum Herzen sprechen, aber dieß gilt hier, wo Phantasie und Verstand unbedingt herrschen, nur wenig. Der Compositeur wurde während der ersten Vorstellung mit einem Lorberbäumchen beschenkt, an dem ein Rosenkranz mit Atlasbändern, auf denen ein gedrucktes Gedicht stand, befestigt war. Er wurde nach der Vorstellung herausgerufen. Mlle. Funf ließ als Agathe kalt, Mad. Haase war als Annchen allerliebste; Hr. Bergmann ist passend für den Max, seine Stimme ist angenehm, sein Spiel freylich schwach; recht brav gibt

Hr. Mayer den Caspar; er ist hier ganz an seinem Platz. Die Chöre, Decorationen und Maschinerien ließen nichts zu wünschen übrig.

Mit wahrer Freude sehen wir der Aufführung vom Sargino entgegen, in welchem unser Cantù zum ersten Mal die Hauptrolle singen wird.

Die großen Maskeraden werden im großen königl. Opersaal gehalten. Das Local ist herrlich, die Beleuchtung und Ausschmückung glänzend und geschmackvoll; das Publicum interessirt sich sehr dafür, denn schon bey der ersten Maskerade wurden eintausend vierhundert Billets ausgegeben und bey der zwayten über dreytausend. Nur den echten Maskengeist vermisst man. Das vierte Abonnementsconcert der Capelle fand am 1. Febr. Statt. Eine herrliche Symphonie von Haydn, unachahmlich schön ausgeführt, und ein sehr schönes Flötenconcert von B. Romberg, welches unser Fürstenaumeisterhaft vortrug, entzückten allgemein. Es war uns interessant, Spontini's Overture zur Olympia zu hören. Die H. H. Tibaldi und Saffaroli sangen gut; ein Divertimento auf dem Violoncelle, von Hrn. Dokauer gespielt, gefiel weniger. Wie kann ein so braver Künstler ein und dieselbe Passage jedes Mal unrein greifen, da er doch schwerere meisterhaft ausführt? Unsere vornehme Welt beschäftigt sich sehr mit der Aufführung einer französischen Komödie und darauffolgenden Pantomime, welche bey dem französischen Gesandten, Grafen Rumigny, Statt finden wird.

Aus München, zu Anfang Februars.

Das Carneval, welches bereits seinen Culminationspunkt mit dem am 31. Jänner zur Feyer des Namenstages der Königin im neuen Theater Statt gehaltenen Maskenball erreicht hat, dreht sich in dem gewohnten Kreise von Bällen, Redouten, Maskeraden und andern Festen herum, die am Hofe und anderwärts gegeben werden. Dazu sind mit diesem Jahre noch die glänzenden Feste des Herzogs von Leuchtenberg gekommen, welcher nach dem Urtheil Aller, die denselben beywohnten, in seinem neuen, seit kurzem bezogenen Palais, Pracht und Geschmack in einem Grade vereinigt hat, daß dadurch alles, was außerdem München von ähnlicher Art darbietet, weit übertroffen wird. Die Redouten, von deren Besuch sich die feine Welt schon längst losgesagt hat, scheinen sich wieder zu heben; wenigstens werden sie zahlreich besucht. Maskenschwärmen in Menge durch die Gassen und Kaffehäuser. Dennoch ist der dießjährige Carneval nichts in Vergleich mit vormals. Entweder hat die Fröhlichkeit im Volke abgenommen, oder sie verschmäht es, sich auf solche Weise zu äußern. Auf keinen Fall dürfte durch dieß Ernst- oder Vornehmthun etwas gewonnen werden.

Die wichtigste neue Erscheinung auf dem großen Hoftheater war Goethe's Tasso, dessen Darstellung wohl zu den gelungensten gehört, die man überhaupt auf einer deutschen Bühne sehen kann. Urban als Tasso, Esclair als Herzog und Bespermann als Antonio befriedigten jede gerechte Forderung; vorzüglich aber löste Lekterer seine schwere Aufgabe mit tiefer Einsicht und wahrer Meisterschaft, so daß es ihm nicht nur gelang, mit seiner Handlungsweise völlig auszuföhnen, sondern auch, nach dem Sinne des Dichters, seinem fleckenlosen, gediegenen Charakter Hochachtung und Liebe zu gewinnen. Nicht in ganz gleichem Maße genügten Mad. Carl als Herzoginn und Mad. Friess als Gräfinn; es würde wahrscheinlich nichts dabey gewonnen worden seyn, wenn, wie einige Stimmen wollten, beyde Künstlerinnen ihre Rollen getauscht hätten. Das Publicum hatte sich zur ersten Vorstellung zahlreich eingefunden; aber gerade von den ausgezeichnetsten Personen warteten viele das Ende nicht ab. Manche mochten wohl etwas ganz anderes erwartet haben, als sie fanden. Bey der zwayten Vorstellung war das Haus minder gefüllt, aber die Theilnahme und das Wohlgefallen äußerten sich deutlicher und man bemerkte keine Abnahme am Schluß: gewiß ein ermunterndes Zeichen für die Intendanz, in ihren höhern Bestrebungen fortzufahren. Auffallend war es, auch von vielen Gebildeten die Äußerung aussprechen zu hören, man wolle das Stück lieber lesen als sehen; liegt nicht offenbar in ihr das Bekenntniß, daß man nicht im Stande ist (wenigstens nicht ohne mühevollte Anstrengung), nur einige Stunden seine Aufmerksamkeit in der nöthigen Spannung zu erhalten? So sehr haben uns die gehaltlosen Dichter, die seit lange unsere Bühne beherrschen, verwöhnt.

Die italienische, wie deutsche Oper, sind leider fast ganz von Rossini eingenommen. Der ersteren fehlt es durchaus noch an eminenten Talenten: diese aus Italien um jeden Preis zu erlangen, für die untergeordneten Rollen aber Deutsche heranzubilden, dahin sollte das Bemühen der Intendanz gehen. Eine Singschule besteht freylich, aber ihr Nutzen steht erst von der Zukunft zu erwarten. Möge sie bald die vielen mittelmäßigen Talente, die bisher mit undankbarem Aufwand aus Italien herbeigerufen und oft schnell genug wieder dahin zurückgeschickt worden, überflüssig machen; möge ihr auch kein ungünstiges Vorurtheil entgegenreifen, wenn sie nicht gleich Anfangs alles leistet, was sie soll. Schwerer auf alle Fälle wird es seyn, jener ersten Forderung Genüge zu leisten, und Italien ein und das andere ausgezeichnete Talent abzugewinnen, da dergleichen überall selten sind und im Preise gesteigert werden. Die deutsche Oper sucht sich vornehmlich auch durch äußere Pracht geltend zu machen, und wetteifert darin mit jeder andern Bühne Deutschlands; nur vermisst man oft die rechte Art, wie z. B. in Titus, wo alles glänzt und funkelt, aber fast kein einziges Costum richtig ist.

Das Hoftheater am Isarthor hat in der letzten Zeit Heinrich IV. vor Paris, Samson (in welchem die Hauptwirkung ein Coloss von Eselskinnbacken hervorbrachte, der ohne Zweifel dem Hrn. Director eben so wohl als die Anordnung der Schlussdecorationen, die übrigens schlecht war, angehörte, obwohl der stets bescheidene Mann sich nur letztere zueignete), ferner die Brüder Liederlich und Klingemann's Moses aufgetischt. Zwischendurch hat auch der nordische Herkules das Publicum mit seinen Kunststücken unterhalten. Von Seiten der Kunst verdienen diese Darstellungen keine Erwähnung. Die Direction spricht in allem, was sie thut, nur zu deutlich ihren obersten Grundsatz aus, welcher lautet: *quaerenda pecunia primum est*. Das wird denn am besten und bequemsten erreicht, wenn man zu den gemeinsten Ansichten so tief als möglich hinabsteigt und die frivolsten Forderungen erfüllt. Hr. Director Carl selbst scheint sich leider mit jedem Tage mehr von dem Wege der Natur oder Kunst (was hier einerley ist) zu entfernen. Seine Komik besteht fast einzig im Auserlichen und ist nur auf die gröbsten Effecte bey den Grobsinnigsten berechnet. In ernsten Rollen aber, wie im Philisterkönig und im Moses, bringt der übertriebene Pathos gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Indes ist sein Publicum mit ihm zufrieden und das ist ihm genug.

Dem hiesigen Kunsthändler Zeller, rühmlich bekannt durch seine trefflichen lithographischen Unternehmungen, die zu den vorzüglichsten in ihrer Art gehören, hat ein großes Unglück getroffen. Sein Geschäft war in Zerrüttung gerathen, die ihm keine Hoffnung mehr übrig ließ. In der Verzweiflung darüber nahm er Gift; dasselbe that sein Sohn, der den Vater nicht überleben wollte. Trotz der schleunig angewandten Heilmittel, starb der Vater nach vier qualvoll durchlebten Tagen. Der Sohn ist außer Gefahr; seine Gesundheit aber wird er schwerlich je wieder erlangen.

(Der Schluss folgt)

Theater-Nachricht.

Dinstags am 5. März, 1822, wird im k. k. priv. Theater an der Wien zum Besten des Hrn. Seipelt aufgeführt werden: Das Donauweibchen (erster Theil), romantisch-komisches Volksmärchen mit Gesang in drey Aufzügen, von Hrn. Carl Fr. Hensler, Musik von Hrn. Ferd. Kauer. Die neu dazu verfertigten Decorationen und Maschinerien sind von den H. Neefe und Koller.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dienstag, den 5. März 1822.

28

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wien im zwölften Jahrhunderte.

Die älteste Geschichte Wiens beruht, wie der Ursprung vieler anderer alten Städte, auf Sagen. Die wahrscheinlichste ist, daß zur Zeit des ersten Einmarsches der römischen Heere in Pannonien auf dem Platze, wo gegenwärtig der nördliche Theil der Stadt Wien steht, ein Dorf gelegen war, welches von den Wenden oder Winden bewohnt wurde, einer Nation, die sich fast ausschließlich von der Jagd und dem Fischfange nährte.

Die Römer wählten diese Gegend, wegen ihrer vortheilhaften Lage auf der Anhöhe am Ufer der Donau, zu einem Kriegslager. Aus diesem entstand in der Folge ein Cantonirungs-Quartier und endlich eine Stadt, die sie Bindobona, von Bindewon (Wohnung der Winden) nannten, und welche um die Mitte des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt schon einige Bedeutenheit erreicht zu haben scheint.

Unter Gallien's Regierung (260) fielen die Markomannen in Oberpannonien ein, und bemächtigten sich der Stadt Bindobona und des dazu gehörigen Gebiethes. Gallien zog im Jahr 262 selbst wider sie zu Felde, und hatte das Glück sie mehrere Male zu schlagen. Sie würden ohne Zweifel über die Donau zurückgetrieben worden seyn, wenn der Kaiser, der dem Kriege abhold war, nicht einen sehr nachtheiligen Frieden mit ihnen geschlossen hätte.

Attalus, ihr König, welcher jenseits der Donau, im Marchfelde, in Mähren und Böhmen herrschte, hatte eine Tochter von seltener Schönheit, Pipara mit Namen. Gallien, der von ihren Reizen gefesselt ward, begehrte und erhielt sie zur Gemahlinn, doch nur unter der Bedingung, daß er seinem Schwiegervater Ober-Pannonien, und folglich auch die Stadt Bindobona, abtreten mußte.

Kaiser Probus entriß im Jahre 278 dem Attalus diese Länderweyden wieder, und erwarb sich ein großes Verdienst um sie, indem er die ersten Weinstöcke aus Griechenland dahin verpflanzte, und somit den Einwohnern eine reiche Nahrungsquelle für die Zukunft eröffnete. Während der Revolutionen, welche in den folgenden Jahren den römischen Staat zerrütteten, und

in welchen sich mehrere Kaiser und Gegenkaiser wechselseitig aufrieben, fiel Pannonien, mithin auch Bindobona, bald diesem, bald jenem zu. Jedoch steht zu vermuthen, daß der Flor der Stadt dadurch nicht vermindert, vielmehr vergrößert worden sey, da, nach Ammian's Zeugniß, im Jahre 375 die Seemacht, welche die Römer auf der Donau unterhielten, vor Bindobona lag. Bekanntlich durften die römischen Flotten nur vor ansehnlichen und stark bevölkerten Städten ihren Standort nehmen.

Im fünften Jahrhundert durchstreiften die Alanen, Heruler, Gothen, Vandalen, Hunnen und andere Barbaren Pannonien wechselweise und richteten große Verheerungen an. Die römischen Kaiser, außer Stande, diese Provinzen ferner zu schützen, schlossen mit den Rügen, einem gothischen Völkerverstammte, der von der Ostsee gekommen war, und sich am nördlichen Ufer der Donau niedergelassen hatte, einen Vertrag, vermöge dessen dieser Nation Bindobona nebst dessen Gebiete überlassen ward. Unter ihrer Herrschaft erhielt Bindobona den Namen Fabiana oder Faviana, welchen einige von dem römischen Prätor Fabianus, der mit seiner Cohorte einige Zeit hier in Besatzung lag, andere von dem rügischen Könige Java, herleiten. Dieser Name wurde nach und nach in Biana, Biana und endlich in Wien abgekürzt.

Die Rügen wurden endlich von andern Gothen und diese wiederum von den Hunnen, Avarn und Longobarden aus der Gegend um Wien vertrieben. Letztere brachen im Jahr 568 unter ihrem Könige Alboin nach Italien auf, und errichteten dort ein neues Königreich, welches noch heut unter dem Namen der Lombardey bekannt ist. Bey ihrem Abzuge überließen sie das nördliche und südliche Osterreich ihren Freunden, den Hunnen, in deren Gewalt Bindobona bis zur Ankunft Carls des Großen verblieb.

Wahrscheinlich ward die christliche Religion schon gegen das Ende des vierten oder doch zu Anfang des fünften Jahrhunderts in Osterreich eingeführt, denn im Jahre 454 kam Severin, ein afrikanischer Mönch, in der Absicht hieher, dem durch die Verfolgungen der Barbaren tief gesunkenen Christenthume wieder aufzuhelfen. Dieser Severin, ein Mann von strengen Sitten und großer Beredsamkeit, nahm seine erste Wohnung zu Asturis, einem oberhalb Greifenstein am Ufer der Donau gelegenen Orte. Hier befand sich damahls eine christliche Kirche nebst mehreren Geistlichen. Durch seine Bemühungen schwang sich das Christenthum in diesen Gegenden zu hohem Glanze empor. Er baute in Wien und den umliegenden Gegenden mehrere Kirchen und Klöster. Unter diesen zeichnete sich das Kloster zu Ehren des heiligen Gervasius und Protasius aus, welches späterhin nach dem, hier von Severin und seinen Mönchen geführten exemplarischen Lebenswandel, Heiligenstadt genannt wurde.

Nicht weit davon ward von Severin ein zweytes Kloster gebaut und Severing (Sievering) genannt. Beyde Klöster wurden Pflanzschulen künftiger Kleriker, Priester und Bischöfe. Sein rastloser Eifer und die Menschenliebe, mit denen er unablässig für das Wohl seiner Mitmenschen besorgt war, erwarben ihm nicht nur in der Gegend von Wien, sondern auch in Oberösterreich, Passau, Salzburg und andern Orten allgemeine Liebe und Verehrung. Überall warnte er vor Feinden, sicherte vor Räubern, erlöste Gefangene, speiste Hungerige, tröstete die Armen, und erleichterte ihr Schicksal,

bis er im Jahr 482 in seinem Kloster zu Heiligenstadt das Ende seines menschenfreundlichen und gottgeweihten Lebens erreichte. Nach seinem Tode gerieth die christliche Religion, durch die von neuem begonnenen Verfolgungen ihrer Bekenner, immer mehr in Verfall. Zwar gab es in diesen Gegenden außer dem Bisthume zu Lorch, einem Orte unweit der heutigen Stadt Gans, dessen Bischof im Jahre 502 zum Erzbischofe erhoben wurde, noch sieben andere Bisthümer, von denen eines das favianensische oder wienerische war; allein nach dem im Jahre 527 erfolgten Ableben des Erzbischofs Theodor von Lorch gingen alle diese frommen Stiftungen nach und nach wieder ein, das Erzbisthum Lorch ausgenommen, welches aber dennoch seine Kirchen verlor, so daß sich in der Folge nur wandernde Bischöfe bald zu Lorch bald zu Passau aufhielten. Letzterer Ort ward endlich von ihnen zum alleinigen Sitze gewählt, weil sonst nirgends in Oesterreich eine sichere Freystätte für sie zu finden war.

In diesem traurigen Zustande verblieb die christliche Religion zwey Jahrhunderte hindurch, bis endlich Carl der Große nach dem am 24. September 768 erfolgten Tode seines Vaters Pipin gemeinschaftlich mit seinem Bruder Carlmann zur Regierung des fränkischen Reichs gelangte. Carlmann starb jedoch schon am 4. December 771, worauf Carl Herr der ganzen großen Monarchie ward. Seine vornehmste Sorge war, Frankreich vor seinen alten Feinden, den Sachsen, zu sichern. In der That grenzten die fränkischen Besitzungen so nahe an die sächsischen, und waren von natürlichen Festungswerken so sehr entblößt, daß Carl gezwungen war, während drey und dreyßig Jahren in einem beständigen Kriege mit den Sachsen zu leben. Sein nächstes Augenmerk war auf die longobardischen Könige und friaulschen Herzöge, welche sich Kärnthen und Krain zu sehr näherten, und auf die Hunnen und Awaren, die ganz Süd- und Nordösterreich besaßen, gerichtet. Diesen Barbaren, welche sich besonders unduldsam und feindselig gegen die christliche Religion bezeugten, hatte Carl den Untergang geschworen.

Die Longobarden, welche Carls Absichten durchschaut hatten, erklärten selbst den Krieg, entflohen aber beym Anblicke des fränkischen Heeres mit ihrem Könige Desiderius nach Pavia. Carl setzte ihnen nach, schloß Pavia ein und suchte Desiders Sohn, Adalgis, zu Verona auf. Nachdem er diesen in einem hartnäckigen Gefechte in die Flucht geschlagen hatte, eilte er nach Pavia, nahm Desider nebst seiner Gemahlinn Ansa gefangen, und schickte beyde nach Frankreich. Adalgis war nach Constantinopel entflohen. So endete im Jahr 774 die Macht der Longobarden in Italien, nachdem sie zweyhundert und sechs Jahre vorher Osterreich verlassen hatten.

Nachdem Carl auch die Sachsen von neuem zu Paaren getrieben, und somit sein Reich nach allen Seiten zu vor Feindes Anfällen gesichert hatte, griff er die Hunnen an, welche sich abermals unruhig zeigten, schlug sie in die Flucht und verfolgte sie bis an den Zusammenfluß der Raab und der Donau. Zu gleicher Zeit drang 791 Carls Sohn, Pipin, aus Istrien und Liburnien über den Saufluß in Pannonien ein, und versetzte den Awaren eine vollkommene Niederlage. Die Beute war unermesslich; die Hunnen und die Awaren, welche sich niemals auf Handlung, Gewerbe oder Ackerbau gelegt, sondern bloß vom Raub gelebt hatten, besaßen ungeheuern Reichthum an Gold, Silber und andern Kleinodien. Alle diese Schätze fielen den Siegern in die Hände.

Carl war darauf bedacht, dem eroberten Lande eine kirchliche und bürgerliche Verfassung zu geben, durch welche das Wohl derselben dauerhaft begründet würde. Er erbaute im Jahr 792 zu Ehren des heiligen Peter in Wien eine Kirche, ließ andere ältere Kirchengebäude, die von den Hunnen verwüstet worden waren, wiederherstellen, stiftete Bisthümer und ließ sich überhaupt die Verbreitung und Befestigung der christlichen Religion mit großem Eifer angelegen seyn. Eben so traf Carl in der Gerechtigkeitspflege die vortrefflichsten Einrichtungen. Die Länder wurden in Districte eingetheilt und die Verwaltung jedes derselben, wie schon längst bey den Franken gebräuchlich, angesehenen und reichen Männern, die man Comites (Grafen) nannte, übertragen. An den Grenzen des Reichs waren Markgrafen eingesetzt, und ihnen mehrere kleinere Districte nebst ihren Grafen untergeordnet, um durch deren Mitwirkung die stets feindlich gesinnten Nachbarn mit vereinter Kraft im Zaume zu halten.

Auch Osterreich ward zu einer Markgraffschaft ernannt, und von verschiedenen Markgrafen befehligt, unter welchen sich 984 Leopold, Graf von Babenberg, befand, bey dessen Hause fortan die Markgrafenwürde erblich verblieb. Dieser, der unter dem Namen Leopold I. die Verwaltung der Mark antrat, war früher Graf in dem bey Regensburg gelegenen Turgau gewesen. Gleich bey seiner Ankunft in Osterreich gelang es ihm, mit dem bey sich habenden zahlreichen Gefolge den Ungarn ihr festes Schloß auf dem Mülkerberge an der Donau gelegenes Schloß Melitium abzunehmen, die Feinde aus diesen Gegenden zu vertreiben, und der ihm anvertrauten Markgraffschaft für mehrere Jahre einen dauerhaften Frieden zu sichern. Leopold wählte dieses eroberte Schloß zu seiner Residenz, stiftete daselbst ein Collegium von zwölf Canonic, und bemühte sich eifrigst, neue Colonien anzulegen, und denselben ihre Ansiedlung durch Ertheilung verschiedener Freyheiten zu erleichtern.

Im Jahre 994 ward Markgraf Leopold von dem Bischof Bernard von Würzburg zum Fest des heiligen Kilian eingeladen, dort aber, als er sich mit andern Gästen durch ein ritterliches Spiel ergetzte, mit einem Pfeile, der nicht ihm, sondern seinem Nachbar galt, so gefährlich verwundet, daß er am folgenden Tage den 2. July obigen Jahrs den Geist aufgab. Er hatte sich den Beynamen des Erlauchten erworben.

(Der Schluß folgt)

Die blinde Waife.

Die mich in das Leben riefen,
Ach, ich finde sie nicht mehr,
O die Guten! sie entschliefen,
Mir ist alles freudenteer.

Doch in meines Busens Tiefen
Sind Gefühle groß und heh'r,
Ist's die Welt? doch sie zu prüfen
Wird der Blindgebornen schwer.

Denn der Augen Fessel binden
Auch des Geistes regen Flug;
Wahrheit grenzt so nah an Trug:

Dann erst werde ich sie finden,
Bin ich aus des Todes Nacht
Zu des Lichtes Strahl erwacht.

R. L.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß)

München.

Das Concert, welches die Direction der musikalischen Akademie am 1. Februar gab, hatte zur Absicht, durch eine Reihe ausdrücklich zu diesem Zweck gewählter Musikstücke den Gang zu bezeichnen, welchen die Tonkunst in der neuern Zeit genommen, so weit dieß in dem Zeitraum von ein Paar Stunden geschehen möchte. Auf dem Anschlagzettel wurde mit etwas pomphaften Worten angekündigt: „Großes Vocal- und Instrumental-Concert, in welchem nachstehende Meisterwerke älterer, neuerer und neuester Tonsetzer durch eine Anzahl von zweyhundert Tonkünstlern ausgeführt werden sollen.“ Das Ganze war in drey Abtheilungen getheilt: Periode kurz vor Mozart; Mozartische Periode, und nachmozartische oder gegenwärtige Periode. Unstreitig den schönsten Genuß gewährte jedem Musikkreunde die erste Abtheilung, die uns herrliche Bruchstücke aus den Meisterwerken Händels, Martini's und Glucks vorführte, dergleichen in München nur selten gehört werden: zuerst Introduction und Tenor-Scene mit Chor aus Händels Alexandersfest von Dryden, deren Vortrag jedoch weder dem Orchester noch dem Sänger (Hrn. Löhle) gehörig gelingen wollte, was bey dem uns allerdings fremdgewordenen Charakter dieser etwas trockenen, aber vollen, hin und wieder nach alter Weise seltsam verschörfelten Musik nicht befremden kann. Darauf folgte Martini's Ouverture der Bataille d'Yvri, eine höchst körnige und markige Musik, die uns um so mehr entzückte, als die Ausführung an Kraft und Präcision nichts zu wünschen übrig ließ; zuletzt ein großer Chor aus Glucks Armida, ebenfalls unvergleichlich. Die zweyte Abtheilung, welche die Kunst in ihrer schönsten Blüthe zeigte, begann mit einer Symphonie Haydn's, die in ihrer Großartigkeit Reichthum der Harmonie mit Klarheit auf das vollkommenste vereinigt; dann Arie aus Mozart's Entführung, worin dieser unsterbliche Meister, dem stets die erste Stelle unbestritten bleiben wird, die ganze Fülle seines unerschöpflichen Genies entfaltet hat, trefflich vorgetragen von Dlle. S i g e l; darauf Allegro aus einem Violinconcert von Biotti, mit alter Virtuosität ausgeführt von Hrn. Musikdirector Fränzel; zuletzt großer Chor aus den Tagszeiten von Winter, dem würdigsten Veteran der lebenden deutschen Componisten, der, obwohl ihn selbst unsere armselige Zeit noch besitzet, in seinen Werken doch der bessern Vergangenheit angehört. Die dritte Abtheilung ließ den allmählichen Verfall der Kunst in einer gutgewählten, stets abwärts führenden Stufenfolge erkennen und führte von Beethoven, Spontini und Maria Weber endlich zu dem Idol unserer Tage, dessen Ouverture der Gazza ladra, nachdem sie sich ausgeklügelt und getrommelt, die Zuhörer nach Hause entließ. Es ist meine Absicht nicht, die zu dem oben angegebenen Zweck getroffene Wahl der Musikstücke zu kritisiren; an Stoff dazu könnte es nicht fehlen, da z. B. nichts an die ältere charakteristische Oper von Gretry, Monsigny, Vanda, Dittersdorf u. a. erinnerte, wogegen Biotti's Violinconcert in der zweyten und M. Weber's Clarinetconcert in der dritten Abtheilung, so trefflich sie auch vorgetragen wurden (letzteres von Hrn. Bärmann), hier hätten entbehrt werden können. Auch hätte auf alle Fälle den Übergang zur dritten Periode Cherubini eben so würdig bezeichnet als Beethoven, und jener große Meister hätte nicht fehlen sollen. Eine zufällige Krankheit der Mad. Bespermann (vergleichen vom Publicum besonders begünstigte Künstler und Künstlerinnen leichter bekommen sollen als andere) hatte übrigens eine offenbare, dem Ganzen vortheilhafte Veränderung bewirkt, indem dadurch Spontini an die Stelle des ursprünglich gewählten Generali kam.

Am 6. Februar erschien auf dem Iarthortheater zum ersten Mal: Der Tausend-
sasa, Localposse von Bäuerle. Bey dem Titel des Stückes und dem Namen des Verf.
hätte man blindlings alles auf den schönsten Erfolg verwetten sollen; aber ach! ein
blindes Schicksal waltet und macht auch durch die sichersten Berechnungen eines im Rech-
nen sehr fertigen Directors einen grausamen Strich. Das Stück gefiel nicht nur nicht,
es mißfiel, ja es fiel sogar durch und ward formaliter ausgepiffen. Doch war es um
kein Haar besser oder schlechter als so viele seiner Brüder, die mit heiler Haut davon
kommen und sich sogar recht breit machen dürfen. Ein solches Ereigniß ist in Mün-
chen unerhört und als ein neues Wunder anzusehen. Personen jedoch mit superfeinster
Nase, und die keine Wunder glauben, wittern eine geheime Machination. Ich sage
mit Shakespear: „Die Zeit ist wunderbar gelaunt.“

T h e a t e r = A n z e i g e .

Von G. L. P. Sievers.

Die Scharfenacker, ritterliches Familiengemälde in vier Aufzügen, mit einem
Vorspiele, von Hrn. S. R. Weidmann, k. k. Hofschauspieler, aufgeführt auf dem
k. k. priv. Theater an der Wien.

In so fern dem sogenannten Ritterschauspiele weder eine komische, noch tragische
Tendenz zum Grunde liegt, möchte es schwer seyn, dasselbe classificiren zu wollen; ja,
vielleicht dürfte dieser Gattung Theaterstücke gänzlich außer dem Gebiete des Drama's
ihr Platz angewiesen werden müssen, da der bloße Ernst, welcher darin herrscht, auf
keine Weise dramatisch ist, also kein Interesse erregt. Wer einen Zweifel an dieser dra-
maturgischen Wahrheit hegen sollte, der sehe sich im gesellschaftlichen Leben um: der
ernste Mensch wird hier in der Regel langweilig, der launige und der leidenschaftliche
im Gegentheile unterhaltend erscheinen. Warum das? Der Ernst, als ein Zustand, der
weder angenehm noch unangenehm erregt ist, zeigt sich bloß passiv; im komischen und
im leidenschaftlichen Menschen hingegen offenbart sich Freiheit: jener kämpft formell
(mit der Ironie), dieser materiell (mit seiner ganzen Menschheit) gegen die Welt an.

Der Zweck jedes Ritter- oder (besser gesagt) ernstes Schauspiels ist, die Tugend
triumphiren und das Laster untergehen zu lassen. Man könnte dieß die umgekehrte
dramatische Nothwendigkeit nennen. Der Unterschied zwischen dieser und der
wahren besteht darin, daß letztere durch die Charaktere, erstere hingegen durch einen
moralischen Grundsatz, bedingt wird.

Eine Verwicklung ist in den ernstes Schauspielen nicht möglich, da kein Kn
ten da ist: das Laster kämpft mit der Tugend. Ein höchst ungleicher Kampf, der kein
Interesse gewährt, da die Tugend an sich wehrlos ist und nicht durch eigne Kraft, son-
dern bloß im Wege der Moralität, gerettet werden kann. Zum Mangel an Verwicklung ge-
hört sich der Umstand, daß die Zuschauer schon bey'm Anfange den Ausgang vorher
sehen. Außer dem Interesse an der Verwicklung fällt also auch die Neugierde, der
mächtigste Hebel des Drama's, weg.

Gelingt es der Kritik, die Unstatthaftigkeit des ernstes Schauspiels darzuthun, so
zeigt dagegen die Erfahrung von der Statthaftigkeit desselben. Die Sache des Kritikers
darf also nicht mehr seyn, zu untersuchen, ob, sondern, wie dieß oder jene Stück
dieser Gattung existirt.

Es ist unsere Absicht nicht, den Verf. des anzuzeigenden Schauspiels durch übertriebene
Lobsprüche in Verlegenheit zu setzen, noch die Bescheidenheit desselben auf eine allzuharte
Probe zu stellen. Sonst würde es uns leicht werden, zu beweisen, daß es Hrn. Weid-
mann gelungen ist, Shakespear'n nicht allein nachzuahmen, sondern ihn sogar zu
verbessern. Nachgeahmt hat er ihn durch das Decennium, welches während der Hand-
lung seines Stückes verläuft; verbessert, indem er beßsen gewesen, aus Einem Stücke
zwey zu machen. Durch dieses scharfsinnig ausgedachte Mittel ist der Zweck, ein Men-
schenleben durch eine Periode von zehn Jahren charakterisirend durchzuführen, erfüllt;

und zugleich dem Übelstande, welcher aus der Verletzung der Einheit der Zeit hervorgeht, deren sich Shakespear so oft hat zu Schulden kommen lassen, vorgebeugt worden.

Es kam darauf an, den Charakter des jungen Scharfenecker gehörig auszumahlen, um den Fluch, den der alte Scharfenecker über seinen Sohn ausspricht, zu motiviren. Der Verfasser hat diese Aufgabe auf eine originelle Weise gelöst. Beim Beginnen des Vorspiels sprengt Friederich (so heißt der junge Scharfenecker), der sich mit einer Menge lockerer Compagnie auf der Jagd befindet, zu Ross herbey (man sieht, das Stück heißt nicht für umsonst ein ritterliches Familiengemälde); aus seinem eignen Munde vernehmen wir viele lustige Streiche, welche er ausgeführt, z. B. daß er einem Abte, der sich geweigert, ihm ein Faß vortrefflichen Weins abzustehen, die ganze Zufuhr desselben abgeschnitten und für eine gute Prise erklärt hat und dergleichen. Nachdem wir außerdem erfahren haben, daß die Geburt des jungen Scharfenecker seiner Mutter das Leben gekostet, so ist der Haß des Vaters motivirt genug und der Held des Stücks treffend zu einem Bruder Laugenichts gestempelt. Wie sich Friederich, nach so viel begangenen Verbrechen, noch vor seinem Vater sehen lassen kann, begreift man nicht. Er bekommt, was seines Lohns ist: der Vater, wie schon oben gesagt, verflucht ihn. Aber da mischt sich Otto von Eberstein, der den jungen Scharfenecker liebgewonnen und ihn in allen ritterlichen und menschlichen Dingen unterrichtet hat, in's Mittel, unterstützt ihn mit Geld, schickt ihn auf Reisen in fremde Länder und verspricht ihm demnächst seine Tochter, wann diese die Jahre der Mannbarkeit erreicht haben werde, zur Frau. Hiermit schließt das Vorspiel. Neun Jahre verfleichen und das eigentliche Stück beginnt. Friederich ist, nachdem er, mit dem Fluche seines Vaters belastet, weite Reisen gemacht und mit Leiden aller Art zu kämpfen gehabt hat, auf die Burg seines künftigen Schwiegervaters zurückgekehrt. Eben ist man mit den Zubereitungen zu der Heirath der jungen Leute beschäftigt, als der alte Scharfenecker auftritt: Friederich verbirgt sich in einem anstoßenden Cabinette, und die Gesellschaft stürmt mit Bitten auf den alten Mann ein, seinem Sohne zu verzeihen. Dieser zeigt anfangs wenig Lust dazu; endlich aber (denn un père est toujours père) segnet er seinen Sohn. Große Freude unter den Anwesenden. Der böse Feind erscheint und säet Unkraut unter den Weizen. Ein gewisser Ludwig von Renneville, ein Franzose, den es nach der reichen und schönen Tochter Eberstein's gelüftet, brütet über dem Plane, den jungen Scharfenecker zu verderben und, statt seiner, die schöne Adelsheid in's Brautgemach zu führen. In der Geschwindigkeit (denn Renneville's Herzens- und ökonomische Bedürfnisse leiden keinen Aufschub) weiß er kein zweckmäßigeres Mittel zu ersinnen, als Friederich in den Verdacht zu bringen, er habe seinen Vater vergiften wollen. Dieser Frevel ist auf folgende, sehr feine Weise angesponnen. Aquilinus, Burgarzt auf Scharfeneck und ein Bösewicht, wie es deren, selbst in den Melodramen, nur wenige gibt, muß dem alten Scharfenecker seinen gewöhnlichen Gesundheitstrank überbringen. Im Augenblicke, wo dieser das Gefäß an den Mund setzt, springt Renneville herbey und erklärt den Trank für Gift. Aquilinus gesteht, zum Scheine, das Verbrechen ein und wirft die Schuld auf Friederich. Natürlich, daß der alte Scharfenecker, der nicht saumselig mit dem Fluche ist, den unschuldigen Sohn von neuem damit belegt. Friederich ahnt Renneville's Bosheit und will ihn erstechen, wird aber daran verhindert. Aufgehoben ist nicht aufgehoben, wie wir bald sehen werden. Im Geiste des Zeitalters und des Stückes wäre es gewesen, den Aquilinus das sogenannte Gift selbst trinken zu lassen. Aber wer kann auf alles denken? Aquilinus wird in's Gefängniß geführt und von Renneville daraus befreit. Zum Danke ertheilt der Arzt letzterm den Rath, den alten Scharfenecker zu ermorden. Renneville ist ein gelehriger Schüler: er willigt ein und händigt dem Aquilinus einen Ring ein, an welchem er den Helfershelfer, der ihm von diesem zum Morde des alten Scharfenecker gesandt werden soll, erkennen will. Aquilinus geht hinaus in den Wald und hat eine Unterredung mit dem Köhler Dominik, dessen Herz eben so schwarz ist, als sein Gesicht. Friederich belauscht diese Unterredung, ersieht den Köhler, zieht ihm den Ring vom Finger und erscheint mit diesem vor Renneville, um den alten Scharfenecker zu ermorden. Beide dringen in dessen Schlafzimmer; der Alte erwacht und vernimmt, aus Renneville's eignem Munde, daß er sterben soll. Friederich zuckt

den Dolch; eben meint Kenneville, der Stoß werde den alten Scharfenecker treffen, als er ihn selbst in's Herz bekommt.

Dies der Inhalt der *Scharfenecker*. Es steht nicht zu läugnen, daß die Handlung darin wenigstens materiell: dramatisch und mit einem Verstande ausgeführt ist, der die theatralischen Inconsequenzen mit Glück zu vermeiden weiß. Die Charaktere haben eine Maske, wenn auch keine Physiognomie, die Sprache ist reiner, als gewöhnlich in dergleichen Stücken, ohne melodramatischen Bombast, und dem Gange der Handlung wird durch keine bleyerne Geschwähigkeit Einhalt gethan.

Die Darstellung ist lobenswerth. Hr. Rüge r hat den alten Scharfeneck mit vieler Wahrheit gesprochen, desgleichen Hr. Demmer den Sohn. Letzterem wäre für diese Rolle keineswegs mehr Herz, aber wohl mehr Lunge, und somit Hr. Rott an dessen Stelle, zu wünschen. Hr. Palmer, ein schulgerechter Bösewicht, spielt die letzte Scene mit sinniger Mäßigung und ohne den Knalleffect zu berücksichtigen. Hr. Schüh, als Aquilinus, zeichnet sich besonders aus: er stellt die Rolle mit einer Originalität dar, die des größten Meisters würdig wäre.

Wir glauben, Hr. Demmer würde in der letzten Scene noch mehr Effect hervorbringen, wenn er bis dahin, wo er Kenneville ersicht, so viel als möglich durch Stimme, Haltung, ja selbst durch falsches Haar, seine Person verstellen, und sich dem Publicum erst im Augenblicke, wo Kenneville stürzt, zu erkennen geben wollte. Die Überraschung würde um so wirksamer werden. Kenneville hätte bloß die Paar Worte: „Ha, Friederich“ auszurufen, und Friederich, seinen Mantel u. s. w. wegwerfend, darauf zu antworten: „Ja, Bösewicht, ich bin es.“

Concert = Ankündigung.

Hr. Carl Maria von Weber, k. sächsischer Capellmeister, wird gegen die Mitte dieses Monats ein Concert geben, und sich in demselben mit eigenen Compositionen auf dem Fortepiano hören lassen. Braucht es, um das Interesse des hiesigen muskelliebenden Publicums für dieß Unternehmen rege zu machen, mehr, als der Bemerkung, daß der Concertgeber der Componist des *Frey-schützen* ist?

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Acacia undulata. Aus Neuholland.
- Arctotis rosea. Rosenfarbiges Bärenohr. Vom Cap.
- Arbutus Andrachne. Sandische Sandbeere. Vom Orient.
- Cussonia thyrsoiflora. Keilblättrige Cussonie. Vom Cap.
- Calendula chrysanthemifolia. Wucherblumenblättrige Ringelblume.
- Erica mediterranea. Mittelländische Heide. Von Süd = Europa.
- Hypericum balearicum. Balearisches Hartheu. Von Hügeln zu Majorca.
- - Aegyptiacum. Aus Aegypten.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 7. März 1822.

29

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wien im zwölften Jahrhunderte.

(Schluß)

Leopold I. Nachfolger residirten theils auf dem Mülkerberge, theils in Herzogenburg, und theils in der alten Steinburg Medelich (Mödling). Hier befand sich damals ein bedeutender Thiergarten, der heut zu Tage die Brühl heißt, und als einer der beliebtesten Erholungsorter der Einwohner von Wien bekannt ist. Markgraf Leopold IV. erbaute sich eine prächtige Burg auf dem sogenannten Kahlenberge, und bestimmte sie zu seiner künftigen Residenz. Nachdem der Anfang dieses Baues im Jahre 1101 gemacht, und fünf Jahre darauf beendigt worden war, führte Leopold seine Gemahlinn Agnes, mit der er sich am 1. May 1106 zu Mülk vermählt hatte, feyerlichst daselbst ein.

Zu gleicher Zeit legte er nahe bey Wien ein Jagdhaus an, welches auf dem Plage, wo sich jetzt das fürstlich esterhazische Palais in der Wallerstraße befindet, gestanden seyn soll. Wenigstens scheint dieß aus der, in diesem Hause befindlichen, dem heiligen Leopold gewidmeten Capelle, und aus der Aufschrift über dem Thore desselben, zu erhellen.

Der Umstand, daß Leopold IV. das oberwähnte Jagdhaus in dieser Gegend erbaute, hat einige Geschichtschreiber veranlaßt, zu glauben, daß um diese Zeit von dem alten Bindobona der Römer nur noch Ruinen vorhanden, und daß außer einem Meierhofs (der Berghof genannt) und den dazu gehörigen Feldern, die übrige Gegend wild verwachsen und öde gewesen sey. In diesem Glauben werden sie dadurch bestärkt, daß in den österreichischen Annalen der damaligen Zeit der Stadt Wien nur unter dem Namen des wienerrischen Landguts, Erwähnung geschieht. Wir halten jedoch diese Meinung für vollkommen irrig. Allerdings mochte Wien durch die Einfälle der Hunnen, Avarn und anderer barbarischen Völker, und in spätern Zeiten der Ungarn, gelitten haben, allein nach allen den historischen Untersuchungen, die über diesen Gegenstand angestellt worden sind, dürfen wir behaupten, daß Wien zur Zeit Leopold IV. immer noch ein kleines Bergstädtchen, oder eine Art

von Marktflecken gewesen sey. Im Verfolge dieses Aufsatzes werden wir unsere Behauptung zu beweisen suchen. Das Jagdhaus Leopolds lag außerhalb dem damaligen Bezirke Wiens, und konnte recht füglich von Gesträuchen, Auen und Waldungen umgeben seyn.

Leopold, ein leidenschaftlicher Jäger, besuchte dieß Jaadschloß fleißig, ja er hielt sich daselbst oft längere Zeit auf. Seine Jäger hauten daher, in Vereinigung mit den nahe wohnenden Landleuten, die dichten Wälder nach und nach immer mehr aus, bauten sich Häuser und Hütten, und brachten dadurch das in Verfall gerathene Wien wieder in einige Aufnahme. Zum Andenken an die ehemalige Wildniß ließ man einen Baumstamm stehen, welcher in der Folge (wahrscheinlich um ihm eine längere Dauer zu verschaffen) mit Eisen beschlagen, und der Stock im Eisen genannt wurde. Dieß der Ursprung des Namens, welchen in spätern Zeiten dieser Platz erhalten hat.

Im Jahre 1114 unternahm Leopold den Bau des Stiftes Kloster Neuburg. Die Veranlassung dazu soll folgende gewesen seyn. Man erzählt, es sey im Jahre 1106, kurz nach dem Beylager des Markgrafen, seiner Gemahlinn, als sie sich in der neuen Residenz auf dem Kahlenberge befunden, und vom Söller herab sich an der herrlichen Gegend weidete, der Schleyer durch einen heftigen Wind hinweggeführt und acht Jahre darauf, am 31. May 1114, vom Markgrafen im Walde am Fuße des Kahlenberges, wo er eben jagte, auf einer Hollunderstaude hängend ganz unverfehrt wieder gefunden worden seyn; der Markgraf habe, setzt die Sage hinzu, dieß für einen Wink halten, daß er die von ihm schon früher angelobte Erbauung eines Klosters an diesem Orte vollziehen solle. Anfangs ward dieß Kloster von Weltgeistlichen, dann 1133 von regulirten Canonicis aus dem Orden des heiligen Augustin bewohnt, welche letztere es noch heut zu Tage besitzen.

Im folgenden Jahre nahm der Markgraf in Osterreich, wo bisher außer den Augustinern nur die Benedictiner-Mönche bekannt gewesen waren, auch die Cisterzienser auf, und sorgte, bis sie das neue Stift Heiligenkreuz würden beziehen können, aus seinem Privatschatze für ihre Unterhaltung.

Zwey Jahre darauf, am 15. November 1136, starb Leopold in seiner neu erbauten Residenz auf dem Kahlenberge, und wurde zu Kloster Neuburg begraben. Nachdem ihn die römische Kirche im Jahre 1485 heilig gesprochen, ward er bald darauf von Osterreich zum Landespatron erwählt, und Leopold der Heilige genannt.

Noch zur Lebenszeit Leopold des Heiligen hatte sein zweytgeborner Sohn, welcher unter dem Namen Leopold V. seinem Vater in der Regierung des Markgrathums folgte, außerhalb der Stadt Wien dem heiligen Jacob eine Kirche erbaut, welche späterhin, bey eingetretener Vergrößerung der Stadt, in die Mauern derselben mit eingeschlossen, und zu einem Kloster der regulirten Chorfrauen bey St. Jacob auf der Hülben umgeschaffen ward. In dieser Zeit findet man auch schon passauische Erzdechante in Wien. Osterreich fing jetzt an, die ersten Schritte auf jenem Wege des Ruhmes zu thun, auf welchem es späterhin so glorreich fortgeschritten ist.

Leopold V. starb schon am 18. October 1141 im vier und dreyßigsten Jahre seines Alters und wurde im Stifte Heiligenkreuz beigesetzt. Er hatte sich den Namen des Freygebigen erworben.

Heinrich II., mit dem Beynamen Jasomirgott (nach der Redensart, die er sich angewöhnt hatte: Ja, so mir Gott hilft, will ich dieß oder jenes thun, so genannt) folgte seinem Bruder im Markgrafthume, und zeichnete sich durch eine ruhmwürdige Regierung aus. Er hatte zu Medelich seinen Wohnsitz, und regierte diese Grafschaft, zu welcher die Märkte und Dörfer Gumpoldskirchen, Traiskirchen, Solenau, Neudorf, Guntramsdorf, Minichdorf, Sulz, Lichtenstein, Baumgarten und Kaisersberg gehörten, als unumschränkter Gebieter. Da er noch vor dem Tode seines Bruders Leopold V. das Bergstädtchen Wenne oder Wienne, seiner romantischen Lage wegen, lieb gewonnen hatte, wählte er es bald nach seinem Regierungsantritte zu seiner Residenz, und baute sich auf dem nämlichen Platze, wo heute das hofkriegsräthliche Gebäude steht, eine Burg, wovon dieser Platz den Namen am Hof, erhalten haben soll. Einige Schriftsteller wollen jedoch behaupten, diese Benennung sey weit älter, und rühre daher, weil Kaiser Heinrich III. im Jahre 1042 daselbst Hoftag gehalten habe.

Wien wurde durch die Ansiedlung der Hofleute und vieler Fremden, die sich dort niederließen, immer größer und blühender; besonders trug zu ihrem plötzlichen Aufkommen die Donau bey, durch welche die Kreuzzüge und der Handel nach Ungarn und Griechenland und von da zurück begünstigt waren.

Im Jahre 1144 legte Heinrich den ersten Grundstein zur St. Stephanskirche, und beförderte den Bau dergestalt, daß dieselbe schon im Jahre 1147 von dem damaligen Bischof von Passau, Reinbert, unter dem Pfarrer Eberhard Huber eingeweiht werden konnte. Gleich der Jacobskirche, lag auch die Stephanskirche Anfangs außer der Stadt, bis sie, bey der allmäligen Vergrößerung derselben, in ihre Mauern eingeschlossen ward.

Ungeachtet des Kreuzzuges, auf welchem Heinrich den Kaiser Conrad III. nach Palästina begleitete, und der verschiedenen Kriege, in welche er wider seinen Willen verwickelt wurde, fuhr er dennoch fort, Wien immer mehr zu vergrößern und zu verschönern. Die alte Kirche zu Maria am Gestade (Maria Stiegen) ward erneuert und erweitert, und von Heinrichs Bruder, dem Bischof Conrad von Passau, im Jahre 1154 feyerlichst eingeweiht.

In der Nähe der Stephanskirche hatte Heinrich eine Straße, die Wollzeile genannt, angelegt, und im Jahre 1155 die Kirche und das Kloster zu den Schotten, damals ebenfalls außerhalb der Stadt, gestiftet. Letzteres erhielten die durch ihre Frömmigkeit und exemplarische Lebensweise zu St. Jacob in Regensburg sich auszeichnenden Hyberner-Mönche aus dem Orden des heiligen Benedict zum Geschenke. Heinrich räumte ihnen ganz besondre Rechte ein, ja, er trat ihnen sogar, mit Erlaubniß des Bischofs Conrad von Passau und mit Bewilligung des Pfarrers Herberger zu St. Stephan und der gesammten Geistlichkeit in Wien, außer den Capellen und Pfarren zu Laab, Krems, Tulln, Pulkau und Eggendorf, auch noch die Beneficien bey den Kirchen zu Maria am Gestade, St. Ruprecht, St. Pancraz und St. Peter, mit allen von seinen Vorfahren an ihn vererbten Patronatsrechten ab, und entschädigte die Mutterkirche zu St. Stephan durch gewisse Güter in der Wollzeile.

Die Unterthanen des Schottenstiftes nebst dessen Leibeigenen und Dienst-

leuten machte er vom bürgerlichen Richterstuhle unabhängig, so daß sie von nun an bloß dem Abte unterworfen waren. Die nächste Umgrenzung dieses Klosters ward ein Asyl für Verbrecher (die peinlichen ausgenommen), woher der Name Freyung (Freystätte) entstanden ist. Die Benedictiner-Mönche widmeten sich, ihrem Ordensgelübde gemäß, dem Unterrichte der Jugend und boten armen Reisenden und Wallfahrern unentgeltlich Obdach und Pflege an. Zwecke, welche der erhabene Stifter durch ihre Berufung nach Wien vorzüglich beabsichtigt hatte.

Im Jahre 1156 trat der merkwürdige Zeitpunkt ein, in welchem Kaiser Friederich I. das Land ob der Enns mit Unterösterreich vereinigte, beyde Länder zu Gunsten Heinrichs II. zu einem Herzogthum erhob, und demselben das Recht der Erbfolge für Sohn und Tochter, ja sogar die Veräußerung und Verschenkung bey Mangel an Leibserben, ertheilte. Überdem ward es von jeder Gerichtsbarkeit und Reichssteuer, von jedem Gottesgerichte und Kriegsdienste befreyt, und ihm alle bisher kaiserlichen Regalien, das eigene Blut- und bürgerliche Gericht, und die Auszeichnung zugestanden, daß seine Beherrscher, bey Belehnung durch die Person des Kaisers mit dem Herzogthume, das Lehen zu Pferde und mit bedecktem Haupte empfangen durften. Auch sämtliche Vasallen wurden zur Belehnung an Heinrich II. gewiesen, so wie alle dem Herzogthume Österreich zustehenden Privilegien und Souverainitäts-Rechte auf jede künftige Erwerbung ausgedehnt. Am 17. September 1156 ward vom Kaiser und Reich die Urkunde hierüber ausgestellt, und von den Reichsständen mit Siegel und Handschlag für ewige Zeiten bestätigt.

Ganz Deutschland feyerte die Erhebung Jasomirgotts. Österreich jubelte, einen selbstständigen Fürsten erhalten zu haben, von dessen Stammfolge es künftig beglückende Zeiten für das Land erwartete, und ehrte ihn als den Gründer des Herzogthums.

Kaum entblühte in Herzog Heinrichs Sohne, Leopold VI., dem Lande ein Nachfolger, als Kaiser Friederich I., seinen Treusinn auf die Probe stellend, ihn auffoderte, ihn nach Italien zu begleiten, um die in Mayland ausgebrochener Unruhen durch Verstärkung seiner Heeresmacht im Keime zu ersticken. Heinrich verzichtete sogleich auf das ihm zugestandene Recht, keinen Feldzug für das Reich außerhalb des Landes mitmachen zu dürfen, entzog sich den Umarmungen seiner Gattinn Theodora und seines neugebornen Sohnes, und eilte mit einem ansehnlichen Heere nach Italien. Sein Eifer und Muth überstrahlte dort alle andern Vasallen des Kaisers, und nie dürfte in der Mayländer Andenken der strenge Blockade-Zustand, in welchem sie von dem ersten Herzoge von Österreich gehalten wurden, vergessen werden. Die Einwohner mußten sich die Demüthigung gefallen lassen, den Kaiser kniend um Schonung zu bitten.

Gleich nach Heinrichs Rückkehr aus dem siegreichen Kampfe gebar ihm seine Gemahlinn zu Wien seinen zweyten Sohn Heinrich. Von dieser Zeit an wurde sein Aufenthalt in dieser Stadt und im Lande bleibender. Er führte bey den Hoftheidigungen den Vorsitz, leitete die Aussprüche der Landrichter nach Recht und Billigkeit, bestätigte alte Freyheiten und Privilegien, den Tausch von Grund und Gütern, machte fromme Stiftungen und Schenkungen, besuchte seine Hofhaltungen, Schlösser und Besten, gewann dadurch im-

mer mehr die Liebe seiner Unterthanen, und verpflichtete sie sich durch Verleihungen der seiner Hoheit zugefallenen Lehen zu einer immerwährenden Dankbarkeit. Er führte die Fürsten-Amter ein, ordnete die Stände nach Geistlichen, Herren, Freyen, Edlen, Rittern und Bürgern in stufenweise Reihenfolge, und setzte zu Wien einen Stadtrichter ein.

Um diese Zeit (1160) hatte die Stadt Wien ungefähr folgende Umgrenzung: Vom Heidenschuß, wo sich das erste Thor befand, lief die Stadtmauer neben der heutigen Naglergasse bis zum Peiler-Thore und von da durch das Paternoster-Gäßchen, am Jungferngäßchen vorüber, dem Freysinger (jetzigen Trattner-) Hofe zu, welcher von dem Bischöfe Otto von Freysingen, einem Bruder Jasomirgotts, erbaut worden war. Die Naglergasse und die heutige belebteste Straße von Wien, der Graben, bildeten von dieser Seite den Wallgraben. Zwischen dem Schlossergäßchen und dem Hause zum Rebhühnchen stand das dritte Thor. Von dort zog sich die Mauer über die Brandstatt, den lichten Steg und Haarmarkt, zwischen welchen sich das vierte Thor befand, das zur Wollzeile, dann aufwärts gegen den Lazen- und Gemmingerhof bis an den Kassensteig zum fünften Thore, und von da am damaligen Ufer der Donau hinter St. Ruprecht über den heutigen Salzgries bis zum sechsten Thore, und endlich neben dem tiefen Graben bis zum Heidenschuß hin führte. Außer den hier angeführten sechs Hauptthoren gab es noch zwey kleinere Pfortchen, das eine unter St. Ruprecht und das andere an den Fischerstiegen, durch welche man an die Donau gelangte.

Innerhalb dieser Umgrenzung waren folgende Plätze und Gebäude merkwürdig: Der Hof, damals am Herzogenhof genannt, und die daselbst von Heinrich Jasomirgott erbaute Burg und Kirche; die Kirche zu St. Pancraz in der Gegend der heutigen Nunciatur, die Peterskirche, der Judenplatz, der hohe Markt, der Berghof, die Kirchen zu St. Ruprecht und zu Maria am Gestade, unter der sich das sechste Thor befand, und der Freysinger- und Passauerhof, welcher letztere vom Bischöfe Conrad von Passau, der ebenfalls ein Bruder Heinrich Jasomirgotts war, erbaut worden. Außerhalb den damaligen Stadtmauern können die Kirche zu St. Stephan, damals etwa halb so groß, als heut zu Tage (nämlich vom Riesenthore bis gegen das mit einem eisernen Gitter eingefasste Thor), die Wollzeile, die von Leopold dem Freygebigen erbaute Kirche zu St. Jacob, das Schottenstift und das bekannte Jagdhaus Ludwigs des Heiligen, mit Gewißheit angegeben werden.

Heinrich hatte indessen seine Bemühungen um die Wohlfahrt seines Landes rastlos fortgesetzt, Fleiß und Gewerbsamkeit ermuntert, und neue Ansiedler zur Beurbarung unbebauter Gründe herbeygezogen. Plötzlich sah er sich in den Jahren 1175 und 1176 von den Böhmen, Mähren, Steyermärkern und Kärnthnern, denen seine immer mehr wachsende Macht gefährlich zu werden schien, vereint angegriffen und in einen blutigen Krieg verwickelt. Städte und Dörfer gingen in Rauch auf. Heinrich vertheidigte sich mit seinen beyden Söhnen, die er bereits im Jahre 1174 in der von ihm gestifteten Schottenkirche wehrhaft gemacht und sie eigenhändig zur Vertheidigung des Vaterlandes und seiner Person mit dem Schwerte umgürtet hatte, mit männlicher Standhaftigkeit und Unererschrockenheit. Vom Markte Fischament an bis an die Grenzen von Mähren, Böhmen und Steyermark ward alles ein Raub

der Flammen, und weder Menschen noch Thiere verschont. Dreyhundert Unglückliche, welche sich eine Stunde von Wien in die Kirche zu St. Veit am Wienflusse geflüchtet hatten, kamen im Feuer um.

Eben so grausam wurde von Heinrich und seinen Söhnen, den Sitten der damaligen Zeiten gemäß, jenseits der Donau in den Marken Böhmens und Mährens, und an den steyrischen Grenzgebirgen und Flüssen verfahren. Dieser unglückliche Krieg war es, der Osterreich eines seiner edelsten Beherrscher beraubte. Heinrich stürzte im Schlachtgetümmel vom Pferde, brach sich den Fuß, und starb in Folge dieser Verwundung, zwey und sechzig Jahr alt, am 13. Jänner 1177. Seine Söhne erfochten erst im Jahre 1178 nach Verwüstung der Städte Brünn und Ollmütz den Frieden für ihr Land.

Heinrichs Leichnam wurde am 18. Jänner 1177 in der von ihm erbauten Kirche zu den Schotten beygesetzt. Kein Denkmal bezeichnet die Ruhestätte des hohen StifTERS des Herzogthums, des großen Helden und Vertheidigers der österreichischen Landesherrlichkeit, des Gründers und Geseßgebers der Stadt Wien. Man hat jedoch in der ersten alten Kirche, welche in der Gegend des heutigen Priorathauses (vormaligen Normalschule) stand, eine gewölbte Beingruft entdeckt, in welcher sich drey Gerippe vorfanden. Eins derselben, an welchem ein Fußbein zerbrochen war, kann Heinrichs, und die nebenliegenden Gerippe die seiner Gemahlinn Theodora und Tochter Agnes, welche an seiner Seite begraben wurden, gewesen seyn. Es ist unbekannt, wohin die aufgefundenen Gebeine zur Aufbewahrung gebracht worden sind. Die einzige Gedächtnißfeyer Heinrich Jasomirgotts wird am 13. Jänner, als dem Jahrestage, seines Todes durch Glockengeläute und Abfingung eines Requiems vor einem, mit dem heutigen Wapen Osterreichs und einem alten Fürstenhute gezierten Trauergerüste, gefeyert.

C h a r a d e.

Wenn Harf' und Flötentöne sich verschwiftern,
Dann wirkt das Ganze mächtig auf's Gemüth;
Wenn Liebende das Wort der Treue flüstern,
Sind von dem Ganzen friedlich sie durchglüht.

So war's: ich frug dich, kannst du mein vergessen,
Treibst in die Fern mich das Geschick hinaus?
Da laukst du mir an's Herz und sprachst vermessnen,
Ha Ungetreue! laut die dritte aus.

Du sogst, und ich bin nun der Ersten Beute
Indes man oft die Zweyte klagend hört;
Zerrissen ist des Herzens zart'ste Saite,
Und so das Ganze unheilbar zerstört.

Carl August Glaser.

T h e a t e r = A n z e i g e .

Von G. L. P. Sievers.

Der Botaniker, Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen, von Hrn. Sonnleithner. Neu zur Aufführung gebracht auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

Ich zeige diese Vorstellung bloß aus dem Grunde an, um einer Künstlerinn Erwähnung zu thun, von welcher ich bisher in diesen Blättern noch keine Gelegenheit zu sprechen gefunden habe. Die Rolle der Caroline ist, wie die meisten jungen Mädchen in den französischen Stücken, ein Gemisch von Wis und Gemüthlichkeit, von Naivität und Frechheit, von Natur und Coquetterie, von Ernst und Schallhaftigkeit. Die Franzosen, welche bereits im Leben angefangen, ihren nationellen Charakter gegen einen fremden zu vertauschen, können in ihrem Lustspiele den rechten Ton nicht mehr finden; daher die mannigfaltigen Schattirungen, vornehmlich der weiblichen Charaktere, deren Grundlage bey allen Völkern, besonders bey den Franzosen, verwickelter, also in der Schilderung schwieriger ist, als die der männlichen Charaktere. In der That ist ein junges Mädchen von Stande in den neueren französischen Lustspielen ein Chamäleon, welches in alle Farben spielt, ohne eine einzige davon in Wahrheit zu besitzen. Man vergleiche, zum Beispiele, den Charakter der Fille d'honneur (einer Rolle, von der ich voraussetzen darf, daß sie in ganz Deutschland bekannt ist) mit dem der Elise von Balberg, und man wird meine obige Bemerkung bestätigt finden.

Die Darstellung dieser Rollen kann für französische Schauspielerinnen keine Schwierigkeit haben: durch ihre bürgerliche Erziehung von Jugend auf der inneren Selbstbetrachtung entzogen und gewöhnt, ihre Seelenkräfte ohne persönliche Theilnahme vermittlest der Ironie an den Aufendungen durch Auffindung der Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten zu erproben, spielen sie jene Rollen mit strenger Einheit und in der einzigen Manier, die ihnen zu Gebote steht, nämlich in der wigigen, einer Darstellung, aus welcher alle Gemüthlichkeit, aller reflectirende Ernst, alle Bezüge nach innen zu verschwinden und einem gänzlich freyen Spiele mit den Umgebungen Platz machen. Eine solche schauspielkünstlerische Ausführung kann und muß von einem französischen Publicum, dessen Empfänglichkeit gerade auf diesem und keinem andern Wege in Anspruch genommen werden kann, Statt finden; sie ist sogar, in Kunstsinicht betrachtet, als die einzig wahre zu betrachten, da sie Einheit, das erste und nothwendigste Erforderniß jeder Darstellung, enthält.

Je mündgerechter (um mich eines gewöhnlichen, aber hier doppelt treffenden Ausdrucks zu bedienen) dergleichen Rollen französischen Schauspielerinnen sind, desto größeren Widerspruch müssen deutsche Darstellerinnen mit ihrer künstlerischen und persönlichen Individualität in Darstellung von Charakteren finden, welche im eigentlichen Verstande und deutsch sind. Je größer aber die (möchte ich sagen) *F r a m p f h a f t e* Anregung ist, in welche letztere durch eine solche *h e t e r o g e n e* Aufgabe versetzt werden, je künstlerischer ist die Inspiration, welche die Wirkung davon hervorbringt, und je vollendeter die Darstellung, welche das Ergengniß derselben ist. Davon gab die verewigte *B e t h m a n n*, eine Künstlerinn, welche in ihrer Totalität noch nicht erreicht worden ist und schwerlich je erreicht werden dürfte, in der Darstellung der *F a n c h o n* einen so glänzenden Beweis: sie wußte, mit bewunderungswürdigem Erfolge, die Sentimentalität und Trivoltät dieser barocken Rolle zu einem einzigen Ganzen zu veramalgamiren, und eine Leistung zu schaffen, welche mit der Darstellung derselben Rolle von *Mad. Belmont* *) in Paris nichts weiter, als den Namen, gemein hatte.

*) So heißt sie französische Schauspielerinn, welche zu Paris auf dem Vaudeville-Theater die Rolle der Fanchon zum ersten Male gespielt und in derselben ein bis dahin fast unerhörtes Glück gemacht hat. Das Stück ward mehr als hundert Male hinter einander gegeben; alle Journale vereinigten sich, die Darstellerinn bis in die Wolken zu erheben; *Mad Belmont* ward für ein ganzes Jahr die gefeyerteste Schönheit des Laques: die Zeichner, Haarträusler und Schneider nahmen Modelle nach ihr, denn ganz Paris wolste à la Fanchon gemalt, frisirt und gekleider seyn. *Mad. Belmont* t schwindelte der Kopf, der bey ihr freylich zu den schönsten, obgleich nicht zu den geistreichsten gehört: vom stürmischen Beyfalle des enthusiastischen Paris berauscht und uneingedenk des Sprichworts:

Tel brille au second rang, qui s'éclipse au premier,



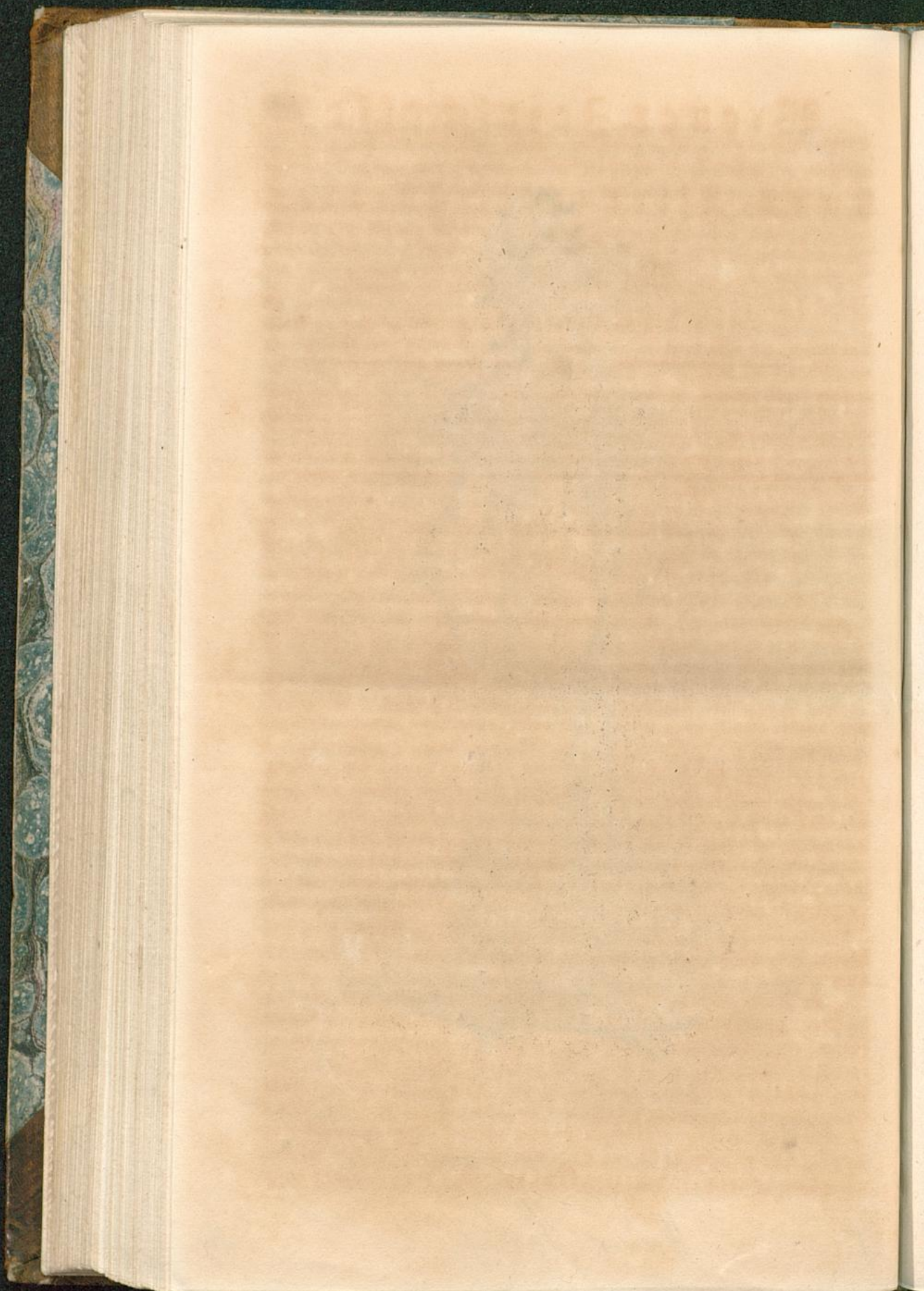
P. v. G. Del.

F. v. Stuber sc.

X.

Wiener Moden.

29.
1822.



Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 9. März 1822.

30

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Zur Geschichte der Schuhe.

Von Georg von Saal.

Cui non conveniet sua res, ut calceus olim,
Si pede major erit, subvertet, si minor, uret.

Horat.

Wie alt die Erfindung der Schuhe ist, und wem man sie zu verdanken hat, ist ungewiß. Plinius nennt den Erfinder Boethius, meldet aber weder, wer dieser gewesen, noch wann er gelebt. Der heiße Sand im Orient nöthigte die Menschen, ihren Füßen eine Unterlage zu geben. Anfangs diente dazu ein Stück Holz, das man in der Folge nach der Form des Fußes schnitt, und an demselben mit einem Bande oder Riemen befestigte. Solcher Sohlen bediente man sich noch zu Abrahams Zeiten. Moses und Josua scheinen schon Schuhe getragen zu haben, die den ganzen Fuß bedeckten; wenigstens redet letzterer von ausgebesserten Schuhen. Judith hatte so schöne Schuhe, daß sie den Holofernes in Verwunderung setzte. In China sollen sie unter der Regierung des weisen Hoangti, folglich schon 2697 Jahre vor Ch. G., im Gebrauche gewesen seyn. Mehrere schreiben diese Erfindung dem ersten Menschenpaare zu, welcher Meinung jedoch Bynaus widerspricht.

Der Stoff, woraus die Alten ihre Schuhe verfertigten, war sehr verschieden. Die Ägypter flochten sie aus Schilf: ihre Priester durften keine andern, als aus Papiergras geflochtene, tragen. Die Spanier verfertigten sie aus Pfriemengras und Binsen, wie noch heut zu Tage die Schuhe der liefländischen Bauern aus Bast gemacht werden. Die alten Deutschen trugen dergleichen aus Holz, und die Indianer aus Baumrinde.

Die Israeliten der Vorzeit besaßen zweyerley Gattungen Schuhe: Feyer Schuhe, deren sie sich bey Hochzeiten oder andern festlichen Zusammenkünften bedienten, und Alltags Schuhe, welche sie zu Hause, bey ih-

rer Arbeit, oder auf ihren Reisen trugen. Der Luxus der Schuhe artete in der Folge so sehr bey ihnen aus, daß sie sie mit Myrrhen und köstlichen Balsamen anfüllten, um bey jedem Schritte Wohlgeruch zu verbreiten; sie besetzten sie auch mit Perlen und Edelsteinen oder andern klingenden Dingen, um ihr Kommen durch den Klang anzukünden. Früher mögen die gewöhnlichen Schuhe bey ihnen nicht hoch im Werthe gestanden seyn, da die Propheten die Geringschätzung eines armen elenden Mannes dadurch bezeichnen, daß sie sagen, man habe ihn um ein Paar Schuhe verkauft oder hingegeben. *Es mens von Alexandrien* berichtet, sie hätten zuweilen die Nahmen oder Bildnisse ihrer Frauen oder Geliebten von Stahl oder anderm Metall unter den Absätzen getragen, um solche bey jedem Schritte in der Erde abzudrücken. Ihre Schuhe waren mit Riemen befestigt; sie wurden ihnen von ihren Dienern angezogen und abgenommen, daher die Redensart: *eines andern Schuhriemen auflösen*, welches für ein Zeichen der Unterthänigkeit oder Knechtschaft gehalten wurde.

Es herrschten in der früheren Zeit bey diesem Volke viele Gewohnheiten, die sich auf die Schuhe bezogen und eine symbolische Deutung hatten. Durch die Übergebung des Schuhs, welche man bey gewissen Kaufverträgen beobachtete, ward dem Käufer der Besitz eines Grundstücks oder eines andern Eigenthums überlassen und ihm zugleich dadurch das Recht gestattet, den Acker zu betreten, wie es bisher der Verkäufer gedurft hatte. Auf diese Weise ward dem *Boas* der Acker von dem Erben übergeben. (*Ruth IV. 7.*) Die Abziehung des Schuhs bedeutete, daß ein Mann die Witwe seines kinderlos verstorbenen Bruders nicht heirathen wollte. Das Haus eines solchen Mannes hieß das Haus eines Barfüßers. Auch zog man die Schuhe aus, um die Heiligkeit des Ortes, an dem man sich befand, dadurch anzuzeigen. So mußten *Moses* bey der Erscheinung Gottes im brennenden Busche und *Josua* (*Buch Jos. V. 15.*) die Schuhe ausziehen. Die Priester durften gleichfalls nicht anders, als mit entbloßten Füßen, im Tempel erscheinen. Man entschuhete sich auch zum Zeichen der Trauer. So meldet *Flaccus*, die Israeliten hätten sich dreyßig Tage lang keiner Schuhe bedient, sondern wären mit bloßen Füßen gegangen. Auch *David* ging ohne Schuhe, als er seines Sohnes wegen aus Jerusalem weichen mußte. Barfüßigkeit war gleichfalls ein Beweis der Armuth. So mußte *Isaias* ohne Schuhe einhergehen, um dem Volke seine zukünftige Dürftigkeit anzudeuten. Endlich legten die Israeliten zur Buße ihrer Sünden bey dem jährlichen Veröhnungsfeste ihre Schuhe ab, und standen vor Gott mit bloßen Füßen. Sich den Gebrauch der Schuhe untersagen, war ein Zeichen einer erlittenen Schmach oder von Trübsal. Dagegen deutete das Tragen der Schuhe eine vornehme Person, oder eine hohe Würde an. Die Redensart, *je manden seine Schuhe nachtragen*, bedeutete, ihm alle, auch sogar die verrächtlichsten, Dienste leisten, oder unter dessen Gewalt stehen. Ein ähnlicher Gebrauch herrschte bey den Römern. So oft sie sich zu Tisch setzten, ließen sie sich die Schuhe ausziehen. Den Schuh ausstrecken, war ebenfalls eine symbolische Redensart, und bedeutete bey Königen die Vermehrung des Reiches. So sagt *David* im LX. Psalm: *meine Schuhe strecke ich über Edom, d. h. ich will die Edomiten unter meine Botmäßigkeit bringen.*

Bei den Griechen im heroischen Zeitalter, bediente man sich, statt der eigentlichen Schuhe, bloßer Sohlen. Von der Juno wird gesagt:

Unter die glänzenden Füß' auch band sie sich stättliche Sohlen.

Hom. Iliad. XIV. 186.

Eine Art von Stiefeln, aus Ochsenhäuten gemacht, wickelte man sich um die Beine. So heißt es vom Vater Laertes:

Auch ein Paar stierlederne Schienen

Trug er gestickt um die Beine, dem ritzenden Dorne zur Abwehr.

Hom. Odys. XXIV. 228.

Die *Hypodämeta*, welche bey ihnen die vornehmste Fußbedeckung ausmachten, waren dicke Sohlen, die vermittelst zweyer, von beyden Seiten unter denselben hervor, oben auf dem Fuße zusammenlaufenden und sich um denselben schlingenden Riemen, welche sich mit einem dritten, der zwischen den beyden ersten Zehen durchlief, unter einem Hefte vereinigten, das wie ein Kleeblatt, Herz oder Kreuz gestaltet war, befestigt wurden. Ein so beschuhter Fuß befand sich nach Winkelmann (S. 445.) im Museum des Bildhauers Cavacceppi. Außerdem waren bey den Griechen noch folgende Arten von Schuhen in Gebrauch. *Konipodes* und *Arbylai* waren Schuhe für den Koth. Sie hatten, fast wie unsre Schuhe, ein Hinterleder, wurden aber vorn über dem Fußblatt mit Riemen zugebunden. Von der nämlichen Beschaffenheit waren die Schuhe der Spartaner (*Lakonikai* und *Amaklaidēs* genannt), aber von rother Farbe. Bey den letztern durften die Kinder erst dann Schuhe tragen, wann man sie zum Feldbaue oder zur Jagd zu gebrauchen begann. Sehr oft, und zwar noch in ihrer luxuriösesten Periode, gingen die Griechen barfuß. Vornehme Athener trugen an den Schuhen einen halben Mond von Silber oder Elfenbein; die Sklaven durften gar keine Schuhe tragen.

Die Frauen bey den Griechen waren theils mit Sohlen, theils mit eigentlichen Schuhen bekleidet. Die Schuhe, welche man auf alten Gemälden findet, sind von gelber Farbe, vorne rund und in die Höhe laufend, dem heutigen Pantoffel ähnlich. Sie hießen *Persikai*, weil die Mode von den Persern kam, und wurden gewöhnlich nur von den öffentlichen Frauen getragen. Noch älter sind die *Sandala* oder *Sandalia*; sie bestanden aus einer, einen Finger, ja zwey Daumen dicken Sohle von Korkeholz, die oben und unten mit Leder überzogen und am Rande zierlich gestippt war. Sie bedeckte nur die Fußsohle, und war bis zur Mitte des Schenkels auf eine zierliche Art kreuzweise herauf mit Riemen befestigt.

Periparides waren Schuhe der Sklavinnen, scheinen aber auch von vornehmen Frauen getragen worden zu seyn. Eine andere Art Schuhe bestand in einem bloßen Stück Leder, das um den Fuß gewickelt und oben zugeschnürt wurde. Winkelmann fand dergleichen an zwey Statuen gefangener thrazischer Könige von schwarzem Marmor im Campidoglio. Beyde Geschlechter bey den Griechen trugen auch Sohlen, die aus Stricken netzförmig geflochten waren. Man findet sie an Götterbildern auf einem Altare in der Villa Albani. Die Schuhe der Griechinnen hatten zuweilen Absätze, welche *Katōmata* hießen, und aus kleinen Stückchen Leder zusammengesetzt waren.

Die alten griechischen Weltweisen trugen keine Schuhe; Phocion, Aristodemus und Socrates gingen meistens barfuß. Dieselbe Sitte hatte Pythagoras bey den Spartanern eingeführt. Alexander der Große trug weiße Schuhe.

Die griechischen Kaiser trugen rothe Schuhe. *Basilus*, der Patriarch von Constantinopel, weigerte sich, den *Phocas* zu empfangen, bevor dieser nicht seine rothen Schuhe ausgezogen hatte, und ihm in bürgerlicher Tracht entgegen kam. *Pykratès* führte bey seinem Heere Schuhe ein, welche sehr klein und so gemacht waren, daß sie ohne alle Mühe an- und ausgezogen werden konnten. Sie erhielten von ihm den Nahmen *Pykratiden*. Die Leibwache der Tyrannen trug Schuhe von Wolfsfelln, welche daher im griechischen *Lycopodes*, im lateinischen *Lupipedes* d. h. *Wolfffüßige* oder *Wolfffüßler* genannt wurden.

Die Schuhe *Agnons*, eines Freundes *Alexander des Großen*, waren mit goldenen Nägeln beschlagen. Dergleichen trug ein großer Theil vom Heere *Antiochus*, des durch seine Verschwendung so berühmten syrischen Königs.

Die Fußbekleidungen der Römer kamen mehr oder weniger sowohl mit den bereits genannten, als mit unsern heutigen Schuhen überein. Sie wurden mit den Nahmen *Soleae*, *Sandalia*, *Calcei*, *Mullei*, *Socci*, *Caligae* bezeichnet. Die *Calcei*, welche den ganzen Fuß bis an die Schienbeine bedeckten, waren vorn offen und wurden mit Riemen, Bändern oder Schleifen zugebunden. Sie mußten knapp anliegen und wurden zu dem Ende mit Wolle, oder dergleichen, ausgestopft. Man machte sie in den ältern Zeiten aus rohen Häuten und nannte sie *carbantinas crepidas*. Nachher gerbte man das Leder, und suchte es durch Alaun noch weicher zu machen. Bey zunehmendem Luxus brachte man Verzierungen an denselben an. Die Schuhe der Senatoren reichten bis an die Hälfte des Beines. Auf der Spitze derselben war ein goldener oder silberner Halbmond (*luna vel lunula*) angebracht, weshalb man den Schuh *lunata pellis* und den Fuß *lunatus pes* nannte. Es scheint, daß nur die patrizischen Senatoren dergleichen Schuhe getragen haben.

Die Frauen-Schuhe waren gewöhnlich weiß, bisweilen roth, scharlach- oder purpurfarbig, und die Oberblätter daran mit Stickerarbeit und Perlen geziert. In frühern Zeiten trugen nur die öffentlichen Frauen rothe Schuhe, hohe Absätze und dergleichen. Die Mannschuhe waren gewöhnlich schwarz, doch bisweilen auch roth, dergleichen *Julius Cäsar* trug. Man zierte sie unter den Kaisern mit Gold, Silber und kostbaren Steinen. *Helio-gabalus* pflegte Edelsteine, von den größten Künstlern geschnitten, und auch diese nie öfter, als ein einziges Mal, an seinen Schuhen zu tragen. Die Spitzen waren zuweilen in Gestalt des Buchstabens *S* in die Höhe gebogen; diese nannte man *calcei repandi*. Die Senatoren banden ihre Schuhe mit vier, die Plebejer mit einem Riemen.

Die Schuhe der alten Einwohner *Latiums* waren von ungegerbtem Leder und hießen *Ferones*. Dergleichen trugen auch die alten *Marsen*, *Hernicer* und *Bestiner*. Arme Leute trugen hölzerne Schuhe, dergleichen pflegte man auch denjenigen anzuziehen, welche wegen Vaternordes verurtheilt worden waren. Eine ähnliche Art Schuhe trugen die Landleute. Man nannte sie *Sculponeae*. Bey entstandenen Streitigkeiten pflegten sie sich wohl auch mit denselben zu schlagen.

Die Schuhe der Soldaten (*Caligae*) waren mit Nägeln beschlagen. Der Kaiser *Caligula*, welcher im Lager geboren und unter den Regionssoldaten

erzogen worden war, pflegte sich, aus Gefälligkeit gegen das Heer, wie ein gemeiner Soldat zu kleiden, und auch so beschuht zu seyn. Daher sein Name. Die der Komödianten wurden Socci (Pantoffeln), der Tragödienspieler Cothurni genannt. Letztere waren handhohe Sohlen, die mit Riemen an den Füßen befestigt wurden. So sieht man sie am Fuße der Melpomene in der Villa Borghese. Des Cothurns bedienten sich beyde Geschlechter, vornämlich die Frauenzimmer; sie wurden aber meistens von den tragischen Schauspielern in der Absicht getragen, um von größerer Leibesgestalt zu scheinen. Sophokles führte diesen Gebrauch ein. Daher bedeutet Cothurn oft figürlich die Tragödie selbst, dergleichen den tragischen, erhabenen Styl. Einer andern Art Cothurnen, wie die herkulanischen Gemälde zeigen, und die unsern Halbstiefeln gleichend, bedienten sich die Jäger und Krieger.

Die Römer trugen auch Fußbedeckungen, die aus Wolle oder Ziegenhaaren gemacht waren. Sie hießen Udones. Die eigentlichen Schuhe legten sie nur mit der Toga bey dem Ausgehen an. Auf Reisen bedienten sie sich der Pantoffeln. Ihre Sklaven mußten, wie bey den Griechen, barfuß gehen. Bey Tische pflegten sie ihre Schuhe abzulegen.

In spätern Zeiten sind nach und nach mit den Schuhen viel Veränderungen vorgegangen. In Frankreich waren seit den Zeiten Philipp Augusts (1180) die Schuhe zugespitzt und vorne umgebogen, so daß sie einen Schnabel bildeten, der, nach dem Stande der Person, mehr oder weniger lang war. Die gemeinen Leute trugen ihn einen halben, die reichsten Bürger einen Fuß, und die vornehmsten Gedelleute und Prinzen zwey Fuß hoch. Der Schnabel ward überdem noch mit allerley grotesken Dingen, als Hörnern, Klauen u. s. w. geziert. Diese Schuh-Tracht Souliers à la Poulaine genannt, sie wurde am Ende so übertrieben, daß die geistliche und weltliche Macht sich zu ihrer Ausrottung vereinigen mußte. Die Könige verboten sie durch Gesetze, und die Geistlichkeit ließ dagegen predigen. Von Frankreich drang sie ins Ausland: man findet im XIII. Jahrhunderte Spuren davon in England, Deutschland, in den Niederlanden. Sie dauerten bis unter der Regierung Karls V. Den Ursprung dieser abgeschmackten Mode suchen einige Schriftsteller in England, aus den Zeiten Heinrichs II. (1140) herzuleiten*). Dieser Prinz besaß eine vorzügliche körperliche Schönheit; aber seinen Fuß verunstaltete ein sonderbares dickes Fleischgewächs, welches zu verbergen, er Schuhe von der erwähnten Gestalt getragen haben soll. Der Adel ahmte die Mode nach, und in kurzen auch der Bürgerstand. Die englischen und französischen Bischöfe sprachen vergeblich ihre Bannflüche gegen diese Mode aus, und ein Mönch, der Fortsetzer der Chronik Wilhelms von Mangleis, nannte sie öffentlich eine Sünde wider die Natur, und eine Beleidigung des Schöpfers; ja es fehlte nicht viel, so hätte man die Anhänger derselben für Ketzer

*) Nach andern soll Geofroi Plantagenet, Graf von Anjou, aus derselben Ursache sich solcher Schuhe bedient und sie dadurch in die Mode gebracht haben, woher das Sprichwort: être sur un grand pied (auf einem großen Fuße leben), soll entstanden seyn. Auch der berühmte Wagenseil schnitt sich, wie die vornehmen Chinesen, niemals die Nägel an den Zehen ab, wodurch sie die Größe der Adlerklauen erreichten. Um sie nicht zu verletzen, trug er so lange Schuhe, daß, wenn er um eine Ecke bog, die Leute schon von Weitem riefen, ehe sie ihn noch ansichtig wurden: „Wagenseil kommt, man sieht schon seine Schuhe.“

erklärt. Philipp der Vierte in Frankreich (1290) erließ öffentliche Verbote gegen die Schnabelschuhe; aber sie dauerten daselbst, wie bereits gesagt, noch unter Carl V. fort. Dieser ersann zu ihrer Abschaffung ein Mittel, das sich wirksam zeigte: wer Schnabelschuhe tragen wollte, mußte zehn Gulden bezahlen. So hörte diese Mode am Ende ganz auf.

(Der Schluß folgt)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Februar.

** Auch diesmal zum Neujahrstage das nämliche Gedränge der Bettler, die nämliche Menge der nichtsagenden Gratulationen. Unter den Neujahrswünschen hat sich diesmal etwas Neues gefunden: ein Todtengräber empfahl sich seiner Gemeinde und bat sie, ihm fernerhin ihre gütige Gewogenheit (und geneigten Zuspruch!) zu schenken.

In diesem Augenblicke beschäftigen sich mehrere der Ältesten und Vorsteher der Kaufmannschaft mit der Errichtung eines Instituts, das längst ein dringendes Bedürfnis für Berlin gewesen ist, und in den herrlichen Sälen der neuerrichteten großen Börsenhalle im Lustgarten errichtet werden soll. Es besteht in einem Museum, welches die vorzüglichsten deutschen, französischen, englischen, italienischen, holländischen und nordamerikanischen Zeitungen und Journale enthalten wird, aus einem Erfrischungs-saal, Billiardzimmer u. s. w. Diese neue Anstalt wird hoffentlich um so gemeinnütziger werden, als die Bedingungen, unter welchen den Liebhabern der Zutritt gestattet wird, sehr billig sind.

Ein Ereigniß geringfügigerer Art halte ich für ein Zeichen mit der Zeit immer sichtbarer werdenden Großstädterey Berlins. Hr. Kuhn, der Redacteur des „Freymüthigen“, hat die originelle Idee gehabt, öffentlich einen Kasten auszuhängen, der mit der Inschrift: „Für die Theater-Zeitung“ versehen ist. Der Zweck, den er sich dabei vorgesetzt hat, ist folgender. Der Freymüthige hat nämlich seit einiger Zeit als Beilage eine „Theater-Zeitung“ enthalten, die aus Mangel an Unterstützung nicht in Aufnahme kommen will. Um mit einem Male recht viele Theilnehmer zu gewinnen, hat es Hr. Kuhn für das bequemste Mittel gehalten, die ganze Stadt unter der Versicherung zum Mitarbeiten einzuladen, daß alle eingehenden Arbeiten gedruckt werden sollen. Mich wundert, daß bey der Menge von Journalen, die jetzt in Deutschland erscheinen, nicht schon längst ein Redacteur auf diese sinnreiche Idee verfallen ist, um sich recht viele und recht wohlfeile Beyträge und noch obendrein viele Leser zu verschaffen. Letztere dürften nicht fehlen, da jedermann, der sein Schärfelein in das Kästchen geworfen hat, am folgenden Tage sich gedruckt lesen will. In Berlin, wo der kritische Geist so sehr zu Hause ist, wo Alt und Jung, Mann und Weib, Vornehm und Gering über das Theater urtheilt, hier findet die Kuhn'sche Idee vielen Beyfall. Wirklich ist schon ein Blatt erschienen, worin über das erste Wiederauftreten der Mad. Stich in Romeo und Julie (nach ihrer Entbindung) ein halbes Duzend solcher Allerwelts-Kritiken abgedruckt sind. In unsern politischen Zeitungen erscheinen von Zeit zu Zeit, doch jetzt weniger, als vordem, ziemlich gründliche, geistreiche, wihige oder wihelnde, zuweilen auch derbe, ja gemeine Theaterrecensionen. Diese erregen fortdauernd Aufmerksamkeit und erwecken Opposition. Kuhn's Idee war es daher vorzüglich, sich zum Organe dieser letzten zu machen. Diese Idee muß aber auf dem eingeschlagenen Wege misslingen: denn wer wird Kritiken beachten, bey deren Aufnahme, wie jedermann weiß, die Redaction keine Auswahl trifft?

Hr. Spontini hat durch die Zeitungen bekannt machen lassen, daß er mit einer preussischen National-Oper beschäftigt ist. So sehr wir Spontini's frühere Compositionen hochschätzen, so wenig können wir damit zufrieden seyn, daß dieser Componist sich der Alleinherrschaft bemächtigen will, welche, obgleich nur erst drey Opern von ihm auf dem Repertoire sind (wozu nächstens eine vierte, ältere in einem

Act: Milton, kommen wird), längst schon bey uns allzufühlbar ist. Ich habe Ihnen schon früher gemeldet, wie sehr die große, pomphaft Olympische alles Andere unterdrückt; auch der diesmalige Carneval bringt wieder keine einzige neue Oper, denn die früher angekündigten Horazier und Curiazier von Cimaro'sa kommen nicht zur Aufführung, und das große Publicum weiß nur, daß Carneval ist, indem es für einen Gulden traurige Redouten, die von Jahr zu Jahr immer mehr in Abnahme gerathen, besuchen, und für alte bekannte Opern während der sogenannten Carnevalszeit acht Groschen mehr, als gewöhnlich, zahlen muß.

Unter den Bühneneuigkeiten zeichne ich diesmal, nächst dem schon erwähnten Wiederauftreten unserer Stuch in Shakespeare's Julie, das Wiedererscheinen Desvrient's aus. Desvrient, leider! durch undiätetische Lebensart auf's Äußerste geschwächt, erscheint von Zeit zu Zeit eine oder zwey Wochen lang auf der Bühne. Er ist als Schewa in Cumberland's Juden, als Shylock, als Falstaff und in mehreren anderen seiner ausgezeichnetsten Rollen aufgetreten, deren Darstellungen, wie immer, bedauern ließen, daß die Gesundheit dieses Künstlers ihm nicht gestattet, uns öfter so erfreuliche Beweise seines vortrefflichen Talents zu geben^{*)}. Diesen großen Künstler häufiger zu sehen, thäte um so mehr Noth, als neben vielen braven Künstlern, welche wir im redenden Schauspiel besitzen, die Mehrzahl aus werthloser Spreu besteht. Namentlich scheint die junge Künstler-Generation mit einem unlöslichen Fluche belegt; trotz dem wird sie wacker vorgeschoben. Hr. Freund zum Beyspiele, der seiner Sprache, Haltung und Ausbildung wegen zu nichts weniger taugt, als zum Schauspieler, hat jezt das Liebhabersfach inne! Der junge Uzelmann spielt die zweyten edlen Rollen, Prinzen u. dgl. im Drama! Ein Hr. Zwick, ein trocknes, aller vis comica entbehrendes Subject, ermüdet in den zweyten komischen Rollen mit seinem ewig wiederkehrenden südlischen Dialect! Die Dles. Leist, Werner, Reinwald, Willmann, muß man alle Abend sehen! Unter den werthvollen Künstlern glänzt besonders Wolf, der seine Kunst in den Charakterrollen, zu denen er jezt übertritt, immer erfreulicher entfaltet. Einem neuen Lustspiel aus dem Französischen „die Reise nach Dieppe“ hat er allein durch sein meisterhaftes Spiel auf die Beine gehoffen. Sein „Felicité, der Wagen ist da,“ sein: „So wär' ich denn endlich in Dieppe!“ sein wüthendes: „Also ich bin doch nicht in Dieppe?“ sind Stellen, bey denen man es bedauern muß, daß des Mimen Kunst nicht festzuhalten ist.

Wolf, Beschort und Mad. Stuch haben besonders dazu beygetragen, einem neuen Producte von Julius v. Boff, genannt: Quintin Messis, eine augenblickliche Theilnahme zuzuwenden. Quintin Messis war bekanntlich ein Schmiedergesell, der aus Liebe zu eines Maters Tochter, welcher der Vater nur einem Maler zum Manne geben wollte, den Schmiedehammer mit dem Pinsel vertauschte, und nachher ein ausgezeichneter Künstler ward. Dieß zu einem ersten Drama sehr taugliche Sujet hat v. Boff diesmal durch triviale Hin- und Her-Reden, durch nichtsbedeutende Erzählungen, wenig bedeutende Episoden, und besonders durch höchst flach: alltägliche kunstphilosophische Sentenzen so verwässert, daß daraus ein langweiliges Drama in zwey sehr langen Acten geworden ist, dem bey der ersten Vorstellung nur gegen das Ende hin, wo die Handlung etwas lebendiger wird, theilweiser Beyfall geworden ist. Die „Erdennacht“ von Raupach ist nur zwey Mal gegeben, und hernach nicht weiter davon gesprochen worden.

Dafür haben zwey wirklich höchst ergezhliche Possen verdienten Beyfall gehabt, und füllen allwöchentlich das Haus. „Der Vär und der Bassa,“ der besonders durch Hrn. Gern des Jüngern unendlich launig-fragenhaftes Spiel sehr gehoben wird, ist aus dem Französischen übersetzt.

Eine neue Posse: „Staberl's Abenteuer,“ die eigentlich dem süddeutschen Boden entsprossen ist, macht mit ihren lustigen Situationen, mit ihren Wiken der besten Sorte und durch das vortreffliche Gastspiel des Hrn. Walther aus Carlsruhe, in diesem

^{*)} So eben erfahren wir durch eine mündliche Mittheilung, Desvrient sey mit Tode abgegangen. Ein Schreiben aus Berlin vom 2. März, welches vor uns liegt, erwähnt nichts davon. D. Red.

Augenblick hier kurore, trotz der sauerdöpsfischen Recensenten, welche sich etwas Rechtes dünken, wenn sie einer solchen harmlosen Posse mit rümpfender Nase und vornehmheit Töne den Stab brechen. Schafft uns nur ein zweytes Theater, und gebt uns oft solche gute, gelungene Lustspiele, dann wollen wir euch gern eure *Quintin Messis* und Consorten überlassen. Nur versteht uns recht, wir wollen Humor und Witz, nicht Plebs und Gemeinheiten; wir wollen die deutschen Kleinstädter und Staberle, nicht die „falsche Prima Donna“ (nämlich die Berliner!), nicht die „Damenhüte,“ nicht den „Stralauer Fischzug“ u. s. w.

Der Bassist *Fischer* war auf einige Wochen unter uns. Er hat einige Privat-Gesellschaften mit seinem Talente erfreut, ist aber öffentlich, trotz vielfältiger Wünsche, nicht aufgetreten. Er ist der Künstler, der die einzige, schwache Seite unserer Oper mit dem übrigen Ganzen auszugleichen vermöchte *).

Aus den Zeitungen erfahren wir, daß von den Kunstwerken, welche *Se. Maj.* hat ankaufen lassen, die dazu geeigneten Stücke in verkleinerten Umrissen möglichst treu in Kupfer gestochen werden sollen. Wo es sich thun läßt, wird durchsichtiges Papier zum Durchzeichnen angewendet, Bildwerke werden mit dem Neze und dem Diopter gezeichnet, überhaupt wird jedes mathematische Hülfsmittel angewendet. Auf die höchste Genauigkeit in den Umrissen und auf den Charakter in der Zeichnung jedes Meisters wird das Hauptaugenmerk gerichtet, und alles von aufmerksamen Kunstschülern unter Leitung eines Lehrers für die Zeichnung und eines andern für den Stich, ausgeführt. Von diesem Kunst-Unternehmen ist bereits das erste Heft erschienen, das sieben Bildnisse und zwey Marmorfiguren enthält.

*) In Wien und München urtheilt man anders über diesen Künstler.

Concert-Ankündigung.

Sonntags, am 10. März 1822, wird *Hr. Joseph Böhm*, Mitglied der k. k. Hofcapelle und Professor der Violine, im Landstände-Saale in der Herrengasse ein großes Vocal- und Instrumentalconcert geben und sich in demselben zuerst mit einem von ihm selbst componirten Geigenconcert, dann in einem *Spoehrschen* Doppelconcerte mit *Hrn. Hellmesberger* hören lassen. *Mad. Grünbaum* und *Hr. Worgischek* werden die Gefälligkeit haben, ihn zu unterstützen. Die Anfangsouverture, zur Feyer des fünfzigjährigen Regierungsantritts *Er. Majestät des Königs von Sachsen*, wird von *Hrn. Carl Maria von Weber*, dem Componisten derselben, in eigener Person dirigirt, auch dessen *Schwertlied*, von acht Tenor- und eben so viel Bassstimmen gesungen, ausgeführt werden.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acacia floribunda. Vielblumige Acacie. Aus Neuhollland.

Cotyledon coccinea. Scharlachrothes Nabelkraut.

Chamaerops arborescens. Aus Afrika.

Euphorbia veneta. Venezianische Wolfsmilch. Im Venezianischen am Meeresstrande.

Iberis gibraltarica. Gibraltarischer Bauernsenf. Von Gibraltar.

Justicia pulcherrima. Prachtige Justicie. Vom wärmeren Amerika.

Sparmannia africana. Afrikanische Sparmannie. In Wäldern vom Cap.

Sida peruviana. Aus Peru.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Harmonie (Harm = o = nie).

Herausgeber und Redacteur: *Joh. Schickh*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dienstag, den 12. März 1822.

31

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Zur Geschichte der Schuhe.

Von Georg von Saal.

(Schluß)

Jetzt kamen Schuhe auf, deren Vordertheil oft die Breite eines guten Fußes hatte. Man fand ehemals in der Kunstkammer zu Ambras an vielen Kriegsrüstungen der österreichischen Erzherzoge eiserne Schuhe mit sehr langen Spitzen, welche als Futerale über die gewöhnlichen Schuhe gezogen wurden. Schnabelschuhe waren an mehreren deutschen Statuen, und auf verschiedenen Tapyeten auf dem Schlosse zu Brüssel, welche zur Zeit des burgundischen Herzogs Philipp des Guten (1400) gefertigt worden, zu sehen.

An manchen Orten besetzte man die Spitzen der Schuhe mit Schellen; eine Mode, welche, wie wir bereits oben gesehen haben, schon bey den Israeliten üblich war. Dieß thaten nur große Herren, um ihre Ankunft schon von weitem anzukündigen, wie aus manchen Bildsäulen und dem alten Weihnachtsgesange Peters von Dresden: In dulci júbilo, erhellt, in welchem die Worte vorkommen: Wo die Schellen klingen in Regis curia.

In Zürich wurden schon im Jahre 1370 sowohl die bereits genannten als die genestelten Schuhe verboten. 1452 hielt der Cardinal Capistran in Nürnberg eine Straspredigt gegen die Schuhspitzen. Im Jahre 1460 bestimmte der Rath zu Nürnberg durch ein Gesetz, wie lang die Spitzen an den Schuhen gemacht werden sollten, verbot aber 1478, auf Ansuchen des Bischofs von Bamberg, die Schnabelschuhe ganz und gar.

Die genestelten Schuhe erhielten sich bis ins sechzehnte Jahrhundert. Sie waren vorne aufgeschnitten, so daß die Zehen durchblickten. Man pflegte sie mit Ringen und allerley Edelsteinen zu verzieren.

Kaum waren unter Carl V. die Schuhe à la Poulaine abgeschafft, als ihnen schon unter Carl VI. Schuhe mit Entenschnäbeln folgten, die wiederum andern, ebenfalls von sehr großer Form, Platz machten. Unter Lud-

wig XI. kamen die Schnabelschuhe von neuem in die Mode; allein sie hielten sich nicht lange.

Zwischen den Jahren 1670 und 1680 wurde in dem Herzogthume Gotha den Weibspersonen dritter Classe sammtene oder auch weiße Schuhe zu tragen, bey fünf Rthlr. Strafe verboten. Eben so waren jenen der vierten Classe, spitze, hohe, weiße, gestippte und andere dergleichen Gattungen Schuhe bey drey, sechs bis zehn Thaler Strafe, und endlich den Dienst- und Bauermädchen alle gestippten und verzierten Schuhe bey willkürlicher Strafe untersagt. Das letzte Verbot wegen der Schnabelschuhe erging zu Petersburg im Jahre 1800 unter der Regierung Pauls.

So viel von der verschiedenen Form der Schuhe. Die Größe derselben war eben so verschieden. Herodot meldet, daß man in der Stadt Chemno oder Chemmis (Gemin), der Hauptstadt des panopolitischen Nomos Oberägypten, einen Schuh des Perseus gezeigt habe, der zwey Ellen lang war.

Sehr klein sollen dagegen die Schuhe der Chinesinnen seyn, bey welchen ein kleiner Fuß die vornehmste Schönheit ausmacht. Nach einigen sollen auch die spanischen Damen, welche ihre ohnehin schmalen und niedlichen Füße schon von der frühesten Kindheit auf eng zusammenpressen, sehr kleine Schuhe tragen.

Um sich der Schuhe zugleich als eines Mittels zu bedienen, seine körperliche Größe zu erhöhen, machte man die Absätze an denselben nach Maßgabe dieser Absicht mehr oder minder hoch. Daß auch schon die Griechinnen hohe Absätze trugen, um größer zu scheinen, als sie waren, erhellt aus einem Verse Alexidis des Komikers, welchen Clemens von Alexandrien im III. Buche seines Pädagogen, und aus Xenophons Oecon, wo er die Gattinn des Ischoniachus als eben so beschuht anführt.

Es war eine Zeit, sagt Brantome in seinen Dames galantes T. I. p. 340. wo die Frauenzimmer in Frankreich so hohe Absätze trugen, daß einst ein Mann seine Frau nach der Hochzeit, um die Hälfte kleiner fand, als vorher, und sie fragte: wo sie die andere Hälfte hätte? Statt aller Antwort zeigte sie ihm ihre Schuhe.

Schließen wir diesen Aufsatz mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Schuhe. Die Türken legen die Schuhe ab, sobald sie sich der Schwelle ihrer Moschee nahen und gehen barfuß in dieselbe. Das Gegentheil ist häufig bey dem weiblichen Geschlechte des Landvolkes in Ungarn üblich. Mädchen und Weiber gehen an Sonntagen meistens barfuß bis an die Kirche; da ziehen sie ihre mit eisernen Absätzen beschlagenen Tschismen an, treten schaarweise in die Kirche, und bringen damit auf dem steinernen Pflaster bey jedem Schritte ein lautes Geklapper hervor.

Manche Schuhe sind durch die Rolle, die sie bey gewissen Gelegenheiten gespielt, in der Geschichte merkwürdig geworden. So scheint es ein Schuh gewesen zu seyn, der das Charilafest der Delphier veranlaßte, bey welchem man unter Einheimische und Fremde Gemüse und Mehl austheilte, und dann ein weibliches Bildniß mit einem Schuhe schlug, welches hernach an einen öden, steinigen Ort getragen, und mit einem Stricke um dem Halse begraben wurde. Die Entstehung desselben war nach einer delphischen Sage folgende: Bey einer außerordentlichen Hungersnoth, welche auf eine große Dürre gefolgt war, kamen eines Tages die Bürger mit ihren Frauen und Kindern zum Kö-

nige, und baten ihn um Lebensmittel. Der König ließ nur denjenigen, die er kannte, Gemüse und Mehl reichen, da für alle sein Vorrath nicht hinreichend gewesen seyn würde. Da erschien auch ein armes Mädchen, Charila mit Namen, das keine Ältern mehr hatte, und bath, ihm eine Gabe an Gemüse und Mehl reichen zu lassen. Der König aber, dem die Zudringlichkeit desselben mißfiel, schlug es mit seinem Schuhe auf die Wange und warf ihm denselben ins Gesicht. Tief gekränkt ging das Mädchen fort, und erhängte sich an seinem Gürtel. Als die Noth immer höher gestiegen war, und sich auch ansteckende Krankheiten zu derselben gesellt hatten, fragte man die Pythia um Rath. Diese gab zur Antwort, man solle die Manen der Charila, die sich das Leben genommen hatte, versöhnen. Es ward nun unter dem Vorsthe des Königs ein besonderes Sühnopfer veranstaltet und dasselbe zum ewigen Gedächtnisse jährlich unter den oben beschriebenen Gebräuchen gefeyert.

Unter der Regierung des Galienus war es in Alexandrien in Egypten eines Tages zwischen einem Soldaten und den Bedienten eines Staatsbeamten zu Schlägereyen gekommen. Letzterer hatte sich gerühmt, schönere Schuhe zu besitzen, als der Soldat. Der Lärm verursachte in kurzer Zeit einen so tumultuarischen Volksauflauf, daß der Proconsul Amilianus, welcher den Aufruhr stillen wollte, mit Feuerbränden und Steinen verfolgt, und am Ende gezwungen ward, die Aufrührer gegen den Kaiser selbst anzuführen, woraus nach und nach ein Aufruhr entstand, der Unheil über ganz Egypten verbreitete.

Als die Sarmaten, welche unter Constantius in Pannonien eingezogen, aber besiegt worden waren, eine Gesandtschaft nach Syrmien geschickt hatten, welche den Kaiser um Frieden bitten sollten, war dieser, auf einem erhabenen Throne sitzend, und voll Sanftmuth auf sie herabblickend, schon bereit, mit Ausnahme weniger Bedingungen, in ihr Begehren zu willigen, als plötzlich einer derselben, den eine Art Wuth befallen zu haben schien, seinen Schuh schwenkte, mit fürchterlicher Geberde nach dem Throne hinauf deutete und mit wilder Stimme schrie: *Marrah! Marrah!* Auf diesen Aufruf zum Kampfe erklärten sogleich die Waffen der Sarmaten; alle stürmten auf den Kaiser ein, und würden sich gewiß seiner Person bemächtigt haben, wenn die Leibwache ihm nicht mit Aufopferung ihres eigenen Lebens Gelegenheit verschafft hätte, auf seinem Pferde zu entfliehen.

Erich, ein norwegischer Kämpfer, der späterhin den schwedischen Thron bestieg, bediente sich am Hofe Frothos, Königs der Dänen, wo er einen gewissen Grep des Ehebruchs beschuldigt hatte, und von diesem zum Kampfe herausgefodert worden war, einer sonderbaren Kriegslust, deren Gelingen er allein einer neu von ihm auserdachten Gattung von Schuhen zu verdanken hatte. Er beehrte drey Tage Aufschub, um sich zu rüsten. Während dieser Zeit ließ er für sich und seine Krieger besondere Schuhe aus Häuten frisch geschlachteter Thiere verfertigen, und sie mit Tannenharz bestreichen, und mit Sand bestreuen. So beschuhet erschien er sammt seinem Heere auf der Eisfläche des Meeres und schlug die Truppen des Grep, die unstät auf dem Kampfplage hin und her glitten, und haufenweise zu Boden stürzten, in die Flucht, während er und seine Soldaten mit Hülfe ihrer Schuhe fest wie Säulen auf dem Eise standen.

Als *Primislaus II.* hinter dem Pfluge weg auf den böhmischen Königsthron gestiegen war, nahm er seine, aus Eichenholz gemachten Schuhe mit, zum ewigen Andenken dieses Ereignisses für alle seine Nachkommen. Diese Schuhe wurden lange Zeit auf der Wischehrader Burg aufbewahrt, und den Königen bey mehreren nachmaligen Krönungen von Priestern vorgetragen.

Diese in Ehren gehaltenen Schuhe erinnern uns an andere, die man mit Recht hochgeehrte und beglückende Schuhe genannt hat. *Rhodope*, ein schönes Mädchen aus Thracien, in der Blüthe ihrer Jahre als Sclavinn nach Egypten verkauft, hatte ihrem ungemein schönen Fuße, wie erzählt wird, ihr Glück zu verdanken. Während sie sich eines Tages badete, stürzte ein Adler aus der Luft herab, ergriff einen von den Schuhen der schönen Badenden, und trug ihn fort bis nach *Mempis*. Hier saß eben der König *Psammetich* auf dem öffentlichen Richterstuhle, und sprach Recht; da ließ ihm der Adler den Schuh auf den Schooß fallen. Der König, den schönen Schuh bewundernd, schloß von demselben auf den Fuß der Besitzerinn, und gab Befehl, sie aufzusuchen. *Rhodope* ward gefunden, und der König, von ihrer Schönheit entzückt, machte sie zu seiner Gemahlinn.

Kaiser *Vitellius* zog seiner schönen Gemahlinn *Messaline* nicht allein die Schuhe selbst an, sondern er trug auch einen derselben (den vom rechten Fuße) stets auf der Brust, und küßte ihn häufig mit Entzücken. Dieses Benehmen soll ihn zum Kaiser gemacht haben.

Bey einem Gastmale polnischer Magnaten wurden die atlassenen Schuhe einer schönen Gastgeberinn auf der Stelle zum Pokale umgeschaffen, und Tokayer daraus getrunken.

Der Markgraf *Friedrich* von Brandenburg erschien im Jahre 1496 auf dem Turniere zu Nürnberg mit einem Helme auf dem Haupte, der mit einem Frauenschuhe geschmückt war.

Auch im Gebiete der Wunder treffen wir auf Schuhe. Die h. Jungfrau *Genoseva* hatte Schuhe von so großer Wunderkraft, daß einst ein Weib, welches dieselben stehlen wollte, bey deren Berührung mit Blindheit geschlagen wurde.

Die h. Hedwig, Gemahlinn *Heinrichs*, Herzogs von Schlesien und Polen, die aus Buffertigkeit im kältesten Winter mit bloßen Füßen durch Wasser, Eis und Schnee watete, trug ihre Schuhe stets bey sich, um sie, wenn jemand von ihren Hofleuten ihr begegnete, sogleich anziehen zu können. Dessen ungeachtet wurde sie einstens barfuß gesehn, und ihr Gemal von dieser sonderbaren Gewohnheit unterrichtet. Um sich selbst davon zu überzeugen, beschlich er sie auf ihren einsamen Gängen, und kam ihr eines Tages wirklich so unerwartet in die Nähe, daß die fromme Frau keine Zeit mehr hatte, ihre Schuhe anzuziehen. Aber es geschah ein Wunder! Der Herzog sah seine Gattinn aufs Anständigste beschuhet, ob sie gleich ganz barfuß vor ihm stand.

Unter dem abergläubischen Landvolke sind die Schuhe von jeher ein bedeutungsvoller Gegenstand gewesen. Wenn z. B. unverheirathete Mädchen am Christabende einen Schuh mit dem Fuße über den Kopf werfen und dieser die Stubenthür trifft; so ist das ein Zeichen, daß sie noch in eben demselben Jahre von einem Freyer heimgeholt werde. Man heißt dieß das *Schuhwerfen*.

Die Schuhe jede Woche wechseln (umziehen) ist ein abergläubischer Gebrauch, den man schwangern Weibern zu rathen pflegt, damit sie ein gesundes Kind zur Welt bringen.

Den linken Schuh zuerst anziehen, bedeutet Unglück. Schon Kaiser August war diesem Aberglauben ergeben. Er fürchtete eines Tages bey einem Volksaufuhr ums Leben zu kommen, weil er am Morgen den linken Schuh zuerst angezogen hatte. So glauben die Weiber auf dem Lande, es werde ihnen Unglück widerfahren, wenn sie am Morgen ein ähnliches Versehen begangen haben.

Eben so hat das Einwärts- oder Auswärts-treten der Schuhe seine Bedeutung. Ersteres zeigt bey Kindern an, daß sie einst reich, letzteres, daß sie arm werden.

Auch ist es an manchen Orten Sitte, daß einer Braut von ihrer vor-maligen Amme Tags nach ihrer Hochzeit ihre ersten Kinderschuhe dargebracht und während der Tafel dem Bräutigam auf einem Teller überreicht werden, wofür derselbe ein stattliches Trinkgeld zu erlegen pflegt.

Wer beym Anziehn der Schuhe niest, dem steht Unglück bevor. Ein Kind, dem, ehe es noch ein Jahr alt ist, rothe Schuhe angezogen werden, kann, wenn es erwachsen ist, kein Blut sehen. Diese abergläubische Meinung soll die Frau eines Schusters, welcher dergleichen Kinderschuhe machen sollte, und kein rothes Leder bekommen konnte, listiger Weise erdacht und in die Mode gebracht haben.

Eine Kunst, Schuhe ohne Naht zu verfertigen, ist vor etwa zehn Jahren durch Bedford in Philadelphia erfunden, von dort nach England, und durch den amerikanischen Consul Baret vor mehreren Jahren nach Frankreich gebracht worden. Jetzt werden auch in Deutschland, besonders in Baiern, dergleichen Schuhe gemacht. In London hat ein Franzose, Namens Brünnele eine große Fabrik davon angelegt, welche das ganze englische Kriegsheer zu versorgen hat. Von diesen Schuhen kann ein einzelner Mensch mittelst einer Maschine täglich acht Paar verfertigen. Die Sohlen werden mit eisernen Nägeln und einer Art Nieten an das Oberleder befestigt. An den Soldaten-Schuhen ist die ganze Sohle mit solchen Nieten beschlagen. Da diese Schuhe auch wasserdicht gemacht werden; so sind sie von sehr langer Dauer.

Zu den Schuhen gehören auch die Schuhschnallen. Dieser wird schon im Sachsenrechte erwähnt, wo sie zu den weiblichen Geradestücken gerechnet werden. In England kamen sie zuerst unter Carl II., gegen das Jahr 1670 in die Mode, wurden aber nur von Vornehmen getragen, während bey den niedern Ständen die Bänder an den Schuhen noch lange im Gebrauch blieben. Es gibt auch elastische Schuhschnallen mit Springfedern, eine englische Erfindung, welche von Boulton und Comp. in Soho bey Birmingham gemacht worden ist.

So viel von den Schuhen im Allgemeinen. über das Alter der Stiefel ist man in Ungewißheit. Doch scheint Homer (Odyss. 24. v. 227. u. 228.) auf eine solche Fußbekleidung anzuspielden.

Im Jahre 1796 erfand ein Schuhmacher zu Leipzig, Namens Joh. Carl Garlhof, gestrickte Stiefel; ein Engländer neuerer Zeit Stiefel von Blech, welche vermittelst der Luftpumpe luftleer gemacht werden können. Sie die-

nen dazu, den heftigen Andrang des Blutes nach dem Kopfe und nach andern edlern Theilen zu vermindern.

Die Stiefel, welche die Weiber der *Eslimohs* tragen, sind so groß, daß sie ihre Kinder hineinlegen oder hineinstellen können.

Graf Gottfried von *Hohenlohe* soll im Jahre 1245 dem Bürger *Otto Begeuhar* seine Hofstätte nebst dem sogenannten Königsthurm in der Stadt *Augsburg* unter der Bedingung zum Lehen gegeben haben, daß gedachter *Otto* ihn und die Seinigen, so oft sie in die Stadt kämen, beherbergen, und mit einem Paar *corduanener Kniestiefeln* beschenken sollte.

Noch zu Anfange der französischen Revolution soll irgendwo in *Flandern* eine Capelle vorhanden gewesen seyn, rund herum mit Stiefeln geziert, worüber eine Kaiserkrone prangte. Die Entstehung derselben wird folgendermaßen angegeben. *Carl V.*, bekanntlich ein ungemein neugieriger Fürst, der die Meinung auch seiner geringsten Unterthanen über seine Person und Regierung zu erfahren strebte, ging sehr oft verkleidet aus, und mischte sich dann unter das Volk. Als er sich einst in *Brüssel* befand, begab er sich zu einem Schuhflicker, um seine Stiefel ausbessern zu lassen. Aber es war am *h. Crispinustage*, und der Schuhflicker, der mit seinen Freunden beim Zechen saß, und keine Lust hatte, heute seinen Psriemen zu gebrauchen, sagte: „Wenn der Kaiser selber käme, ich thäte keinen Stich für ihn. Wollt ihr aber herein kommen, und dem *h. Crispin* zu Ehren eins trinken, so sollt ihr uns willkommen seyn.“ Der Monarch gab der Einladung des Schusters nach, mischte sich aber nicht in das Gespräch der Zecher, sondern machte bloß einen stummen Zuschauer des Gelages.

Da redete der aufgeräumte Wirth ihn also an: „Nach eurer tiefsinnigen Miene zu urtheilen, seyd ihr wohl gar einer von den politischen Leuten vom Hofe? Gleich viel; seyd, wer ihr wollt, aber auf die Gesundheit des Kaisers müßt ihr doch trinken.“ *Carl* fragte den Schuhflicker, ob er denn den Kaiser so lieb hätte? „Versteht sich,“ antwortete dieser, „legt uns nur der *Lanagna* sige nicht so viele Abgaben auf!“ Der Kaiser, ohne ein Wort zu antworten, beurlaubte sich, nachdem er dem Schuhflicker für seine gastfreundschaftliche Bewirthung gedankt hatte.

Am folgenden Morgen ward dieser nach Hofe beschieden. Man denke sich die Verlegenheit des armen Mannes: schon glaubte er, die *Lange Nase* werde ihm den Kopf kosten. Der Kaiser erschien; der Schuhflicker erkannte zitternd den Kundmann vom vorigen Tage in ihm. *Carl* gedachte jedoch des Vorfalls am *St. Crispinustage* mit keinem Worte, sondern befahl dem Schuhflicker bloß, sich eine Gnade von ihm auszubitten, ja er gewährte ihm vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit dazu. Nach Verlauf derselben erschien der Schuhflicker vor dem Kaiser und bat sich's aus, daß künftig die Schuhflicker in *Flandern* einen Stiefel mit der kaiserlichen Krone in ihrem Wapen führen, und vor den Schuhmachern den Vorrang haben dürften. *Carl V.* gewährte diese doppelte Bitte.

Zum Schlusse dieses Artikels wollen wir eines Ereignisses gedenken, bey welchem sich ein Paar Stiefel höchst verderblich erwiesen haben. Ein Pflanzer von *Minisink* war, nebst seinen Negern, mit der Heuernte beschäftigt, und zwar in Stiefeln, wie es dort zu Lande die Vorsicht gebietet. Unversehens

tritt er auf eine Schlange; diese fährt ihm nach dem Beine, wird aber sogleich von einem Neger in Stücke zerhauen. Der Pflanze legt sich Abends gesund zu Bette, wird aber in der Nacht von einem heftigen Magenübel befallen, und gibt seinen Geist auf, ehe ein Arzt herbeygeholt werden kann. Der Tod dieses Mannes, als eine vermeintliche Folge des Schlangenbisses, fällt weiter nicht auf. Einige Tage darauf zieht der Sohn des Verstorbenen die Stiefel desselben an, bekommt den nämlichen Zufall und stirbt am folgenden Morgen. Der herbeygerufene Arzt, ein unwissender, abergläubischer Mensch, der diese beyden Todesfälle auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu deuten weiß, erklärt, Vater und Sohn seyen behert gewesen. Die Nachlassenschaft derselben wird verkauft. Der neue Eigenthümer ersteht auch die Stiefel. Ehe er Gebrauch von ihnen macht, läßt er, durch die Ereignisse besorgt geworden, die Stiefel untersuchen. Da findet es sich, daß der Schlange, die den Pflanze gebissen hatte, bey dem Zurückziehen des Kopfs ihre beyden Fänge aus den Kinnladen gerissen worden und im Stiefel stecken geblieben waren. Der Pflanze und sein Sohn waren also wahrscheinlich an der leichten Wunde gestorben, welche sie sich an den Fängen der Schlange gerissen hatten.

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Das *Donauweibchen* (erster Theil), romantisch-komisches Volksmärchen mit Gesang, in drey Aufzügen, von Hrn. Carl Fr. Hensler, Musik von Hrn. Ferd. Kauer. Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Sollte vielleicht die Hinneigung zum Romantischen mit dem religiösen Gefühle einen und eben denselben Ursprung haben? Wie der Mensch, von der eigenen Unvollkommenheit seiner Natur durchdrungen, sich, seines zukünftigen Heils wegen, zu jenem vollkommenen Wesen hingezogen fühlt, dessen Daseyn ihn Vernunft und Herz zugleich lehren; so sucht er den Leiden der Gegenwart zu entgehen, indem er sich mit kindlichem Vertrauen und ohne Grübeln einer erdichteten, selbst märchenhaften Vergangenheit hingibt, und sich um so mehr nach ihr sehnt, als der Zauber ihrer Begebenheiten gegen den trüben Ernst, unter welchem er selbst leidet, abstricht. Die geistvollsten Männer haben Märchen geliebt, die geistvollsten Männer sind religiös gewesen. Der berühmte Lafontaine pflegte zu sagen: Si peau d'âne m'étoit contée, j'écouterois avec un plaisir extrême („wenn man mir von einer Eselschale erzählte, ich würde mit Vergnügen zuhören“). Wie viele denkende Köpfe auch gottesfürchtige Männer gewesen sind, bedarf keiner weitem Anführung.

Auf der Unbefriedigkeit von dem Bekannten, auf der Sehnsucht nach dem Unbekannten, beruht dasjenige, was die Neueren Romantik genannt haben. Letztere ist, im höheren Sinne des Worts genommen, mit dem Märchen einerley: in beyden spricht sich jenes Gefühl aus, welches in der Übersinnlichkeit Ersatz sucht für die Entbehrung, der es im Sinnlichen unterthan ist.

So wird es erklärbar, wie die sogenannten romantischen Theaterstücke, trotz ihres oft mehr als leeren ästhetischen und dramatischen Gehalts, von jeher ein so großes Wohlgefallen erregt haben und noch erregen. Unter den Stücken dieser Gattung, welche sich seit länger den fünf und zwanzig Jahren eines, ich möchte fast sagen, klassischen Rufs zu erfreuen gehabt haben, steht das *Donauweibchen* mit seiner ersten Fortsetzung oben an. Der Beyfall, der diesem dramatisch-musikalischen Märchen gleich bey seiner ersten Erscheinung zu Theil geworden ist, und in dessen Besitze es sich, trotz der hin und wieder sich seitdem zutragenen Veränderung des Geschmacks, bisher stets erhalten hat, kann nicht zufällig, nicht ohne Grund seyn; er läßt vielmehr auf die Anwesenheit eines Reizes schließen, der dergestalt die allgemeine Theilnahme hat in An-

spruch nehmen können, daß sich, so viel ich weiß, außer an der *Zauberflöte* (welche freylich in diese Categorie nicht gehört) von dergleichen Producten nur einzig das *Donauweibchen* auf der Bühne erhalten hat. Dieser Reiz liegt in der Liebe, welche ein übersinnliches weibliches Wesen zu einem sterblichen Manne hegt; er wird dramatisch durch das Mitleid, welches uns diese Leidenschaft einflößt, indem wir ein solches Wesen einer Schwäche erliegen sehen, deren dassel. e. vermöge seiner Natur, nicht unterworfen seyn sollte. Das Interesse für Hulda erreicht den höchsten Grad, wenn wir sehen, daß der Ritter sie zur Mutter gemacht, sie dann verlassen hat, und daß Hulda, die vermöge ihrer übernatürlichen Gewalt auf immer und ungetheilt den Geliebten an sich zu fesseln vermöchte, dennoch den Besitz desselben mit einer Sterblichen zu theilen und jährlich nur während dreyer Tage seines Umganges zu genießen, gewilligt ist.

Man muß bedauern, daß die dramatische Behandlung dieses Stücks nicht ganz so künstlerisch ausgefallen ist, als es die reizende Fabel desselben verdient hätte. Man muß jedoch gerecht seyn: so mangelhaft die Bearbeitung auch ausgefallen ist, immer spricht sich in derselben eine Naivität aus, welche dem kindlichen Sinne des großen Haufens, für welches dasselbe eigentlich geschrieben ist, zuzusagen vermag.

Zu dem Beyfalle, welcher dem *Donauweibchen* in ganz Deutschland zu Theile geworden ist, hat die Musik desselben nicht wenig beygetragen. Sollten auch gewisse vornehmthuende Componisten die Nasen rümpfen, so muß doch angeführt werden, daß viele Nummern der beyden Theile des *Donauweibchens* in Nord-Deutschland nicht allein eine gewisser Massen classische Berühmtheit erhalten haben, sondern ehemals sogar in Concerten häufig ausgeführt worden sind. Dazu gehören der Canon: „*Wer Nothbedrängte,*“ die große Arie der Hulda im zweyten Theile u. s. w. Wo ist überhaupt eine einzige Nummer dieser Composition zu finden, welche sich nicht durch anmuthige Melodie und durch sehr gelungene Charakteristik auszeichnete? Zu der Zeit der Entstehung dieser Oper war die Kunst noch unbekannt, die Anneliese und den Michel eben so singen zu lassen, als die *grande coquette* und den *primo amoroso*.

Die Aufführung war gut. Wäre sie besser gewesen, so erhielte sich das Stück wahrscheinlich auf dem Repertoire. Die angenehme Persönlichkeit und das brave Singtalent der *Mlle. Hornick* hätte vermuthen lassen, sie werde mehrere Sorgfalt auf die Darstellung der Hulda verwenden. Wird sie den Wink verstehen, daß in jeder ihrer Verkleidungen ein Doppelscharakter erscheinen, das heißt, daß sie in der jedes Mal darzustellenden *falschen* Person, auch noch die *wahre*, nämlich die *Hulda*, durchscheinen lassen muß?

Concert-Ankündigungen.

Mad. Grassini wird künftigen Sonnabend, am 16. d. M., im k. k. priv. Theater an der Wien ein großes dramatisches Concert, mit Decorationen, Costumes u. s. w. geben und darin mehrere Scenen aus großen Opern darstellen. Wir hoffen, das hiesige musikliebende Publicum werde diese Gelegenheit mit Begierde ergreifen, eine Sängerin zu hören, welche im Auslande, besonders in Frankreich und England, ihrer vortreflichen Contraaltstimme und der seltenen Geläufigkeit derselben wegen, sich eine große Berühmtheit erworben hat.

Das, in der vorletzten Nummer der *Zeitschrift* angekündigte, Concert des Capellmeisters *Hrn. Carl Maria von Weber* wird Donnerstags am 14. März 1822 im k. k. Redoutensaale, Statt finden. Die darin aufzuführenden Stücke werden folgende seyn: *Tubelouvertüre*, componirt zur Feyer des fünfzigjährigen Regierungsantritts *Sr. Majestät des Königs von Sachsen*, vom Concertgeber (dieselbe, welche in dem, Sonntags am 10. März von *Hrn. Joseph Böhm* gegebenen Concerte gehört worden ist); *Fortepianoconcert*, componirt und vorgetragen vom Concertgeber; große Arie von *Mozart*, gesungen von *Mad. Grünbaum*, k. k. Hofkammer-Sängerinn; *Schlummerlied*, von demselben, vorgetragen von den *Hh. Jäger, Rosner, Forti* und *Seipelt*; *Polonaise* für die Oboe, componirt und ausgeführt von *Hrn. Sellner*, Orchestermitglied des k. k. priv. Theaters an der Wien, und endlich *freye Phantasie und Rondo* für das *Fortepiano*, vorgetragen von dem Concertgeber.

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schickh*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 14. März 1822.

32

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. von H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Cosmologische Betrachtungen

über den Merkur.

Von J. J. Littrow.

Ich habe es bisher nur unternommen, meine Leser mit den Eigenheiten des nächsten aller Planeten, des Mondes, ausführlicher bekannt zu machen. Indem ich mich jetzt anschicke, mit ihnen einige größere Reisen in entferntere Planeten anzutreten, kann ich meine Besorgnisse kaum verbergen, mit einer für solche Unternehmungen zu geringen Ausbeute wieder nach Hause zurückzukehren. Wir wollen nicht das Innere (vor einer solchen Vermessenheit wird mich der Himmel bewahren), aber doch das Äußere der verschiedenen Planeten, die mit unserer Erde zu demselben Systeme gehören, näher kennen lernen. So einfach, so bescheiden dieser Wunsch auf den ersten Blick scheint, so vermessen, fürchte ich, mag er bey näherer Beleuchtung dünken. Welch eine unvollkommene Kenntniß haben wir von unserer Erde, auf welcher wir doch wohnen? Haben unsere Geologen mit allen ihren seit Jahrhunderten fortgesetzten Grübeleien wohl mehr, als den Staub untersucht, der den Einband dieses großen Buchs ringsum bedeckt? Woraus dieser Einband selbst, woraus die Blätter des Buchs bestehen, und endlich, was und wie viel Lesenswerthes diese Blätter enthalten, wer hat uns das noch gesagt, und wer wird es uns künftig sagen? Was kann man also von solchen Reisenden erwarten, die, obgleich sie so wenig Beobachtungsgewissheit oder so blöde Augen haben, daß sie die enge, mütterliche Hütte, in der sie geboren und erzogen wurden, in der sie mit ihrer eingebildeten Weisheit grau geworden sind, noch immer nicht kennen, auf ein Mal dennoch sich hoch erheben, um ihre Brüder über das Weltall selbst zu belehren. Ein Glück nur, daß diesen ihren Brüdern eine eben so große Kurzsichtigkeit, als ihnen selbst, beschieden ist, daß sie also keine Widerlegung zu befürchten haben, wenn etwa in ihren Schilderungen von der großen Reise die Einbildungskraft ersetzen sollte, was ihnen an wirklichen Beobachtungen abgehen mag.

Man wird sich noch erinnern, wie es uns bey unserem letzten Ausfluge nach dem Monde gegangen ist. So sehr wir uns hüteten, nicht zu viel zu sehen,

so sehr wir uns darauf gefaßt machten, dort eine ganz andere Welt, eine andere Natur anzutreffen, so war das Resultat dennoch kein anderes, als daß es dort, einige Sonderbarkeiten, von denen wir uns eben nicht viel Rechenschaft zu geben wußten, abgerechnet, ungefähr eben so, wie auf unserer lieben Erde zugehen möge. Wir werden bald sehen, ob es uns, mit aller Liebe zur Unparteylichkeit, bey den andern Planeten anders gehen wird. Ob aber daraus folgt, daß die Sache sich auch in der That so verhalte, wie wir sie sehen oder zu sehen glauben, ist eine Frage, die sich gar nicht leicht beantworten läßt. Wir sind einmal gewöhnt, alle Gegenstände dort so zu sehen, wie sie uns hier auf der Erde erscheinen, überall Ähnlichkeiten zu finden, und alles Neue den alten Formen anzupassen, daß man wohl fürchten darf, zuweilen jenen Dingen die Eigenschaften zuzuschreiben, welche in Wahrheit nur unserer Brille angehören; dieser Brille, durch die wir nun einmal alles sehen müssen, und ohne die wir gar nichts sehen können.

Wir wollen es uns also mit Freymüthigkeit gestehen, daß wir uns in dem Falle eines bekannten, und sogar berühmten deutschen Geographen befinden, der sich nicht entblödete, eine Beschreibung der ganzen Erde in mehreren dicken Bänden zu liefern, ohne je aus seinem Städtchen gekommen zu seyn. Auf seinem Tische einige verstümmelte, lügenhafte Reisebeschreibungen, und in seiner Tasche einen zerbrochenen Theatergucker, was braucht ein allzeitfertiger Schriftsteller mehr, um sich damit von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, bis in die fernsten Gegenden zu versehen, und mit nie gesehenen, vielleicht nie existirenden Dingen eine Reihe dickleibiger Bände zu füllen. Seine Vorgänger, die noch weniger wußten, als er selbst, schreibt er treu fleißig ab, und zieht, damit es nicht an eigenen neuen Beobachtungen fehle, von Zeit zu Zeit das alte Fernglas aus der Tasche, und guckt damit in der Gegend seines Dorfes herum. Da ihm jetzt nichts anders sichtbar wird, als was er früher schon mit eignen Augen ganz in der nächsten Nähe gesehen hat, so erscheint ihm jeder entferntere Baum eine Eiche, jede hervorragende Spitze ein Kirchturm, jedes auf der Weide herumwandernde vierbeinige Geschöpf ein Pferd oder ein Schaf. Wenn ihm nun seine Reisebeschreibungen nichts anders sagen, so wird es ihm gar nicht einfallen können, daß weiter über dem Horizonte seines Dorfes nicht nur Eichen, sondern auch Zedern und Palmbäume, nicht nur Kirchtürme, sondern auch Obeliskten und Pyramiden, nicht nur Pferde und Schafe, sondern auch Kamele und Elephanten seyn müssen. Vergessen wir also bey unsern gegenwärtigen Reisen nie, daß, wenn auch wir auf ferneren Planeten mit Hülfe unserer Fernröhre größten Theils nur wieder uns selbst und unsere Umgebungen erblicken, diese Ähnlichkeit vielleicht nur scheinbar ist, und bedenken wir, daß die Gesetze, nach welchen die Natur zu wirken pflegt, eben so einfach sind, als die Wirkungen, welche sie dadurch hervorbringt, uns mannigfaltig und oft sehr unter einander verschieden dünken.

In der That, welche auffallende Mannigfaltigkeit findet unter den verschiedenen Körpern unseres Sonnensystems nur in Beziehung auf das, was jedem, selbst dem gedankenlosesten Beobachter, gewiß auffällt, in Beziehung auf ihr Licht und ihre Farbe, Statt? Es gibt in dieser Hinsicht vielleicht nicht zwey Planeten, die einander ganz ähnlich sind, und selbst die so entfernten Fixsterne

unterscheiden sich noch deutlich durch die Intensität sowohl, als durch die Farbe ihres Lichts. Welche Abstufungen sind der bildenden Hand der Natur möglich gewesen von dem todtenblaffen, bleyfarbigen Lichte Saturns bis zu dem goldgelben Jupiter, bis zu dem glühenden-Roth des Mars, bis zu dem blendenden Weiß der Venus? Welcher Abstand ferner von der kleinen Besta, deren ganze Oberfläche nicht einmal so viel beträgt, als das europäische Rußland, die Klein und beynahе unsichtbar, einsam, seit Jahrtausenden unmerkelt ihren Weg um die Sonne schleicht, bis zu dem gewaltigen Jupiter, welcher alle andere Planeten zusammengenommen an Masse übertrifft, oder bis zu dem entfernten Saturn, der eine ganze Welt von Satelliten und einen ungeheuren doppelten Ring mit sich um die Sonne führt! Welche Verschiedenheiten würden wir auf diesen Körpern finden, wenn sie uns in der Nähe sichtbar wären, da sie sich uns schon in so großen Entfernungen in einem so auffallenden Contraste zeigen! Wenn uns Mars roth, Jupiter goldgelb und Saturn bleyfarbig erscheint, so müssen wir nicht vergessen, daß diese Farbe nur das durch die ungemeyne Entfernung vereinfachte Resultat einer unendlichen Farbenmischung ist, und daß wahrscheinlich auf diesen Himmelskörpern ganz andere Abänderungen der Farben, ganz andere Naturscenen Statt finden, als wir hier unten auf unserer Erde zu sehen gewohnt sind.

Die Leser werden aus dieser Einleitung schon von selbst abnehmen, daß wir ihnen über die eigentliche physische Beschaffenheit der verschiedenen Planeten nur wenig Zuverlässliches zu sagen haben; indessen wollen wir ihnen auch dieses wenige redlich mittheilen, und so den Anfang mit demjenigen machen, den wohl die meisten der Leser noch nicht gesehen haben, weil er der nächsten Gegenwart der Sonne sich erfreuend, beynahе immer in ihren Strahlen schwimmt, mit dem Mercur, den nie in seinem Leben gesehen zu haben, der Vater der neuern Astronomie, Copernicus, auf seinem Sterbebette mit Thränen bedauert haben soll.

Dieser Planet zeigt sich dem unbewaffneten Auge nur zuweilen kurz vor dem Aufgange, oder bald nach dem Untergange der Sonne, immer in der Nähe der Ixtern, und also zugleich in der Nähe unseres Horizontes. Diejenigen, welche mit der Kenntniß der Gestirne nicht näher vertraut sind, sehen ihn wohl, wenn sie ihn ja einmal erblicken, nur durch Zufall, und verwechseln ihn, seines lebhaften Lichtes wegen, mit den andern Fixsternen. Die alten Ägyptier und die Griechen verdanken es hauptsächlich ihrem immer schönen und heitern Himmel, daß sie diesen Planeten so häufig ohne Fernröhre beobachten konnten, denn er ist zugleich unter allen im Alterthume bekannten Planeten der kleinste, und meistens weiter von uns entfernt, als die viel größer und stärker beleuchtete Venus. Diese Schwierigkeit, ihn gut zu sehen, mag die wahrscheinliche Ursache seyn, daß die Alten, die uns von allen andern Planeten so genaue Bestimmungen überliefert haben, die Bahn Mercuris nur sehr unvollkommen angeben konnten; ja man wird selbst den neuesten Astronomen nicht Unrecht thun, wenn man behauptet, daß er auch jetzt noch unter allen alten Planeten derjenige ist, dessen Bahn und Bewegung ihnen am wenigsten bekannt ist. Der Mercur scheint überhaupt in der Astronomie, so wie in der Chemie und der Medicin, die Geheimnisse zu lieben, und sich unsern nähern Untersuchungen zu entziehen. Mit sehr guten Fernröhren be-

merkt man an ihm Phasen, wie an der Venus, d. h. er nimmt, wie unser Mond, eine sichelförmige Gestalt an, die sich bald erweitert, bald zusammenzieht, bald ganz voll als eine runde Scheibe erscheint, und endlich im Neulichte gänzlich verschwindet. Aber eigentliche Flecken hat man bisher auch mit den besten Fernröhren auf seiner Oberfläche nicht mit Bestimmtheit bemerken können, weil das immer zu nahe und zu starke Licht der Sonne alle genaueren Beobachtungen dieser Art hindert. Doch ist es den Anstrengungen Herschels und Schröters gelungen, periodische Änderungen an den Spizen seiner sogenannten Hörner zu entdecken, und dadurch mit Sicherheit zu bestimmen, daß sich der Mercur um eine Achse und zwar nahe in einem Tage, wie unsere Erde, bewege.

Wahrscheinlich war eine durch Jahrhunderte fortgesetzte Reihe aufmerksamer Beobachtungen nöthig, um zu erkennen, daß dasselbe kleine Sternchen, welches öfters gleich nach dem Untergange, oder vor dem Aufgange der Sonne auf einige Augenblicke sichtbar wird, im Grunde nur einer und derselbe Planet sey, nämlich der Mercur, so wie es noch in unseren Zeiten viele Leute geben mag, die den sogenannten Morgenstern für einen ganz andern halten, als den Abendstern, weil der eine, so wie Mercur, ebenfalls nur vor dem Aufgange, und der andere nach dem Untergange der Sonne, sichtbar wird, obschon bekanntlich beyde, der Morgen- und der Abendstern, nur einer und derselbe, nämlich der Planet Venus, ist.

Der Durchmesser Mercur's hat nur fünf hundert vier und achtzig deutsche Meilen; es würden sich also aus der Erde fünf und zwanzig solcher Kugeln machen lassen, wie die des besagten Planeten ist. Da seine Bahn um die Sonne sehr von einem Kreise abweicht, so ist seine Entfernung von der Erde ebenfalls sehr verschieden; in der geringsten Entfernung steht er zehn, und in der größten, über dreyßig Millionen Meilen von uns ab, daher er uns dort unter einem Winkel von mehr als eilf Secunden erscheint, während er hier kaum vier Secunden beträgt. Selbst in seiner scheinbar größten Gestalt ist Mercur immer noch kleiner als Mars, der jetzt in den Abendstunden so schön am östlichen Himmel glänzt. Dagegen steht dieser Planet die so nahe Sonne unter einem Winkel von einem Grade und drey und zwanzig Minuten, oder die ganze Sonnenscheibe erscheint den Bewohnern Mercur's beynah siebenmal größer, als den Erdbewohnern.

Als der nächste Planet an der Sonne vollendet er seine Bahn um diesen gemeinschaftlichen Centralkörper auch in der kürzesten Zeit. Sein Jahr ist nur acht und achtzig Tage lang, daher die vier Jahreszeiten auf ihm sehr schnell wechseln, indem jede derselben viermal kürzer ist, als bey uns. Die Wirkung, welche diese schnelle Abänderung der Temperaturen auf der Oberfläche Mercur's hervorbringt, wird wahrscheinlich eine Art von immerwährenden Frühling seyn. Seine Bewegung ist so schnell, daß er in einer Secunde über vier deutsche Meilen zurücklegt. Aus dieser Ursache verglich man ihn wohl mit dem schnellfüßigsten und wandelbarsten aller Metalle, dem Quecksilber, so wie er sich seiner Behendigkeit und seiner Nähe an der Sonne wegen am besten zu dem Boten der Götter schickte.

Besonders merkwürdig sind die ungemein hohen Gebirge, welche seine Oberfläche bedecken: Schröter hat Berge auf dem Mercur entdeckt, die ge-

gen drey deutsche Meilen hoch sind, also drey Mal so hoch, als die höchsten Berge unserer Erde, und in Beziehung auf die kleine Kugel Mercur's, sogar acht Mal so hoch, als unser Simborasso oder unser Himilaja. Sonderbar ist, daß auch hier die höchsten Berge auf der südlichen Hämispäre sind, wie man dieß bey der Venus und bey dem Monde ebenfalls bemerkt hat, eine räthselhafte Erscheinung, von der wir uns noch keinen Grund angeben können. Diese Berge auf einem Planeten zu erkennen, ja zu messen, dessen ganzer Körper nicht leicht zu sehen ist, fodert natürlich sehr vollkommene Fernröhre. In dessen würde ein einziger Blick durch ein solches lichtstarkes Telescop unsere Leser überzeugen, daß dieß keine Träume, sondern deutliche Wahrnehmungen sind, und sie selbst würden die Existenz dieser hohen Gebirge nicht nur, sondern auch noch die eines anderen, noch schwerer zu bemerkenden Gegenstandes klar und bestimmt erkennen. Ich meine die Atmosphäre, welche diesen Planeten, wie der Dunstkreis unsere Erde, ringsum umgibt. Wenn man nämlich bey dem Monde, der, wie man sich aus dem Vorhergehenden erinnern wird, keine oder doch nur eine sehr rarificirte Atmosphäre hat, den lichten Theil von dem dunklen scharf begrenzt, und ohne allen Übergang aus Licht in Schatten sieht, so nimmt im Gegentheile bey dem Mercur das Licht vom hellen Rande durch alle Abstufungen allmählig ab, die eigentliche Lichtgrenze ist in ihrer ganzen Länge noch von einem grauen Streifen umgeben, der immer dunkler wird, bis er endlich mit der finstern Nacht der anderen Seite ganz zusammenfällt, was offenbar eine Atmosphäre und zwar eine sehr dichte, anzeigt. Wenn ferner die eigentliche Lichtgrenze an vielen Stellen nicht geebnet, sondern höckerig, und oft sehr stark ausgezackt erscheint, wenn noch tief in der Nachtseite in regelmäßigen Perioden lichte Puncte erscheinen, wenn hohe Bergspitzen bereits von der aufgehenden Sonne vergoldet werden, während der Fuß dieser Gebirge noch in tiefer Nacht begraben liegt; wenn endlich die Spitzen der sogenannten Hörner bald eckig, bald abgerundet, bald wieder sehr in die Länge gedehnt erscheinen, so wird jeder, der auch nur ein Mal durch ein mittelmäßiges Fernrohr unseren Mond betrachtet hat, die hohen Gebirgsrüden, welche über der Oberfläche jenes Planeten ausgesät sind, nicht mehr verkennen können.

Diese dichtere Atmosphäre und diese hohen Gebirge, welche natürlich zwischen sich eben so tiefe Thäler und Schluchten bilden, scheinen bey einem nähern Anblicke eine sehr wohlthätige Einrichtung zu seyn, ohne welche dieser Planet, selbst für das vegetabilische Reich, vielleicht unbewohnbar seyn würde. Wegen der großen Nähe desselben an der Sonne ist nämlich die Beleuchtung derselben auf der Oberfläche Mercur's so ungemein stark, daß sie den Glanz der Erleuchtung unserer Mittagssonne im höchsten Sommer mehr als siebenmal übertrifft. Eine solche blendende Helle würde nicht nur unsere Augen, sondern selbst die Augen der Thiere, die in den heißen und weißen Sandwüsten Afrika's leben, sehr bald erblinden machen. Die Hitze, welche eine solche Beleuchtung auf unserer Erde hervorbringen müßte, würde die Gewässer des Oceans zum Kochen, Bley und Zinn zum Schmelzen bringen, und in kurzer Zeit alle Pflanzen und Bäume verdorren machen. Die dichte Atmosphäre, vermöge welcher den Bewohnern dieses Planeten die Sonne vielleicht nie klar, sondern immer nur wie durch einen dichten Schleyer erscheinen läßt; die

starke Dämmerung, welche diese Atmosphäre erzeugen muß, indem sie am Morgen das Licht der aufgehenden Sonne mehrere Stunden hindurch allmählig über die Oberfläche Mercur's verbreitet, und dasselbe Abends eben so vorsichtig wieder auslöscht, um nicht durch den zu grellen Abstand die Augen der Bewohner dieses Planeten zu blenden; die schnelle Abwechslung der Tages- und Jahreszeiten, die wir oben bemerkt hatten, endlich die weiten und tiefen Thäler zwischen den himmelhohen Gebirgen, in die das Licht der Sonne nie unmittelbar, sondern nur durch Reflex tritt, und die vielleicht die einzigen Plätze sind, die sich noch zu einer Bevölkerung und zu einem Anbaue von Pflanzen eignen, alles dieß scheint also sehr nothwendig, sehr wohlthätig und sehr gut berechnet, wenn anders die Absicht der Natur war, auch in dieser großen Nähe der Sonne noch Wesen zu erzeugen, die sich ihres Lebens freuen sollen.

Wie es mit den Bewohnern Mercur's weiter beschaffen seyn mag, ob sie viel oder wenig Ähnlichkeit mit den Leuten im Monde haben mögen, dieß und Ähnliches zu entscheiden, muß ich anderen überlassen. Dem geistreichen Fontenelle, dessen artige Unterhaltungen jeder meiner Leser kennen wird, gefiel es, den Mercur, als den schnellsten und dem Urquell des Lichts und Lebens am nächsten liegenden Planeten, ebenfalls mit sehr schnellfüßigen Geschöpfen zu bevölkern, deren körperliche Behendigkeit bewunderungswürdig groß wäre, die selbst bey ihren angestrengtesten Arbeiten nicht ruhig saßen, sondern stets wie Flöhe in großen Sägen über einander weghüpften, die von glänzenden Einfällen, Bonmots und Salembours überflößen, und was dergleichen mehr ist. Ein anderer sehr gründlicher und schwerfälliger deutscher Philosoph in unseren Zeiten bemerkte dagegen sehr scharfsinnig, daß die Dichtigkeit der Planeten wie ihre Entfernung von der Sonne abnehme, also Mercur, als der nächste an der Sonne, der dichteste unter allen, so wie Uranus der lockerste und leichteste sey, daß, nach einer mir, und vielleicht auch ihm nicht ganz klar gewordenen Wahlverwandtschaft, die Bewohner der dichteren Planeten auch derbere Körper, und eben deswegen wieder größere Seelen besäßen, und daß also die armen Leute im Mercur nichts als schwerfällige Grotins und tölpelhafte Klöße wären, während sich im Saturn und Uranus die zartesten Schönheiten, die feinsten Köpfe und die spitzfündigsten Denker an allen Straßenecken im Überflusse befinden müßten. Man muß unserm Philosophen Glück wünschen, daß er nicht selbst ein Bewohner Saturn's geworden ist, weil man sonst keiner seiner Entdeckungen Glauben bey messen würde, von denen er dort wenigstens selbst die beste Widerlegung seyn würde.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende Februar 1822.

Eben begannen unsere Feste recht glänzend und fröhlich zu werden, als der Todesfall Sr. k. Hoh. des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen alles in die tiefste Trauer versetzte. Plötzlich hörten die Faschingslustbarkeiten auf, sogar das Theater ward auf vierzehn Tage geschlossen. Nur von den ersten Wochen dieses Monats bleibt also etwas zu berichten. Das glänzendste Fest war der große Ball in fremden Costumes, aber ohne Masken, welchen Graf Palfy am 12. Febr. zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät des Kaisers gab. Phantastisch und prachtvoll nimmt sich so ein Fest durch die Mannigfaltigkeit der Trachten aus, wenn auch der eigentliche Scherz und Geist einer Maskerade dabey vermisst werden, da an kein Charakterspiel zu denken ist, und ein bloßes heiteres

Schaugepränge an dessen Stelle tritt. Diesmal hatte man die glückliche Idee gehabt, einen pantomimischen Aufzug aus dem Gedicht: die bezauberte Rose, von Ernst Schulze, anzuordnen. Man wählte den Moment, wo das Freudenfest der Entzauberung beginnt: der Wagen mit dem Korbe, worin die bezauberte Rose sich befand, wurde von acht Genien in den Saal gezogen, umtanzt und geschmückt. Unter kriegerischer Musik zogen die drey Könige, welche um die liebliche Fürstentochter werben, mit Gefolge und ihren mannigfaltigen Gaben heran. Der Inderkürst brachte einen Kelch mit trinkbarem Golde dar, der Mohr von Taprobana's Strande eine Saat köstlicher Perlen, der König von Saba süße Weihrauchsdüfte; aber die Rose blieb unbewegt und unentzündet. Da naht bescheiden Alpin, der Sänger, Sohn des Königs Leontes und der holden Fee Janthe, der die Fürstentochter längst im Stillen liebte, er rührt begeistert seine Harfe. Die Decke des Korbes zerfällt, Clotilde steigt empor, Alpin kniet entzückt nieder. Die Königin der Feen, Leontes und die Fee Janthe an der Hand führend, von den ihr dienfbaren vier Elementen und schönengeschmückten Frauen begleitet, tritt herzu, sie hilft der entzauberten Clotilde den Rosenkorb verlassen und vereinigt sie mit Alpin und den beglückten königlichen Ältern. Der Sänger hat in seiner Kunst die Gabe gefunden, welche den Zauber lösen konnte, weil sie: „wie Licht und Thau und leichte Lüftchen ist;“ die Könige entfernen sich friedlich und die Beglückten ziehen zur Heimath. Folgendes Verzeichniß der mitwirkenden Personen dürfte wohl interessant seyn.

D a m e n :

Rose, Gräfinn Jedlich, geb. Gräfinn Los. Acht Genien, Gräfinn Puteani, Fräulein von Feilner, die drey Gräfinnen von Hohenthal-Döskau, die Fräulein von Bodenhausen, von Selmann und von Butlar. Die Feenkönigin, Gräfinn Auguste Los. Die Fee Janthe, Gräfinn Lurzburg, geb. Freyinn Gumpfenberg. Wasser, Frau von Könnert, geb. Gräfinn Wallwitz. Luft, Frau von Lüttichau, geb. Freyinn Knobelsdorf. Erde, Gräfinn Therese Los. Feuer, Frau von Könnert, geb. Freyinn Werthern. Damen vom Gefolge, Frau von Lührerde, Frau von Senft, Fräulein Luise von Friesen, Fräulein von Wietersheim.

H e r r e n :

König Leontes, Graf Blankensee. König von Indus, Graf Jedlich. Begleiter: Kammerherr von Gersdorf, Herr von Küster. König von Taprobana, Graf Hohenthal von Hohenpriesnitz. Begleiter: Die Kammerherrn von Beschwitz und von Planitz. König von Saba, Baron von der Malsburg. Begleiter: Kammerherr von Wuthenau, Graf Albrecht Loeben, Kammerjunker von Scholten. Alpin, der Sänger, Graf Albert Dixthum.

Die Trachten waren geschmackvoll und reich, manche hätten phantastischer und weniger ballmächtig seyn können. Außer dem Zuge bemerkte man noch viele höchst elegante und sinnreich erfundene Costumes.

In künstlerischer Hinsicht verdient auch ein Fest, welches Graf Ralkreuth am 10. gab, erwähnt zu werden. Auf einem kleinen Privattheater wurde eine Reihenfolge von Tableaux dargestellt, welche der sinnige Künstler Wilhelm Hensel aus Berlin angeordnet hatte, und welche sich durch Geschmack, Originalität, sorgfältige Ausführung und treffliche Costumirung auszeichneten. Es waren keine nachgeahmten, sondern selbsterfundene Gemälde, welche in folgender Ordnung dargestellt wurden: Die Verkündigung; Josephs Traum, ein Engel zeigt ihm die heilige Jungfrau; die Heimsuchung, ein Engel geleitet Maria zur heil. Elisabeth; der heilige Joseph in seiner Werkstatt an der Hobelbank, Maria, die Spindel im Arm haltend, hebt den Schleyer von dem auf einem Kreuze schlummernden Jesuskind, viele kleine Engel umringen es, blumenstreuend; Johannes der Evangelist sieht in der Verzückung die Madonna als Himmelskönigin mit Krone und Zepter auf dem Halbmond stehend mit dem Jesuskind; die heilige Dorothea, kniend, mit weißen Rosen bekränzt, soll eben hingerichtet werden, der Henkersknecht hat schon das Schwert gezückt; ein Engel bringt dem Theophilus ein Körbchen mit himmlischen Blumen und Früchten. Zum Schlusse ein großes allegorisches Gemälde, welches die befreyte Hellas vorstellte, die Fesseln der Jungfrau sind zerbrochen, der zur Erde gestürzte Halbmond trachtet vergebens, sich ihrer von neuem zu bemächtigen, da erscheinen der heilige Georg und die Madonna, als Himmelskönigin auf Wolken

fet
ste
die

en
hr
ig.
er
rd
fer

en

gen
eife
ger
ten
er
de
ter

iff
fen
er
ng
der
ens
fces
big
agt,
fier
icht
Faz
ng

äh
des
em

igte
Eag
läz

und
iner



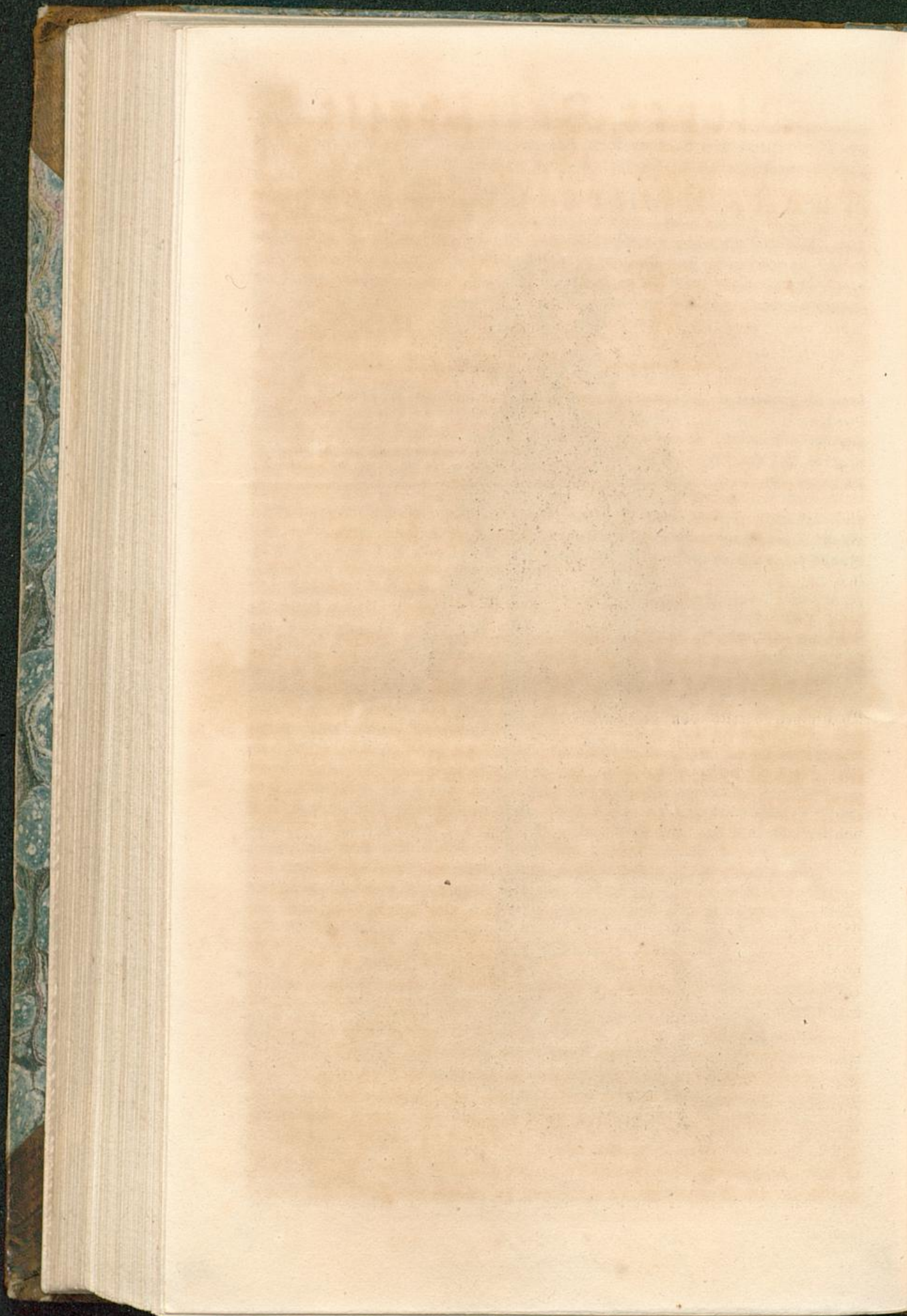
P. v. St. Del.

Fr. Stöber. sc.

XI.

Wienerer Moden.

*32.
1822.*



Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 16. März 1822.

33

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halb um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halb um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb um 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Bekenntniß.

Von Luise Brahmann.

Julius Müller an seinen Freund Welling.

Wann diese Blätter in deiner Hand seyn werden, mein Ferdinand, dann hoffe ich deiner Liebe und deines Zutrauens wieder würdig zu seyn. Sieh mich nicht mehr so fremd, so mißtrauisch an, wie vormals! Laß deine sanften Augen, die mich stets, wie freundliche Gestirne, den Weg des Guten leiteten, auch jetzt voll Zutrauen auf mich, den Schuldigscheinenden, geheftet seyn. Denn wie könnte ich es ertragen, das Gefühl, dich, meinen Jugendfreund, verloren zu haben! Würde ich es jemals vergessen, wie reich und glücklich mich deine Freundschaft gemacht? Nein, selbst der Besitz des holdesten Weibes könnte mir keinen Ersatz gewähren; schwer und drückend würde mir jede Liebkosung meiner Louise werden, hätte ihre Hand mir dein Herz entwendet.

Doch hinweg ihr furchtbaren Gedanken! Sonst fehlt mir der Muth, dich in das Innerste meiner Seele blicken zu lassen, und dennoch ist mein Bewußtseyn rein. So nimm es denn hin das Bekenntniß meiner Schuld, und findest du mich strafbar, so bitte ich dich, urtheile milde, denke an unsre frohen Jünglingsjahre, denke, wie der wildaufbrausende Julius so oft in dir einen Beschützer und Bertheidiger gefunden. Welling, könntest du mich jetzt verwerfen?

Zürne mir nicht, theurer Freund, daß ich deine edle Schwester verlasssen, und einem armen Mädchen diese Hand reichen konnte, die nicht mehr mir gehörte. Und wenn Emilie mit ihrer Engelsgüte mich Flattergeist nicht zu fesseln vermochte, so denke: daß nur eine höhere Hand mich zu dieser scheinbaren Untreue verleitete; denke, daß damals, als meine Hand der kindlichen Emilie verlobt wurde, wir Beyde das Bündniß unserer Herzen nicht zu fassen vermochten. Sieh meiner Louise ins Auge, sie ist keine Verführerin, und wenn ihre Sanftmuth und Güte nicht zu deinem Herzen spricht, nun so

fahre denn wohl, Glück des Lebens! Denn mit dir, mein Ferdinand, würde mir der bessere Theil meines Selbst entrisßen.

Louise ist mein, mein theures geliebtes Weib! Wie sich das so schnell begab? willst du wissen. Sachte, mein Freund, in meinem Kopfe geht es bunt durch einander; ich möchte so gern mit wenigen Worten alles dir enthüllen, und fühle doch, daß meine langsame Feder den raschen Gedankenflug nicht erreichen kann. Doch Geduld und Nachsicht schenke dem Freunde.

Louise ist nicht schön; aber wenn auch Emilie, die ein freyes Herz verdient, noch reizender wäre, für mich bleibt dennoch Louise das anziehendste Geschöpf, und warum? Lerne den Egoisten kennen: weil ich sie nach meinem Herzen erzogen, weil sie, seit sie denken und fühlen lernte, nur mein Glück im Auge hatte, nur mir Freude geben wollte, um ihr dankbares Herz auszusprechen. Und welche Bande sind wohl heiliger als die, welche Dankbarkeit und Unschuld geknüpft haben!

Nimm dein rasches Wort zurück, nenne nicht noch einmal mich einen treulosen Menschen; denn acht Jahre sind es, seit ich Louizens Bild in meinem Herzen trage, acht Jahre sind es, seitdem sie mir gehört. Damals gelobte ich dem hilflosen Kinde Schutz und Erhaltung, ohne Ahnung, daß sie es sey, die einst mein unbedeutendes Daseyn zur Sonnenhöhe des Lebens erheben würde.

Wunderbar führte die Vorsehung Louisen in meine Arme, und seit dem Moment der Rettung, fühlte ich mein innerstes Leben mit dem Glücke dieses schuldlosen Kindes so innig verbunden, daß der wilde Julius oft von wehmüthiger Rührung ergriffen ward, wenn das kindliche Wesen den Retter ihres Lebens mit schwesterlicher Zärtlichkeit umschloß. Welling, bin ich besser geworden, als ich zu werden versprach, wem verdanke ich es, als ihr, meiner Louise? Sie war meine Schutzgöttin, sie war es, um derentwillen ich entsagen und entbehren lernte, und ich bin stolz darauf, denn ich habe mir ja dadurch das höchste Glück dieses flüchtigen Lebens errungen, die Liebe eines edlen Weibes!

Hinweg nun jede Verheimlichung! Wisse es denn, Louise ist eine Waise, ein Findling, von lieblosen Eltern als zarter Säugling auf das Mitleid fremder Menschen verwiesen.

Im ersten Jahre meines Studentenlebens (du weißt, ich war damals ein ziemlich lustiger Mensch) kam ich eines Abends spät nach Hause. Wir hatten geschwärmt und gezecht, und ungerne ging ich den Weg in mein stilles Stübchen. Ich durchlief noch einige Straßen, aber mir wollte kein Abenteuer begegnen. Da (noch erinnere ich mich dessen, wie heute) sah ich, wie der nächtliche Himmel sich auf einmal mit Feuergluth übergieß. Das ist Feuer, so sprachen tausend Stimmen in mir. Rechne es mir nicht zur Sünde an, gütiger Gott, daß ich, in diesem Moment des Rausches, dieses Unglücks mich freuen konnte. Jetzt war meine Phantasie beschäftigt, dahin mußte ich, dort gab es Leben, dort konnte ich helfen. Wie im Fluge trieb es mich mit der strömenden Menge zum Thore hinaus, nach dem Dörfchen Lindau.

Eine Reihe von Häusern stand schon in hellen Flammen, und Angstgeschrey um Rettung erfüllte die Luft. Die gräßliche Gluth schuf die Nacht zum Tage, und stürmend wogte die Masse wild durch einander. Auch ich stürzte

mich muthig in ein Haus, dessen Giebel schon vom Feuer ergriffen war, und rettete was sich retten ließ. So nahete endlich der Morgen, und die Gefahr war nun vorüber, das Feuer ziemlich gelöscht, nur schwarzer Dampf stieg zum östlichen Himmel empor; aber jammernd und händeringend zogen die Unglücklichen an ihren Hütten vorüber, die in Asche verwandelt waren, und wühlten in dem glimmenden Schutt, während Andere das Vieh von den verheerten Fluren zusammentrieben, das brüllend nach Nahrung verlangte. Mehrere Menschen waren durch die Gluth erstickt, ein altes Mütterchen war sitzend im Lehnstuhl vom Schlaf überfallen worden, ihr kleines Haus wurde zuerst mit von den Flammen ergriffen, und die arme Alte starb einen schrecklichen Tod, denn keine Rettung war möglich. Ich selbst raffte alle meine Kräfte zusammen, die Möglichkeit ihr zu helfen belebte meinen Muth, doch vergebens; schon wüthete die Flamme durch das ganze Haus, und es wäre Tollkühnheit gewesen, mich selbst der Gefahr Preis zu geben.

Als wir am Morgen die verheerten Fluren und die dampfenden Brandstellen durchzogen, da drang aus einem der Gehöfte ein leises Wimmern; wir horchten, und der Ton kam wieder und stärker. „Ein Kind!“ rief ich aus, und stürzte hinzu. Es versammelten sich mehrere Menschen, doch keiner wollte mir folgen. Ich aber wagte es, trotz der Versicherung: hier könne es nicht seyn, das wäre ja die Hütte der Alten. O Welling! ich fand meine Louise, die weinend in eine Ecke eines verfallnen Kellers gedrückt, halb todt vor Angst und Furcht, hinter einem Steine saß. Ich nahm das Kind auf den Arm, trug es durch den dicken Rauch hindurch, und kam, halb verbrannt, mit meiner Geretteten an die Luft.

„Das ist die kleine Louise!“ so riefen jetzt mehrere Stimmen, „und die lebt noch?“ Das Kind konnte nicht reden, die Besinnung schien ihm genommen. Ich fragte die Umstehenden, wem das Mädchen angehöre. „Das weiß niemand!“ war die Antwort. Die Alte hatte sie einmal vor ihrer Hütte gefunden. Daß sie Louise heißt, das stand auf einem Zettel, der um ihren Hals gebunden war.

Nur halb hörte ich damals auf dieß Gerede; ich hatte einzig das arme verlassne Wesen im Auge, und war beschäftigt, sie zur Besinnung zu bringen. Endlich rufte sie Mutter, und als ich ihr sagte, die Mutter schliesse noch, da sah sie mich groß an, und schien aus der dumpfen Betäubung zu erwachen, und sagte: „Sie ist todt! ich habe sie schreyen hören, war aber eingesperrt, und konnte nicht zu ihr!“ Sie fing wieder an zu weinen; erst nach einer langen Weile gelang es meiner Beredsamkeit, sie wieder zu beruhigen, und endlich erzählte sie mir, daß die Mutter sie in den Keller gesperrt habe, weil sie von der guten Milch genascht; wahrscheinlich sey die Mutter eingeschlafen und habe sie vergessen.

Das Schicksal der armen Kleinen hatte mein Innerstes bewegt; ich war so weich gestimmt, daß ich kaum die Thränen zurückhalten konnte, und dennoch fühlte ich wonnige Empfindungen in meiner Brust: der Gedanke, das Leben eines Menschen gerettet zu haben, wirkte wohlthätig auf mich. In der Freude meines Herzens überging ich jedes Hinderniß, und war entschlossen, der Verlassenen einen Zufluchtsort zu verschaffen, denn ich fühlte, daß das arme Geschöpf, hätte ich ihr außer dem Leben nicht auch meinen Schutz

erhalten, einst vielleicht Wehe über meine augenblickliche Gutmüthigkeit rufen könnte.

In der Absicht, ein Unterkommen für sie zu finden, wanderte ich mit ihr durchs Dorf, fragte fast von Haus zu Haus, aber keines wollte meinen Bitten Gehör geben; überall eine abschlägige Antwort. Und wenn ich nun wieder auf das bleiche Gesichtchen der Kleinen sah, in ihre großen schwarzen Augen, die voll Thränen hingen; da wurde mir ganz weich ums Herz, und ich sprach zu mir selbst: Nun, wenn dich keiner haben will, du armes Kind, so will ich dich für mich behalten!

Jetzt fanden sich Menschen von allen Seiten, die sie aufnehmen wollten, aber nun war es auch in mir entschieden; hier, wo alle Menschen sie, in ihrer Hülflosigkeit, dem Glend Preis geben wollten, hier sollte das arme Kind nicht länger bleiben. Ich fragte die Kleine, ob sie mit mir gehen wollte. Sie konnte nicht reden, sie umschlang mich mit ihren zarten Ärmchen, küßte meine Hände, und sie war mein.

Ich benutzte den stillen Morgen, hüllte sie in den Mantel, und trug sie auf meinen Armen in die Stadt. Ich war wie berauscht, ein Gedanke erzeugte den andern; ich wußte nicht wohin mit der Kleinen, und dennoch war ich mit neuen Banden an das Leben gefesselt, da mein Daseyn für die Erhaltung dieses Kindes, das Gott so wunderbar in meine Hand gegeben, neuen Werth erhielt. Ich fühlte das Klopfen ihres Herzens an dem meinigen, und nie gekannte Empfindungen schwellten meine Brust; es war das Bewußtseyn der guten That, das lohnend meinen Muth erhob. In diesem Moment fiel mir ein, daß ich eine Predigerswitwe, die in der Vorstadt wohnte, zufällig hatte kennen lernen. Diese schien mir die einzige, der ich die Kleine anvertrauen konnte, weil ich die anspruchlose Herzensgüte, den einfachen Sinn dieser Frau kannte, weshalb sie stets von mir sehr geschätzt worden war. Ich fand sie bereitwillig, meinen Findling aufzunehmen, denn auch sie war einst Mutter gewesen, und der Tod hatte die süßen Bande zerrissen. Ich fühlte, daß sie mit Mutterliebe über Louise wachen würde, setzte mit Freuden ein gutes Kostgeld aus, und gab schnell, was ich an Geld bey mir trug, damit ich, wenn ich wieder käme, meine Louise in freundlicherer Gestalt fände. Verschwiegenheit meines Namens war von meiner Seite, nebst dem Wunsche, Louisen so einfach als möglich zum Guten zu leiten, die einzige Bedingung. Ich trennte mich von der Kleinen, und kam träumend in meine Wohnung zurück.

Ich warf mich aufs Bett, doch hinweg war jede Regung von Schlaf; trotz der Ermüdung, mein Geist war wach und munter. Wie reich war diese Nacht an folgenreichen Abenteuern für mich geworden! Ich war zu einem Kinde gekommen, ich wußte nicht wie. Doch bereuen konnte ich meine Handlung keinen Augenblick, so viel Schwierigkeiten sich mir entgegenstellten; ich fühlte Muth in meiner Brust, bey ernstlich gutem Willen, sie alle zu überwinden; und wenn mich ja einmal der finstre Geist der Reue ergreifen wollte, da schlich ich des Abends, anstatt in einen Weinkeller, vor das Thor, zu meiner Vertrauten, und Louisens kindliche Herzlichkeit, ihr Frohsinn, ihre iunige Anhänglichkeit, die weit über ihr Alter (sie war damals ungefähr acht Jahre) sich gegen mich, ihren Beschützer, äußerte, versetzte mich jedes Mal in eine Stimmung, die, trotz meines lustigen Lebens, bis jetzt mir fremd

geblieben war. Wenn ich wieder fort wollte, wie umfingen mich dann die Arme der Kleinen; ihre Augen füllten sich mit Thränen, und mir wurde bange für die Glut ihrer Empfindungen.

Nach und nach waren freylich meine Gefühle für meinen Findling dadurch etwas herab gestimmt worden, daß ich in der Sparsamkeit, die ich nun zu machen genöthigt war, um die Kosten für Louisens Unterricht bestreiten zu können, manchen Verlust an rauschenden Freuden erlitt; indefß waren dieß nur Momente, und weit belohnender war mir ein Abend in Gesellschaft meiner Louise und ihrer würdigen Erzieherinn. Die natürliche Gewandtheit ihres Geistes entzückte mich, und, ohne es zu ahnen, war ich schon damals von den süßesten Banden unauflöslich an sie gefesselt.

(Die Fortsetzung folgt)

Charaden.

I.

Süßes Mädchen! dessen Rosenwangen,
Dessen Weisenaugen mit Verlangen
Manches edlen Jünglings Herz erfüllt;
O wie tief sich meine Seele härmet,
Wenn um sie die Erste girrend schwärmet,
Die mit Recht man geist- und herzlos schilt!

Dann gefeilt ein Hauch sich zu der Zweyten
Und verkündet meines Innern Leiden
Durch ein kummervolles, lautes Ach!
Denn es hält die reizbegabte Dritte,
Ungerührt von jeder inn'gen Bitte,
Meine Wünsche, meine Sehnsucht wach.

Darum trägt mich oft des Ganzen Flügel
Zu der Spröden, über Thal und Hügel,
Nicht zu ferne wär' ein Weltenraum,
Treu sie an mein glühend Herz zu schließen,
Zu berauschen mich in ihren Küssen,
O warum ist alles nur ein Traum!

II.

Könnst' ich einst mit dir, du Holde!
Die vertraute Erste seyn,
O, mit allem Erdengolde
Tauscht' ich diese Wonne ein!
Dann (welch' himmlisches Vergnügen)
Dürft' ich dir am Busen liegen,
Denn du wärst auf ewig mein.

Klagend ob dem Mißgeschick,
Das zum Leiden mich erfor,
Pressen meine trüben Blicke
Küßl die Zweyte oft hervor.
Dichtern heilig ist das Ganze,
Weil Apoll im Sonnenglance
Hoch da thront, im Musenchor.

Carl August Clafes.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs März.

Seit einigen Monaten war von nichts als von einer neuen Oper, Text von K o r e f f, Musik vom Musikdirector S c h n e i d e r, die Rede gewesen. Die nöthigen Zurüstungen an Decorationen, Costumen u. dgl., die jetzt immer jedem todtgebornen Kinde ein glänzendes Leben sichern müssen, hatten die erste Vorstellung immer von neuem verschoben. Endlich hat diese vor acht Tagen Statt gefunden. Das Stück heißt; *Ucassin und Nicolette*, oder: die Liebe aus der guten alten Zeit. *Ucassin*, der Sohn des Grafen von Valence, liebt *Nicolette*, die ihrer Geburt nach unbekannte Pflege tochter des Vicomte der Stadt. Der Vater verspricht, nach langem Weigern, unter der Bedingung in diese Mißheirath zu willigen, wenn es *Ucassin* gelingen würde, die schwer von den Feinden bedrängte Burg zu befreien. Der junge Ritter sagt hier:

Send mir willkommen, liebe Waffen,

Ihr sollt die Liebste mir verschaffen,

und geht ab. Unterdessen besinnt sich der alte Graf eines Schlechteren; er ruft *Nicolette*, sagt ihr, daß sie um keinen Preis die Hand seines Sohnes erhalten, wohl aber, wenn sie auf ihren eiteln Hoffnungen beharrte, in den Thurm geworfen werden könne. *Ucassin* kehrt siegend zurück, der Vater wiederholt seine Meinung und steht also gleich in den ersten Scenen als wortbrüchiger Mann da. *Nicolette* wird in einen, der eigensinnige *Ucassin* in einen andern Thurm geworfen. Aber beyde finden Mittel und Wege zu entfliehen. Diese Scene bringt sehr vielen Effect hervor. Die Wächter sind bekürzt:

Sie kann durch den Graben

Genommen nicht haben

Den Weg zu der Flucht;

Zur Stadt laßt uns gehen,

Mit Fackeln erspähen,

Wohl alles durchsucht.

Du Wartner der Sinne

Mit spähemdem Sinne,

Der oben du stehst,

Sah'st nichts du denn schleichen

Vom Thurm hier entweichen?

Weit um du doch spähest.

Der Wartner antwortet: Wohl sah ich was gleiten,

Sah's riesenhaft schreiten

Im leinenen Tuch;

Dort schwand's aus dem Fenster,

Ein war's der Gespenster,

Es ging zum Besuch.

Im zween Acte beredet *Nicolette* einige Hirten, daß sie *Ucassin* auffuchen und ihm Kunde von ihr bringen; sie sollen ihm, zum Wahrzeichen, eine Locke von ihr übergeben und dabey sagen, sie sey von einem jungen *Reh* (sic). Die Liebenden haben sich eben wieder gefunden, als ein Saracenen-Schiff mit Corsaren in der Gegend landet, und *Nicolette* als gute Beute mit sich fortführt. *Ucassin* ruft seine Getreuen zusammen, im Nu ist ein Schiff bemannt, man setzt den Räubern nach, der alte Graf verflucht seine Strenge, die zu Allem Unlath gegeben, Graf *Garins*, der frühere Belagerer der Burg, dem *Ucassin* das Leben geschenkt hat, schwört, er wolle sich dankbar beweisen, setzt (als Ritter-Troubadour) der Entführten nach, und mit dieser abermals sehr effectreichen Scene schließt der zweyte Act.

Der dritte Act spielt in Carthago, auf dem Bazar. Die Kaufleute freuen sich eben ihrer Schätze, als der Sultan von Carthago unter sie tritt, und mit Jubel begrüßt wird. Es wird ein Bajaderentanz vor ihm aufgeführt. Da treten die Räuber mit der schönen *Nicolette* auf und bieten sie dem Sultan zum Kaufe an. Aber *Nicolette* ist das dem

Sultan vor dreizehn Jahren eben so von Christen geraubte Kind, als sie heute von Türken entführt worden ist! Freude des Wiedersehens. Die für immer verloren geglaubte Tochter kommt dem Vater gerade heute um so erwünschter, als der Fürst von Granada erwartet wird, der diese Tochter als Braut heimführen soll. Unglaublich ist dieß alles, aber doch wahr, in diesem Opersujet nämlich!!! Nicolette erklärt natürlich, daß sie nie des schwarzen Fürsten Gemalin werden will, und daß sie Christinn ist. Der empörte Vater läßt sie (noch in der ersten Freude) in den Harem werfen, und so endet der dritte Act.

Bunt und verworren ist der vierte und letzte, der die Auflösung durch und durch übereilt. Der alte Graf hat ein Gelübde gethan, nach Zion zu pilgern und dort seine Vaterstrenge abzubüßen. Die Hirten haben endlich nach vielem Suchen den gleichfalls verloren geglaubten Lucassin gefunden, und führen ihn herbei. Der alte Graf könnte sich nun die lange Reise ersparen, aber ihn bindet sein Gelübde. Er läßt von einem Caplan, der seinen Gottesdienst auf dem Theater während des ganzen vierten Actes verrichtet, die Waffen des Sohnes salben, und dieser wird zum regierenden Herrn ausgerufen. Da erscheint der uns schon bekannte Troubadour und bringt — Nicolette verkleidet mit sich. Diese hat sich nicht lange besonnen in ihrem Harem: ihrem Lucassin treu, ist sie aus dem Vaterhause entflohen. Ihr Vater hat ihr, wie sie selbst sagt, geflucht, aber ohne daß es sie sonderlich rührt. Heirath. Schluß.

Die Kritik ist bey dieser Berliner Oper bald fertig. Die Mängel des Sujets liegen vor Augen; sie hat aber Elemente zu einer guten, effectreichen, romantischen Oper; dennoch ist dieses Product weder gut noch effectreich, weil jene Elemente in verwirrender, chaotischer Fülle auf einander gehäuft sind, und weil bey aller sogenannten Handlung doch ein fast absoluter Mangel an Charakterzeichnung vorhanden ist, durch welche der Componist hauptsächlich sein Talent entwickeln muß. Dazu die technischen Fehler des Textes, der überall zu lang und zu gedehnt ist. Eine Menge von Personen ziehen an einander hin und her und betäuben den Zuschauer mit oft nur zu schwerfälligen fünf-füßigen Jamben. So sind auch die Verse für die Musik viel zu gehäuft und geschwählig; dem Componisten blieb vor der Menge der in Musik zu setzenden Worte gar keine Zeit, in einzelnen Situationen sich zu entfalten. Von der rhythmischen Kunst der Verse außer den oben gegebenen, nur folgende auf's Gerathewohl gewählte Proben:

Hör' deiner Nicolette Stimme,

Mein Lucassin, und mich befreu.

Wo liegt die Stadt?

Das furchtsame Kind

Gesehen sie hat.

Ha! welsch' ein toller Wagesprung,

Wie feck und stark, und noch so jung! (Der Wagesprung oder

Nichts haben wir funden,

das Mädchen?)

Die Maid ist verschwunden,

Umsonst wir schon zogen

Vom Wartner betrogen,

Der Flüchtigen nach.

Last euch rühren meine Thränen,

Rühren meine Noth so groß,

Geht zu Lucassin dem schönen,

Ruft hinab ihn aus dem Schloß.

Last uns ruh'n,

Wer kann denn immer rennen?

Die Sohle heiß mir brennt,

O! führt mich doch zu ihr!

Der Musik fehlt es ganz und gar an Neuheit. Nichts als alte, verbrauchte Motive, die in bunter Farbengebung planlos an einander gereiht sind. Man merkt, daß Hr. Schneider besonders Instrumenten-Componist ist: durch die ganze Oper glaubt man Quartette, Symphonien, Militärmärsche u. zu hören; nirgends eine Spur von eigent-

sicher Opern musk. Die Erinnerungen an Mozart, Spontini, Winter und Hundert andere drängen sich einem fast bey jedem Tacte auf.

Benfall hat diese neue Oper gar nicht oder doch wenig erhalten. Einige der gelungenern Stücke, die durch die Masse der gar zu gewöhnlichen hervorstachen, wurden beklatscht; besonders erhielt der schöne Gesang der Mad. Seidler, welche die ungemein große und ermüdende Partie der Nicolette vorzüglich singt und spielt, eine neue Decoration (!) und der Tanz unserer französischen, nationalisirten Oll. Le mi ère und des Hrn. Hogunt Benfall. Die gleichfalls unendlich lange Rolle des Lucassin gibt Hr. Stümer mit gelungener Anstrengung.

Eben so wenig Benfall hat ein neues Drama: Schwere Wahl nach Calderon von Wolf erhalten.

Man spricht von Zubereitungen zu einem abermaligen großen, höchst brillanten Hoffeste, welches der König im nächsten Sommer bey Gelegenheit der Vermählungsfeyer der Prinzessin Alexandrine geben wird. Leider verliert nun Berlin auch seine zehnte, geliebte Königstochter. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Concert-Ankündigung.

Mit Bewilligung der hohen Behörden wird Sonntags, den 17. März 1822, zu Hernats im Hause Nr. 31, Nachmittags um halb 5 Uhr, zu einem wohlthätigen Endzwecke, eine musikalische Academie gegeben werden und das menschenfreundliche Publicum hiermit eingeladen, dieses Unternehmen durch einen zahlreichen Zuspruch zu unterstützen.

Kunstnachricht.

Hr. Alexander von Boucher, Orchesterdirector und erster Violinspieler weil. Sr. Maj. des Königs von Spanien Carl IV., ist mit seiner Gattinn, Celestine, ersten Sarsenistinn und Pianistinn desselben Hofes hier angekommen und wird sich bald öffentlich hören lassen. Vor kurzem hat dieses kunstreiche Paar eine Reihe von siebzehn Concerten in Berlin gegeben, und sich stets zahlreicher Zuhörer und großen Beyfalls erfreut; wahrlich ein vollgiltiger Beweis hoher Virtuosität; die Anwesenheit desselben in unserer Hauptstadt verspricht demnach den Kunstfreunden vielen und wahren Genuß.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Bignonia rigescens. Steifblättrige Trompetenblume. Von Caracas.
- Camellia japonica. Japanische Camellie. Aus Japan.
- Cluytia daphnoides. Seidelbastblättrige Cluytie. Vom Cap.
- Capraria lucida. Glänzende Herzblume. Vom Cap.
- Dapline pontica. Pontischer Seidelbast. Vom Pontus.
- Fagara Pterota. Geflügelte Fagare. Aus Jamaica.
- Myrica quercifolia. Eichenblättriger Gagel. Vom Cap.
- Viola Zoisii.

(Mit einer Musikbeylage.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

L i e d
v o n
C l o t i l d e .

In Musik gesetzt

v o n

Carl Maria von Weber.

Andantino.

Stimme.



Wenn Kind-lein süs sen Schlummers Ruh' nicht in der Wie-ge
Das Herz ist kin-disch dann und wann, und for-dert gern vom
Wir geh'n auf dor-nen - vol - ler Bahn von Ro - sen karg um-

Pianoforte.



fin - det, Spricht ihm die Mut-ter freundlich zu; Ihr Fle - hen ü-ber-
Le - ben, Was es ihm nicht ge-wäh - ren kann; Vernunft steht ernst da-
blü - het, Den Weg zum Him-melsdom hin - an, Nach dem die Lieb' uns



win - det Mit sanfter Macht des Schmer-zens Schrey'n. Er schweiget, wenn sie
ne - ben, Sie muss die gu - te Mut - ter seyn, Die zu dem Wunsche
zie - het; Bis sie, umstrahlt von Heil - genschein, Zum mü-den Wand'rer



spricht: Mein ar-mes Kind-lein wei - - ne nicht, Sey
 spricht: O träu-me von Er - fül - - lung nicht - Sey
 spricht: Du bist am Ziel, ver - za - - ge nicht, Sey

still, sey still, schlaf ein.
 still, sey still, schlaf ein.
 still, sey still, schlaf ein.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 19. März 1822.

34

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Bekenntniß.

Von Luise Brachmann.

Julius Müllner an seinen Freund Welling.

(Fortsetzung)

So eilten sechs glückliche Jahre dahin, und nur einmal war ich seitdem in deiner Gesellschaft, lieber Welling, in das väterliche Haus zurückgekehrt, Emilie, die ich als zartes Mädchen verlassen hatte, fand ich in voller Blüthe entfaltet wieder, und der Gedanke: sie ist es, die dich einst durchs Leben führen wird, hatte selbst damals noch volle Gewalt über mein unbefangenes Herz. Indes kann ich dir nicht verhehlen, daß der stille Ernst, der gehaltene Ton ihrer Rede, oft meine wärmsten Worte zurück in das glühende Herz drängten, und in solchen Momenten Louises kindliches Wesen, ihre holde Natürlichkeit, mit verführerischer Anmuth vor meine Seele traten. Doch fremd war mir der Gedanke der Möglichkeit, dieses Kind zu lieben. Nur konnte mein widerspenstiges Herz nicht aufhören in stillen Stunden ihr Bild mir zurückzurufen, und nie hörte ich auf, an sie zu denken.

Ich kam zurück mit dir, und mein erster Gang war zu ihr; und soll ich dir verhehlen, daß ihr Wiedersehen, verbunden mit der reinen Freude ihres kindlichen Herzens, das in jeder unbedeutenden Handlung, ohne es zu wissen, nur mir zu gefallen sich bestrebte, auch auf mich, mir unbewußt, einen unvergeßlichen Eindruck machte? Wirfst du mir vergeben, wenn ich dir das Geständniß ablege, daß Emilie's Geschenk, eine brillantene Busennadel von außerordentlicher Schönheit, dennoch von mir unbeachtet blieb, weil Louise seit meiner Abreise Tag und Nacht gearbeitet hatte, um für mich ein Uhrband von Perlen, mit einer Guirlande von Bergkristalleinrichtung zu verfertigen. Es war nach dem neueren Geschmack gearbeitet, wie es gleich einem Bandelier von der rechten Schulter zur linken Hüfte gehend sich über die Brust zieht. Mit einer frohen Bewegung hing ich es über, sie heftete einen wehmüthigen Blick darauf; ich fragte sie um die Ursache dieses Ausdrucks: Ach, erwiderte sie, Perlen be-

deuten Thränen, und es ist mir, als ob meine Thränen eine Kette um Ihr edles Herz gezogen hätten, das sich um meinetwillen so vieler Sorgen, und, o gewiß, mancher Aufopferung unterzieht.

Mit unbeschreiblicher Rührung erfüllten mich diese Worte. Wenn Perlen Thänen bedeuten, sagt' ich zu mir selbst, so blühen aus diesen heiligen Wellen, ich fühle es, unverwelkliche Vergißmeinnicht.

Seit diesem Tage fühlte ich an mir selbst eine Veränderung, die mich bekümmerte; denn nicht wie vormals, unbefangen und freundlich, ging ich jetzt zu Louisen. Ich fühlte mein Herz stärker klopfen, wenn mich der Zufall an ihrer Wohnung vorbeystrieb, und wenn sie mir einmal unerwartet begegnete, da überflog eine Blut mein Gesicht, und kaum vermochten meine bebenden Lippen zu sprechen; mehrmals stoh ich scheu an ihr vorüber, und wie kränkte es mich, wenn ich dann des Abends zu der armen Kleinen kam, und sie mit ihrer reinen Schuldlosigkeit mich fragte: „Sie sind wohl böse auf mich, oder haben Sie mich wirklich heute noch nicht gesehen?“

Ich machte mir Vorwürfe, denn ich fühlte, daß es strafbar sey, in dem Herzen eines unschuldigen Mädchens Hoffnungen und Wünsche zu erwecken, die von Dankbarkeit und Wohlwollenerzeugt waren, und von mir doch nie erwidert werden konnten. Unruhig trieb mich mein Bewußtseyn umher; aber dennoch vermochte ich nicht der süßen Lockung zu widerstehen, und berauschte aufs neue mich in der kindlichen Unbefangenheit meiner Louise, ohne zu ahnen, daß ich das Gift schon unheilbar in mich gesogen hatte!

Emiliens Gestalt schreckte mich oft in der Stille der Nacht aus wachen Träumen, dein trauriger Umgang ward mir drückend und schwer, und jeder Brief, den ich an deine Schwester schrieb, schien mich des Hochverraths an Louisen anzuklagen; und Emiliens Briefe, wie war ich da so geschäftig, den Sinn zu entstellen, nur um mein Unrecht zu beschönigen. Entfernung schien mir endlich das einzige Mittel, mich zu heilen, und so entschloß ich mich die kleine Ausflucht nach dem reizenden Wörlitz zu unternehmen, und in diesen freundlichen Gefilden Ruhe für mein bekümmertes Gemüth zu suchen. Ich nahm einen kurzen Abschied bey Louisen, empfahl sie ihrer Pflegemutter in den rührendsten Worten, und eilte mit schwerem Herzen hinweg. Doch auch dieß war ein vergeblicher Versuch; Louisens Bild zeigte sich mir überall, und wie von Geistern verschuecht, irrte ich, schwermüthig und einsam in der schönen Natur umher. Und als ich zurück kam, und schon zwey Tage in L. war, und immer noch nicht Louisen wiedergesehen hatte, da trieb es mich eines Abends mit unsichtbarer Gewalt zu ihr, mein Unrecht zu vergüten.

Ich fand sie, wie gewöhnlich, einsam; sie saß am Clavier, und hatte eben mein Lieblingsliedchen gespielt und gesungen: Kennst du das Land, wo die Citronen blühen &c. In tiefe Gedanken versunken, fand ich sie. Wehmüthig eilte sie mir entgegen, doch schien ein scheues, ernstes Wesen ihre vormalige Vertraulichkeit verschüchtert zu haben. Sie rufte ihre Pflegemutter, und auch diese schien von einem andern Geiste beseelt; sie war zwar freundlich wie immer, doch ernster war ihr Ton. So blieb es eine geraume Zeit; Louisens heiterer Sinn kehrte wieder, doch nur momentan, und dennoch ging ihr ganzes Bestreben einzig dahin, mir Freude zu machen; alle ihre kleinen Kunstfertigkeiten, wie entzückten sie mich, und wie belohnend wirkte mein Beyfall auf

das sanfte kindliche Wesen. Die Freude sprach aus den blitzenden Augen, aus den freundlichen Blicken, und neue fröhliche Munterkeit belebte ihre Seele, und schuf mir der glücklichen Stunden so viele.

So war die Zeit meiner Entfernung von L. heran genahet; ich hatte mich mit einer Ruhe getäuscht, die mir fremd war, und fühlte, wie mich jedes unbedeutende Wort Louisens ergriff, wenn ich mir dachte: unter deinen Augen ist sie so lieblich aufgeblüht, und nicht für dich! Als endlich der Tag der Trennung herangerückt war, wie wurde mir so schwer ums Herz! Mit Louisens Pflegemutter hatte ich gesprochen, und die Versicherung meiner steten Sorgfalt für Louisens Glück ward von der würdigen Frau mit dankbaren Thränen, angenommen. Als ich aber endlich von ihr, dem Liebling meines Herzens Abschied nehmen wollte, ach, da wallte mein Gefühl zur Flamme empor, ich drückte sie voll Entzücken an meine Brust, versprach ihr oft zu schreiben, und bat sie mein Andenken zu bewahren. Sie konnte nur wenige Worte aus der beklommenen Brust hervorstammeln; ich fühlte, wie das bange Weh des Abschieds in ihr arbeitete, und das, was sie leise und zitternd zu mir sprach, waren Empfindungen der Dankbarkeit.

So kam ich nach einer Entfernung von acht Jahren in meine Vaterstadt zurück, mit dem besten Willen allen Nothleidenden hülfreich beyzustehen, zu zeigen, daß ich meine Zeit wohl angewendet, und als theilnehmender Arzt meinen Beruf zu erfüllen Willens sey. Doch nicht die Freude meines alten Vaters mich als Doctor zu umarmen, nicht deine Freundschaft, nicht die lebenswürdige Emilie, nichts vermochte den düstern Ernst in mir zu verschweigen, und ich fühlte mit Schmerz, daß ich meine Laufbahn nicht in der erforderlichen Stimmung beginnen konnte; denn Heiterkeit der Seele ist ja der treueste Gefährte für den Arzt, wie für den Kranken. Allen war ich zu helfen bereit, und fühlte mich ohnmächtig an mir selbst; denn wer vermag das Kräutlein zu nennen, das Seelenschmerzen lindert!

In dieser Stimmung verstrichen mehrere Monate; ich verfolgte mit rastlosem Eifer meinen Beruf, und stand in Emiliens Umgang manche glückliche Stunde; doch nur als Freundinn, nicht als Gattinn konnte ich mir sie denken, und dennoch war es anders! Mein Vater, der bey seiner zunehmenden Kränklichkeit einer baldigen Trennung von uns entgegen sah, wünschte mich vor seinem Hinscheiden noch mit Emilien vereinigt zu sehen, und in einer Stunde der kindlichen Rührung hatte ich ihm mein Jawort gegeben. Auch von Emilien war die Einwilligung erfolgt, und nur deine Rückkehr aus M. verzögerte die Vermählung. Ich gestehe dir, nie habe ich dein Außenbleiben sehnlicher gewünscht; denn dein Kommen entschied ja über meine Freyheit, und das Glück meines Lebens stand auf dem Spiele.

Jede Zeile, die ich in dieser Zeit an Louise schrieb, wurde mir zum schweren Vorwurf; ich fühlte, wie sehr ich mich an dem schuldlosen Wesen vergangen, fühlte, daß ich sie um das schönste Gut, um den Frieden ihrer Seele gebracht hatte, denn nicht, wie vormals, entzückte mich der leichte, ungezwungene Ton ihrer Briefe; sie selbst schien ihre Worte zwar zu fesseln, aber dennoch brach zuweilen die schöne Glut ihrer Sehnsucht nach mir, dem Retter ihres Lebens, aus den ernstesten Worten hervor. Endlich, o Gott wie wurde mir der Kampf so schwer, endlich mußte ich ihr meine Verbindung

mit Emilien bekannt machen. Aus Schonung schrieb ich an Louisens Erzieherin, daß sie in Zukunft ihre Briefe unter einer ihr genannten Adresse an mich zu senden, und versicherte ihr, ich würde, wie bisher, für Louisens Glück besorgt seyn, und meine erste Bitte an meine Gattinn sollte Louisen betreffen; sie künftig in meiner Nähe zu wissen, und für ihre Zufriedenheit zu sorgen, würde mir ewig eine theure Pflicht seyn. Mit unendlichen Schmerzen schickte ich diesen Brief, der, das fühlte ich an dem Toben in meiner Brust, bey der größten Behutsamkeit, dennoch für Louisen, die mit so ganzer Seele an mir hing, tödlich werden konnte.

Unruhig trieb ich in diesen Tagen mich umher, selbst mein Beruf, Leidenden beyzustehen, wurde mir schwer; ich beneidete den Glücklichen, der an den Pforten des Todes stand, um die ewige Ruhe, und o wie gern hätte ich an seiner Stelle seyn mögen! Sieh! so frevelt der Mensch mit seinen thörichtesten Wünschen, indeß die Vorsehung den Jagenden in ihren Schutz nimmt. Deiner guten Schwester wich ich aus, wo ich konnte; denn ihre sanfte Ergebung, ihre verweinten Augen, alles zeigte gegen mich Unwürdigen, und ich fühlte mich erbleichen, wenn ihr Blick einmal ernst und fragend auf mich geheftet blieb. Doch ich wollte mein widerspenstiges Herz bezwingen, und trug still und stumm diesen Schmerz in meiner Brust, in der Hoffnung, daß die Zeit meinen Gram lindern, meine Empfindungen der zartesten Liebe zu Louisen in die Neigung eines Bruders verwandeln würde; und dann, wenn Emilie mein Herz ganz kennen würde, dann erst hoffte ich ihre Liebe und Vergeltung zu erhalten, und des Besitzes ihrer Hand nicht unwerth zu seyn. Sieh! mein Ferdinand, ich hatte den besten Willen, ich kämpfte als Mann, und nur dieß eine betrübt mich, daß Emilie, je näher der Tag unsrer Verbindung heran nahte, mich zu vermeiden suchte, wie sie konnte; der Gedanke, sie leidet durch dich, nagte mit Angst und Schmerz an mir. Einmal, es war an einem stürmischen Septemberabend, wir waren an das Zimmer gefesselt, und mein Vater verlangte grausamer Weise eine Heiterkeit von mir, die ich armer Mensch nicht zu erkünsteln vermochte; da trat Emilie still neben mich, nahm mich sanft und gütig bey der Hand, indem sie sagte: „Sie sind recht unglücklich, lieber Julius, ach und wie betrübt es mich, daß Sie kein Vertrauen zu mir, Ihrer Jugendfreundinn, haben, denn daß ich Ihnen nur Freundinn bin und bleiben werde, das fühle ich; doch ich will mich gern begnügen, wüßte ich nur, was ich für Ihre Zufriedenheit thun könnte!“

Sie eilte aus dem Zimmer, mir aber rollten heiße Thränen aus den Augen, und mit drückender Gewalt verfolgte mich der Gedanke, daß zwey engelgute Mädchen um meinetwillen unglücklich werden sollten, und raubte mir alle Fassung. Ich benutzte diesen Augenblick, ich wagte noch einmal bey meinem Vater ein Wort für meine Freyheit zu sprechen; doch es war vergebens! ich mußte befürchten ihn noch diesen Abend zu verlieren, so ergriff ihn die Vorstellung, Emilien, die er stets als Tochter geliebt, aufgeben zu müssen.

(Der Schluß folgt)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, vom 23. Februar 1822.

Das Theater Feydeau hat fortwährend ein so entschiedenes Unglück mit den Stücken, welche es zur Aufführung bringt, daß seine gänzliche Auflösung zu befürchten steht,

tritt nicht bald ein Componist auf, der Genie und Originalität genug besitzt, um durch musikalische Productionen die rhetorisch-declamatorischen, zusammengeflachten Stückwerke, welche bisher an der Tagesordnung gewesen sind, zu verdrängen. Läßt sich in letztern auch dann und wann ein melodischer Gedanke hören, plötzlich wird er abgerissen und in der Flickmanier zu Ende geführt, so daß dem Ohre der Zuhörer nichts übrig bleibt, als Ohrenzwang.

Die Veranlassung zu diesen Bemerkungen hat mir die einactige, so eben auf dem genannten Theater aufgeführte Oper, le Petit Souper gegeben. Zu diesem Abendessen hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden, aber die Gäste haben demselben wenig Ehre gemacht; denn alles, was servirt wurde, war kalt und schmacklos. Sollte, wie zu vermuthen steht, diese Speise ein zweytes Mal aufgetragen werden, so dürfte sie aufgewärmt noch weniger behagen, als da sie frisch gekocht war. Die Musik, welche während des Abendessens ertönte, vermehrte dergestalt die Geschmacklosigkeit desselben, daß die Gäste, um sich der Langeweile zu ent schlagen, zu pfeifen begannen. Am Ende stand man vom Tische auf und beging die Unhöflichkeit, sich weder nach dem Namen der beyden Gastgeber zu erkundigen, noch weniger, ihnen für die Bewirthung zu danken.

Eine desto glänzendere Aufnahme hat ein neues Vaudeville, betitelt: Les Mémoires d'un Colonel de Hussards, auf dem Gymnase dramatique gefunden. Die Verfasser desselben, die H. Scribe und Mèlesville haben die Hauptrolle für Gonthier geschrieben, der dann einen jener liebenswürdigen traineurs de sabre (militärischen Wüßlinge) spielt, welche den Franzosen eine um so angenehmere Erscheinung auf dem Theater bleiben werden, als sie dergleichen Personagen im Leben selbst mit so vieler Virtuosität gespielt haben. Gonthier ist ein Schauspieler, der seine eigene Manier besitzt und der dieser Manier durch eine gewisse künstlerische Ausbildung den größten Ruf zu verschaffen gewußt hat. Allerdings ist diesem Künstler eine Ruhe des Spieles eigen, die Schauspielern, welche gewöhnt sind, bey der geringsten Veranlassung auf Hieb und Stich zu Werke zu gehen und, wo sie nur ein Flämmchen von Begeisterung verspüren, gleich eine Feuerbrunnst ahnen und sich mit Sack und Pack aus dem Fenster stürzen, für Kälte nehmen möchten. Wo ein sogenannter Bonvivant vom alten Schrot und Korne in einem einzigen Abend ein Paar Absätze abnuhen und die Ärmel seines Kleides durchscheuern würde, steht Gonthier ohne weder Hand noch Fuß zu rühren, den Daumen der rechten Hand in die Beinkleidtasche gehakt (ein Gestus, der allerdings nur einem solchen Schooskinder von den Pariser nachgesehen wird) und spricht mit seinem Mitspielenden, ohne ein Auge von ihm zu verwenden. Zu der passionirtesten Liebeserklärung verbraucht er gerade nicht mehr physischen Athem, als wenn ein anderer Schauspieler „zur Gesundheit, Herr Bruder,“ zu sagen hat.

Gestern Sonntags am 24. hat Hr. Moscheles in Vereinigung mit Hrn. Lafont auf dem großen Operntheater Concert gegeben und dabey gerade den nämlichen Zulauf, wie bey seinen vorigen Unternehmungen derselben Art, gehabt. Außer den eignen Productionen auf den respectiven Instrumenten der beyden Concertgeber, ist die Sonate von Beethoven mit Chören und Orchesterbegleitung, von Hrn. Moscheles gespielt, aufgeführt worden. In meinem nächsten Berichte werde ich sowohl dieses Concerts, als der vorhin erwähnten Theaterproducte, eine nähere Erwähnung thun.

In der Deputirtenkammer ist dieser Tage eine Sache zur Sprache gekommen, welche für die französische dramatische und musikalische Kunst von der höchsten Wichtigkeit ist, und die auch in Deutschland ein lebhaftes Interesse erwecken muß. Bekanntlich genießen die französischen Theaterdichter und Componisten nicht allein während ihres Lebens von jeder Vorstellung, welche die von ihnen verfaßten oder komponirten Stücke auf dem französischen Grund und Boden erleben, einen bestimmten Antheil von der Einnahme, sondern diese Vergünstigung geht auch, kraft zweyer, vom ehemaligen Nationalconvente in den Jahren 1791 und 1793 gegebenen Gesetze, noch während zehn Jahren nach ihrem Tode auf ihre Erben über. (Benläufig gesagt: darf man sich noch wundern, daß die Franzosen (literarisch genommen) ein Theater, die Deutschen aber nur Theaterstücke, besitzen?) Beaumarchais hatte schon einige Jahre vor der Revolution an der Spitze

der vorzüglichsten Theaterschriftsteller der damaligen Zeit mit allen Waffen, welche ihm Talent, Wiß, Reichthum und sein Einfluß auf die öffentliche Meinung an die Hand gaben, für die Erzielung jener Vortheile gekämpft, für den Augenblick freylich seinen Zweck verfehlt, aber doch die Sache in Unregung gebracht und die späterhin erfolgten günstigen Resultate vorbereitet. In diesem Zustande befinden sich die Sachen noch in diesem Augenblicke, obgleich sich von Zeit zu Zeit Stimmen erhoben und die Heimfälligkeit der Theaterstücke zehn Jahre nach dem Absterben ihrer Verfasser an die Nation, oder (was einerley ist) an die Directionen, für eine abermalige Ungerechtigkeit erklärt haben. Jetzt wenden sich die Wittven und Kinder der verstorbenen Theaterdichter und Componisten in einer Bittschrift an die Kammer der Deputirten und suchen ein neues Gesetz nach, welches die beyden Gesetze von 1791 und 1793 aufhebe und ihnen ihre Ansprüche auf die Einnahme der von ihrem Gatten und Vätern verfaßten Werke nicht allein während der nächsten zehn Jahre nach ihrem Tode, sondern auf immer, wieder verteile. Das Gesuch ist besonders vom Herrn Etienne, dem Verfasser der *Deux Gendres*, der *Plaideurs sans procès*, des *Joconde*, der *Cendrillon*, der *Lampe Merveilleuse*, des *Rossignol* *) u. s. w. unterstützt worden. In der bey dieser Gelegenheit von ihm gehaltenen Rede kommen folgende auch das auswärtige Publicum interessirende Stellen vor: „In Folge dieser Gesetze (der von 1791 und 1793) hat sich die Urenkelinn des großen Corneille genöthigt gesehn, an den Thüren derjenigen Individuen, welche sich täglich durch den Ertrag der Meisterstücke ihres berühmten Vorfahren bereichern, ihr Brot zu betteln. Sedaine's Witwe, welche fast gar kein Vermögen besitzt, befindet sich in demselben Falle, da die unheilbringende Frist von zehn Jahren seit einiger Zeit verfloßen ist; ein gleiches Schicksal werden die Wittve und die Kinder eines Mannes von ausgezeichnetem Talente, der die französische Bühne mit einer Menge der ausgezeichnetsten musikalischen Producte beschenkt hat **), nach Verlauf von einigen Jahren erleiden, und die Theaterdirection dann beginnen, sich von dem Schweisse desjenigen, dessen Erben sie gesehlich berauben, zu mästen u. s. w. Da die Kammer das Recht nicht hat, bloß in Folge einer Discussion über Bittschriften auf die Aufhebung schon bestehender Gesetze anzutragen, so ist man freylich in Betreff der erwähnten Petition zur Tagesordnung übergegangen (das heißt, die Kammer hat sie unbeachtet gelassen), aber wahrscheinlich wird Hr. Etienne nächstens eine förmliche Motion in dieser Hinsicht machen. Es steht alsdann zu erwarten, ob der Vorschlag werde unterstützt und zum Gesetze erhoben werden.

*) Eine der nächsten Nummern unserer Zeitschrift wird aus der Feder eines andern, gleichfalls in Paris lebenden Schriftstellers eine detailirte Anzeige dieser Oper liefern, welche so eben auf dem großen Operntheater daselbst durch die, bis jetzt beispiellose Pracht ihrer Darstellung, die Aufmerksamkeit von ganz Paris auf sich zieht und einen ungeheuren Zulauf hat.

***) Hr. Etienne spielt hier auf Nicolo, seinen verstorbenen Freund, an, für den er fast alle Stücke, welche dieser Componist gesetzt und von welchen weiter oben im Texte die meisten erwähnt worden sind, geschrieben hat, den Rossignol ausgenommen, welchen Hr. Etienne aus Rücksichten, welche hier nicht erörtert werden können, Hrn. Lebrün, Chef der Chöre der großen Oper, zur Composition gab. Der außerordentliche Beyfall, welchen diese Oper in der Académie Royale de Musique erhielt, verbunden mit der Verzögerung der Aufführung seiner *Lampe Merveilleuse*, wirkte so nachtheilig auf die Gesundheit Nicolo's, daß man sie als die indirecten Ursachen seines bald nachher erfolgten Todes betrachten kann. Nicolo war seit der Zeit mit Hrn. Etienne zerfallen, ja, er ist gestorben, ohne, wie man sagt, seinen ehemaligen Freund noch einmal sehen zu wollen. Nichts destoweniger hat Hr. Etienne auf dessen Grabe eine sehr eindringende Leichenrede gesprochen.

T h e a t e r = A n z e i g e .

K. K. Hoftheater an der Burg.

Die *Hussiten vor Raumburg* im Jahre 1432, Schauspiel in fünf Aufzügen, von August von Rosebue, von Neuem zur Aufführung gebracht.

Wenn ein Theaterstück, welches einen bloß ernsten, äußeren Endzweck hat, und worin sich keine innere Leidenschaftlichkeit kund thut, dramatisches Interesse gewähren kann; so sind es die *Hussiten vor Raumburg*, ein Schauspiel, welches nicht allein bey seiner ersten Erscheinung vor zwanzig Jahren, sondern auch fortwährend nach-

her auf allen Theatern Deutschlands, die größte Sensation erregt hat. Daß die Wirkung dieses Stücks auf einer unwandelbaren Grundlage beruht, ergibt sich aus dem Beyfalle, welcher demselben, bey seiner neuen Aufführung, in Wien zu Theile geworden ist. Diese Grundlage ist freylich keine unbedingte, freykünstlerische, sondern eine rein bürgerlich-menschliche: sie besteht in dem Interesse, welches der Zuschauer an dem Schicksale von einer Menge von Kindern nimmt, welche einem racheschnaubenden Eroberer entgegengesandt werden, um ihn um Schonung gegen eine Stadt anzusehen, der er den Untergang geschworen hat. Da die Kinder nicht handeln; so ist die Theilnahme, welche sie erregen, nicht dramatisch, sondern, wie gesagt, bloß materiell-menschlich. Es begreift sich, daß ein Stück, zu dessen Verstehen man nichts, als Mensch, zu seyn braucht, ein größers Publicum finden müsse, als ein solches, dessen Zwecke sich nur dem geistig-gebildeten Zuschauer kund geben können.

Der dritte Act der Hussiten hat Längen, welche dem raschen Gange der Darstellung Einhalt thun. Bertha's Jammern um ihre Kinder ist von keinem dramatischen Interesse, da die Zuschauer in voraus wissen, daß die Sendung der Kinder dennoch Statt finden wird. Der weit ausgeholte Streit, welchen die Wahl des zurückzubehaltenden Kindes erregt, erscheint mehr als witzige Parodie, denn als natürliche Eingebung des bekümmerten Mutterherzens. Wo gäbe es eine Mutter, welche in der Verzweiflung um das Leben ihrer Kinder noch Kaltblütigkeit genug besitzen könnte, dieses oder jenes derselben vorzugsweise dem bevorstehenden Tode entreißen zu wollen?

Die Aufführung der Hussiten ist in jeder Hinsicht eine der vortrefflichsten, welche irgendwo gegeben werden dürften. Zu bedauern ist, daß die zu schmale Breite der Bühne bey dergleichen Stücken nicht allein das Gelingen der scenarischen Anordnungen, sondern auch die Entwicklung der schauspielkünstlerischen Bestrebungen, hindern müssen.

Die Ausführung der beyden Hauptrollen, so wie die Künstler (Mad. Schröder und Hr. Heurteur) den Geist derselben aufgefaßt hatten, war vollendet: die naive Kindlichkeit ihrer Darstellung sprach allgemein an. Sollte indeß eine kräftige, vertrauensvolle Kraft, bedingt durch den bürgerlichen Stand Wolf's und Bertha's, nicht vielleicht einer noch größeren Wirkung fähig seyn?

Über die Overture und die Musik in den Zwischenacten, welche eine Meisterhand verrathen, soll, wann das Stück mehrere Male wird wiederholt seyn, in einem unserer nächsten Blätter noch weiter gesprochen werden.

R. F. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore. Am 7. März zum Vortheil der Dlle. Schröder und unter der persönlichen Orchesterführung des Tonsetzers: der Freyschüge. Das bey dieser Lieblingsoper unsers Publicums stets volle Haus war heute überfüllt; viele zu spät Kommende konnten ihre gesperreten Sitze nicht mehr erreichen, und gegen Einlaßkarten war schon eine halbe Stunde vor Anfang kein Unterkommen zu finden. Unser verehrter C. M. von Weber (wir nennen ihn unser, da sein gediegenes Werk der ganzen deutschen Nation angehört) wurde bey seinem Erscheinen mit wiederholter lauter und allgemeiner Begrüßung empfangen. Die meisterhafte Overture, heute wie die ganze Oper mit dem größten Eifer und der wärmsten Liebe ausgeführt, fand gleiche Auszeichnung. Der Lachchor und das Trinklied im ersten Aufzuge wurde wiederholt, und schon nach dem ersten Aufzuge rief man den Componisten hervor. Zugleich fiel ein Gedicht *) zu den Füßen des innigerührten Man-

*) Wir geben es im Abdrucke, da es sich bey weitem nicht in den Händen Aller befinden dürfte, die diesem Feste beywohnten oder benzuwohnen wünschten.

Erschaffend dringt aus lichten Äther-Räumen
Der Löne süßbewegte Zaubermacht;
Sie weckt den Geist aus trüber Lebensnacht,
Sie führt ihn himmelwärts in süßen Träumen.
Und schaut er auf mit Trosterfüllten Blicken,
Dann quillt der Sühne heil'ger Strahl herab:
Durch's Leben waltt er freyer bis zum Grab,
Weil er gefühlt der Seligkeit Entzücken.

nes nieder. Die folgenden zwey Acte unterhieffen würdig diese Stimmung. Überrascht wurden wir durch eine Cavatine Annchens im dritten Aufzuge, die sich an ihre Traumbergeschichte anschließt und uns bis jetzt unbekannt geblieben war. Die Zahl der Brautsjungfern war vermehrt worden; dem Jägerchor widerfuhr sein herkömmliches Recht: er mußte wiederholt werden u. s. w. Nach dem Schlusse erschien der Componist wieder zwey Mal, denn nachdem er sich zuerst in der Mitte der Schlußgruppe gezeigt und einen Theil des Gelingens den Darstellenden pantomimisch zugeschrieben hatte, wollte die Versammlung heute ihm allein die Zeichen ihrer Verehrung widmen. So erhielt dieser feltene zweymalige Ruf einen tieferen Sinn, als man sonst hinein zu legen pflegt.

Dlle. Schröder und Hr. Forti zeichneten sich unter den Hauptpersonen vorzüglich aus. Erstere ersetzt durch ihre passende angenehme Persönlichkeit, was sie im Gefange stellenweise schuldig bleibt. Des letztern Darstellung ist sehr verdienstlich; hin und wieder nur zu stark aufgetragen, denn wer sich dem Bösen ergab, lacht nicht mehr laut, sondern verschließt scheu sein Trachten und Thun vor den Menschen. Annchen (Dlle. Bio) spielte heute genügender, als sonst. Demnach läge es nur am Willen, um eine höhere Stufe des Kunstwerthes und des Gefallens zu erreichen. Max (Hr. Rosner) ist stellenweise seiner Rolle mächtig, die außer der Gestalt und Jugend auch geistige Erfordernisse hat, wie sie die gangbare italienische Operngattung, in welcher dieser Sänger mehr Glück macht, freylich minder erfordert. Wie viel auf mehreren oder minderen Fleiß in der Darstellung des Gelingenen ankomme, zeigte Maxens erste, heute sehr ausgezeichnete Arie, die sonst kälter gegeben, auch kälter empfangen ward.

Den Freunden der Tonkunst war es interessant, zu hören, in wie weit das Zeitzmaß der Musikstücke und andere kleine Nuancen darin von den frühern Aufführungen verschieden seyn würden. Die große Wirkung von heute ist aber wohl mehr dem allgemeinen Enthusiasmus zuzuschreiben, der die Ausübenden und die Anhörenden zugleich belebte, als bedeutenden Abänderungen. Die Oper wurde beym ersten Einstudieren, wie wir schon früher erwähnten, so umsichtig und sorgsam behandelt, daß grobe Irrthümer nicht möglich waren. Und wenn einige Tempi schneller als in Berlin gegriffen wurden, z. B. das Allegro der Overture und der Jägerchor: so liegt der Hauptgrund wohl in der größeren Beweglichkeit des wärmeren Südens, gegen den kalten Norden, und der Puls- und Herzensschlag ist zuletzt doch der erste und beste Metronom.

Annchens neue Arie ist schön componirt, aber man sieht es ihr zu sehr an, daß sie nicht für Annchen, sondern für Dlle. Cuniée, das ist: für eine Sängerinn, die sich zeigen wollte, geschrieben ist. Hr. von Weber mochte es vielleicht auch klug finden, manches, was bey dreysig Vorstellungen das Ohr der Hörer gewohnt geworden, nicht mehr zu ändern, wenn es auch nicht ganz nach seinem Sinne war. Dasselbe soll Spontini bey seiner Bestattn auf einem andern Theater eben so gethan haben, und beyde Meister hatten, unsers Bedünkens, Recht.

Sa, dreysig Mal in vier Monaten ist der Freyschütze über unsere Breter im Kärntnerthortheater gegangen, und indem er den Berliner Enthusiasmus mehr als doppelt überflügelt hat, möge Jedermann, und der gefeyerte Componist vor allen, es erkennen, wie bereit Wien ist, das Schöne, Erhabene und Wahre zu empfangen, wenn es sich ihm im würdigen Gewande und in der rechten Stunde zeigt.

L. M.

Und der den Drang erweckt in stiller Brust,
Die Erde bindend an des Himmels Ferne,
Was ist des hohen Sängers würd'ger Preis?

Ihn labt der Töne reichgeschaff'ne Lust,
Und jedem Erdenlohn entsagt er gerne,
Denn seine Krone blüht im Sternkreis.

Auflösung der Charaden im vorigen Blatte:
Phantasie (Fant=a=ste). Parnas (Paar=nas.)

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Donnerstag, den 21. März 1822.

35

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Bekenntniß.

Von Luise Brachmann.

Julius Müllner an seinen Freund Welling.

(Schluß)

Seit jenem Abend war mit deiner Schwester eine sichtbare Veränderung vorgegangen: sie war still und in sich gekehrt, und sah so bleich aus, daß man es ihr anmerkte, wie viel Anstrengung es sie kostete, sich aufrecht zu erhalten. Gegen mich blieb sie freundlich sanft, wie immer, nur klagte sie über stete Kopfschmerzen. Selbst mein Vater wurde unruhig; er befürchtete die Symptome einer Krankheit, und fragte mich ängstlich um ihren Zustand. Was sollte ich sagen! Eine heilige Pflicht war es mir, über sie, als Freund und Arzt, zu wachen; denn ich war es ja, der sie in der Blüthe ihres Lebens gemordet, dessen Kälte sie vernichtet hatte, ich sah es ja, wie sie in Wehmuth verging.

Deine Ankunft, mein Ferdinand, entschied unsere Schicksale, und der Tag der Vermählung brach an. Nie aber hat es einen unglücklichen Bräutigam gegeben, als mich! Ich begrüßte den Morgen mit Thränen; denn um meine Qualen zu vermehren, hatte ich, seit dem Briefe von Louisens Pflegemutter, keine Nachricht von ihr, der Theuren, erhalten, und so sollte ich denn ohne ihren Segen meinen dornevollen Weg betreten. Ich raffte allen meinen Muth zusammen, ich mußte vollenden, nur der Tod konnte aus diesem Labyrinth mich führen.

Als ich zu Emilien kam, wie pochte es da so laut, so ängstlich in meiner Brust; eiskalt rieselte es durch meine Adern, und bebend sprach ich in tiefster Seele: „Sind das die wonnigen Empfindungen eines Bräutigams?“ Emilie war so schön, und die sanfte Blässe gab ihrem Gesichtchen neue Reize; doch für mich Unglücklichen lebte nur ein Bild; und mit diesem fremden Bilde im Herzen, sollte ich jetzt einem edlen Mädchen den Schwur der Treue ablegen, „und sie betriegen!“ so sprachen tausend Stimmen in mir. Zu meiner Ver-

wunderung war Emille heitrer, als ich es bey ihrer jetzigen Stimmung erwarten konnte; doch ihre Augen hafteten oft ernst und feyerlich auf mir. Deine Fröhlichkeit, mein Welling, die Zufriedenheit meines Vaters und Emilien's Engelsgeduld, die sie mit mir unfreundlichen Menschen hatte, alles nagte furchtbar an meiner Seele. Und als nun vollends der Kreis der Hochzeitgäste sich um uns versammelte, da hätte ich, der Beneidete, mich gern vor aller Augen verborgen. Louisens Bild wich nicht von mir, bleich und krank sah ich sie überall, und zum ersten Male bereute ich es, sie aus den Flammen gerettet zu haben, denn ich hatte sie ja zu weit größern Schmerzen erhalten. Der fröhliche Tumult der Gäste, die schmetternde Musik, nichts vermochte mich zu zerstreuen; mir bangte vor dem Augenblick, wo der Vater das Zimmer öffnen würde, und der Prediger über mich und Emilien den Segen sprechen sollte. Da wurde ich durch den alten Friedrich hinaus gerufen. Mit wankenden Schritten eilte ich fort; ahnend erwartete ich eine Trauerpost, und ehe ich den furchtbaren Gedanken verfolgen konnte, hielt ich einen Brief von Louisens Pflegemutter in der Hand. Zitternd ging ich auf mein Zimmer, und las, unter zahllosen Thränen, die Schreckensworte: „Wenn ich Louise noch einmal zu sehen wünsche, so möchte ich eilen, denn seit sieben Tagen schwebt sie bewusstlos am Rande des Grabes; nur meiner Hülfe könne sie vertrauen, und hoffe, die Menschlichkeit werde mir das Opfer, aus den Armen einer liebenden Braut zu eilen, erleichtern, und die Überzeugung, wenigstens alles gethan zu haben, werde mich, wenn mein Bemühen vergeblich seyn sollte, künftig vor Vorwürfen bewahren.“

Soll ich dir meinen damaligen Zustand beschreiben, das kann ich nicht! Ich war nicht ich selbst; bewusstlos raffte ich mein Geld, und was mir das nächste war, zusammen, jagte, als wenn Furien mir folgten, durch das hell erleuchtete Haus, auf die Post, und ehe eine Stunde verging, war ich auf der Straße nach L. In mir war alles so öde und düster, daß ich keines Gedankens fähig war; nur ein Bild lag mir am Herzen, die sterbende Louise, und ich hatte sie gemordet!

Doch hinweg nun ihr Trauergestalten, wandelt euch zu freundlichen Erinnerungen; sie lebt ja und ist mein! Nicht meiner Kunst verdankt sie ihr schönes Leben, Gott und die Natur haben sie erhalten. Noch traf ich sie im bewusstlosen Zustand; bleich und mit geschlossnen Augen lag das geliebte Wesen in Todeschlummer vor mir. Ich stürzte an ihr Bett, doch Louisens Freundin riß mich von ihr weg, mein Ungestüm würde sie getödtet haben. „Ach nur einmal öffne deine lieben Augen! Nur einen Blick der Vergebung!“

So rief ich trostlos und verzweifelnd aus, und fühlte mich losgerissen von den süßesten Bänden des Lebens. Mein Brief war, trotz der Vorsicht, dennoch in Louisens Hände gekommen. Sie schien nach Lesung desselben ruhig, doch schon in wenigen Tagen verwandelte sich diese Ergebung in ein heftiges Wallen, ein hitziges Fieber brach aus, und das schöne Bewußtseyn entfloh. Nur einzelne Momente gab es, in denen sie meinen Namen aussprach; sonst waren ihre Augen geschlossen, und keine Klage entschlüpfte der tief verwundeten Brust. Jetzt wußte die arme Frau keinen andern Rath, als an mich zu schreiben, und meine Hülfe zu erbitten, denn sie fühlte, daß nur ich im Stande sey, ihren Liebling zu beruhigen.

Alle Mittel, die ich schnell anwendete, schienen vergebens und blieben ohne Wirkung, bis endlich der selige Moment erschien, wo sie wie ein Geist aus besserer Welt zurückkehrte, mich erkannte, und mit schwacher Stimme meinen Namen sprach. Ich sank an ihrem Bette nieder, umschloß die mir wiedergeschenkte Geliebte, und fühlte, wie ihr Daseyn auch mich wieder an das Leben kettete. Sie zu beglücken, die mir Gott bestimmt, das schwur ich, und werde es halten, bis zum letzten Hauche meines Lebens! Die Freude mich zu sehen, schien sie mir aufs neue wieder entreißen zu wollen. Sie fiel zurück in die furchtbare Ohnmacht, doch nur um in meinen Armen wieder zu erwachen. Was nun der Arzney nicht gelingen wollte, das gelang der Liebe, und bald hielt ich meine Louise, zwar noch mit bleichen Wangen, doch genesen, an meiner Brust.

Nur wie ein schwerer Traum war bis jetzt die Vergangenheit, dumpf und schmerzlich, an meiner Seele vorüber gezogen. Mein Hochzeitstag, die verlassene Braut, der erzürnte Freund, und, o Gott! mein schwerbeleidigter Vater, alles drückte mich jetzt, als die Besinnung in mich zurückkehrte, mit doppelter Gewalt; und doch konnte ich nicht anders handeln; oder sollte ich die Geliebte zum zweyten Male tödten? Nein, selbst ihre Bitten vermochten nichts über mich, und wie hätte ich auch eine Trennung von ihr, die mein ganzes Leben war, ertragen können. Für sie wurde mir jedes Opfer leicht, an ihrer Hand, das fühlte ich, müsse sich mir überall der Weg zum Glücke öffnen, und ohne sie war ich der ärmste der Menschen.

An Emilien zu schreiben, mit diesem Entschlusse kämpfte ich lange, ohne den Muth zur Ausführung zu haben. Aber war sie nicht seit früher Jugend meine treueste Freundin, nicht stets ein edles Mädchen? so fragte ich mich selbst, und eilte zur Vollendung. Mein Entschlusse war gefaßt; hätte sie mir ihre Verzeihung versagt, so wäre ich jetzt fern von euch, meine Lieben, und nie würde ich meinen Vater und die geliebte Heimath wieder gesehen haben. Emilien's edles Herz, das war die Hoffnung, der ich vertraute, und ich wagte es, sie um ihren Beystand zu bitten, und meinen beleidigten Vater versöhnen zu helfen. Aber, mein Ferdinand, daß bis zu dem Augenblicke, wo ich die Antwort deiner Schwester erhielt, mein Leben ein qualvolles Daseyn war, daß selbst meine Louise vergeblich als Trösterinn mir Muth einsprach, das glaubst du mir gewiß; du kennst ja mein Herz, weißt, daß es ohne Falsch ist, und gewiß, hätte ich dich früher zu meinem Vertrauten gewählt, ich hätte euch und mir viel Kummer erspart. Doch nenne es Eigensinn, nenne es Schwärmerey, wie du willst, wer kann wider sein Herz, selbst der beste Mensch wandelt in dieser Stimmung auf verführerischer Bahn, ach! und es ist ja so süß, ein Geheimniß dieser Art, wie konnte dein schwacher Julius widerstehn!

Die großmüthige Verzeihung deiner edlen Schwester, die, mit Aufopferung der eignen Ruhe, nur mein Glück im Auge habend, mir zu entsagen in dem entscheidenden Momente, entschlossen war, und ihre Verwendung bey meinem Vater, wird dir früher als mir bekannt gewesen seyn; aber daß mein rasches Verschwinden von so traurigen Folgen für Emilien wurde, daran ist meine Unbesonnenheit Schuld. In der Zerstreuung hatte ich den Brief von Louisens Erzieherinn auf meinem Pulte liegen lassen. Als man mich auf

meinem Zimmer aussucht, findet Emilie, welche allen übrigen dahin voraus-
eilt, den aufgeschlagenen Brief: die Überzeugung, daß ich noch ein Wesen
außer ihr betrogen habe, raubt ihr die Besinnung. Ohnmächtig trägt man
die unglückselige Braut aufs Bett, und es vergehen Stunden, ehe ihr Geist
ins jammervolle Leben zurückkehrt.

Daß du mit mir zürnst, irre an mir geworden bist, allen Glauben an
mich verloren hast, das vergebe ich dir, denn ich war es ja, der deine treff-
liche Schwester so tief gekränkt. Doch sey nicht unversöhnlich, verlasse dein
Vaterland nicht in Zorn gegen mich, und glaube, daß es das weiche Herz
meiner Louise zerdrücken würde, wenn ihr Besitz mir dein Herz entwendet
hätte.

Solltest du mich aber deiner ferneren Freundschaft unwerth halten, nun
so lebe denn wohl, und nimm meinen Dank für so viele schöne Jahre, die in
deinem trauten Umgange wie selige Stunden dahin eilten. Daß du aber Emi-
lien zu dieser Reise beredet hast, daran erkenne ich meinen edlen Welling!
Entfernung wird sie zerstreuen; sie wird es vergessen, daß ich es war, den
die Vorsehung dazu bestimmte, in ihr schönes Leben die ersten Dornen zu
winden; und wenn du einst mit ihr in deine Heimath zurückkehrst, dann wird
es meines Lebens süßeste Sorge seyn, Emilien zu beweisen, daß ich nie auf-
hörte ihrer Achtung werth zu seyn.

Allemännische Lieder.

1.

Märzlied.

(S. Mays Schreibers Gedichte. Thl. 1. Buch. 7. S. 527.)

Jetzt treiben die Haseln und Weiden,
Jetzt könnt ihr Lockseifen euch schneiden!
Der Boden ist grün, und der Himmel ist blau,
War' auch nur mein Lieb jetzt bey mir auf der Au!
Schon gurren geringelte Tauben,
Schon johlen *) die Hirten in Lauben.
Der Frühling ist eine gar herrliche Zeit,
Weil morgen mein Lieb er zum Küssen mir beut.

Es weiß jeder Vogel sein Plätzlein,
Und hat auch sein Nest und sein Schätzlein.
Heut sitzen die Sorgen zu Gast noch im Haus,
Doch morgen jagt Alle mein Annelein aus.

2.

Spruchlied.

(S. Mays Schreibers Gedichte. Thl. 1. Buch 7. S. 526.)

Wenn's regnet, tropft's in Sträuchen,
Die Vöglein werden naß.
Willst du den Unmuth scheuchen,
So geh zum vollen Faß!

Hat's Schnee in Wald und Hecken,
Dann bricht kein Laub hervor:
Willst einen Manbaum stecken,
So geh vor's rechte Thor!

*) Johlen, jöhlen, jehlen, laut jauchzen und schreie.

Nicht jeder Stock gibt Trauben,
Ihr trefft auch manche Nuss,
Will dich dein Dirnlein schrauben,
So straf's mit einem Kuss!

Gottlieb v. K. v. A. v. A.

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel, den 28. Febr. 1822.

Rossini's neueste Oper, *Zelmira*, sollte mit Anfang des Carnevals gegeben werden; die erste Aufführung verzögerte sich aber bis zum 12. d. M., also beynabe bis zum Ende des Faschings.

Wie leicht denkbar, war das Haus überfüllt. Der Erfolg des Stücks blieb lange unentschieden. Rossini hat angefangen, seine Formen zu wechseln: es dürfte ihm damit noch ein größerer Ernst werden, wann er auch seine Werkstätte gewechselt haben wird. Sein ungeheurer Schatz an schönen Motiven, der natürlich abgenützt ist, kann nur unter einer neuen Gestalt erscheinen. Verirrt sich zufällig ein neuer Gedanke unter sie, so vermist man an ihm jenen Vorzug eines Werkes, dessen erster Guss gelang. Rossini's neue Oper hat schöne Glanz- und starke Schattenspuncte. Unter die gelungensten Stellen gehört die Arie mit Duett der *Zelmira* „*Perché mi guardi e piangi*“ im ersten Act mit englischem Horn; dann das Quintett im Finale desselben Acts, und das Finale selbst „*Mi ha colpito la sorpresa, lo stupor.*“ Für *Mad. Colbran* hat Rossini hauptsächlich gesorgt; sie sang und spielte mit einem Fleiß, den ich noch nie an ihr bemerkt und dessen ich sie nicht für fähig gehalten hätte. Ihr Gesang war seelenvoll und bezaubernd. Die Steifheit der *Sigra. Ceconi* war störend, da sie gerade in den schönsten Momenten mit der *Sigra. Colbran* zusammenwirken muß. Ihre schöne, metallreiche Stimme genügt wohl im Concert, aber nicht im Drama. Für den Tenor ist weniger vorthailhaft gesorgt; er hat häufige Falsetconversationsen in dem hohen *d* und *e*, für deutsche Tenorsänger fast unausführbar. Ubrigens gibt sich *David* sehr viel Mühe. *Ambrosi* ist durchaus für seine Rolle nicht geeignet. Auch hat der Compositneur dem Greise die regsame Kraft rüstiger Vastläufe aufgebürdet, die der gesunden Vernunft entgegen zu seyn scheinen. Diese Rolle und die Recitative, welche mit offenbarer Nachlässigkeit und Eile geschrieben sind, machen den Hauptfehler der Oper aus. Rossini ist eitel, daher repetirt er sich oft; das gilt auch hier. Indessen scheint mir diese Musik die gelungenste von allen, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß Rossini's Säuseln sich in kleine Fugen, oder, wenn diese Bagatellen den Ehrenamen noch nicht verdienen sollten, in hübsche Canoni auflöst. Ich hoffe, die Oper wird in Wien gefallen. Mir thut ihr Verschwinden von der hiesigen Bühne sehr leid. Sie wird hier höchstens nur zehn Vorstellungen erleben. In den ersten Tagen des künftigen Monats reisen *Mad. Colbran* mit *Rossini*, dann *David*, *Nozzari* und *Ambrosi* nebst mehreren zweyten Sängern und Sängerinnen nach Wien ab. *Barbaja* hat für letztere einen ungeheuer großen Gesellschaftswagen machen lassen.

Bestris und *Frau* sind nach London abgereist. Während der Fastenzeit wird kein Ballet gegeben. Ein neues Oratorium „*la Talia*“ von *S. Meyer* wird einstudiert. Die ernstgemessene und durchdachte Musik dürfte dem neapolitanischen *Materialismus* nicht entsprechen. *Sigra. Fabrè* mit ihrer verschleierten Stimme und der Tenor *Donzelli* werden darin singen. Die Vorstellungen der „*Talia*“ werden künftige Woche beginnen.

Der Vesuv scheint absichtlich so lange mit seinen Eruptionen gewartet zu haben, um uns während der Fasten einige neue Ergehungen darzubieten. Am 17. d. M. begann sich die erste Flamme zu zeigen. Hohler Donner im Eingeweide des Berges ließ die Stärke des bevorstehenden Ausbruches voraussagen. Indessen hatte die Lawa, zum Trost der Einwohner von *Torre del Greco* und *Resina* etc. den Weg durch den alten und höchsten Krater genommen. Vom 20. bis 24. d. war die Eruption am heftigsten.

Der ganze obere Keget war mit glühender Lava übergossen, so weit man sehen konnte der Himmel blutroth und der Qualm so dicht, daß er am Tage die Sonne verfinsterte.

Ich wagte es, während der furchtbarsten Explosion, wo mich alle Führer und Begleiter verließen, den Krater zu besteigen. Die glühende Lava wälzte sich gerade nach der Richtung, welche ich genommen, um mir den Rückweg abzuschneiden. Ich habe keine Zeit, Ihnen die Gefahren und die tausenderley furchtbar herrlichen Eindrücke zu schildern, die mir am Rand des Verderbens, nahe an dem Schlunde, aus welchem die Wuth des furchtbaren Elements Tod und Verderben in tausend glühenden Schlangen sprühte, die links und rechts schwarz neben mir zu Boden fielen, fast alle Besinnung raubten. Ich werde hierüber einen Aufsatz drucken lassen, der viele interessante Details liefern wird. Immer bleibt die Wirklichkeit hinter der Phantasie zurück; nur in der Nähe des Vulkans übersteigt jene alles, was der Mensch fürchten und denken kann. Diese Bilder ertragen keine Beschreibung; das Gefühl wird zermalmt.

Die musikalischen Zirkel finden in der Fastenzeit häufiger Statt. Panzini führt sehr schöne Musiken auf, zu deren Verschönerung das allerliebste Stimmchen der kleinen Derog. nicht wenig beiträgt.

De Bach ist mit seiner Gesellschaft hier angekommen. Er hat einen Circus auf dem Largo del Castello aufgeführt. In einigen Tagen wird er seine Vorstellungen eröffnen, ich fürchte, ohne großen Vortheil für das kostspielige Unternehmen.

Gestern traf ich Rossini bey Rothschild. Seine Abreise ist auf den 10. d. M. festgesetzt. Er war sehr liebenswürdig und sang den Figaro.

Heute wollte ich den Vesuv von neuem besteigen. Es erhebt sich aber eben ein fürchterlicher Sturm, die Eruption ist im Abnehmen.

Pesth, am 4. März 1822.

Gestern hat Hr. Siebert seine gastlichen Kunstleistungen hiesigen Orts mit einer von ihm selbst unterpreparirten musikalischen Academie beschlossen, deren Frequenz ihm ein Beweis seyn möchte, daß unser Publicum ihn als Kammer Sänger nicht weniger denn als Operisten schätze. Indessen haben einige spätere scenische Leistungen des Künstlers, vielleicht wegen Aneignung fremder Partien (z. B. bey der Vestalinn in der Rolle des Licinius), vielleicht wegen abgehender Beweglichkeit der Action (z. B. bey Figaros Hochzeit in der Rolle des Figaro) nicht so hinreichend, wie früher auf das Publicum gewirkt. In „Joseph und seine Brüder“ war Ue. Siebert als Benjamin eine angenehme Erscheinung an der Seite ihres Vaters, wiewohl der hübsche Hirtenknabe durchaus zu mädchenhaft war und bey einer Classe von Zuschauern verlor, was er bey der andern gewann. Undankbar wäre es, unerwähnt zu lassen, daß während des ganzen Encclus der Siebertischen Gastrollen einige unserer braven Operisten brav mitgeholfen und den erweckenden Einfluß höheren Talents bewährt haben; ein Lob, welches man Hrn. und Mad. Wächter, diesem ohnehin bey uns gut angeschriebenen Künstlerpaare, vor allen ertheilen und bedauern muß, daß man solches nicht allen übrigen Mitgliedern der Bühne spenden kann. So gewiß unter unsern zeitherigen scenischen Genüssen die musikalischen die besten und reichlichsten waren, so gewiß wir dies Hrn. Siebert zu danken haben, so wenig haben die übrigen zeitherigen Opfer der Thalia zu bedeuten gehabt. Jedoch hat in diesen Tagen die possirliche Fee aus Fran Freich mehrmals ihren, mich dünkt der Circe abgeborgten Zauberstab über unsere Bühne geschwungen und durch ihre Witzergießungen großen und lauten Beyfall eingeeerntet. Was wird die Kritik dazu sagen! Es wird noch lange dauern, ehe das Publicum großer Städte dazu gewöhnt wird, ein anmuthiges Lustwandeln im delphischen Haine der epicuräischen Trift vorzuziehen. Solcher Ritzel wirkt auch nicht auf die Dauer, und ohne die trüben Ansichten des Recensenten des Klingemannischen Theater Almanachs von 1822 *) zu theilen, welcher das jehige Theaterpublicum, ja die ganze Lesewelt eines wüsten Indifferentismus bezüchtigt und mit einem abgelebten Greise vergleicht, darf man doch so viel feststellen, daß kein Publicum in dergleichen Lustspielereyen der Thalia seine Haupt-

*) S. Halle'sche Lit. Zeitung d. J. Nr. 24.

genüsse finden sollte, und daß, wenn irgendwo die Unternehmung des Schauspiels bloß dadurch, daß man einem solchen vorherrschenden Geschmacke schmeichelte, zu halten wäre, man besser thäte, den Tempel Thalias zu schließen oder — ein Werkhaus daraus zu machen. Doch ich will aufhören zu moralisiren, weil es — nichts hilft, und Sie auf den Gedanken kommen könnten, ich sey ein Actionair des hiesigen Theaters und wolle mich durch diese Strafpredigt über den Verlust meiner Actie trösten; da ich doch keinen Theil an diesem löblichen Opfer für das gemeine Beste, noch eben große Sorge habe, daß die Unternehmung scheitre. Freylich! das vorliegende Deficit der kais. Casse und die Erfahrung, daß das Interesse des Publicums sich nicht weiter als bisher gehoben, und nicht zu leidlicher Frequenz des Parterres, namentlich nicht zu einer anhaltenden Füllung der Logen steigern lassen wolle, erregen manche Bedenklichkeit wegen einer bessern Zukunft, und vor der Hand doch die Besorgniß, daß die bisherige Direction mit allen ihren Aufopferungen an Zeit und Muße und mit allen heilsamen Reformen und Ersparnissen doch keinen Lohn, als das Bewußtseyn, das Gute gewollt und gefördert zu haben, erwerben dürfte. Denn wenn auch jeder Willigdenkende einräumen muß, daß die große Theaterprobe mit einem Jahre für abgelegt nicht angenommen und in vielen Dingen erst durch Zeit und Erfahrung die richtigsten Maßregeln erkannt werden können, wenn auch vergeltender Patriotismus oder vielmehr Ewismus beym Vorschlage der Arrostung sich schon löblich ausgesprochen hat, so dürfte doch Einer und der Andre der Interessenten die Sache für so bodenlos halten, daß ihm neue Opfer vergeblich dünken. Man hat indessen bey der vor kurzen gehaltenen Wahlversammlung über drey Viertel der alten Directoren wieder gewählt und hierdurch nicht nur Vertrauen zur bisherigen Direction, sondern auch Muth zur ganzen Sache bethätigt. Sie fragen: „Was sagt die öffentliche Meinung hierzu?“ und ich antworte, daß solche mir nicht recht im Klaren zu seyn scheint. Sie fragen ferner: „Was meint die lokale Zeitschrift, die Pannonia?“ und hierauf entgegne ich, daß dieser Muße hierüber eine maßgebliche Stimme nicht gestattet, wenigstens von ihr kein klares, am allerwenigsten ein feines Urtheil erwartet werden kann. Wollen Sie von der unverzeihlichen Unfeinheit und zugleich stümperhaften Plumpheit dieses Blatts ein Beispiel haben, so lesen Sie in Nr. 17 S. 154, was das ästhetische Murrethierchen auf meinen Scherz in Nr. 22 dieser Zeitschrift geäußert hat und mich bedauern läßt, daß ich durch meine satyrische Laune Ihrer feinen Ephemeride einen so großen Widersacher erweckt habe.

Dramatisches Concert

im k. k. priv. Theater an der Wien am 16. d.

Um der berühmten Mad. Grassini Gelegenheit zu verschaffen, sich nicht allein als Sängerin zu zeigen, sondern auch ihr schauspielkünstlerisches Talent zu entwickeln, hatte die Direction am vorigen Sonnabende ein sogenanntes dramatisches Concert veranstaltet, in welchem ein großer Theil der Cimarosaschen Oper: die Horazier und Curiazier, mit Musikstücken von einigen andern Componisten untermischt, aufgeführt wurden. Da diese Vorstellung einen ganzen Abend ausfüllen sollte, da, außer den drey Hauptparthien, viele Chöre auswendig gelernt, überhaupt aber die nämlichen scenischen Vorbereitungen, wie zu einer eigentlichen Vorstellung, gemacht werden mußten; so könnte man allerdings fragen, warum Mad. Grassini, statt abgerissener Stücke, nicht vielmehr die genannte Oper im Zusammenhange gegeben habe? Die Zeit des Einstudierens wäre dieselbe gewesen, denn die ganze Cimarosasche Partitur hätte eben so leicht, wie einzelne Theile derselben nebst andern Musikstücken, eingelernt werden können. Den Mangel an Übung der beyden aushelfenden Sänger kann man nicht vorschützen, denn es kam hier nicht darauf an, daß letztere mehr, sondern nur mehrere geleistet hätten; letzteres wäre ihnen möglich geworden, hätte man die Vorstellung noch um ein Paar Tage verschoben. Mit der unzerstückelten Dar-

stellung der ganzen Oper wäre allen Theilen geholfen gewesen: das Publicum hätte eine vortreffliche Oper zu hören bekommen (ein Genuss, der eigentlich nicht so häufig ist, wie die betheiligten Parteyen sich einzubilden scheinen) und die Sängern Gelegenheit erhalten, ihr Gesangs- und mimisches Talent ohne Unterbrechung und in einem einzigen Gusse zur Anschauung des Publicums zu bringen. Eben dem rhapsodischen Charakter der Darstellung ist es vielleicht zuzuschreiben, daß sich die Leistung der Mad. Grassini in ihren einzelnen Theilen ungleich gezeigt hat. Doch haben ihre zahlreichen Verehrer, dem Ansehn nach, die obwaltenden Mängel lieber übersehen, als den Verdiensten der Sängerin keinen unbedingten Beyfall schenken wollen. Dieß ist geschehen; man hat sich gegenseitig zufrieden von einander getrennt, und wahrscheinlich betrauert das Publicum die Ausgabe eben so wenig, als die Sängerin die Einnahme.

Um einiger Massen in's Detail zu gehen, so hat, wie uns dünkt, Mad. Grassini die durch eine andere namhafte Sängerin berühmt gewordene Arie: *Frenar vorrei le lagrime*, am ausdrucksvollsten, überhaupt am künstlerischsten, vorgetragen. Es dürfte nicht unbemerkt geblieben seyn, daß Mad. Grassini im Gesange ein weit kräftigeres und klingenderes Organ entwickelt, als im Recitative. Vielleicht liegt der Grund darin, daß die Künstlerin durch jenen in sich selbst begeistert ward, im Recitative hingegen, welches, wegen der zerstückelten Darstellung, zu keinem dramatischen Zusammenhange gedeihen konnte, gestört und ohne alle künstlerische Theilnahme erscheinen mußte. Ihr Costum (Wolfe) war treu, obgleich etwas zu scheinlich, oder vielmehr zu scheinbar ins Dunkle spielend.

Die. Franchetti, welche aus Gefälligkeit für Mad. Grassini den *Curiazio* sang, besitzt eine schöne, klangvolle Stimme, wenig, oder vielmehr gar keine Schule, und eine vortheilhafte Gestalt: letztere leuchtete trotz des männlichen römischen Costums, hervor. Die Leistung der Die. Franchetti war mangelhaft; aber sie erscheint nicht ohne Verdienst, wenn wir erwägen, daß diese junge Sängerin noch nie ein Theater betreten hatte und ohnedem durch die Nachbarschaft der berühmtesten Mad. Grassini furchtsam gemacht werden mußte.

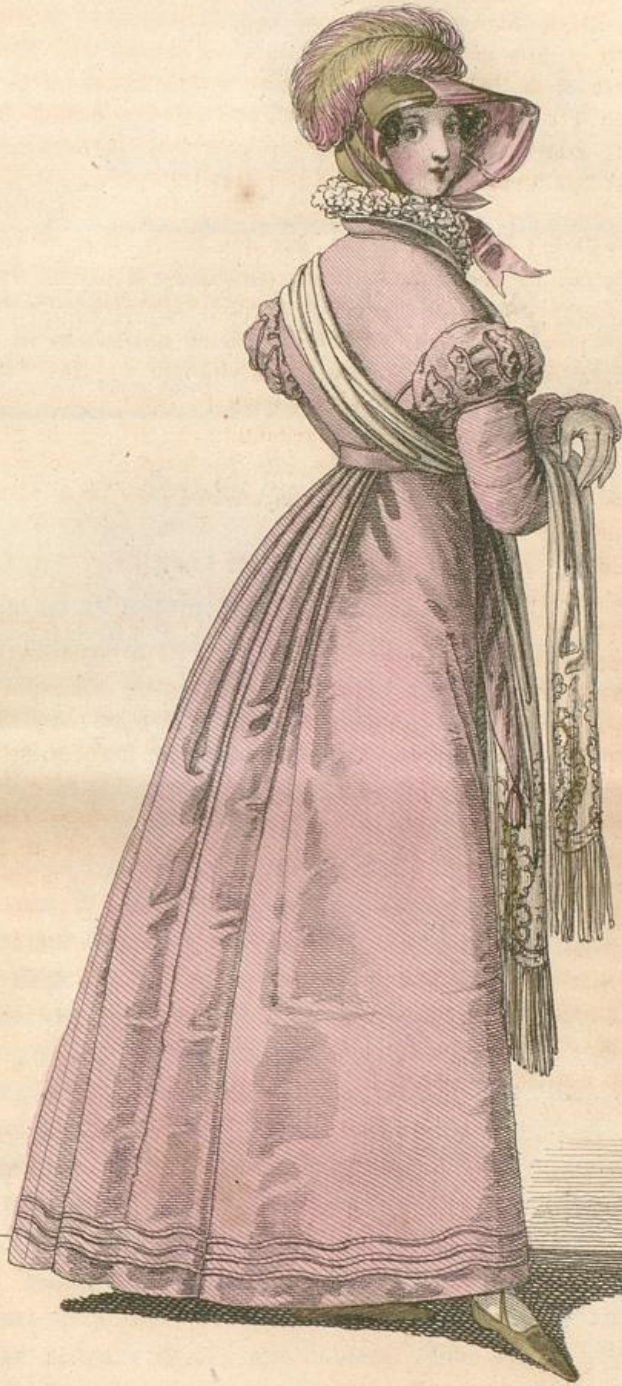
Mit Vergnügen bemerken wir, daß Hr. Haizinger, der schon einige Abende vorher in der *Italienerin* in *Ulgier* mit wirklicher Meisterschaft gesungen hatte, sich durch Mad. Grassini nicht beengt gefühlt, sondern im Gegentheile ihren Triumph getheilt hat. Das bewies der unbedingte Beyfall, den ihm das ganze Publicum in der großen Scene: „*Se alla patria*“ gezollt hat. So bereitwillig wir diesen jungen, talentvollen Manne die ihm gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen, so können wir nicht umhin, ihn auf seine hin und wieder sich ergebende unreine Intonation aufmerksam zu machen. Das Duett in obenerwähnter Oper hat Hr. Haizinger mit größerer Vollendung gesungen, als selbst Garcia in Paris, der sich einbildet, darin allen existirenden Sängern den Rang abzulaufen.

Modenbild XII.

Überrock von Gros-de-Naples mit Atlas verziert. Hut von Atlas mit einer bunten Feder.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



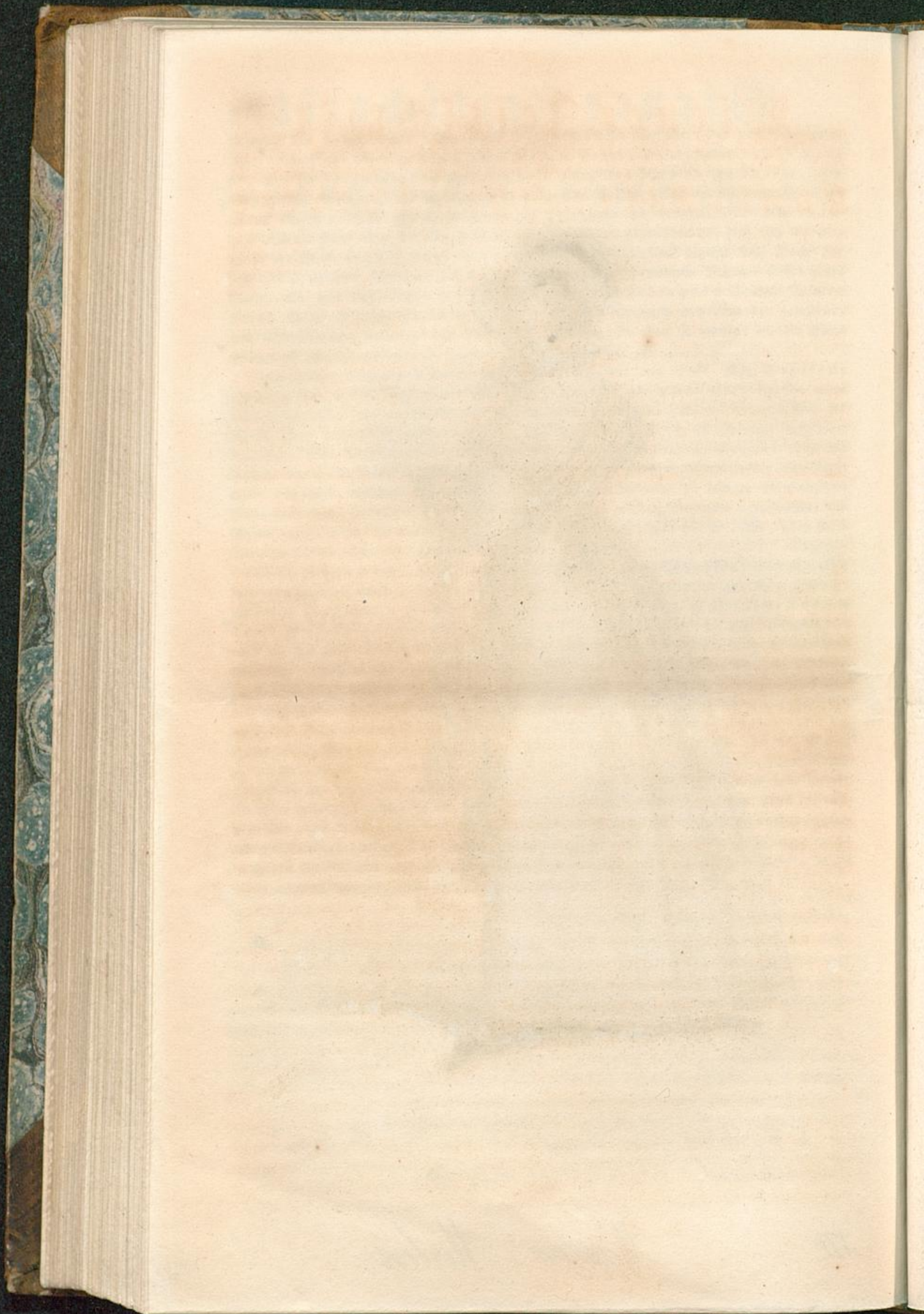
F. v. G. Del.

Fm. Stöber sc.

XII.

Wiener e Moden.

*35.
1822.*



Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 23. März 1822.

36

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Blick auf Schubert's Lieder.

Von Friederich von Gentz.

Indem ich es unternehme, die Schubert'schen Lieder zu beleuchten, geht meine Absicht vorzüglich dahin, den Geist, der das Ganze vereint, die Poesie, die es belebt, und den Organismus, der ihm den lebendigen Ausdruck gibt, herauszuheben. Andere werden den theoretischen Theil dieses Werks beurtheilen und darthun, in wie fern darin dem Technischen der Kunst, wo kein Mißgriff geduldet werden kann, weil die bestimmte Regel jede Willkühr ausschließt, Genüge geleistet ist. Schubert's Lieder erheben sich durch immer unbestrittene Vorzüge zu dem Range genialer Meisterwerke, die dazu geeignet sind, dem gesunkenen Geschmack wieder aufzuhelfen; denn nie hat die wahre Kraft des Genies ihre Wirkung auf die Gemüther verfehlt. Möge der Funke des Göttlichen noch so tief unter der Asche verborgen glimmen, die von dem Altare niederbrennt, worauf wir dem Göken der Sinnlichkeit opfern, er wird auflodern zur hellsten Flamme der Begeisterung, wenn ihn der Hauch des Genies anfacht, den wir nicht beschreiben, nur tief empfinden können.

In dem genialsten Werke unsers Componisten, dem Erlkönige, ist es nicht sowohl der melodische Ausdruck, weniger die Aufeinanderfolge der Töne im Gesange, was dem Ganzen den organischen Zusammenhang gibt, als vielmehr der harmonische Ausdruck, der Ton, den die Begleitung dem Werke mittheilt. Diese ist hier die Grundlage, auf welche das Tongemälde aufgetragen ist, und zwar ganz entsprechend dem Texte, wo Nacht und Sturm und der reitende Vater mit seinem Kinde den Hintergrund bilden. Mit tief eingreifender Wahrheit charakterisirt der melodische Ausdruck das Innere der Handlung, die abwechselnden Gefühle des Vaters, des Kindes und des Erlkönigs, während das Äußere der Handlung, nämlich der Galopp des Pferdes und das Dazwischenbrausen des Sturmes, in den zweckmäßigsten Formen der Begleitung ausgedrückt ist. Diese Behandlung war hier die einzig wahre, indem der gehaltene Romanzenton des Gedichtes auch einen gleichförmig ge-

haltenen Ton in der musikalischen Ausführung forderte. Um diesen Ton in das Ganze zu verweben, ohne etwas von der nothwendig verschiedenen Charakteristik in den Worten der handelnden Personen aufzuopfern, mußten die einzelnen Melodien, die disparaten Theile des charakteristischen Ausdruckes im Gesange durch die Begleitung gebunden werden. Letztere diente hier sonach nicht nur dem Gesange zur Folie, sondern als musikalische Malerey auch zur Tongebung.

Wie im Erbkönige, noch ehe der Vers:

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind
im Gesange ertönt, das Gemüth schon vorbereitet und dem Eindrücke hingegeben ist, den das plötzlich vor die Anschauung gezauberte Bild nur verstärkt, eben so sehen wir mit ahnendem Gemüthe den Unglücklichen vom Gebirge niedersteigen, in *Wanderers Morgenlied*: noch ehe der Gesang beginnt, dämmern die Verse schon auf in unserer Seele:

Ich komme vom Gebirge her,
Es dampft das Thal, es braust das Meer!

Hinreißender Ausdruck belebt die darauffolgenden Verse:

Ich wandle still, bin wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer, wo!

Zu intensiv ist der Eindruck, um ganz Wehmuth, zu wenig scharf und concentrirt, um ganz Schmerz zu seyn, der höchste Grad der Wehmuth!

Wie der feyerlichste Schwung den Vers:

Es dampft das Thal, es braust das Meer

begleitet und höchst ungezwungen in den Ausdruck der Wehmuth übergeht, eben so verliert sich der wehmüthige Ausdruck in jenen der inneren Leerheit des dumpfen Dahinstarens, wenn die Welt nichts mehr gibt, bey den Worten:

Die Sonne dünkt mich hier so kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was sie sprechen, leerer Schall,
Ich bin ein Fremdling überall.

Mit innigster Befriedigung seiner Natur nimmt das Gemüth das darauffolgende Gefühl der Sehnsucht, der sich heftig aus dem Gemüthe hervordrängenden Frage auf:

Wo bist, mein geliebtes Land u. s. w.

und das schnellere Tempo, die wehmüthig-heitere Melodie entspricht ganz dem psychologischen Fortschritte des Textes und vereint in sich das Wehmüthige der Sehnsucht und das Heitere des Gedankens an alles das, wornach das Gemüth sich sehnt. Nur Eines dürfte das feinere Gefühl beleidigen, daß nämlich der heitere Ausdruck, der wohl mehr nur im schnelleren Tempo liegt, auch den Vers begleitet:

Wo meine Todten auferstehen.

Hier dürfte wohl das Freudige des Gedankens an die Auferstehung der geliebten Todten von dem Schmerze, daß der Unglückliche das Land erst sucht, wo sie auferstehen, und von dem Ernste des Gedankens an Tod und Auferstehung noch mehr gedämpft seyn. Solche Übergänge von Gefühl zu Gefühl, wodurch jedem Worte seine eigenthümliche Bedeutung gegeben wird, ohne das organische Leben der Melodie zu zerstören, gehören unter die schwersten Aufga-

ben der Musik. Auch hierin ist Mozart einzig und unerreicht. In dem Monologe aus Goethe's Faust, Gretchen am Spinnrade, gibt die Begleitung, wie im Erlkönige, eine herrliche Grundlage zum herzerreißenden Ausdrucke in den Tönen, wovon der Schmerz und die Wonne der Liebe getaucht sind; sie ist die stete Schnur, woran die Perlenreihe der Töne festhält, und contrastirt durch ihre gleichförmige, dem Gange des Spinnrades ähnliche Bewegung auf die ergreifendste Art gegen die leidenschaftliche Grundstimmung und den Wechsel der Gefühle im Gesange.

Eines weiteren Commentars bedarf dieses Meisterwerk nicht. Nur derjenige, der die ganze Tiefe der Goethischen Dichtung erfassen und nachfühlen kann, wird sie im Gesange wiederfinden; es wird ihm vom ersten bis zum letzten Tacte klar werden, was ein in der ersten Liebe befangenes kindliches Gemüth empfindet.

Gleich herrlich ist Schäfers Klagelied. Hier ist alles vereint, um es zum vollendeten Tonwerke zu machen. Der dem Pastorale eigenthümliche Ton ist vortrefflich gehalten: er liegt schon im melodischen Ausdrucke. Die Begleitung ist zweckmäßig und verbindet die durch die charakteristischen Modificationen nothwendig aus einander gehaltenen Melodien. Letztere sind schon an und für sich reizend und wirken als ästhetische Ideen auch ohne Text und Harmonie; jede Note muß unverrückt bleiben, soll die Melodie nicht zerstört werden, der sichere Probestein ihrer organischen Natur! Die Charakteristik ist so tief eingreifend, daß sie keiner Auseinandersetzung bedarf, um allgemein empfunden zu werden. Auch die Übergänge im charakteristischen Ausdrucke sind hier höchst natürlich und ergreifend!

Dramatisch und größten Theils recitativisch sind Memnon und Oedipus und Antigone bearbeitet. Im Ersteren ist das Klingen der Memnonssäule treffend in die Begleitung verwebt: es gibt dem Ganzen Ton und Haltung. Auch der originale Charakter der Melodie ist zu bemerken; sie entspricht, von der gewöhnlichen sentimentalen Manier sich entfernend, mehr der antiken Gefühlsweise durch Ernst und einen ruhigeren Klage-ton, und zwar mit um so größerem Rechte, da es Memnon ist, der klagt. Die zweyte Composition dürfte der Tadel treffen, daß die höhere, poetische Einheit einer zu gesuchten musikalischen Malerey des Einzelnen aufgeopfert sey.

Eine desto herrlichere Gabe ist das Lied: An Anselmos Grabe, das in schmuckloser Einfachheit tief ergreifend rührt. In der abgeblühten Linde hat Schubert selbst allgemeine Sätze, die kein Ausdruck einer Gemüthsstimmung sind, wie:

Änd'ring ist das Kind der Zeit

rein und schön melodisch behandelt. Überhaupt ist dieß eine besonders ausgezeichnete Composition, voll gewählter Motive, und mit Zartheit dem Sinne der Dichtung sich anschmiegend!

Wenn man zu diesen Compositionen das Lied: Naßlose Liebe, durch seinen leidenschaftlichen, meisterhaft gedachten und durchgeführten Ausdruck dahinreißend, die beyden, im echten Romanzenton gehaltenen Goethe'schen Romanzen der Fischer und der König in Thule, deren Letzterer besonders durch den naiv-wehmüthigen Ausdruck rührt, hinzudenkt; wenn man die originale Behandlung des Wernerischen Morgenliedes aus den

Söhnen des Thals, die Tiefe des Ausdrucks in Wanderers Nachtlied von Goethe, die reizende, naive Melodie des Heiderösleins, den treffenden Charakter in Jägers Abendlied, den vollen Ausdruck in Goethe's erstem Verlust und die tief ergreifende Behandlung des Gedichtes von Claudius, das Mädchen und der Tod, in Anschlag bringt, so kann man nicht umhin, der deutschen Tonkunst zu einem Genie Glück zu wünschen, das in reicher Mannigfaltigkeit sich ausbreitend, den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst die höchste musikalische Bedeutung in erschöpfender, nie irrender Charakteristik zu geben weiß.

Wer zweifeln möchte, daß Schubert rein melodisch sehn könne, und ihm den Vorwurf machen wollte, daß er viele seiner Lieder durch zu reiche Begleitung unterstützend, bloß durch Harmonie und charakteristischen Ausdruck wirken lasse, wie etwa in Gretchen, der höre sein liebliches, höchst einfaches Heideröslein, der nehme Schäfers Klage lied, das zarte Wiegenlied vor sich, der beherrze die melodischen Stellen im Erlkönige, Wanderer u. s. w.

Ich glaube genug gesagt, und also nicht weiter nöthig zu haben, vom Besonderen noch ausführlicher zur allgemeinen Charakteristik der Schubert'schen Muse überzugehen, Jedermann wird in seinen Werken auf den ersten Blick den Charakter des Genies und des denkenden Künstlers entdecken, und wenn das gebildete Gemüth, im Innersten ergriffen, ausspricht, daß hier vollendet wahr und schön in Tönen ausgedrückt ist, was eben so gedichtet ward, so ist es besser, den krittelnden Verstand zu bescheiden, wenn dieser ja die Frage aufwerfen sollte, ob denn das wohl die rechte Manier sey, ob es nicht noch eine andere geben könne, ob dieser oder jener Meister so vorgegangen sey oder nicht? Jedes Genie trägt seinen Maßstab in sich selbst, und wird von einem Gefühle begeistert, welches das tiefste, innerste Bewußtseyn, die höchste Weisheit und die einzige wahre Erkenntnißquelle in Werken der schönen und erhabenen Kunst in sich schließt.

Charaden.

Die Erste nennt dir jene heil'ge Zahl,
Die an das höchste Wesen dich gemahnt.
Du staunest ob der Letzten, wenn der Strahl
Des Blickes sich den Weg durch Felsen bahnt;
Sie wirkt unsichtbar im Sternenringe,
Und ist die mächt'ge Schöpferinn der Dinge.

Die Zwent' und Dritte sind des Menschen Bier,
Sie sind die Quelle aller Sittlichkeit;
Wer sie nicht hat, entartet oft zum Thier,
Die Grazien beleid'gend ungeschemt.
(Der Dritten letztes Zeichen laß nicht hören,
Sie kann es jezt, doch später nicht, entbehren).

Das Ganze ist, o dankenswerthe Gunst!
Dem Ebenbild des Schöpfers nur verliehn,
Es ist die Mutter jeder schönen Kunst,
Und muß im Haupte jedes Dichters glühn;
Es zeugen Raphaels und Klopstocks Werke,
Und Mozarts Harmonien von ihrer Stärke.

II.

Kein fühlend Herz muß der im Busen tragen,
Wer nie der Ersten Süßigkeit empfand,
Sie schlinget in des Lebens Blüthentagen
Um zarte Seelen ein beglückend Band;
Sie zaubert zum Pallast die stille Klause,
Und trocknes Brot zu einem Feuerschmause.

Des zweiten Paares zärtliche Gestalten,
Wer kann sie ohne sanfte Regung sehn?
Das Glück ist heimisch, wo sie friedlich walten,
Süß ist's, an ihrer Hand durch's Leben gehn.
Sie sind es, die unweit der Letzten laben,
Wenn sie das Daseyn uns gegeben haben.

Das Ganze quillt aus vaterländ'schen Aeben,
Es reift auf sanften Hügeln längs dem Rhein,
Der Himmel lohne jener Winzer Streben,
Und laß in Fülle diesen Saft gedeih'n!
Und wär' ein voller Becher mir gegeben,
Ich ließe hoch die Zweyt' und Dritte leben.

Carl August Stäse.

Concert-Anzeigen.

Sonntags, den 10. März, ward vom Hrn. Joseph Böhm, Mitglied der k. k. Hofcapelle und Professor der Violine, im Landstände-Saale ein großes Vocal- und Instrumentalconcert gegeben. Hr. Böhm, obgleich ein noch junger Mann, ist bereits auf seinem Instrumente zu einem hohen Grade von Meisterschaft gelangt. Ob dieser Künstler je Gelegenheit gehabt hat, Baillot zu hören und ihn entweder im Ganzen oder theilweise zum Muster zu nehmen, ist uns unbekannt; nur so viel wissen wir, daß es ihm gelungen ist, das von diesem Künstler neu erfundene Staccato oder Sciolto (sons détachés, welche darin bestehen, daß das Abstoßen der Töne nicht mit horizontal-schreitendem, sondern mit vertical-hüpfendem Bogen gemacht wird), welches, unsers Wissens bis jetzt noch von keinem deutschen Geiger ausgeübt wird, bis zu einer seltenen Vollkommenheit nachzubilden. Übrigens herrscht Ungleichheit in Hrn. Böhm's Vortrage: während die schwierigsten Passagen oft in der größten Vollkommenheit herauskommen, misslingen leichtere auf eine merkbare Weise. Auch läßt sich in der Höhe des Griffbrets dann und wann ein Aufschlag von unreiner Intonation vernehmen. Das von ihm und Hrn. Helmesberger vorgetragene Spohr'sche Doppelconcert, so wie besonders eine, von Mad. Grünbaum in der allerlieblichsten und vollendetsten Art gesungene, Rossinische Arie, haben Enthusiasmus erregt; auch ist Hr. Worzischek mit einer Fortepiano-Ausführung sehr beklatscht worden. Das von Hrn. Carl Maria von Weber componirte Schwertlied, ein sehr geistreich erfundener Gesang, von sechzehn Männerstimmen vorgetragen, hat wiederholt werden müssen. Die Eingangs-Duverture, von demselben Componisten zur Jubelfeyer des fünfzigjährigen Regierungs-Antritts Sr. Majestät von Sachsen gesetzt, und von ihm in eigener Person dirigirt, ist

vortreflich ausgeführt, und dem Hrn. von Weber bey dieser Gelegenheit der unzweydeutigste Beweis der Achtung, welche das hiesige Publicum für ihn hegt, gegeben worden.

Mlle. Antonia Ofter hat am vorigen Sonntage eine musikalisch-declamatorische Akademie gegeben, welche für das Publicum eben so unterhaltend, als für den Beobachter lehrreich, gewesen ist. Die Annehmlichkeit derselben wird sich unsern Lesern in wenig Worten darthun lassen, wenn wir ihnen sagen, daß, außer der Concertgeberinn, einem zehnjährigen, höchst talentvollen Kinde, und Mad. Pfeiffer, einer Sängerin, welche man eben so gern sieht, als hört, auch Mad. Schröder und Hr. Korn darin aufgetreten sind. Das Lehrreiche dieses Concerts bemerkbar zu machen, dazu würden viele Worte, oder doch mehr, als uns hier gestattet sind, erfordert werden, und somit müssen wir uns begnügen, dasselbe bloß auf dem mittelbaren Wege anzudeuten. Wer in eine Gesellschaft tritt, muß der Dame vom Hause sein Compliment zuerst machen, und wenn auch Königinnen zugegen wären. Wir machen also der Mlle. Ofter das unfrige und sagen ihr, daß sie mit ihrem Concerte von Duffek sehr angenehm unterhalten hat. Liegt der Grund davon in der jungen Künstlerinn, in dem Instrumente (welches uns sehr gut geschienen), oder in der Composition? Das wollen wir nicht entscheiden, sondern nur anmerken, daß Duffek keine Clavier-Noten, sondern Clavier-Compositionen geschrieben hat, an denen sich immer das Ohr, sehr häufig sogar das Herz erfreut. Wie viele neuere Clavier-Tonsetzer können sich desselben Ruhmes rühmen? Duffek hat freylich nicht mit Mozart's Genialität, aber auch nicht mit dem, von ihm zum Spasi erfundenen, musikalischen Würfelspiele componirt. Wir kennen von ehemals her ein Doppelconcert von demselben Componisten in A-dur, welches im vorigen Jahre in Paris ausgeführt ward, und gleichsam zum Balsam auf die Wunden diente, welche die übrigen, von demselben Künstler herrührenden Notenflagkationen dem Publicum geschlagen hatten. Wir empfehlen den Fortepiano-Ausübem, welche etwa Mozart's oder einiger Anderer Compositionen veraltet finden möchten, jenes Concert zur öffentlichen Ausübung und prophezehen im Voraus, daß dasselbe mehr ansprechen wird, als die Martercompositionen der Herren A — B. Ist Mlle. Ofter eine Schülerinn des Hrn. Hieronymus Payer (wir sprechen mit Fleiß bedingungsweise, um diesem talentvollen Clavierlehrer diesmal keine Ehre zu viel anzuthun, wie ihm vor einiger Zeit in diesen Blättern eine zu wenig erzeigt worden ist); so möchten leicht alle erwachsenen Damen wieder zu Kindern werden und bey Hrn. Payer Unterricht nehmen wollen. Mad. Schröder hat ein launiges Gedicht, die Wette, aus dem Buche gelesen. Vergleichen wir die allertragischste Begeisterung, mit welcher die genannte Künstlerinn die Merope spielt, mit der allerprosaischsten Alltäglichkeit, der sie sich bey Ablebung dieses Schwanks überlassen; so geht daraus hervor, daß Mad. Schröder die allerumfassendste Künstlerinn ist, die es geben dürfte. Hr. Korn hat das Glück von Schiller mit dem Buche in der Hand gesprochen und dabey, wie nicht anders zu erwarten stand, das Glück gehabt, zwischen der dramatischen Declamation, welche außer dem Theater ungenießbar ist, und der Kindersüßen-Manier, an der sich nur die literarischen honnes erfreuen können, die gehörige Mitte zu treffen. Somit könnte man von ihm sagen: *Beatus medium tenuit*. Mad. Pfeiffer hat eine Cavatina alla polacca von Caraffa mittelmäßig, dagegen die Arie von Rossini sehr brav gesungen. Das vortrefliche Organ dieser Sängerin verdiente eine solidere Ausbildung. Auch wäre ihr anzurathen, auf die Grammatik ihrer Cadenzen mehr Sorgfalt zu verwenden und nicht, nach einer Fermate in D-dur, auf folgende Weise:



wieder nach G-dur zu gehen, ohne das cis aufzuheben.

Am demselben Tage gab Hr. Lyons Rayll, erster Flötist des k. k. Hoftheaters an der Burg, eine musikalisch-declamatorische Akademie und trug darin zuerst ein Adagio und Rondo von Hrn. Capellmeister Lindpeintner, und dann in Vereinigung mit seinem Bruder Variationen für Flöte, Oboe und Trompete vor. Die Trompete haben wir nicht gehört, ein Beweis für uns, selbst wenn wir taub wären, daß sie gefehlt hat. Die Variationen haben vielen Effect gemacht. Fräulein Biler hat ein Rondo von Hrn. Worgischek auf eine Weise gespielt, daß wir das kaum aufgebrochene selte Kleeblatt der hiesigen Fortepianospielerinn für vollzählig halten werden, sobald sich, wozu in diesen kinderreichen Zeiten leicht Rath werden dürfte, das vierte gezeigt haben wird. Ute. Unger hat die Arie „Parto“ aus Mozart's Titus gesungen. Die Triolentäufe ausgenommen, ist alles glücklich abgelaufen. Indem wir Hrn. Heurteur's, der Glaube und Muth, von Friederich Laun, aus dem Buche gelesen hat, erwähnen wollen, fällt uns der französische Kunsttrichter Laharpe ein. Dieser setzt bekanntlich in seinem *Cours de Littérature ancienne et moderne* hinter dem Tadel, den er über jedes einzelne Stück Piron's, die *Métromanie**) ausgenommen, ergehen läßt, die Worte hinzu: „Mais M. Piron a fait la *Métromanie*.“ So möchten wir die Kritik der Leistungen dieses Künstlers jedes Mal mit den Worten schließen: „Aber Hr. Heurteur hat den Dreß gespielt.“

Dienstags am 19. März hat endlich das so sehnlich erwartete Concert des Hrn. Carl Maria von Weber Statt gefunden. Ein Unternehmen dieser Art erfordert entweder eine ausführliche Beurtheilung, oder muß, ist diese des Raums oder anderer Ursachen wegen nicht thunlich, mit einer bloßen Anzeige der gegebenen Stücke und der sich producirtten Künstler abgethan werden. Wir befinden uns in dem Falle, nur letztere liefern zu können, fügen jedoch, des Herkommens wegen, einige Bemerkungen hinzu. Das Concert begann mit der, schon im Concerte des Hrn. Böhm executirten, Jubel-Ouverture. Diese Composition gehört zu der Zahl derjenigen, welche man mehrere, ja sogar viele Male hören muß, um sie verstehen und einnehmen zu können. Damit soll keineswegs gesagt seyn, daß diese Ouverture, wie viele andere Stücke ähnlicher Gattung, auf der Folterbank erzeugt worden sey. Wäre es möglich, daß die unter der eignen Leitung des Componisten und von einem vortrefflichen Orchester bewerkstelligte Execution der Kritik irgend einen Spielraum geben könnte, so möchten wir anmerken, daß der, nach der rauschenden, in Des-dur sich schließenden Stelle, eintretende graziöse Satz, von Flöten, Oboen u. s. w. begleitet, eines delicateseren und discreteren Vortrags fähig gewesen wäre. Von dem ersten, von Hrn. von Weber vorgetragenen, Concertstücke hat besonders das Tutti des Orchesters, welches einen Marsch bildet, so wie das darauf folgende Rondo, Beyfall erhalten. Nur hat man bedauert, daß letzteres schon nach dem sechsten oder achten Tacte durch einen plötzlich einfallenden Modulir- und Fortschreitungs-Satz unterbrochen wird und daß das Thema nie wieder kehrt. In der, vom Concertgeber am Schlusse vorgetragene[n] freyen Phantasie und Ronda au hat ein Echo oder Pianissimo, welches sich in ein Donnerwetter auflöst, die allgemeine Neugierde in Anspruch genommen. Das Schlummerlied**), vom Concertgeber componirt, hat gewiß niemanden in Schlummer gewiegt. Es ist, trotz seiner schwer zu treffenden Ausweichung (aus H-dur in H-moll), von den H. Jäger, Rosner, Forti und Seipelt in der Vollendung gesungen worden. Das eintretende Fortepiano-Zwischenspiel, so wie überhaupt die Begleitung des Fortepiano, welche ursprünglich nicht zu diesem Liede gehören, möchten vielleicht manchen überflüssig erschienen haben, da sie den erwähnten Sängern den Triumph benahmen, dieß schwere Schlummerlied auch ohne Begleitung rein zu singen und im Tone zu erhalten. Die

*) Dieß ist das einzige Stück von Piron, welches sich auf der französischen Bühne erhalten hat. Es gilt für ein Meisterstück von reiner, fließender und correcter Versification. Wenn wir nicht irren, so ist davon eine deutsche Übersetzung von Theodor Hell vorhanden.

**) Eins der nächsten Blätter unserer Zeitschrift wird dieß Lied, welches ein Eigenthum derselben geworden ist, den zahlreichen Verehrern des Componisten zum Besten geben.

sogenannten vier Wiener Sängern, welche in Paris, so wie in ganz Frankreich, mit ihrem vierstimmigen, aller Begleitung entbehrenden Gesange so großen Beyfall eingeerntet haben, würden sich die Unterstützung des Fortepiano's verbeten haben. Mad. Grünbaum hat die Arie der Donna Anna aus Don Juan (F-dur) zum Entzücken des ganzen Auditoriums gesungen, wir sagen, zum Entzücken, und wollen mit dieser scheinbaren Emphase, die jedoch hier zu einer wahren wird, das höchste Wohlgefallen ausdrücken, welches die Sängerin gemacht hat. Wird Mad. Grünbaum fortan in Concerten nur Mozartsche Compositionen singen wollen; so werden wir darauf antragen, sie die Mozarts-Sängerin zu nennen, und sogleich selbst mit diesem guten Beispiele vorangehen. Das Oboerondeau, von Hrn. Sellner geblasen, würde von größerer Wirkung gewesen seyn, hätte dieser Künstler den Effect eben so sehr in seiner Gewalt, als den Ton und Ansatz auf seinem Instrumente. Was der Effect ist? Das läßt sich leichter sagen, als andern verständlich machen. Der Effect ist, was die Natur nicht wäre, wenn dem Tage nicht die Nacht, dem Sommer nicht der Winter, der Hitze nicht die Kälte, endlich der Zweckmäßigkeit nicht die Tölpelen, entgegenstände. Wird man uns vorwerfen, daß wir hiermit nur gesagt haben, was der Effect nicht ist; so müssen wir das Ding bey seinem rechten Namen nennen und sagen, der Effect ist das Genie und das Genie ist der Effect. Sapiienti sat.

Concert-Anzeigen.

Hr. Alexander Boucher, vormaliger erster Violinspieler und Orchester-Director des Königs von Spanien, Carl IV. Maj., und dessen Gattinn, erste Harfen- und Pianoforte-Spielerinn desselben Hofes, werden Dienstags am 26. d. M. im Landstän- de-Saale um die Mittagsstunde ein Vocal- und Instrumental-Concert geben. Eintrittskarten zu 5 fl. W. W. sind in der S. A. Steiner'schen Musikhandlung am Graben, in der Paternostergasse und am Tage der Aufführung an der Casse zu bekommen. Das Nähere wird der Anschlagzettel bekannt machen.

Hr. Siebert, vormaliger erster Bassist der k. k. Hoftheater, wird vor seiner Abreise nach Dresden, Sonntags am 24. März im Landstän- de-Saale mit seiner Tochter Clara ein Abschieds-Concert geben. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in der Kunst- und Musikhandlung der H. Cappi und Diabelli zu haben. Das Nähere wird der Anschlagzettel besagen.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acacia verticillata. Wirtelblättrige Acacie. Aus Neuholland.

- *nigricans*, Aus Neuholland.

Büttneria cordata. Herzblättrige Büttnerie. Aus Peru.

Gnidia simplex. Einfache Gnidie. Vom Cap.

Passerina filiformis. Fadenförmiger Vogelkopsf. Vom Cap.

Pittosporum sinense. Chinesischer Klebsame. Aus China.

Polygala myrtifolia. Myrtenblättrige Polngale. Vom Cap.

Pittosporum undulatum. Wellenblättriger Klebsame. Von den canarischen Inseln.

(Mit einer Musikbeylage)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Edruckt bey Anton Strauß.

Dorothea's Lied
aus dem Trauerspiele:
Der Leuchtturm

vom
Freyherrn von Houwald.

In Musik gesetzt
von
J. F. von Mosel.

Andante sostenuto. $\text{♩} = 60.$

Dorothea.

Pianoforte
o
Arpa.

m. v.

poco f.

Es schaut der Leuchtturm in die Nacht Mit kla-ren Au - gen hin-

aus. Du ar-mer Schiffer, der Sturm erwacht, Nimm vor den Klippen dich in

cresc. e stringendo

stringendo cresc.

f

p. dolce Tempo I^o

Acht, Hier ist ein si-cher Haus! — Hier ist ein si-cher

rallentando

fol.

Haus! — *Es schaut die Seh - sucht von dem Strand,*



Weit in des Lebens Meer. Die Fa - ckel ist längst abgebrannt,



Hier, Schiffer, ist das Blumenland! — Doch kommt kein Schiffchen her. —



Doch kommt kein Schiffchen her.



Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dienstag, den 26. März 1822.

37

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen Viertelst. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertelst. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die neue Kettenbrücke über den Fluß Tweed in England *).

Von Carl Mayer.

Während meines Aufenthaltes im April 1821 zu Haggerston, in der Grafschaft Northumberland, wohin ich Behufs landwirthschaftlicher Endzwecke gereist war, besuchte ich die romantischen Gegenden der Tweed, des Grenzflusses zwischen England und Schottland, um die Vorrichtungen zu der in demselben bedeutenden Lachsfisherrey, und vorzüglich die über denselben neu erbaute, nach einer originellen Idee ausgeführte Eisenbrücke, hier chain-bridge of suspensor (aufgehängene Kettenbrücke) genannt, zu besehen.

Viele lobpreisende Urtheile, verbunden mit dem bekannten genialen Erfindungsgeiste der englischen Nation, berechtigten mich zu großen Erwartungen. Allein dieses Meisterstück der englischen Baukunst überraschte mich mehr, als alle andern Werke dieser Art in London und Paris gethan hatten.

Für diejenigen, welche ein näheres Interesse an dergleichen Gegenständen nehmen, dürften folgende unvollkommene Andeutungen über die Kettenbrücke auf dem Flusse Tweed hinreichend seyn, sich von der Theorie dieses in seiner Art einzigen Baues einen ungefähren Begriff zu machen.

Obgleich seit kurzem in mehreren in- und ausländischen Zeitschriften, und namentlich in Nr. 282 und 283 des Morgenblattes vorigen Jahres, die Draht- und Kettenbrücken besprochen worden sind; so halte ich es dennoch nicht für überflüssig, denselben Gegenstand nochmals zur Sprache zu bringen, da alle diese Beschreibungen ohne eine, die Structur des Kettengefüges erklärende Zeichnung gegeben worden sind, und ich die hier mitgetheilte Skizze (siehe die besondere Beylage) an Ort und Stelle selbst aufgenommen habe.

Der englische Marine-Capitän Brown ist der Erfinder und Erbauer der Brücke. Dieser Künstler hat, als die Regierung, bey Gelegenheit der Anlegung einer neuen Verbindungsstraße Englands mit Schottland, durch den nordwestlichen Theil der Grafschaft Northumberland, über die zweckmäßigste

*) Man sehe die beyfolgende Kupfertafel.

und wohlfeilste Anlegung einer eisernen Brücke über die Tweed, einen öffentlichen Aufruf ergähen ließ, mit Bekämpfung mehrerer sich dargebotener widriger Umstände, unter denen die Breite und Tiefe des Flusses, der schlechte Grund im Flussbete oben an standen, seinen, bey weitem weniger, als jede andere Bauart kostspieligen Plan, mit genügenden Gewährleistungen vorgelegt, und, nach erhaltener Genehmigung, zu seinem und Englands Ruhme auf die ehrenvollste Weise ausgeführt.

Wenn auch die Theorie dieser Brücke nicht ganz neu, vielmehr eine Nachahmung mehrerer, hie und da bestandener kleinerer Brücken von derselben Art ist; so bleibt dem Künstler noch immer das Verdienst, der erste gewesen zu seyn, welcher einen so wichtigen Bau im Großen unternommen, und jeder Forderung entsprechend, vollendet hat.

Diese in der Länge von dreyhundert dreyßig Yards (ungefähr drehhundert sieben und achtzig eine halbe Elle oder hundert sechzig Klafter Wiener Maß) ohne Mittelpfeiler über dem Flusse schwebende Brücke, wird von senkrecht herabhängenden eisernen Stangen *aa*, welche nach Art einer Uhrkette in ähnliche, horizontallaufende, kürzere, aber durch die natürliche Schwere und Beweglichkeit der Glieder, die Form eines Bogens annehmende eiserne Stangen *bb* eingefügt sind, getragen. Letztere laufen durch die zwey, an beyden Ufern stehenden, aus großen, unter einander mit eingebleyten Eisenklammern verbundenen, in der ganzen Dichtigkeit des Körpers gebauten Hauptpfeilern *c d* und sind mit ihren Verlängerungen *ee*, nochmals in der Erde durch große, ungefähr eine und eine halbe Klafter hoch auf einander gesetzte, Steine befestiget.

Die Fahrbrücke selbst, *f*, bestehet aus kleinen, genau an einander passenden und auch rein bearbeiteten Tramen, über deren Fügungen angemessen breite und dicke eiserne Bänder gelegt sind, die zugleich dem Ganzen ein gefälligeres Ansehen gewähren, und zur längeren Dauer der Brückenhölzer beitragen.

Die am untern Rande dargestellten Bestandtheile erklären den Begriff von der Zusammensetzung der Glieder. Wenn auf die Öffnung *g* des untersten Gliedes *h* die Öffnung *i* der Querstange *k* gelegt, hierauf die Öffnung *l* des oberen Gliedes *m* gepaßt, in die Pfanne *n* der Knopf *o* der senkrechten Stange *p* gesetzt, die Stange selbst aber in die Rinne *q* eingefügt wird und die Öffnungen *g*, *i*, *l* durch den Backennagel Fig. 1. verbunden und geschlossen werden; so stellet sich ein Glied der, die tragende Kraft der Brücke ausmachenden Kette dar, und es entstehet auf diese Art die Fig. 2.

Fig. 3. ist ein Tram des Fußbodens der Brücke, in welchen bey *uu* die senkrechten Stangen *aa* eingesetzt werden.

Ich übergehe die übrigen, zur Herstellung der Brücke zwar nothwendigen, aber mit der Grundidee dieses Baues in keiner wesentlichen Verbindung stehenden, Gegenstände.

Die Eröffnung derselben fand im November 1820, unter dem Zusammenströmen von mehreren tausend Menschen, aus den entferntesten Gegenden Englands und Schottlands, und unter angemessenen Festlichkeiten Statt, die mit einem auf der Brücke selbst veranstalteten Valle, wozu nur durch Einlaßkarten der Zutritt gestattet war, schlossen.

Kurz, aber dem Ganzen entsprechend sind die, auf zwey eisernen, in der Mitte der Brücke x sich gegenüber befindlichen Worte:

„*Vis unita fortior.*“

V o m K u s s e.

Plinius sucht den Ursprung des Kusses in der Neigung, welche die römischen Frauen zum Weine hatten. Er meint, die Männer hätten auf diesem Wege erforschen wollen, ob ihre Weiber dem Trunke ergeben seyen.

Cato der Censor hatte schon vor ihm den Rath gegeben, sich durch dieses Mittel von der Nüchternheit verheiratheter Frauen zu überzeugen.

Der Kuß ist während einer langen Zeit zu Rom das Zeichen der ehlichen Zärtlichkeit gewesen. Dann begann er unter die Zahl der geheimsten Liebkosungen gerechnet zu werden. Man führt das Beispiel eines jungen Römers an, der zum Tode verurtheilt ward, weil er eine römische Frau wider ihren Willen geküßt hatte. Ein Senator ward einiger leidenschaftlicher Küsse wegen, welche er in Gegenwart seiner Tochter seiner Gemahlinn gegeben hatte, aus dem Rathe verbannt.

Der Kuß ward allgemeiner, als die römischen Ehemänner sich es erlaubten, ihre Weiber Angesichts ihrer Freunde zu küssen. Der Kuß auf den Mund kam in der ersten Zeit des Kaiserthums in die Mode: die Senatoren küßten die abreisenden oder heimkehrenden Imperatoren auf diese Weise.

Bald fing das gemeine Volk an, die Hand, die Knie, ja selbst die Füße der Kaiser zu küssen. Der junge Maximilian verschleuderte große Summen, um sich dergleichen Ehrfurchtsbezeugungen, welche seiner Eitelkeit schmeichelten, zu erkaufen.

Die Natur hat aus der Schamhaftigkeit ein strengeres Gesetz für die Frauen als für die Männer gemacht. Nichts destoweniger verlangt ein alter Moralist, dessen Namen wir uns nicht erinnern, die Gattinn solle dem Gatten einen Kuß geben, um sich ein Recht auf seine Dankbarkeit zu erkaufen.

In der heutigen Zeit ist der Kuß sehr gewöhnlich, ja selbst sehr gleichgültig geworden. Er scheint in Frankreich, wo man jetzt am wenigsten verschwenderisch damit umgeht, ehemals sogar mit Gelde erkaufte worden zu seyn, dem alten Sprichwort zu Folge: „In Gallia oscula non tam venditantur (in Frankreich werden die Küsse nicht so theuer verkauft).“

Man sagt, in Schweden dürfe eine Frau erst dann den Besuch eines Mannes annehmen, wann sie ihm einen Kuß versprochen habe.

In England und in Flandern küßt man die Frauen nicht auf die Wange, oder auf die Stirn, sondern auf den Mund.

Die Römer glaubten, die Augen, der Hals, die Arme, überhaupt alle Theile des menschlichen Körpers, seyen besondern Gottheiten gewidmet. Sie verehrten diese Gottheiten, indem sie die Theile küßten, welche unter ihrem Schutze standen.

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel, im März.

Die musikalisch-dramatischen Leistungen im Februar sollen dieß Mal den Anfang machen. Die stehende Rossinische Oper in diesem Monate war: Cuor di Ferro, ossia la Bellezza, eigentlich Corradino. Mit dieser Composition will David kommenden May in Wien sein Glück versuchen. Ungläublich ist die Anzahl der Benefice-Abende: fast in jeder Woche dieses Carnevals gab es deren wenigstens eine. Vestris, Taglioni, David, Mad. Colbran, Dardanelli, Mad. Dubourg haben bereits die ihrigen erhalten, und beynabe zahllos ist die Menge der dabey aufgeführten Stücke. J. B. gab Taglioni zu seiner Einnahme: die ganze Oper Riccardo e Zoraide in einem Act; das Urtheil des Paris, Ballet in drey Acten; den dritten Act oder die Ballscene aus dem Ballet Dou Giovanni Tenorio; den zweyten Act der Oper Cuor di Ferro; endlich das große Ballet Niobe, von welchem nur der fünfte Act etwas abgekürzt wurde. Da gab es um sechs Carlin (drey Zwanziger) viel zu sehen; wirklich kann man, nach dem Cours gerechnet, nicht mehr verlangen.

Den 9. Febr. fand Gioja's Einnahme Statt. Sie bestand aus einem Acte von Bellezza e Cuordi ferro, Il Pellegrino o Ingegno supera l'età, historisches Ballet in drey Acten, hier zum ersten Male, aber in Mayland bereits 1818 gegeben, und aus dem zweyten Act der Oper Niobe.

Dieses historische Ballet, eigentlich mehr Pantomime, gehört unter die gelungenen Werke Gioja's, würde jedoch auf einem kleineren Theater, als J. B. Fondo, mehr Effect gemacht haben. Das Sujet, ein hinlänglich bekanntes, ist schon ehemals unter dem Titel: Il Pellegrino bianco, im Teatro Nuovo und in der Fenice gegeben. Die Handlung ist fließend, und durch den Eifer der meisten, besonders aber Taglioni's und der beyden kleinen Savoyarden, Dues. Minacchi und Simone, in Hinsicht der Mimet sehr gut durchgeführt. Von zwey neu gesetzten Ballabill verdient das erste, nämlich der Einzug eines Chors hochzeitlich gekleideter Landleute, den Vorzug. Die Musik ist durchgehends, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, sprechend, das meiste derselben aus Rossini's Opern l'Italiana in Algieri und Cenerentola entlehnt. Das Ballet gefiel im Allgemeinen. In einem neu gesetzten Pas-de-Deux, getänzt von Hrn. und Mad. Vestris, gibt dieses liebenswürdige Ehepaar einen neuen Beweis ihres Fleißes, Ich bedaure, daß diese Künstler nach London abgegangen sind.

Den 12. wurde das Geburtsfest unseres vielgeliebten, angebeteten Monarchen auf der Riviera di Chiaja mit allem militärischen Pomp gefeyert. Ein zierlicher Tempel, mit den reichsten kirchlichen Ornaten, ward in der Villa Reale, dem Gebäude des Commandirenden beynabe gegenüber, jedoch im Garten selbst erbaut. Die beyden Grenadier-Bataillone rechts und links neben dem Altar, die ganze übrige Garnison aber außerhalb des Gartens auf dem Corso mit der Front, gegen die Meeresseite aufgestellt. Am Schluß der Messe ward mit Harmonie-Begleitung das Volkslied, „Gott erhalte Franz den Kaiser,“ abgesungen, eine dreymalige Decharge gegeben und über die Piazza Reale defilirt. Abends spielte ein Chor aus den Musikbanden von Alexander, Spleny und Franz Carl ausgewählter Individuen, bey sechzig an der Zahl, die neuesten Overturen mit energischem Fleiße und Genauigkeit, und zwar bey Fackellicht vor dem Hause des commandirenden Hrn. Generals.

Der Schluß folgt)

Pesih, den 5. März 1822.
Der Faschingstaumel ist vorüber, und die grinstern Musen machen ihre Rechte wie der geltend. Vor allen ist Euterpe bemüht, ihre Verehrer zu sinnigem Genusse zu versammeln. Wenn dieß Bemühen nicht immer goldene Früchte bringt, so fällt die Schuld größtentheils auf ihre Priester, die nur zu oft bey dem Opfern einen Mißbrauch streuen, den die Camöne sammt der andächtigen Menge zum Sticheu bringt.
Das Concert, welches Hr. Tabor斯基, einer der geschicktesten Violinspieler unseres Theaterorchesters, am 24. Februar d. J. gegeben hat, entsprach, im Ganzen, gut

nommen, der gehegten günstigen Meinung. Die Mitwirkung Hrn. Siebert's, den wir seit mehreren Wochen als Gast besitzen, so wie der Umstand, daß Hr. Babnigg, der sich noch im verfloßenen Jahre das Bein gebrochen hatte, zum ersten Male wieder öffentlich hören ließ, hatte eine größere Anzahl Zuhörer, als gewöhnlich, herbegezogen. Das Concert begann mit einem Nonett von Krommer (D-dur) mit obligater Flöte, Clarinette und Violine; welche von den Hrn. Pfeiffer, Schlosser und Laborsky recht brav vorgetragen wurden. Hierauf folgte ein Concert für die Violine, componirt und vorgetragen vom Concertgeber. Das Stück verfehlte seine Wirkung nicht; Hr. Laborsky gefiel allgemein durch die fertige und geschmackvolle Behandlung seines schwierigen Instrumentes. Noch größern Beyfall erwarb sich dieser Künstler am Schluß des Concerts mit dem Vortrage der Mayseder'schen Polonaise, deren zarter Charakter seinem Spiele weit mehr zusagte. Hr. Weidl, vom Theaterorchester, spielte ein Violoncell-Potpouri von Romberg, welches kalt lief. Winkler's Variationen über den Othello-Marsch für das Pianoforte, die wir oft von ihm selbst mit der ihm eigenen genialen Reckheit spielen hörten, verloren zwar unter den schüchternen Fingern des Dilettanten, der sie für diesen Abend zu seinem Debut gewählt hatte; doch war der Fleiß nicht zu verkennen, welchen der junge Mann auf die Einübung so mancher schweren Stelle verwendet haben mußte. Die Krone der Instrumental-Partie dieses Concerts war das Flötenrondo von Danzi, geblasen von Hrn. Pfeiffer. Der kräftige, reine Glockenton, die seltene Ruhe selbst bey Überwindung der größten Schwierigkeiten, und der verständige, umsichtige Vortrag sichern Hrn. Pfeiffer den Rang unter den besten Flötisten.

In dem Duette aus Nicolini's Trajan in Dacien, gesungen von Mad. Wächter und Mad. Laborsky, entwickelte letztere eine bedeutende Tiefe; übrigens wirkte die sichtbare Verlegenheit und Beklommenheit der Sängerin, wahrscheinlich durch das erste Auftreten vor einem zahlreichen Auditorium veranlaßt, nachtheilig auf ihren Gesang. Das Publicum war erfreut, in der „Sehnsucht“ von Leidesdorf, nach langer Entbehrung Hrn. Babnigg wieder zu hören. Vortrefflich sang Hr. Siebert das vor ihm selbst in Musik gesetzte Lied: „der Morgen“, mit Text von Eckhardshausen. Durch stürmischen Applaus bewogen, setzte er sich zum zweiten Male an das Clavier, und sang ein anderes artiges Liedchen, mit demselben Erfolge.

Eine ganz heterogene Erscheinung war Bäuerle's Travestie „das Schnupftuch“, declamirt von Mad. Walla. Denn wenn man diesen etwas leichtfertigen Schwanke in einer kleinen vertraulichen Gesellschaft hingehen lassen möchte, so erfordert doch die Achtung vor einer öffentlichen Versammlung gebildeter Menschen, daß der Künstler bey der Wahl des Darzustellenden behutsamer zu Werke gehe, um dem bessern Gefühle der Menge nicht zu nahe zu treten.

Den 3. März veranstaltete Hr. Siebert, erster Bassist vom k. k. Hof-Operntheater in Wien, sein Abschiedsconcert, nachdem er ungefähr zwölf Gastrollen in Pesth, und zwey in Ofen gegeben hatte. Nicht leicht kann irgend ein auswärtiger Künstler bey gleich langem Aufenthalte sich eines so anhaltenden Beyfalls der hiesigen Theaterfreunde zu erfreuen haben, als dieser Sängere. Es ist keineswegs zu läugnen, daß seine umfangreiche, klangvolle Bruststimme, sein angenehmes Falset, die ungewöhnliche Biegsamkeit seiner Kehle, und die gute Schule, welche er besitzt, ihn zu einem vorzüglichen Bassisten stempeln. Indessen dürfte er sich doch zu viel zugetrauet haben, als er den Part des Tancred und Othello, in den Opern gleichen Namens, und des Licinius in der Vestalinn, übernahm. Überdies fehlt ihm, als Schauspieler, Lebendigkeit und Gewandtheit der Bewegungen, ja selbst die größere Feinheit in Auffassung der Charaktere. Entzückend war sein Gesang im Sarastro und im Seneschall in Johann von Paris; beyde Rollen mußte er wiederholen. Überhaupt eignet sich seine Stimme, ihrem Charakter nach, mehr für sanfte, schmelzende Melodien, als für die rauschende, nach Effect haschende Theatermusik. Seine Tochter, Dlle. Clara Siebert, sang zwey Arien (aus dem Freyschützen und der diebischen Eifer) recht niedlich. Unter den übrigen Musikstücken erhielt den stärksten Beyfall ein Terzett von Böß, gesungen von Mad. Wächter, und den Hrn. Babnigg und Siebert; dann ein Potpourri für

Flöte und Pianoforte, welches die H. Pfeiffer und Winkel mit ungemeiner Präcision und Lieblichkeit vortrugen. Hr. Czjorczek erregte durch den vollen, runden Ton, den er dem Horne zu entlocken weiß, die besten Hoffnungen für die Zukunft.

Theater-Anzeige.

Margarethe, Königin von Catania, pantomimisches Ballet in drey Aufzügen, von Hrn. Taglioni, Musik von Hrn. Grafen von Gallenberg, Decorationen von den H. Janiz und Gail, Costum, angegeben von Hrn. von Stubenrauch und ausgeführt von Hrn. Vucca Pajza, ausgeführt auf dem k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Die Handlung dieses Ballets ist eben so einfach, als interessant. Der König Wilhelm von Catania (Hr. Bapt. Petit) ist in den Krieg gezogen und hat seinem Minister und Günstling Majone (Hr. Reiperger d. ä.) für die Dauer seiner Abwesenheit die Verwaltung des Reichs übertragen. Dieser entspricht dem in ihn gesetzten Vertrauen auf eine solche Weise, daß die Königin (Mad. Courtin) ihm gerührt ihren Beyfall zu erkennen gibt. Majone mißdeutet dieß Benehmen: ihn dünkt Ausbruch der Liebe zu seyn, was nur Beweis der Dankbarkeit ist. Von diesem Wahne verleitet, stürzt er ihr zu Füßen und erklärt ihr seine verbrecherische Liebe. Margarethe, im Gefühle ihrer Würde und der erlittenen Beschimpfung, gibt dem Verwegnen ihre Verachtung zu erkennen und gebietet ihm, fortan nie wieder eine ähnliche Sprache gegen sie zu führen. Majone beschließt sich zu rächen: die Gelegenheit dazu läßt nicht lange auf sich warten. Odofred, der Königin Stallmeister (Hr. Taglioni), erscheint: er meldet der Königin die Rückkehr ihres Gemahls. Die erfreute Gattinn beschenkt ihn mit einer goldenen Kette, welche sie am Halse trägt. Dieses Vorwandes bedient sich Majone, den Stallmeister glaubend zu machen, die Königin hege eine geheime Leidenschaft für ihn, ja, er verspricht sogar, ihm nächstens von dem Wohlwollen derselben die überzeugendsten Beweise zu geben. Odofred ist erstaunt: er weiß nicht, ob er Majonen glauben, oder mißtrauen soll. Mit dem Erfolge, den sich der Minister von dem Betrüge verspricht, noch nicht zufrieden, will der verrätherische Majone die Königin doppelt verderben: auf seine Veranstaltung wird Roger, ihr Sohn, der von der Mutter dem heimkehrenden Gatten entgegengesandt wird, aufgehoben und auf eins seiner Schlösser in Verwahrung gebracht. Das Heer kehrt zurück, an der Spitze desselben der König Wilhelm. Entzückendes Wiedersehen der beyden Gatten: sie tanzen ein Pas-de-deux. Doch die Freude verwandelt sich Anfangs in Trauer, als man den königlichen Pfänzen vermisst, dann in Verzweiflung, als der gefundene Mantel desselben auf ein ihm zugestoßenes Unglück schließen läßt. Majone benutz den Schmerz des Vaters, um ihn zu überreden, die Königin, einer fremden Liebe unterthan, habe ihren Sohn bey Seite geschafft, um durch seinen Anblick nicht an den von ihr verabscheuten Gemahl erinnert zu werden. Der König glaubt den Einknistungen seines Günstlings. Was sollte er auch nicht? Erblickt er doch der Königin Kette an Odofreds Halse! Aber Majone bleibt nicht auf halbem Wege stehen: er schmiedet ein Billet, in welchem die Königin dem Stallmeister ein Rendezvous anbietet. In Folge desselben begibt sich Odofred zur Königin; letztere erstaunt, aber der Stallmeister zeigt das Billet vor. Der Betrug wird entdeckt und eben fällt Odofred der Königin zu Füßen, um derselben für die ihm gewährte Verzeihung zu danken, als der König, von Majone benachrichtigt, eintritt. Das Verbrechen seiner Gemahlinn scheint ihm erwiesen zu seyn, als er das Billet, welches zu Boden gefallen ist, gelesen hat. Margarethe will sich vertheidigen, wird aber nicht gehört, sondern auf ein entlegenes Schloß in's Gefängniß geführt. Die Scene verwandelt sich in eine, um den Arna gelegene, Ebene; Fischer feyern eine ländliche Lustbarkeit. Da treten Majone's Helfershelfer mit dem Prinzen Roger auf, den sie in eine Höhle verbergen. Zu gleicher Zeit landet (man sieht, der Zufall könnte nicht zweckmäßiger sein Spiel treiben) das Schiff, auf welchem sich die verbannte Königin, unter Majone's Gewahrsam, befindet. Roger findet Mittel, seinen Wächtern, die vermuth-

lich von der gehabten Strapaze ausruhen, zu entspringen und fliegt der Mutter in die Arme. Auch erscheint der treue Odofred, der wahrscheinlich die Königin nicht unschuldig um seinetwillen leiden lassen will, mit einer Anzahl Bewaffneter auf den Höhen im Hintergrunde. Das hat der Verräther Majone nicht erwartet: eiligt und schleunigst begibt er sich mit der Königin in das Schloß, die Zugbrücke wird niedergelassen und Odofred hat für's erste das Nachsehen. Doch fällt ihm der junge Prinz in die Hände, wie? Das begreift man nicht; warum? Damit ihn Odofred an den König absenden und diesem über den Verräther Majone die Augen öffnen lassen könne, Roger erscheint am Hofe, entdeckt dem Vater, was er weiß, und in des Königs Seele beginnt eine Ahnung von der Unschuld seiner Gemahlinn aufzudämmern. Auf der Stelle macht er sich nach dem Schlosse auf den Weg. Odofred hat unterdessen Gelegenheit gefunden, durch eine verfallene Wasserleitung in das Schloß zu dringen: er befindet sich in einem Waffensaale. Ein Geräusch läßt sich hören: Odofred, um nicht entdeckt zu werden, verbirgt sich hinter einer Trophäe. Es ist Majone, der hier der Königin die Befriedigung seiner Wünsche als die einzige Bedingung ihrer Freyheit abzutrocknen sucht; beyde kämpfen mit einander und eben will Majone der Königin den tödlichen Streich beybringen, als Odofred mit dem Degen in der Faust auf den Verräther eindringt. Majone setzt sich zur Wehr, aber sein Stündlein hat geschlagen: er wird von Odofred durch und durch gestochen. In demselben Augenblicke dringt der König an der Spitze seiner Truppen, die das Schloß gestürmt und erobert haben, in den Saal, Margarethens Unschuld wird erkannt und ein „In dulci jubilo, nun tanzet und seyd froh“ beschließt das Ganze.

Dies der interessante Inhalt eines Ballets, welches nicht allein durch seinen ungemeynen scenischen Pomp, sondern auch durch die künstlerische Vollendung, mit welcher es von sämmtlichen Mitgliedern, die Figuranten und Figurantinnen mit eingeschlossen, getanzt und gespielt wird, einen so allgemeinen Beyfall erhalten hat, daß es heute (am 22. März) schon zum sechsten Male hinter einander gegeben wird. Um uns kürzlich in einige Details einzulassen, so wollen wir anmerken, daß Mad. Courtin eine eben so schöne Frau, als geübte Tänzerin und Miminn ist, daß der Bösewicht Majone besonders unter dem männlichen Publicum viele Vertheidiger gefunden, daß Mad. Bregel eine vortreffliche Pirouette gemacht, daß Dlle. Milliere unmillier Applaudissemens erhalten und daß Dlle. Heberle vor dem Könige Wilhelm, wie einst Hebe vor dem Könige der Götter, getanzt hat. Was sollen wir endlich von Hrn. Taglioni sagen, dem sinnreichen Erfinder so vieler Freude und Herrlichkeit? Möge es ihm an seinem Bewußtseyn und an dem empfangenen Beyfalle des Publicums gütigen: unsere Lobesformeln sind erschöpft.

Die Costumes sind vortrefflich erfunden und von Hrn. Luca Piazza höchst gelungen ausgeführt, der Luxus der Kleider verschwenderisch und die Decorationen so vollendet, daß sie dem Genie der H. Janis und Gail die größte Ehre machen.

Die Musik des Hrn. Grafen von Gallenberg ist nicht gesucht, sondern gefunden: genügender können wir uns über den Werth derselben nicht aussprechen.

Am 19. März und nachfolgend erschien vor dem erst angezeigten Ballet das früher oft mit Beyfall gesehene Singspiel *Alexis* von Dalayrac mit theilweise neuer Besetzung wieder. Dlle. Thecla Demmer gab die Rolle des Alexis mit vielem Fleiße und Gefühl. Vorzüglich gelang ihr die letzte Brieffcene. Hr. Weinmüller, als Gartner, war einfach und herzlich. Er bleibt in der deutschen Oper, für Rollen dieser Gattung, ein schwer zu erreichendes, immer seltener werdendes Vorbild. Die Chöre gingen gut und benahmen sich anständig.

Große musikalische Akademie
zum Vortheile des Pensions-Institutes der Witwen und
Waisen der Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum zur musikalischen Akademie im Hoftheater nächst der k. k. Burg am 31. März und 1. April geziemend einzuladen. An beyden Tagen wird das Oratorium: Die Befreyung von Jerusalem, gedichtet von den Herren Heinrich und Matthäus Edlen von Collin und in Musik gesetzt von dem Hrn. Abbé Maximilian Stadler aufgeführt werden. Die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates hat dieses Unternehmen durch gefällige Mittheilung des Oratoriums wohlwollend befördert.

A n k ü n d i g u n g.

Ben dem bevorstehenden Vierteljahrschlusse des siebenten Jahrgangs dieser Zeitschrift werden die H. H. Abnehmer eingeladen, die Vorausbezahlung auf das künftige Vierteljahr zeitig genug zu erneuern, um keine Verzögerung in der Übersendung derselben zu erleiden. Dienstags, Donnerstags und Sonnabends erscheint jedes Mal wenigstens ein halber Bogen Text, und wöchentlich am Donnerstage ein von Hrn. Phil. von Stube n r a u c h, Costumdirector der k. k. Theater, gezeichnetes und von dem rühmlich bekannten Hrn. Franz St ö b e r in Kupfer gestochenes, sorgfältig colorirtes Modenbild, moderne Frauen- und Männer-Kleidertrachten und Damen-Coiffüren darstellend. Der Jahrgang besteht aus vier Heften, deren jedes mit Titel, Register und Umschlag versehen ist.

Die Pränumeration beträgt mit den Modenbildern vierteljährlich 15, halbjährlich 30 und jährlich 60 fl. W. W.; ohne Modenbilder 7, halbjährlich 14 und jährlich 28 fl. W. W., und ist in der Verlags-handlung des Hrn. Anton Strauß (Dorotheergasse Nr. 108) zu entrichten. Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modenbilder vom Texte nicht Statt findet) wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Obersthofpostamts-Hauptzeitungs-Expedition oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter wenden und vierteljährlich 16 fl. 30 kr., halbjährlich 33 fl. und jährlich 66 fl. W. W. vorausbezahlen.

Einzelne Modenbilder kosten in der Handlung zum goldenen Stern am Peters-Platz 1 fl. W. W.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Modenbilder um die bestimmten Preise durch die Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen und der bisherigen sechs Jahrgänge auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Auflösung der Charaden im vorigen Blatte:

I. Einbildungskraft. II. Liebfrauenmilch.

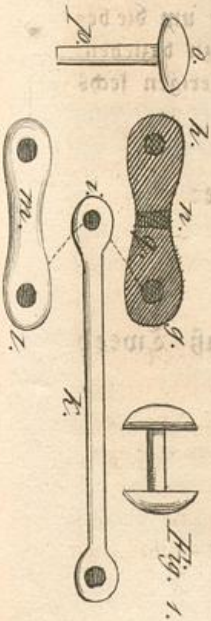
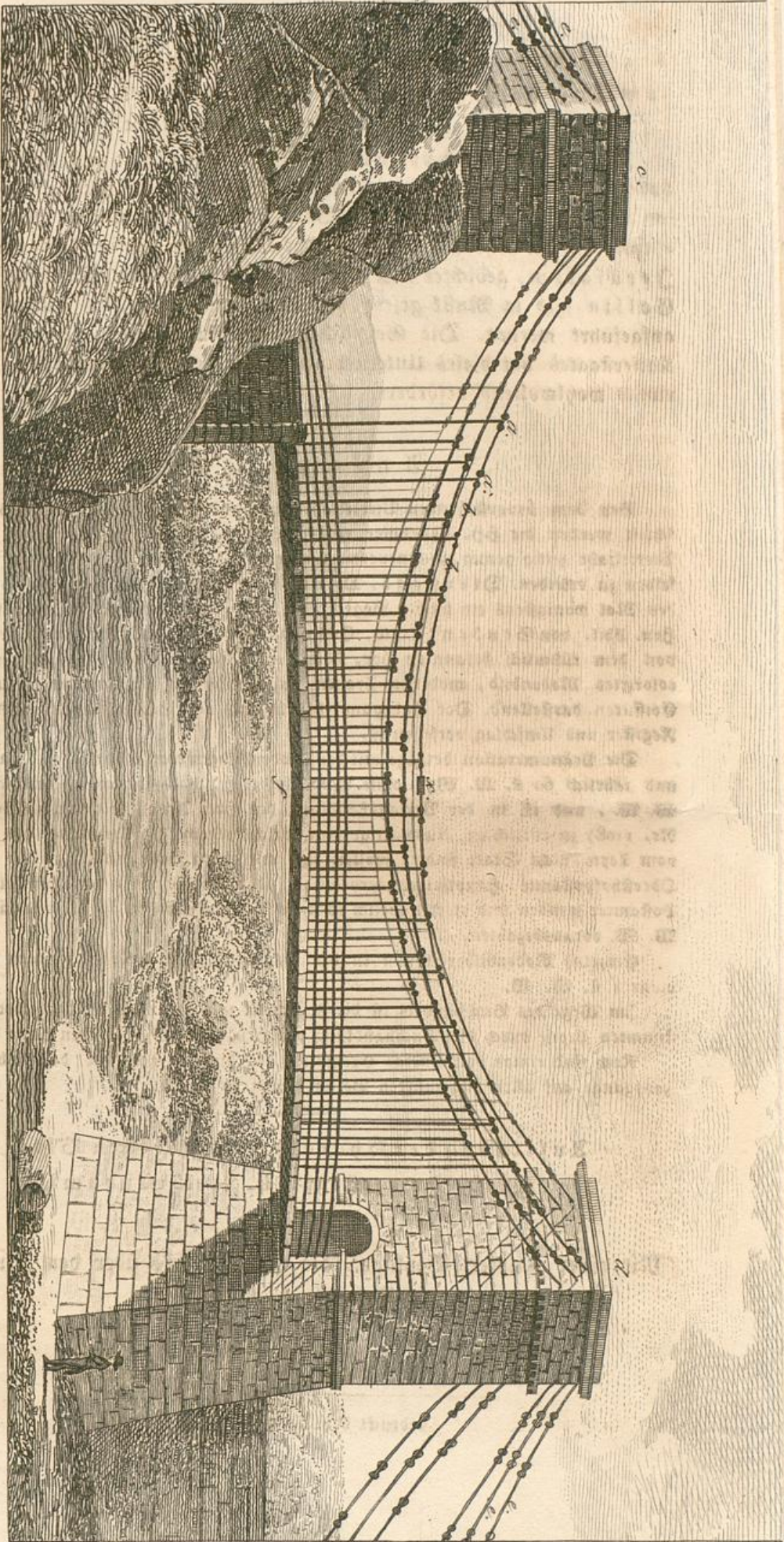
(Mit einer Kupfer-Beilage, die Kettenbrücke über den Fluß Tweed in Schottland darstellend.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Beyl. 3. Wien. Zeitschr. 1822.

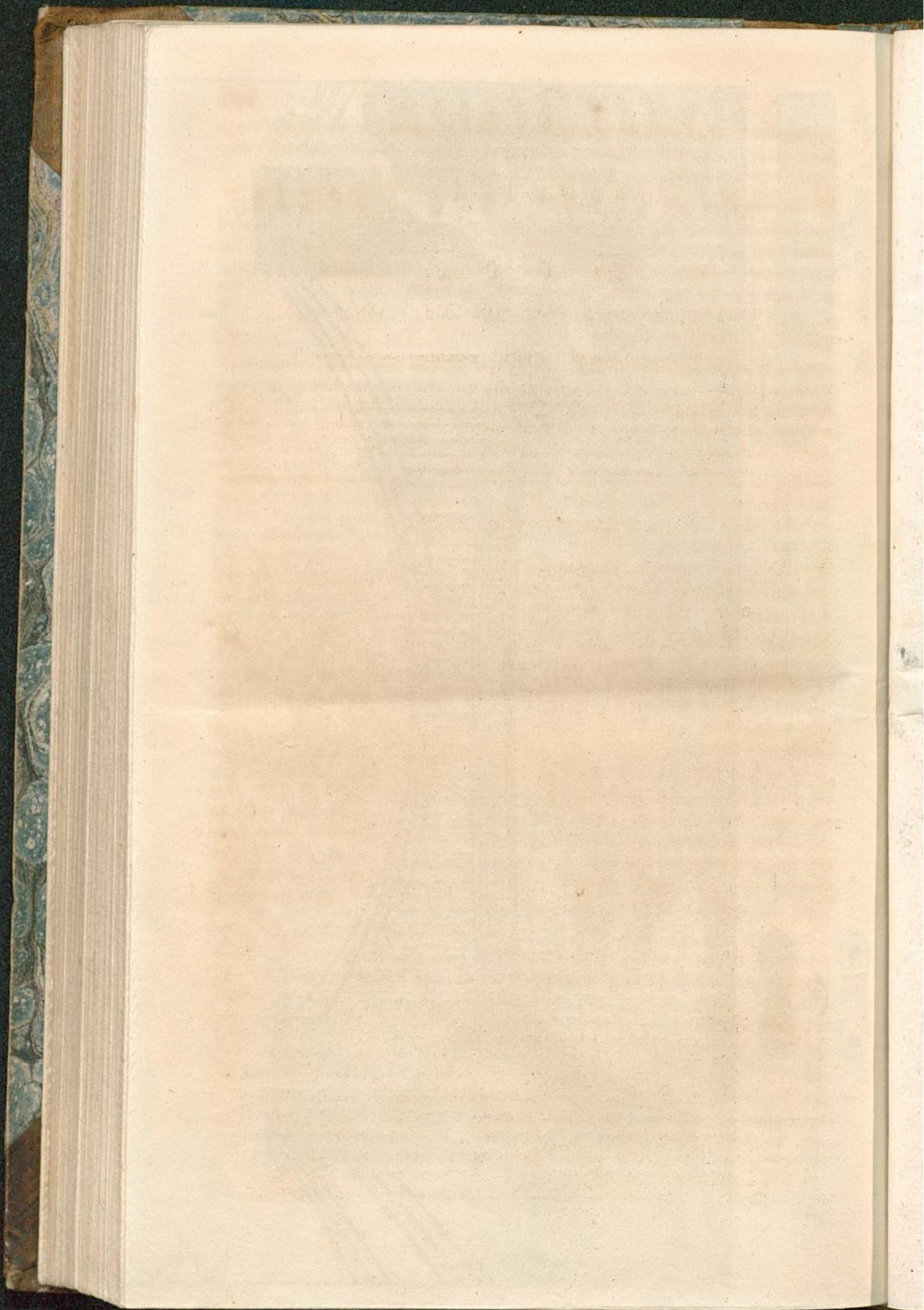
7.



Beibl. 3. Mon. Friedrich. 382.

Fig. 2.

Fig. 1.



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 28. März 1822.

38

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Avernische-See und seine nächste Umgebung.

Verwebt in die Mythen der Römer, gefeyert im Gesange unsterblicher Dichter, wie in den Erzählungen berühmter Geschichtschreiber, wäre der Avernische-See, auch ohne seine interessanten Umgebungen, eine Merkwürdigkeit, die schwerlich ein Reisender unbesucht lassen dürfte. Eine Beschreibung davon, über die Alpen gesendet, wird daher nicht ungünstig aufgenommen werden.

An die Erscheinung des Niedersinkens der Sonne knüpften die Alten den Begriff des Aufhörens und Verschwindens. Dort wo Helios den Wagen zum Ocean lenket, dort lag, nach ihrer Meinung, die Schattenwelt. In Griechenland, wie in Italien, waren die westlichen Theile dem Reiche Pluto's geweiht. Wie man sich in jenem bey dem Vorgebirge Tánarum den Eingang zur Unterwelt dachte, öffnete sich in diesem dieselbe Pforte am Avernische-See. Unzugängliche dunkle Wälder überschatteten den Spiegel desselben, und warfen den Schleyer der Nacht über ihn. So giftige Dünste stiegen aus ihm empor, daß selbst die über ihm schwebenden Vögel leblos in seinen Schlund fielen *). Finsternes Grauen, Todesstille war um ihn verbreitet; aus ihnen schuf sich die Einbildung das öde Reich des stygischen Jupiter. Hier war es, wo Ulysses, als er in diesen Gewässern irrend umherschiffte, jenes wilde Volk, in Höhlen wohnend, gesehen hatte. Hier stieg Aeneas zu den Schatten, um seinen Vater Anchises zu sehen. Altäre und Tempel, dem unsichtbaren Beherrscher des Tartarus geweiht, erhoben sich an seinen Ufern; ihm opfernd, konnten die Geister der Abgeschiedenen hervorgerufen werden. Auch Hannibals und seines Heeres Opfer loderten hier empor **). In der Nähe dieses Sees theilte Sybille ihre Offenbarungen mit; und diese Gegend war

*) Der See hat seinen Namen von dem griechischen Worte Aornos, welches so viel als ohne Vögel bedeutet. Lucretius L. VI.

***) Livius lib. XXIV. cap. 12.

es, welche die Phantasie des Sängers der Aeneide zum sechsten Buche begeisterte^{*)}. Erst als auf Augustus Befehl diese Bildniß ausgehauen wurde, wie uns Strabo, Dio Cassius u. a. berichten, schwand das Furchtbare und der Aberglaube, die sich in ihr versteckt hatten. Zwanzig tausend Slaven waren beschäftigt, den Avernischen mit dem Luciner-See und dem Meere zu verbinden, und jenen berühmten julischen Hafen zu erbauen, dessen Suetonius, Virgil und Horaz, als eine der merkwürdigsten Unternehmungen dieses Zeitalters erwähnen^{**}). Noch zeugen von ihm die Spuren zertrümmerter Pfeiler, im Meeresgründe über hundert Schritt vom Ufer entfernt; noch spühlen die Wellen um den Grundstein des Leuchthurms.

So schufen Zeit und Verhältnisse diese schreckensvolle Gegend zu einem anmuthsvollen ländlichen Aufenthalte um. Jetzt umgeben diesen anderthalb deutsche Meilen von Neapel entfernten See, der eine starke halbe Stunde im ägyptischen Umkreis, und eine Tiefe von acht hundert Schuhen hat, reizende grünende Hügel. Feuerrothe Weilchen duften mit bezauberndem Wohlgeruch an seinen Ufern; des Landmanns Sichel und Sense erntet um ihn reichen Segen; der Gesang Einsamkeit liebender Vögel flötet aus den Gebüsch, deren lichter Schatten sich in den Wellen spiegelt, die geräuschlos vom leisen West geschaukelt werden. Längst schon ist es nicht mehr zweifelhaft, daß vor undenklichen Zeiten ein Vulcan hier getobt, dessen Krater zusammengeführt und sich mit Wasser gefüllt, diesem See seine Entstehung gegeben hat, und daß dieser Krater, als noch nicht alle Feuerstoff-Theile gänzlich erloschen waren, giftige Ausdünstungen erzeugen mußte. Wer in stiller Betrachtung an ihm weilt, glaubt aus seiner Tiefe gleichsam Schatten heraufsteigen zu sehen, die im bewegten Andenken einer thatenvollen Vergangenheit ihm vor die Seele treten. Ungern scheiden wir von ihnen, um unsere Blicke zur Umgegend zu wenden, wo zuerst die majestätischen Trümmer eines Tempels am östlichen Gestade unsere Träume verschrecken, und mit Neugier die Schritte zu ihnen leiten. Überreste von Bögen, Nischen und Fenstern geben bald keine andeutliche Ansicht von der gewesenen Gestalt dieses Gebäudes, das eine Rotonde von hundert vierzehn Schuh im Durchmesser mit einer achteckigen Einfassung bezeichnet. Die gemeine Sage stempelt es zu einem Tempel des Apollo. Nach den verschiedenen Meinungen der Antiquare wäre es dem Neptun, der Hecate, oder dem Mercurius geweiht gewesen. Weniger wird man irren, wenn man in ihm einen Tempel des Pluto erkennt, welchem nach Strabo^{***}) der See selbst geheiligt war, und dem, wie wir wissen, hier am Ufer geopfert wurde. Rund um den Tempel finden sich Spuren von alten Bädern und warme Quellen, die unter dem Namen acqua del cappone bekannt sind. Ließe sich nicht mit Grund schließen, daß auch hier, wie in dem Serapis-Tempel zu Puzzuoli, Leidende unter dem Schutze des unterirdischen Gottes ihre Genesung gehofft hatten?

Über die, dieser Ruine zunächstliegende Bergreihe, gelangt man zur Via Domitiana, welche sich von Sinuessa bis Puzzuoli erstreckte, und nun nach

*) Virg. Aeneid. lib. VI.

**) Virgil. Georg. lib. XI. Horat. lib. XI. od. 15. — Suet. in vit. Aug.

***) Strabo lib. V.

Cuma, dieser durch die Neapolitaner im Jahr 1207 von Grund aus zerstörten Stadt, der ältesten in Italien, führet. Bedeutende Reste von Wasserleitungen, einige Grabmäler, der Arco felice (unbezweifelst eines der Stadthore Cumas) und noch mehrere Alterthümer, deren Beschreibung nicht hierher gehört, da sie außer dem Kreise der nächsten Umgebungen des Averner-Sees liegen, verleihen nebst der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens diesem Wege genügendes Interesse.

Den Fusaro-See, einst der Acheron oder Acherusia der Alten, rechts lassend, steigen wir auf der Westseite an einem Bergschnitte hinab, welchen Nero in der Absicht ausgraben ließ, den Averner See, der, wie schon früher gesagt, mit dem Meere in Verbindung gesetzt worden, auch mit dem Ausflusse der Tiber bey Ostia durch einen schiffbaren Canal zu verbinden *); ein unflüchtiges Unternehmen, das nur bis zum Lago di Licola, nicht ganz eine Stunde Weges, ausgeführt werden konnte, und noch den Namen des ersonnenen Grabens führt, wo mit Tacitus zu reden: „manent vestigia irritae spei.“

Zum Ufer des Averner-Sees zurückgekehrt, widerstehen wir nicht länger der Neugierde, in die berühmte Grotte der Sybille einzudringen. Dichtes Gesträuch verbirgt ihren Eingang; schauerliche Nacht blickt uns entgegen. Hier sollen die Sybillen gehaust haben, die so oft in der alten Geschichte erwähnt werden; von denen die ältere, die Delphische, zur Zeit der Zerstörung Trojas, 1175 Jahre vor unserer Zeitrechnung, aus ihrem Vaterlande, der Insel Cubea nach Cuma in Italien übergewandert ist. Die jüngere, fünf hundert Jahre später als ihre Vorgängerin, unter dem Namen Amalthea, in Cuma geboren, ist besonders durch die Bücher des Orakels bekannt, welche sie dem Tarquinus Superbus zum Kaufe angeboten hat. Unterirdische Gänge setzten ihre Wohnung mit den benachbarten Orten, und namentlich mit der Grotte bey Cuma, in Verbindung, aus der noch theilweise der geheime Ausgang zu dem berühmten Tempel des Apollo sichtbar ist, wo die Statue dieses Gottes, von den Cumanern aus Attica herbeygeführt, aufgestellt gewesen und hier seine Offenbarungen verkündet hat.

Mit brennenden Fackeln werden wir in einen ziemlich breiten Gang eingeführt, und sind überrascht, nach einem zurückgelegten Wege von zwey bis drey hundert Schritten einige halbnackte Männer zu erblicken, bereit, uns auf ihren Schultern in den rechts sich einbiegenden Seitengang, der ein Paar Schuh tief mit Wasser angefüllt ist, zu den geheimen Gemächern der Sybille zu tragen. Nicht ohne einiges Mißtrauen schickt man sich zu dieser seltenen Reiteren an, die um so unbequemer wird, da man sich nur mit einer Hand an den Hals des Führers schmiegen kann, weil die zweyte die Fackel halten muß. Einige Überbleibsel von Wandmalereyen, Spuren von Mosaik-Arbeit, ein ziemlich geräumiger Platz, welcher für das Bad der Sybille gehalten wird, ein zerstörter Ausgang gegen einen mit Ziegelsteinen gewölbten Bogen, dessen Zutritt aber ganz verschüttet ist, sind die Ausbeute dieser reitenden Wanderung in mancherley sich kreuzenden Gängen. Leichter athmet die Brust, sobald man zur ersten Stelle zurückgekehrt ist, und dann die Grotte in gerader Richtung bis zum entgegen gesetzten Ende durchschreitet. Unter einem schönen

*) Tacit. Annal. lib. XV. cap. 42. Plin. lib. XIV. cap. 6. Suet. in Nerōn. cap. 31.

Thorbogen, die Schwelle mit Mosaik eingelegt, treten wir wieder ins Freye, und sind nicht wenig erstaunt, im obern Gesimse dieses Bogens den Phallus gewahr zu werden. Weder durch die delphische noch durch die cumanische Sybille mag dieses Zeichen hier eingemauert worden seyn, wohl aber könnte hier in spätern Zeiten (wo das benachbarte Bajae zum Sitz der größten Wollust ausgeartet war *), und eine Menge liederlicher Dirnen, unter dem Nahmen Ambubajae **), daselbst ihr entehrendes Gewerbe trieben) eine ähnliche Niederlassung gewesen seyn, wie es in Bajae selbst neben dem Venus-Tempel dergleichen Schlupfwinkel mit unzüchtigen Bildern in Stucatur gibt. Daher mag es dann kommen, daß die unwissenden Führer vieles von den Ausschweifungen der Sybille und deren Liebesverständnisse mit Nero zu erzählen wissen.

Eine nähere Untersuchung über die Art und Weise, wie diese und so viele andere Grotten in der umliegenden Gegend entstanden, gehört nicht hieher, da man kann sie eben so wenig dem fabelhaften wilden Volke, den Cimmeriern, von Ulysses gesehen, zuschreiben, als unbedingt jener Meinung beystimmen, wornach sie in den ältesten Zeiten zur näheren Verbindung der Ortschaften ausgegraben worden seyn sollen. Uns genügt die Überzeugung, daß die Sybillen-Höhle ehemals bewohnt und mit vieler Pracht ausgeschmückt gewesen ist. Laßt sich nicht bezweifeln, daß der Fabel von den Sybillen irgend ein wahrer Umstand zum Grunde gelegen sey, so wird auch die Tradition, daß diese Höhle ihnen zur Wohnung gedient, um so weniger bestritten werden können, als man die Verbindung derselben mit der andern Grotte bey Cuma gegenwärtig noch nachgewiesen hat, und dort der Aufgang zum Apollo-Tempel durch viele Stufen wahrgenommen werden kann. Hierdurch wird das Geheimniß des cumanischen Orakels von selbst gelöst. Man könnte noch fragen, wie das Wasser in die engen Gänge gedrungen? Die Führer erklären es als eine Folge des großen vulcanischen Ausbruches vom Jahre 1538 (von welcher sogleich weiter erzählt werden soll) und zeigen einige Öffnungen in den Wänden, durch welche damals die Lava hereingeströmt seyn soll.

Die Aussicht zum Meere vor uns, durchschneiden wir eine kleine Strecke üppiger Felder, und kommen zum Lucriner-See, der durch eine Schleuse vom Meere getrennt, eine große Menge Fische in seinem kleinem Raume herbergt. Berühmt durch seine Austern **), ist sein Name von dem bedeutenden Gewinn entstanden, welchen die römische Staatscasse daraus gezogen. Wir sassen den Damm, über den Hercules seine geraubten Rinder getrieben, und Via Herculea genannt wurde †), nebst den Neronischen Bädern und dem zer-

*) Cicero beschreibt Bajae: „Ubi libidines, amores, adulteria, convivium, conversationes, cantus et symphoniae audiri solent.“

Propertius sagte seiner Cinthia: „Tu modo quam primum corruptas desere Bajas;
Multis ista dabunt littora dissidium.
Littora, quae fuerunt castis inimica puellis.“

Ah! pereant Bajae crimen amoris aequae.

**) Ambubajae wurden jene verrufenen Mädchen genannt, welche sich um Bajae aufgehalten haben, und meistens zur Classe der Tänzerinnen und Sängerinnen gehörten. Hadr. Turneb. Advers. lib. XI. cap. 23. Tacit. Annal. lib. XV. cap. 37.

**) Mart. lib. IV. ep. 57. — Horat. Epod. 2.

†) Propert. lib. III. Eleg. 16. Qua jacet et Trojae tubicen Misenus arena,
Et sonat Herculeo structa labore via.

störten Bajae rechts liegen, und wenden uns am Ufer des Meeres östlich gegen Puzzuoli *).

Zwey Berge von gleicher Höhe, beyde in Gestalt eines abgeschrittenen Kegels, begegnen unsern Blicken, und verdienen nicht unbeachtet übergangen zu werden. Betrachten wir zuerst den uns zunächst liegenden, den Monte novo. Es war der 29. Sept. 1538, als mit einem Male die Erde sich öffnete, eine Flamme aus ihrem Schooße aufstieg, Sand und Steine herumgeschleudert wurden, und unter fürchterlichem Beben und Krachen dieser Berg in sechs und dreyßig Stunden zu seiner gegenwärtigen Größe und Gestalt sich erhob. Das Meer wich von seinen Ufern, um nach einigen Minuten mit Wuth zurückzukehren, und das nahe Dorf Tripergole sammt allen Einwohnern in seinen Abgrund zu verschlingen. Der julische Hafen, ein Theil des Lucriner und Averner-Sees, wurden verschüttet, der alte puteolanische Hafen zerstört, die Stadt Puzzuoli mit Graus bedeckt, und kurz die ganze Umgegend in eine Wüste verwandelt, die auch seit dieser Zeit, trotz den väterlichen Vorkehrungen der Regierung, vorzüglich unter dem damaligen Vice-König Pietro von Toledo, sich nie wieder ganz erholen konnte.

Noch ist der Krater in der Mitte der Bergspitze geöffnet, noch ist es unentschieden, ob er als ein halb oder ganz ausgebrannter Vulcan betrachtet werden könne. Ein Paar hundert Schritte von ihm steht der andere kegelförmige Berg, den mehrere römische Schriftsteller als Mons Gaurus erwähnen, dessen Weine zu den edelsten seiner Zeiten gehörten **), und der ebenfalls vulcanischen Ursprungs ist, wie an dem Schlunde auf seiner Spitze zu erkennen, aus welchem einst Cumä mit Flammen verheert worden seyn soll. Von seinem jungen Nachbar mit Lava-Steinen überdeckt, führt er jetzt wegen seiner Unfruchtbarkeit den Namen Monte barbaro. An seinem Fuße längst dem Meeresstrande wandern wir an vielen Ruinen von Mauern, Bögen und unterirdischen Gemächern vorbei, und suchen vergebens die Gärten des Lentulus, des Plinius, des Cluvius, die nach Cicero's Briefen hier gestanden haben; allein die Trümmer seines eigenen Landhauses ***), von ihm Academia genannt †), laden uns zu sich ein, und hier, seinem Andenken opfernd, schwinden die bedrückenden Bilder aus dem geheimnißvollen Umkreise des Averner-Sees, und heller tönt es in unserer Seele, gleich Memmons metallener Gedächtniß-Säule, die von den Strahlen des ausgehenden Lichtes zum sanften Klange berührt worden.

P.

*) Bey der in der Nr. 17 dieser Zeitschrift gelieferten Beschreibung der Stadt Puzzuoli ist durch eine etwas undeutliche Stelle im Manuscript der Irrthum in Druck ausgegangen, welcher glauben machen könnte, als ob bey den Römern eine Stadt Forum Vulcani bestanden habe. Dieses muß berichtigt werden, da unter diesem Namen nur jener halbausgebrannte Vulcan zu verstehen ist, der heut zu Tage die Solfatara genannt wird, und an welchen sich östlich die alte Stadt Puteoli gelehnt hatte.

Ann. d. Verf.

**) Athen. Deip. lib. 1.

***) Plinius lib. XXXI. cap. 2. Die Lage dieser Ruinen stimmt ganz mit der Beschreibung überein.

†) Cic. ad Attic. lib. 4. ep. 4. et al.

(Schluß)

Neapel.

Am 13. Febr. im Teatro Fondo zum ersten Male: *La Caccia di Enrico quarto*, gedichtet von Valomba, in Musik gesetzt von Raimondi. Personen: Mad. Cornelli, Ceconi und de Bernardis, Hr. Rubini, Casaccia, Pace und Orlandini. Uebermals Benefice-Vorstellung und zwar für den allhier so beliebten Buffo Casaccia. Von diesem Producte kann ich Ihnen sehr wenig schreiben, indem ich es erst genau anhören muß, indefs hat es nicht missfallen*).

Am 18. zum ersten Male: *Zelmira*, neues Drama mit Musik von Rossini. Die in dem hiesigen Zeitungsblatte angebrachte Kritik über dieses Drama wünschte ich bescheiden zu dürfen; denn nur dem Verdienste seine Kronen! Das Werk ist gut, hat oft classischen Werth, es weicht viel von der gewöhnlichen zum Übergenuß gewordenen Rossinischen Lieder-Manier ab. Rossini vermied im ganzen Drama die gewohnten Crescendos und Decrescendos-Effecte, eben so auch die übertriebenen Wiederholungen. Das Duett im ersten Act zwischen Mad. Colbran und Mad. Ceconi, mit Begleitung der Harfe und dem englischen Horn, das Quintett und erste Finale, endlich das Duett im zweyten von Hrn. David und Nozzari, sind wahre Meisterstücke. Rossini hat eingesehen, daß er sein Talent aufbieten müsse, um auf einen neuen Weg der Composition zu gelangen; mit diesem Drama scheint ihm seine Mühe gelungen, und frohe Hoffnung schimmert uns für die Zukunft; jedoch scheinen mir nach meiner Beurtheilung und nach zweymaliger aufmerksamer Anhörung, jene in den Ohm erhebenden Schmeicheleyen des Hrn. Redacteurs des neapolitanischen Journals ein wenig überspannt, und ich bin überzeugt, daß Rossini's Bescheidenheit beynahe dadurch gekränkt sey. Das Lob David's ist verdient, ich wünschte in Wien zu seyn, wenn David zum ersten Male singt. Auch jenes der Mad. Colbran könnte gebilligt werden, mit Ausnahme von Voltair's Vergleichen, wenn wir uns nicht auf drey Monate zurück erinnerten, daß Mad. Colbran uns mit ihrem gestiffentlich gleichgültigen, man könnte fast sagen, nachlässigen Gesang bis zum 18. Febr. mehr peinigte, als belustigte. Wenn Nozzari auf Rossini's Rathen oder durch die Sehart gezwungen, diesmal seine beängstigten, beynahe unendlichen Kouladen unterließ, dann Heil Rossini! Über Costum und Decorationen urtheilt der Redacteur sehr genau und treffend. In der vorletzten Scene des Kerkers stürzte (nicht aus Unvorsichtigkeit, nein, absichtlich) die hintre Wand desselben mit einem so fürchterlichen Gepolter und schlecht berechneter Disanz auf den Vordergrund der Bühne, daß in einigen Minuten der ganze Theaterraum in eine Staubwolke gehüllt war.

Die ganze Fasten hindurch ist, wie bekannt, kein Ballet in Neapel. Ein neues Oratorium von Sim. Mayer ist angekündigt. Glauben Sie ja nicht dem Artikel vom hiesigen Carneval und den Bällen in S. Carlo. Jene in der Leopoldstadt beim Spert waren gewiß (die Logen und Fremden ausgenommen) genußreicher und eleganter.

Monsieur de Bach fängt seine gymnastischen Schauspiele den 24. d. M. in dem am Largo del Castello erbauten Circus an.

Unser alter Vesuv belohnt uns dormalen mit seinen herrlichen Naturwundern. Seit 22. d. M. entblühte sich der seit vielen Monaten unverändert gebliebene Krater nach und nach mittels der anfänglich schwachen, jedoch bis zum einbrechenden Abend immer stärkeren Eruptionen; bereits am 22. bildete sich von der Kuppe des Berges ein Lavaström, welcher seinen Lauf gegen Torre del Greco zu nehmen schien; allein den 23. Abends veränderte dieser Lavaström seinen Lauf gegen Resina, und die ganze Bahn, wo man vorher so mühsam auf jenen alten hundertjährigen Lavastrümen bis zum Krater gelangen konnte, ist dormalen in einen Feuerfluß verwandelt. Den 24. Abends, eigentlich zwey Uhr nach Mitternacht, fing ein fürchterliches bis Neapel laut

*) Aus einem andern Briefe erhellt, daß ein schönes Duett zwischen den zwey ersten Sängern, und ein Quintett im ersten Acte vielen Beyfall hatten, im zweyten aber viele einzelne Stellen applaudirt wurden. Doch konnte sich diese Oper nicht über zehn Vorstellungen erhalten.

hörbares Toben an, dessen Detonations-Wirkung in einem Zimmer dem stärksten Donner gleich. Diese Lavaströme änderten sich und nahmen ihre neue Richtung tief unter dem Einsiedler, wo sie sich in die Weingärten ergossen und bis heute den 27. noch nicht ertoschen sind. Fürchterlich schön war der Berg gestern am Morgen. Ein ziemlich starker Wind tobte bey klarem Himmel über Neapel, der Berg schien in einem brillantenen Reize eingehüllt zu seyn, man unterschied genau mit freyem Auge die Flammen-Eruption um die Mittagstunde, und die Sonne war in solchen Augenblicken blutroth.

Sie können sich denken, welche Anzahl von Fremden, und besonders Deutsche, den Berg Tag und Nacht erkletterten. Ich gehöre nicht unter die trägen und bin eben heute Abends bereits zur dritten Reise entschlossen. Selbst unsere deutschen Damen scheuen den steilen Berg nicht und finden sich zu dieser classischen Reise mit ihren Ehemännern oder Cicisbees, und mit Schwaaren gefüllten Körben, reichlich beym Eremiten ein, welcher sein geistliches Häuschen für dermalen in eine sehr thätige Weinschenke umstaltete.

Theater = Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Das Leben ein Traum, dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen, nach dem Spanischen des Calderon, von C. U. West, aufgeführt auf dem k. k. Theater an der Burg.

Wäre die praktische Ausübung der Poesie, besonders der Dramatischen, eben so unbedingt, als die innere Anlage zu derselben, so würde daraus folgen, daß die Poesien aller Zeiten und aller Völker zu allen Zeiten und unter allen Völkern gleich sehr gefallen müßten. Daß dem nicht also sey, lehret nicht minder die reine Verstandesanschauung, als die bloße Erfahrung. Allerdings ist das Urprincip der Poesie, wann und wo dasselbe auch vorhanden, stets dasselbe, nämlich Streben nach Bildung der rohen Materie: von ihm geleitet, sucht das schaffende Individuum seinen Producten die schönste Form zu geben, der Künstler, der für Jahrhunderte, der Handwerker, der für eben so viele Tage arbeitet. Aber diese Form wird bedingt durch das Zeitalter, in welchem der Künstler lebt. Völker widerstreben schon andern Völkern durch ihre äußere Sitte, und die innere Sitte, die Sitte des Gemüths (so, dünkt mich, könnte man, ohne nach mystischer Terminologie zu haschen, die Poesie nennen) dieses oder jenes Zeitalters sollte alle andere Zeitalter ansprechen?

Mehr noch als die Poesie im Allgemeinen, ist natürlich die dramatische Poesie ein eigenthümliches Gebilde derjenigen Zeit, in welcher sie hervorgebracht wird. In ihr spiegeln sich nicht allein die Leidenschaften, welche alle Menschen mit einander gemein haben, sondern diese Leidenschaften borgen selbst das Gewand der gesellschaftlichen, politischen und religiösen Gebräuche, welche zur Zeit ihrer Hervorbringung herrschten. Die dramatische Poesie muß auch deshalb mit großer Schwierigkeit von einem Zeitalter in's andere, von einem Volke auf's andere, verpflanzt werden können, weil sie, nicht wie andere Dichtungsarten, unmittelbar durch sich selbst, sondern erst durch die theatralische Darstellung, genossen werden kann, also auf diesem Wege zur lebendigen Anschauung wird und das Ansehen einer wirklich in demselben Augenblicke vorgehenden Handlung annimmt.

Es ist vielfältig versucht worden, die classischen Werke der antiken und modernen Dramatik auf die neueren europäischen Bühnen zu verpflanzen, mit mehr oder minderem Glücke, je nachdem es die Bearbeiter verstanden haben, die zu charakteristischen Kennzeichen, welche ihnen vom Geiste der Zeit aufgedrückt wurden, entweder ganz zu verwischen, oder ähnliche, aus der gegenwärtigen genommen, an ihre Stelle zu setzen.

Zwey neuere ausländische dramatische Meister haben, ihrer tiefen Originalität wegen, vorzugsweise in unsern Tagen zu Übertragungen auf die deutschen Bühnen eingeladen. Wesen Werke vermöchten, eben durch die allumfassende Menschheit, welche sich in ihnen ausspricht, tiefer und inniger auf Welt und Nachwelt einzuwirken, als Shakespeares

spear und Calderon, Schriftsteller, welche keine vorhandene Charaktere geschildert, sondern der Natur die noch zukünftig zu entstehenden abgelautet zu haben scheinen, die also noch für alle folgenden Zeiten dasselbe Wohlgefallen erregen dürften, welches ihre Zeitgenossen an ihnen gefunden haben.

Aber Shakespear und Calderon sind auch diejenigen dramatischen Schriftsteller der modernen Vorzeit, deren außerwesentliche komische Vermischungen (ich sage, außerwesentliche, und werde den Sinn dieses Beyworts sogleich zu rechtfertigen suchen) dem Geschmacke der neueren Zeit am meisten widerstrebt haben.

Welche Verwandtniß hat es mit diesen Vermischungen? Sind sie wohlberechnete Erzeugnisse künstlerischer Speculation, unerlässliche Theile eines, mit Bewußtseyn nach vollendeter Zweckmäßigkeit strebenden, organisch gestalteten Ganzen, oder haben sie der äußeren Sitte der Zeit, oder überhaupt einer bloßen Zufälligkeit, ihre Entstehung zu verdanken?

Alle Kunst, selbst die gefeyertste, leitet ihren ersten Ursprung von einer materiellen Veranlassung her: die griechische Tragödie, zum Beispiele, ein Erzeugniß, welches der Mit- und Nachwelt zum Muster gedient hat, was ist sie anders, als die kunstgerechte Ausbildung tumultuarischer Züge, welche berauschte Winzer, nach glücklich beendigter reicher Weinlese, mit hefenbeschmutztem Antlitz, durch die Gassen machten, woben diejenigen, welche die beredtesten waren, gleich sehr begeistert durch den Wein, welchen sie gekrunken, wie durch das Fest, welches sie feyerten, Monologe, ja Dialoge extemporirten, deren Hauptgedanken von der Menge, der die Natur eine solche Gabe der Beredsamkeit versagt hatte, wiederholt ward? Wer sich die Möglichkeit der Entstehung der griechischen Tragödie auf einem ähnlichen Wege erklären will, der gehe in die südlichen Theile Europa's, zum Beispiele nach Italien oder in das südliche Frankreich, oder selbst nach Paris, wo Scenen dieser Art, nicht allein während der Weinlese, sondern selbst an jedem Sonn- und Festtage, wann sich das Volk im Weine übernommen hat, sehr gewöhnlich sind.

Die Untermischung des Komischen mit dem Ernsten (ich sage nicht, die Vermischung, denn diese ist nicht zufällig, sondern ein Kennzeichen der neueren, sogenannten sentimental poetischen Bildung) hat also gleichfalls in einer äußeren Veranlassung, in einer Sitte des gesellschaftlichen Lebens, ihre Entstehung erhalten. Diese aufzufinden, möchte nicht schwer seyn; aber die neuere Kunstphilosophie, welche diese Untermischung bisher in Folge tiefinniger Speculationen für die absoluteste Schöpfung eines tiefinnigen Genies gehalten, dürfte sich darüber sehr verlegen fühlen.

(Der Schluß folgt)

Concert-Anzeige.

Heute den 28. März um die Mittagsstunde wird Hr. Wilhelm Ehlers im großen Saale der nied. österr. H. Stände in der Herrngasse eine musikalisch-declamatorische Akademie zu geben die Ehre haben. Der Anschlagzettel sagt das Nähere. Eintrittskarten zu 4 fl. W. W. sind in der Steiner'schen Kunsthandlung im Paternostergäßchen, und am Tage der Akademie an der Casse zu haben.

Verichtigung.

In der Ankündigung auf der letzten Seite im vorigen Blatte soll der vierteljährliche Pränumerationspreis mit 18 fl. 30 kr. W. W. angesetzt seyn.

Modenbild XIII.

Kleid von Parege mit einer Garnirung von Crepp und Atlas. Crepphut mit Frühlingsblumen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



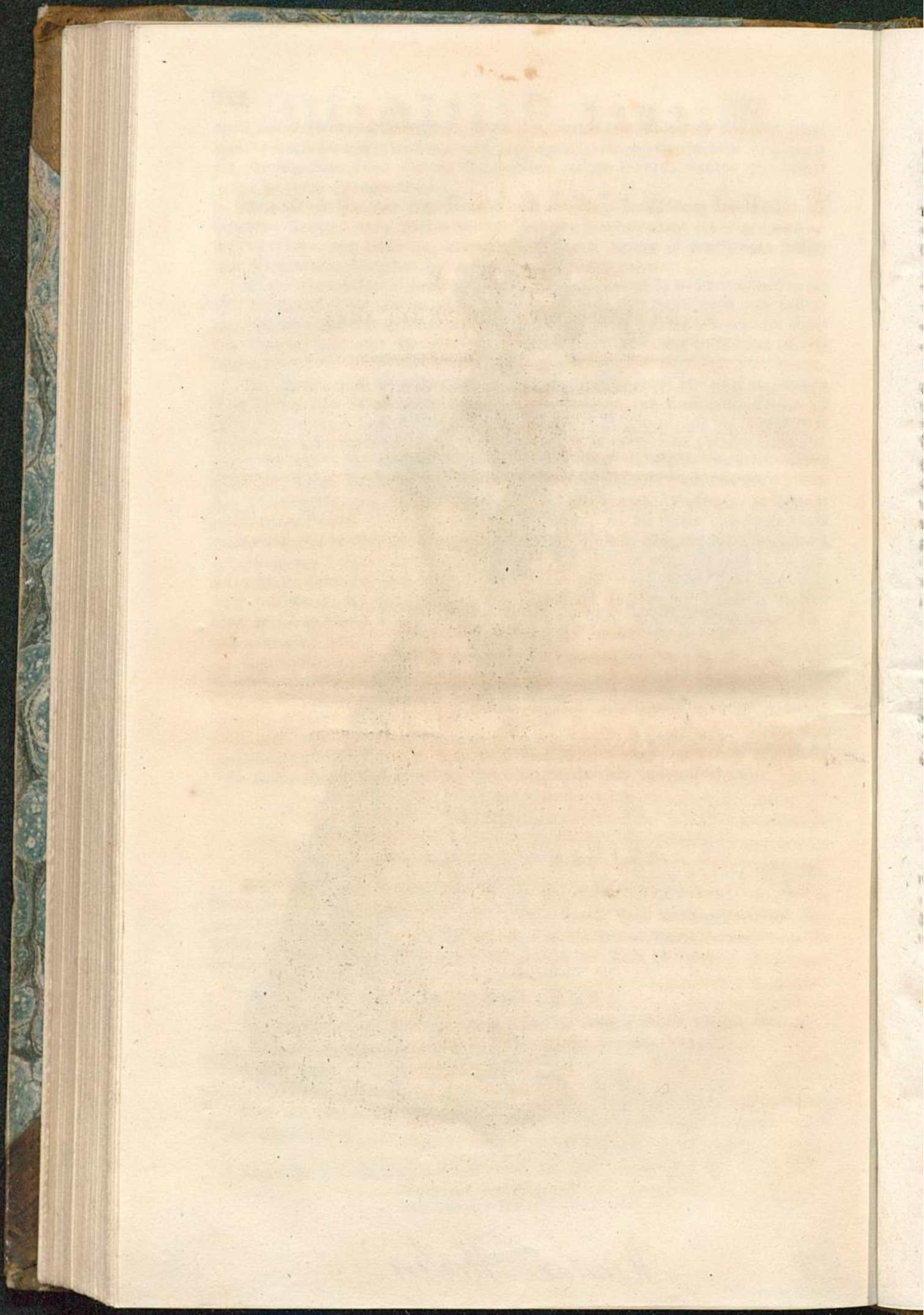
P. v. St. del.

Fr. Stöber, sc.

XIII.

Wiener Moden.

*38.
1829.*



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 30. März 1822.

39

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die beyden Engel des Correggio.

Gemälde in der Fürst Esterhazischen Galerie zu Wien.

I.

Zwey Engel sind es, die das Menschenleben
Von seiner Wiege bis zum Grabeshügel
Bald auf der Freude rosenfarbnem Flügel,
Bald auf des Trostes Schwingen sanft umschweben.

Und hat dein Herz dem Ersten sich ergeben,
Lacht süß er aus des Auges Wunderspiegel,
Der Zweyte muß den Blick zum Himmel heben,
Der Geist ist frey und reißt des Staubes Zügel.

Schon an der Kleinen, stillverborgnen Wiege
Sieht man sie um die Herrschaft wechselnd ringen,
Des Menschen künft'ig Leben zu bezwingen.

Und jedes krönt sein Opfer nach dem Siege;
Dem wird die Freude ihre Rosen streuen
Und dem der Ernst den hohen Sinn verleihen.

II.

Erstes Gemälde.

Das ist der Himmelsblick der holden Braut,
Wenn sie den Jüngling liebevoll beglückt;
Der Blick, womit die Mutterliebe schaut,
Wenn sie den Säugling an den Busen drückt;

Das Auge voll Gefühl, das Perlen thaut,
Wenn neu die Erde sich mit Blüthen schmückt;
Der Edle, dem die Armuth sich vertraut,
Wenn er sein thätig Leben überblickt.

Wer seinen Reichthum trägt in stolzer Brust,
 Sich seines eignen Werthes ist bewusst,
 Von dem weicht jener holde Engel nie.
 Rag auch das Unglück Berg' auf Berge thürmen,
 Ihm lacht die Sonne mitten unter Stürmen,
 Und Blumen bricht ihm seine Phantaste.

III.

Zweytes Gemälde.

Es hat der Zweyte sich das Denkerhaupt
 Nicht mit des Lebens Blütenkranz umwunden,
 Und was er ahnet, liebet, hofft und glaubt,
 Wird kaum im Kreis des Sinnlichen gefunden.

Der Körper bleibt der Erde eng verbunden,
 Doch ist dem Geist der freye Flug erlaubt:
 Sind auch des Daseyns Freuden all entschwunden,
 Den höchsten Trost hat ihm kein Feind geraubt.
 Und lächelnd sieht das Glück er untergehen,
 Fromm blickt das Auge auf nach jenen Höhen,
 Wo Friedenspalmen tröstend niederwehen.

Der Riegel springt, vom Strahl des Blicks getroffen,
 Es sind des Himmels weite Pforten offen,
 Und seine Heimath hat er dort zu hoffen.

Johann Langer.

E d w i n .

Edwin, König von Northumberland, tritt bedeutend unter jenen Fürsten hervor, die England zu den Zeiten der Heptarchie beherrschten. Noch als Kind verlor er seinen Vater, und wurde in der Folge vom König Adelfried, dem Gatten seiner Schwester, aus seinem Reiche vertrieben. Er flüchtete sich zu Redwald, dem König der Ostangeln. Seine Tapferkeit, seine Sanftmuth, seine gefälligen Sitten verschafften ihm die freundlichste Aufnahme. Aber auch der Flüchtling schien Adelfrieden noch gefährlich. Er schickte Gesandte an Redwald ab, die Edwins Auslieferung verlangen sollten. Mit Unwillen verwarf der König ein Begehren, das die heilige Sitte des Gastrechts verletzte. Adelfried erneuert seine Forderungen, und fügt zur Bitte die Drohung. Wie jeder, der, wenn die Wahl nur zwischen entschiedenem Nachtheil und entschiedenem Unrecht schwankt, noch der Überlegung bedarf, um sich für das eine oder für den andern zu bestimmen, wird auch Redwald, je länger er Beide gegen einander abwägt, nur immer unentschloßner. Er behält sogar Adelfrieds Gesandten zurück, um die Entscheidung desto länger in seiner Gewalt zu haben: aber mit jedem Tage fühlt er sich geneigter, den dringenden Vorstellungen derselben Gehör zu geben. Edwin selbst schien so ruhig, als ob er gar keine Gefahr ahnte; obwohl die Königin ihm wiederholt bedeutende Winke gegeben hatte. Sines Nachmittags befindet sie sich mit Edwin und ihrem siebenjährigen Sohne im Gar-

ten. Der Knabe hängt sich an den Hals der Mutter, und schmachtet ihr unaufhörlich, während Edwin, an einen Baum gelehnt, mit wohlgefälligem Lächeln auf sein kindisches Getändel herabsieht. Seine Ruhe, seine harmlose Theilnahme an der Zärtlichkeit ihres einzigen Kindes, während das Schwert gezückt über seinem eignen Nacken schwebte, regt in dem Herzen der Königin die Sorge und das Schicksal des theuren Gastes aufs neue auf, und bewegt noch schmerzlicher als sonst ihren Busen. „Morgen, Edwin,“ sagte sie gepreßt, „wird dein Schicksal entschieden seyn.“

„Ich weiß es.“

„So flieh! flieh noch in dieser Stunde, da vielleicht schon die nächste nicht mehr dein gehört.“

„Ich fliehe nicht. Würd' ich auf der Flucht vor Adelfrieds Mördern sicherer seyn, als hier? Bin ich es irgendwo, so bin ich's hier.“

„Und wenn er dich nun auslieferte?“

„Er wird mich nicht ausliefern. Ich rechne auf seinen Edelmuth, dem ich mich vertrauend überlassen habe.“

„Ach! Er wäre edelmüthig, wenn er nicht — Edwin, ich entdecke dir Besorgnisse, welche der strenge Befehl des Vaters mir zu verschweigen gebot. Ich fürchte, Redwald ist bereits nur zu sehr entschlossen, dich aufzuopfern.“

„Er wird mich nicht aufopfern.“

„Unbegreiflicher! Woher diese Sicherheit? Was hast du für einen Bürgen für diese Ruhe?“

„Diesen Knaben,“ sagte Edwin, indem er seine Hand auf das Haupt des Kindes legte.

„Diesen Knaben?“

„Jhu! Oder kannst du im Ernste glauben, der Vater selbst werde den Fluch des Meineides, den Gott noch an Kindern und Enkeln straft, auf dieses schuldlose Haupt herabziehen? Der Gedanke, daß vielleicht einst auch sein Sohn, wie ich als Flüchtling, dem Dolche jedes Mörders preis gegeben, verlassen und schutzlos werde herumirren müssen, dieser Gedanke sollte nicht Kraft genug haben, seine Furcht vor Adelfrieds Rache mit Recht und Treue auszuföhnen? Nimmermehr glaub ich es, so lang ich sehe, daß Gottes Finger selbst ins Herz des Vaters die Liebe zum Sohne, und schon in die schwache Brust des Sohnes die Liebe zum Vater geschrieben.“

Überrascht und Thränen im Auge drückte die Königin den Knaben leise stillschweigend fest an ihre Brust, und eilte davon. Was der Beredsamkeit der Pflicht bey ihrem Gemahle nicht gelungen war, gelang der siegenden Stärke der Beredsamkeit mütterlicher Liebe. Adelfrieds Gesandten wurden noch am nämlichen Abend verabschiedet. „Sey einst Freund und Beschützer meines Sohnes,“ sagte Redwald zu Edwin, wie ich ohne Wanken der deinige seyn will.“

Edwin bestieg in der Folge den Thron von Northumberland. Ein Geist der Weissagung schien in jener Stunde der Gefahr auf ihm geruht zu haben. Redwalds Sohn wurde wirklich von seinen aufrührerischen Unterthanen vertrieben, welche freiwillig Edwin die Krone anboten. Er schlug sie nicht nur aus, sondern bewog auch die Empörer, sie ihrem rechtmäßigen Beherrscher wieder zurückzustellen.

Die v. We i f e.

Ein Mann in sich, ein Gott in seiner Stärke,
 Steht der Mann,
 Und baut sich über alle Riesenberge
 Seiner schönen Werke
 Himmelan
 Des Ruhmes Sternenbahn.
 Frey schafft sein Geist, frey seine Thaten waffen
 Pflicht und Stand
 Und Kunst und Recht in ewigen Gestalten
 Ihren Enclüs halten,
 Treuerkannt
 In Wahrheit und Verstand.
 Ihm troht kein Sturm, sein Ruder lenkt der Glaube,
 Gott und Lohn,
 Nicht blinder Lust, nicht schöner Bier zum Raube,
 Seinet Erdenstaube
 Troh und Jahn
 Ein größ'rer Erdensohn.
 Sein Geist, das Sonnenlicht für unsre Nächte
 Warm und klar,
 Sein Herz, das treue Siegel unſrer Rechte,
 Impuls höh'rer Mächte,
 Ernst und wahr
 Der Tugend offenbar.

Ein Mann in sich, ein Gott in seiner Stärke,
 Steht der Mann,
 Und baut sich über alle Riesenberge
 Seiner schönen Werke
 Himmelan
 Des Ruhmes Sternenbahn.
 J. M. Scham m e r.
 Theater = An z e i g e.
 Von G. L. P. Sievers.

Das Leben ein Traum.

(Schluß)

Der Charakter des gesellschaftlichen Lebens im Mittelalter, von welchem die Zeit, in welcher Calderon, Cervantes und Shakespear lebten, noch ein bedeutender Nachklang war, zeigte sich ernst, oder vielmehr, es gab in dieser Epoche noch gar kein gesellschaftliches Leben. Der Geist der Zeit fand Wohlgefallen an Kampf und Streit: so lange sich der Ritter im offenen Felde mit dem Feinde herumtummeln konnte, war ihm wohl. Aber in seiner Burg, oder auf sein Schloß zurückgekehrt, fand er in der Ruhe, welche ihn hier erwartete, eine Leere, welche ihm unerträglich fiel. Was Wunder, daß er diese Leere durch Zerstreungen auszufüllen strebte, was Wunder, daß er diesem oder jenem seiner Knappen, der Anlage zur Spasimacherey besaß, ein willig Ohr ließ? Seine Schadenfreude (ein dem Menschen angeborner Zug) ergeht sich besonders, wann der Spas-

macher, statt Dinge, bekannte, wohl gar gegenwärtige Personen, zur Zielscheibe seines Wihes machte. Es ward ihm endlich zu diesem Zwecke eine gänzliche Freyheit, sogar Unverletzlichkeit zugesprochen, ja, der Ritter, um der Späßmacherey das weiteste Feld einzuräumen, trieb endlich die Entfagung so weit, daß er ihr sogar Angriffe auf seine eigene Person gestattete. So entstanden die lustigen Rätke und am Ende die Hofnarren.

Begreiflich, daß eine Sitte, welche gleichsam zum Geseze im gesellschaftlichen Leben geworden war, auch in die nach und nach entstehenden theatralisch-dramatischen Belustigungen übergeben mußte: es war allgemeiner Zweck, sich den Ernst des öffentlichen kriegerischen Lebens durch Laune im Privatleben zu verflüßen. Diese Vermischung mußte auf der Bühne um so unerlässlicher Statt finden, da man ohne dieselben nicht einmal religiöse und Kirchenfeste volksgemäß genug feyern zu können glaubte.

Seit sich im Verfolge der immer mehr gesteigerten europäischen Cultur auch das Privatleben aus dem Stande der rohen Zufälligkeit zu bewußtvoller Zweckmäßigkeit ausgebildet hat, seit der Scherz, als nothwendiges geistiges Ingrediens, dem Genuße des gesellschaftlichen Lebens hinzugefügt, ja, als unzertrennbar von demselben, erachtet worden, seit die Vermischung des Komischen mit dem Ernstern gleichsam an die Tagesordnung des profaischen Lebens gekommen ist, seit jener Zeit hat man angefangen, auf der Bühne, wo der Geist sich eines künstlichen poetischen Lebens erfreuen will, die beyden Gattungen wiederum von einander zu trennen.

So, dünkt mich, hat sich's ereignet, daß zu Anfang der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das heißt zu Lessing's Zeiten, wo noch die Klarheit des Verstandes weder von den schwindelnden Speculationen einer forcirten Kunstphilosophie, noch von den Nebeln des hyperromantischen Mysticismus verdunkelt worden war, bey den unternommenen Bearbeitungen der Calderon'schen, Cervantes'schen und Shakespear'schen Werke die disparaten komischen Vermischungen mehr oder weniger ausgemerzt und der ernste Theil in seiner Einheit wieder gegeben worden ist. In dieser Gestalt sind mehrere Stücke spanischer und englischer Meister, in dieser Gestalt ist Don Quixote auf die deutsche Bühne und in's deutsche Publicum übertragen und haben mehr oder minder Glück gemacht, je nachdem die Bearbeiter dem Geiste der Originale den deutschen Geist unterzulegen verstanden.

Wenn trotz dem diese Bearbeitungen (ich meine hier besonders die dramatischen) dem Geschmacke der Deutschen immer noch zu widerstreben geschienen, so möchten nicht sowohl die Charaktere derselben an sich, als vielmehr die äußere Sitte, unter welcher sich diese zeigen, die Ursache der geringern Wirkung, welche sie auf den deutschen Bühnen hervorgebracht haben, gewesen seyn.

Aber soll das Mißlingen solcher Bearbeitungen die deutsche Bühne auf Werke verzichten lassen, deren Elemente geeignet sind, sich des Beyfalls von Jahrhunderten zu erfreuen? Nein. Aber diese Werke sollen nur von Männern, welche, thätig und geistig gebildet, nicht in den speculativen Theoremen der Studierstube, sondern durch lebendige praktische Anschauung der Bühne, sich ästhetischen und dramatischen Geschmack und Kenntniß der scenarischen Zweckmäßigkeit (Eigenschaften, zu denen die Anlagen sicher nicht oft vorkommen) erworben haben.

Ein solcher Mann ist der Übersetzer des vorliegenden Calderonischen Stückes. Seinen Beruf zu Bühnen-Bearbeitungen hat er nicht allein durch das Leben ein Traum, sondern auch durch die Donna Diana, Don Gutierre, Romeo und Julie u.s.w. hinlänglich beurkundet. Daß ihn keine blinde Verehrung für seine Originale leite, davon gibt er in der Vorrede zum Leben ein Traum die überzeugendsten Beweise. Folgende Stellen, in welchen er seine Meinungen und Grundsätze über diesen Gegenstand am unverholensten ausspricht, setze ich um so lieber her, als sie eines Theils den Geschmack und die Urtheilskraft des Bearbeiters beurkunden, andern Theils als vollgültige Entscheidung in der letzten Instanz zur Belehrung über diesen Gegenstand dienen können. Hr. West sagt (S. 6 der dritten Auflage): „Bey diesem Urtheile (daß nämlich das Leben ein Traum mit den Meisterstücken der antiken und modernen Poesie einen Vergleich auszuhalten vermöge) sehe ich von alle dem hinweg, was der National- und Zeitgeschmack

an dem reinen dichterischen Gedanken verbildet haben mag. Diesen von den Sclacken gereinigt darzustellen, womit der verderbte Geschmack des Zeitalters ihn verfehlt hat, ist die Aufgabe, welche sich jeder Bearbeiter eines Calderonischen Werkes machen muß u. s. w. Unter Geschmack (und wie es scheint, der gute Geschmack überhaupt) errägt die orientalische Uppigkeit der Bilder und die scholastische Spitzfindigkeit des Witzes nicht, wodurch sich die Theaterprache jenes Zeitalters auszeichnete. Die Situationen des Calderon sind in hohem Grade dramatisch, aber seine Behandlung des Dialogs ist es selten. In den entscheidendsten Momenten läßt er seine Personen, eine nach der andern, auftreten und lange Reden halten, welche nicht in der Natur und gegen alle theatralische Sitte sind. Seine Charaktere sind manchmal unbestimmt, manchmal übertrieben, und sein Gracioso, den er mit allen spanischen Dichtern seiner Zeit gemein hat, ist meistens ein sehr frohlicher Lustigmacher. Um den Calderon allgemein genießbar zu machen, muß er nothwendig bis auf einen gewissen Grad umgebildet werden.

Folgendes ist der gedrängte Inhalt des vorliegenden Stückes.

Dasellius, König von Polen (Hr. Anschütz), ein großer Verehrer der Astrologie, glaubt in den Sternen gelesen zu haben, daß sein Sohn Sigismund (Hr. Kretz), bey dessen Geburt sich furchtbare Zeichen am Himmel und auf der Erde begeben haben, dereinst ein blutdürstiger Tyrann werden, ja, daß er selbst, von diesem Sohne überwunden, zu dessen Füßen im Staube knien werde. Um von seinem Lande und von sich selbst ein so großes Unglück abzuwenden, läßt er den neugeborenen Prinzen öffentlich für todt ausgehen, ihn aber heimlich in einen, von aller menschlichen Gemeinschaft durch ein hohes Gebirge abgesonderten, Thurm bringen und ihn dort, in Ketten und Banden gefesselt, von Clotald, einem seiner Vertrauten (Hr. Heurter), bewachen. Um jede Möglichkeit, daß des Prinzen Dasellius je an's Licht der Welt kommen könnte, aus dem Wege zu räumen, wird es den Unterthanen bey Todesstrafe untersagt, sich in der Nähe jenes Gebirges betreten zu lassen. Seitdem ist eine geraume Zeit verfloßen und den kinderlosen König fängt es an, der Grausamkeit zu reuen, welche er an seinem Sohne verübt hat. Er beschließt, zu untersuchen, ob die Sterne vielleicht gelogen und sein Sohn kein Tiger, sondern ein menschliches Wesen, geworden. Die Höflinge geben ihre Zustimmung in des Königs Willen und augenblicklich wird Sigismund, durch einen betäubenden Trank in tiefen Schlaf versenkt, aus dem Thurme in den Pallast gebracht, in ein königliches Bette gelegt und bey seinem Erwachen wie ein Prinz behandelt. Aber die Prophezehung, welche der König in den Sternen gelesen, oder deren Erfüllung er vielmehr selbst durch sein eignes unnatürliches Betragen an dem Sohne herbeigeführt, bewahrt sich: kaum sieht sich Sigismund in Freiheit gesetzt, und als königlicher Prinz anerkannt, so wirft er einen Höfling aus dem Fenster in's Meer, behandelt er einen Großen des Reichs höchst übermüthig, will er seinen Erzieher erstechen, einer königlichen Prinzessin Gewalt anthun, ja, so stößt er sogar gegen den eignen Vater die schrecklichsten Drohungen aus. Gründe genug, daß der König abermals zum Schlaftrunke seine Zuflucht nimmt und den armen Sigismund von neuem in den Thurm werfen läßt, wo dieser, bey'm Erwachen, statt Sammt und Seide, die gewohnten eisernen Ketten fühlt. Eben geht der Prinz mit sich zu Rathe, ob er das Geschehene für einen Traum oder für Wirklichkeit halten soll, da stürmt das Volk, welches sich plötzlich, zu Gunsten des Prinzen, gegen den alten König erklärt hat, das Gefängniß des letztern, befreit ihn und stellt ihn an seine Spitze. Die Truppen des Königs werden geschlagen; dieser sieht sich genöthigt, damit die Prophezehung der Sterne in Erfüllung gehen mögen, seinen Sohn kniend um Gnade anzusehen. Sigismund kommt zur Erkenntniß, das Ende erräth sich von selbst.

Dies die nackte Fabel des Stückes in ihrem unmittelbaren dramatischen Zusammenhange. Hinzugefügt sind vier andere Personen, an deren absolute dramatische Nothwendigkeit der, nach positiver Realität, nach verstandesgemäßer Consequenz strebende Kunstfreund zweifeln dürfte. Diese Personen sind ein Prinz und eine Prinzessin, Nefte und Nichte des Königs (Hr. Lambert und Dlle. Fruscka), Donna Rosaura, (Mad. Löwe), endlich der Gracioso des Stückes (Hr. Wotke), Clarin mit Namen.

Ob sich Calderon bey diesem Werke eine poetisch-mystische, oder philosophisch-alle-

gerische Tendenz vorgeschrieben hat, ob durch den Inhalt desselben jenes weise Salomonische Sprichwort, „alles ist eitel auf der Welt,“ oder das andere, „alles Wissen ist Stückwerk,“ gepredigt werden, ob man endlich den Titel, das Leben ein Traum, für ein bloßes Aushängeschild, oder für den dramatischen Inbegriff der ganzen Handlung nehmen soll, das will ich unentschieden lassen. Nichts desto weniger dünkt es mich, Calderon, der sich an unzähligen Stellen seiner Werke nur darum der mystisch-poetischen Einkleidung bedient zu haben scheint, um seinen, die vortrefflichsten Weisheitslehren enthaltenden Raisonnements desto leichter Eingang zu verschaffen, habe mit seinem Stücke die praktische Wahrheit zur Anschauung bringen wollen: Erziehung macht den Menschen!

Die dramatische Zweckmäßigkeit der deutschen Bearbeitung scheint mir nur in einem einzigen Punkte verfehlt zu seyn: nämlich in der Beybehaltung Clarin's. Daß dieser im Thurm für den Prinzen genommen wird, ist, dünkt mich, des edlern Drama's unwürdig. Unkünstlerisch erscheint die Idee, daß des Königs Nefte, im Augenblicke, wo er um die Nichte desselben wirbt, das Bildniß einer andern Geliebten sichtbar am Halse trägt, und die Art, wie sich Rosaura wieder zum Besitze desselben zu verheissen sucht, der Intriguente Komödie angemessener, als dem ernsten Drama. Dies, meines Bedünkens, die Mängel, welche, obgleich gering und leicht zu verwischen, dem Werke seine Ansprüche auf einen unbedingten Beyfall erschweren müssen.

Der Bearbeiter hat sich, außer der ästhetischen Behandlung der Diction und der theatralischen Zweckmäßigkeit des Dialogs, auch noch das große Verdienst um das Stück erworben, daß die Handlung desselben durch seine Bearbeitung einen vollkommen dramatischen, rasch fortschreitenden Gang bekommen hat und in keiner Scene hinke, ein Vorzug, der dem Stücke nur von einem, der theatralischen Wirkung so kundigen und erfahrenen, Manne verlichen werden konnte. Dem poetischen Ausdrucke ließe sich vielleicht dann und wann mehr Natur und Leichtigkeit wünschen.

Der Umstand, daß Calderon die Scene nach Polen verlegt hat, ist zum Vorwurfe einer mannigfaltigen Kritik geworden. Mich dünkt, die Erklärung desselben kann auf dem allernatürlichsten Wege gegeben werden: den Nordländern ist der Süden, den Südländern der Norden das Land der Romantik. Calderon würde eben so gut Rußland oder ein anderes nordisches Reich gewählt haben, wäre Polen zu seiner Zeit nicht als das historisch- und politisch-wichtigste Land des Nordens bekannt gewesen. Diese Wahl ist also höchst zufällig.

Die Aufführung vom Leben ein Traum ist, wie die tragischen Leistungen des Burgtheaters ohne Ausnahme, in allen ihren Theilen vortrefflich: so wie die Künstler die Rollen auffassen, stellen sie sie in der Vollkommenheit dar. Folgende Bemerkungen mögen dem eignen Ermessen der respectiven Künstler anheim gestellt werden. Hr. U n s c h u t z legt in den Charakter des Königs die fest und bestimmt sich aussprechende Haltung eines Mannes, der durch das Studium höherer ernsterer Wissenschaften gebildet worden ist. Diese Auffassung ist vortrefflich und zeigt den denkenden Künstler. Aber, mich dünkt, der Ton der Rolle könnte weniger absichtsvoll, weniger erstrebend, weniger anmahnend seyn, auch schon deshalb, weil der König durch das Schicksal seines Sohnes als tief gebeugt erscheinen muß. Hrn. K e t t e l's fleißige Bestrebungen haben die verdiente Anerkennung erhalten: wo sich Kraft äußert, steht dieser Künstler im Sigismund stets auf dem rechten Platze. Aber sollte die Einförmigkeit dieser Kraftäußerung nicht aufgehoben werden und letztere nicht frappanter erscheinen, wenn sie durch Nuancirung der Verstandes-Außerungen, wie durch einen Gegensatz, gesteigert würde? Mad. L ö w e (Rosaura) spielt und spricht vortrefflich. Eine etwas thätigere, dramatischere Diction würde ihrer Darstellung mehr Lebendigkeit ertheilen. Da, wo sie diese anwendet, wie, z. B. in der Portrait-Scene, bringt sie großen Effect hervor. Dem. H r u s c h a (Estrella) scheint von der Natur eigends geschaffen, um Prinzessinnen darzustellen. Aber Prinzessinnen, gewöhnt, daß man auf ihre geringsten Laute horche, ihre leisesten Winke wahrnehme, accentuiren nie und nicken selten mit dem Kopfe. Will Dem. H r u s c h a beides unterlassen, so möchte sie leicht eine der interessantesten Theaterprinzessinnen der deutschen Bühne seyn. Hr. L e m b e r t spielt den Astoff, wie sich gebührt, das heißt, mit

einem gewissen heldenmüthigen Pathos, der der Rolle das äußere Relief gibt, welches ihr innerlich abgeht. Daß Hr. Heurteur sich des Sigismund begeben und dafür die untergeordnete Rolle des Clotald übernommen hat, ist zu loben und zu bedauern; zu loben, weil diese Resignation seinem Charakter Ehre macht, zu bedauern, weil vielleicht die abgetretene Rolle einen Pendant zu seinem Orest geliefert haben würde. Hr. Wotho (Clarin), dessen Fleiß und Talent übrigens die unbedingteste Gerechtigkeit widerfahren muß, sollte diese Rolle mit weniger Beweglichkeit spielen.

A n k ü n d i g u n g.

Bei dem bevorstehenden Vierteljahrsschlusse des siebenten Jahrgangs dieser Zeitschrift werden die H. H. Abnehmer eingeladen, die Vorausbezahlung auf das künftige Vierteljahr zeitig genug zu erneuern, um keine Verzögerung in der Übersendung derselben zu erleiden. Dienstags, Donnerstags und Sonnabends erscheint jedes Mal wenigstens ein halber Bogen Text, und wöchentlich am Donnerstage ein von Hrn. Phil. von Stubenrauch, Costumdirector der k. k. Theater, gezeichnetes und von dem rühmlich bekannten Hrn. Franz Stöber in Kupfer gestochenes, sorgfältig colorirtes Modenbild, moderne Frauen- und Männer-Kleidertrachten und Damen-Coiffüren darstellend. Der Jahrgang besteht aus vier Heften, deren jedes mit Titel, Register und Umschlag versehen ist.

Die Pränumeration beträgt mit den Modenbildern vierteljährlich 15, halbjährlich 30 und jährlich 60 fl. W. W.; ohne Modenbilder 7, halbjährlich 14 und jährlich 28 fl. W. W., und ist in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß (Dorotheergasse Nr. 1108) zu entrichten. Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modenbilder vom Texte nicht Statt findet) wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Obersthofpostamts-Hauptzeitungs-Expedition oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter wenden und vierteljährlich 18 fl. 30 kr., halbjährlich 33 fl. und jährlich 66 fl. W. W. vorausbezahlen.

Einzelne Modenbilder kosten in der Handlung zum goldenen Stern am Petersplatz 1 fl. W. W.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Modenbilder um die bestimmten Preise durch die Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen und der bisherigen sechs Jahrgänge auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

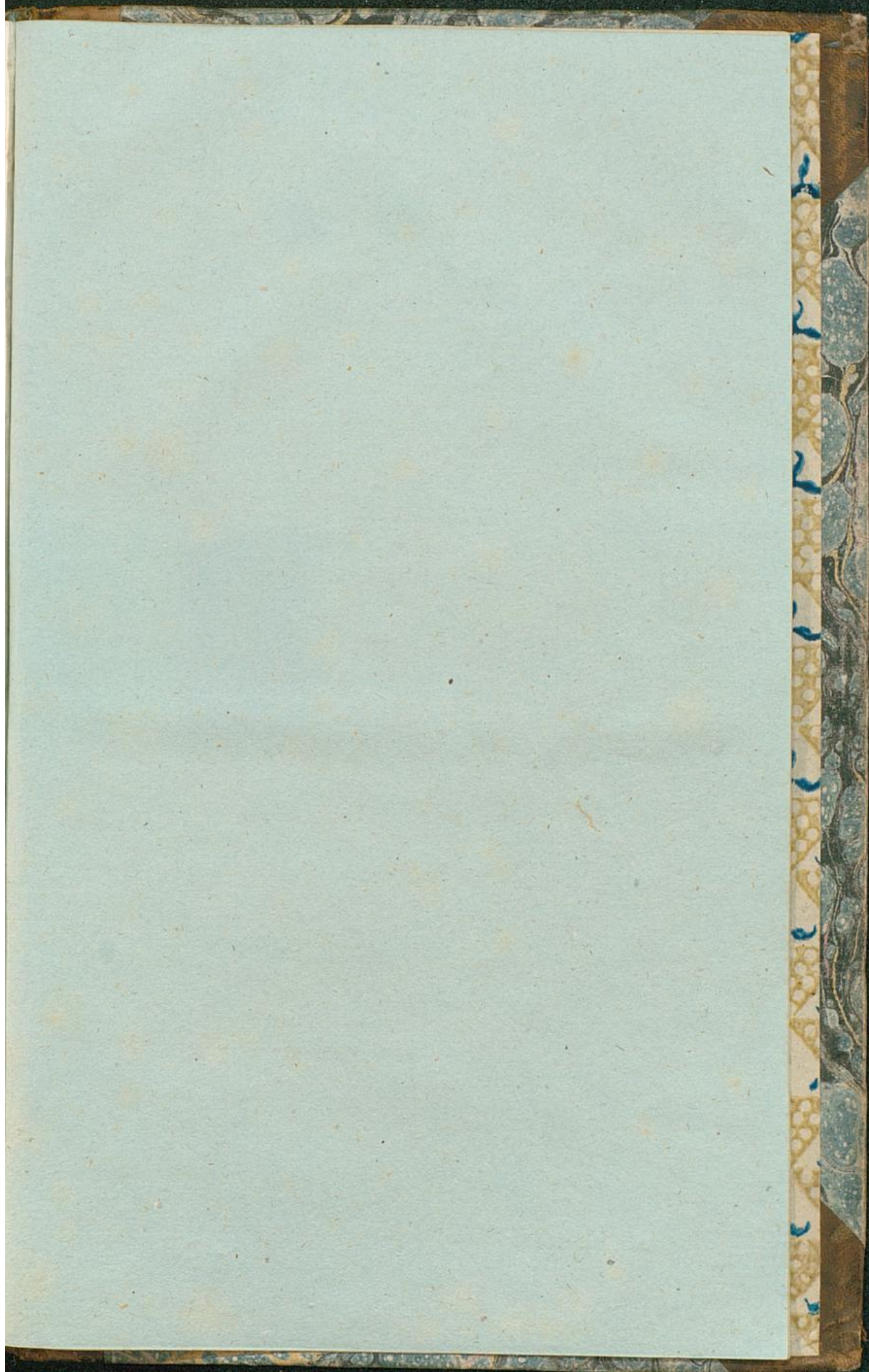
Für Liebhaber der Botanik.

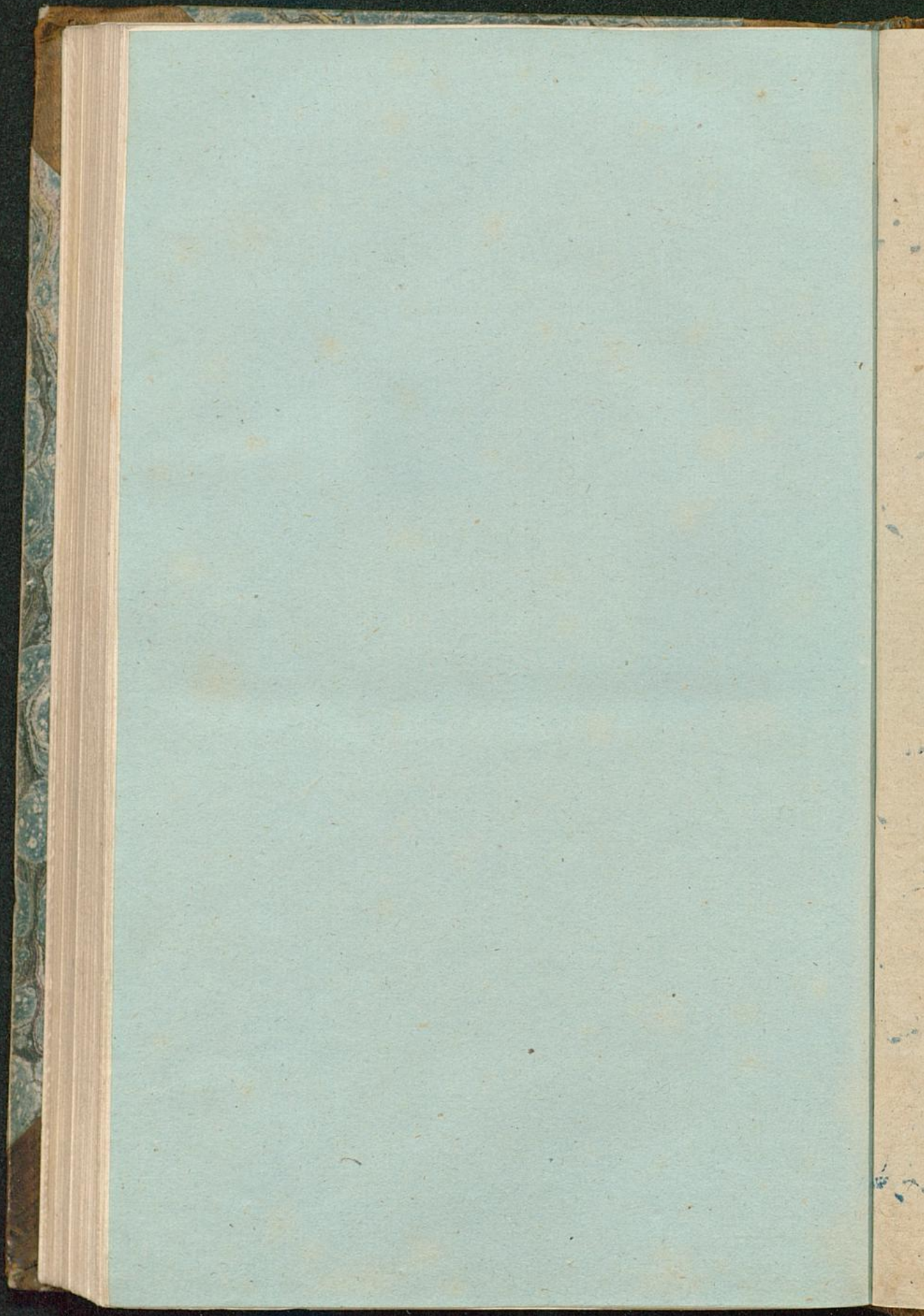
In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Acacia dodonaeifolia. Klebrige Acacie. Aus Neuholland.
- Calothamus quadrifida. Aus Neuholland.
- Chamaerops humilis. Niedrige Zwergpalme. Aus der Barbarey.
- Justicia assurgens. Aufsteigende Justice. Aus Jamaica.
- - microphylla. Kleinblättrige Justice. Von St. Cruz.
- Magnolia purpurea. Aus Amerika.
- Melia robusta. Aus Ostindien.
- Passiflora perfoliata. Durchstochene Passionsblume. Von Südjamaica.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.





86



